This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

OTTO HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT
LEIPZIG

LSoc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Die Fürstin Amalie von Gallitzin

und ihre Freunde.

Von

Joseph Galland.

Erster Theil.

[illegible]

[illegible], 1880

Die Fürstin

Amalie von Gallitzin

und ihre Freunde.

Von

Joseph Galland.

Erster Theil.

Köln, 1880.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

LSoc1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY
Treat fund

Vorwort.

Die vor mehr als fünfzig Jahren von Katerkamp herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin A. von Gallitzin mit besonderer Rücksicht auf ihre nächsten Verbindungen: Hemsterhuys, Fürstenberg, Overberg und Stolberg (Münster 1823)" — sind bis jetzt die einzige Schrift von Bedeutung über die Fürstin und ihre Freunde geblieben.

Es ist jedoch inzwischen auf katholischer wie protestantischer Seite eine Reihe von Werken erschienen, welche eine Fülle neuer und wichtiger Mittheilungen über das Leben und Wirken jener hervorragenden Personen in sich bergen. Indem ich anläßlich der Vorbereitung einer größern historischen Arbeit, deren Inhalt mit dem der gegenwärtigen theilweise zusammenfällt, mit den meisten jener Publicationen bekannt wurde, ward mir überdies ein so reicher Schatz ungedruckten Materials zur Verfügung gestellt, daß damit die Quelle der überhaupt vorhandenen bezüglichen Mittheilungen wohl erschöpft sein dürfte. Dasselbe umfaßt den gesammten schriftlichen Nachlaß des Münster'schen Ministers und Generalvicars von Fürstenberg und der vier ältern Brüder von Droste-Vischering, welche mit der Fürstin Jahrzehnte lang im engsten Verkehr gestanden, sodann den großentheils noch ungedruckten Briefwechsel zwischen der Letztern und dem Grafen Stolberg, und endlich zahlreiche schriftliche Auslassungen von und über die Fürstin, Hemsterhuis, Overberg, Katerkamp, Lavater, Sailer, Claudius, Fr. Jacobi, Goethe u. A.

Auf Grund dieser gedruckten und ungedruckten, in den Noten genau verzeichneten Quellen ist vorliegende Arbeit entstanden, welche in der gebotenen gedrängten Kürze das Leben und Wirken der Fürstin A. von Gallitzin und ihrer Freunde unter

beſonderer Hervorhebung des cultur- und kirchenhiſtoriſchen Moments darzuſtellen verſucht.

Für die wohlwollende Güte, mit welcher mir die Benutzung des genannten ungedruckten Materials verſtattet worden iſt, ſage ich auch hier meinen aufrichtigen, tiefgefühlten Dank, und zwar an erſter Stelle dem Herrn Erbdroſten Grafen Droſte zu Viſchering auf Darfeld, ſodann dem Herrn Grafen Fr. Stolberg auf Bruſtawe, den Herren Prof. Dr. Janſſen in Frankfurt, Prof. Dr. Schlüter in Münſter und Prof. Dr. Reuß in Trier.

Rom, am deutſchen Campo Santo, im November 1879.

Joſeph Galland.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

1. Jugendjahre und Bildungsgang der Fürstin 1
2. Verkehr mit dem Philosophen Franz Hemsterhuis 15
3. Die Fürstin in Münster. — Franz von Fürstenberg 28
4. Religiöse Umkehr der Fürstin 50
5. Freunde in der Ferne. — Friedrich Jacobi und Thomas Wizenmann . . . 79

I.

Jugendjahre und Bildungsgang der Fürstin.

Es war vor hundert Jahren, im Spätsommer 1779, als die Fürstin Amalie von Gallitzin nach Münster kam, um dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen: — ein durch seine Folgen hochbedeutsam gewordener Schritt ihres Lebens, das erste auffällige Glied in der Kette göttlicher Führungen, durch welche sie, die redlich Irrende, dem Glauben und der Kirche wiedergewonnen und einer Wirksamkeit zugeführt worden ist, welche ihrem Namen in der Culturgeschichte jener Zeit und mehr noch in der Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands eine hervorragende Bedeutung verschafft hat.

Um so mehr mag es denn gerechtfertigt erscheinen, wenn wir eben jetzt und in diesen Blättern eine gedrängte Schilderung des Lebens und Wirkens dieser edeln Frau und ihrer nächsten Freunde zu geben versuchen, deren Personen und Interessen durch die gegenwärtigen Zeitereignisse uns wiederum näher gebracht sind und denen wir für ihre segensreiche Wirksamkeit volle Anerkennung und Dankbarkeit schulden.

Es ist nicht leicht, das Leben der Fürstin zu schreiben, deren Schicksale außergewöhnlich sind, wie ihre ganze Erscheinung. Geboren in der protestantischen Hauptstadt Preußens, als Kind aus gemischter Ehe, und Glied einer Familie, welche dem glaubenslosen Hofe Friedrich's II. und der von französischer Frivolität durchsäuerten höhern Gesellschaft der Residenz nahe stand, gestorben in der gläubigen Hauptstadt Westfalens als demüthige Tochter der katholischen Kirche, umgeben von deren eifrigsten Freunden — wie merkwürdig und wechselvoll muß doch ein Leben sein, das zwischen zwei so heterogenen Endpunkten sich abspielt! Es erscheint in der That wie ein großartiges Drama im christlichen Sinne, voll Verwickelung und Irrung, aber mit glücklicher Lösung und dem endlichen Siege der Wahrheit, voll erschütternder Tragik und zugleich voll trostreicher Erhebung,

ein Drama, reich an bunten, spannungsvollen Scenen und an lebendig sich entwickelnden, rasch voranschreitenden Situationen, abwechselnd bald Fülle, Genuß und Glanz, bald Noth und Entbehrung und tiefstes Dunkel zeigend; es ist der heldenmüthige Ringkampf einer stets dem Ideale zustrebenden Seele mit den niederwärts ziehenden dämonischen Urkräften des menschlichen Gemüthes, der in lebendige Action getretene Zwiespalt einer edel und großartig angelegten, reich begabten, aber auch wild leidenschaftlichen, stolzen Natur. Ueber allen diesen Irrungen und Conflicten jedoch schwebt ungesehen die schützende Vorsehung Gottes, welche bald mild, bald kräftig eingreifend, der starkmüthigen Streiterin Alles zum Besten ordnet und sie dann ein hervorragendes Werkzeug der Gnade für Andere werden läßt.

Wie in Calderon's Auto „Gift und Gegengift" der durch Lucifer irregeführten und vergifteten Infantin ein Königssohn von wunderbar milder und schöner Gestalt zu Hülfe kommt, sie heilt und in sein Schifflein führt, das über ein weites Meer hin dem herrlichen Heimathlande des Retters entgegensegelt, so ist der durch Stolz und Weltsinn mißleiteten und kranken Fürstin endlich Christus, das langersehnte Ideal, zur Rettung erschienen, hat sie geheilt und sie in Sein Schiff, die Kirche, zurückgeführt. Und gleich der genesenen Infantin sitzt sie nun da am Vordertheile, unter der Leuchte des ewigen Lichtes, die Unschuld und die Liebe lehnen am Maste, der Verstand führt das Steuer, die Welt und die frühern Freunde senden ihr Spott- und Verwünschungsworte nach, alle Guten aber wünschen ihr ein herzliches: Fahr' wohl! Fahr' wohl! Sie ist wohl gefahren mit sammt den sie begleitenden Freunden und hat noch andere, die sehnsüchtig klagend am dürren Ufer gestanden, mit sanfter Gewalt zu sich in das sichere Fahrzeug gezogen; sie ist wohl gefahren trotz der Strudel in der Tiefe und der Stürme über ihr, vorbei an Klippen und Felsenriffen, bis sie, endlich an's Ziel der beschwerlichen Fahrt gelangt, ihr Leben am Fuße des so liebgewonnenen Kreuzes beschließt, dessen niederstrahlender milder Glanz alles Unebene und Scharfe in ihrem wechselvollen Leben bedeckt.

Amalie Fürstin von Gallitzin wurde am 28. August 1748 in Berlin geboren. Ihr Vater, Graf Samuel von Schmettau, ein Mann von hohen Geistesgaben, hatte früher in der österreichischen Armee den Rang eines General-Feldmarschalls bekleidet und die besondere Freundschaft des Prinzen Eugen genossen; hernach trat er unter Friedrich II. mit gleichem Range in preußische Dienste, ward außerdem zum Großmeister der Artillerie und zum ersten Curatur der erneuerten Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt und auch in diplomatischen Geschäften verwendet. Als Protestant heirathete er in zweiter Ehe (1740)

eine Katholikin, Maria Anna Freiin von Riffer[1]); während die Söhne aus dieser Verbindung protestantisch erzogen wurden, folgte Amalie dem katholischen Bekenntnisse der Mutter. Da der Vater schon 1751 starb, so wird ihr kaum eine Erinnerung an ihn geblieben, noch weniger aber irgend welcher erziehlicher Einfluß seinerseits auf die Tochter zur Geltung gekommen sein; doch hatte diese den hellen, männlichen Geist von ihm geerbt.

Im Alter von kaum fünf Jahren ward Amalie einem Kloster in Breslau zur Erziehung übergeben. Wie ihre dort sie einführende Tante mütterlicherseits in einem Bericht über die Jugendjahre der spätern Fürstin erzählt[2]), verstand die Kleine damals kein Wort Deutsch, sah zum ersten Male „lauter verschleierte geistliche Jungfrauen" und konnte nur mit zweien derselben französisch sprechen; doch fand sie sich bald zurecht. Die sorgsame Tante besuchte sie alle Vierteljahre, die Mutter kam im folgenden Jahre, und Beide waren zufrieden mit den Fortschritten der kleinen Amalie in der deutschen Sprache und in der Religion, besonders auch damit, daß sie anfing, „auf dem Clavier zu spielen, singen zu lernen und auch schon etwas zu tanzen".

In Folge der Unruhen des siebenjährigen Krieges ward sie von der Tante nach Berlin zurückgebracht, wo sie „eben so viel Lehrmeister und Lehrstunden als in Breslau hatte". Die Tante ihrerseits spielte die gestrenge Hofmeisterin der Kleinen, die „zwar keine Bosheit, aber doch gewisse Ungezogenheiten besaß, welche Kindern von sieben Jahren sehr angemessen sind". Die Mutter bat, Nachsicht mit der Tochter zu haben, „weil sie auf Recreation wäre"; aber schon nach acht Tagen nahm auf Wunsch der Mutter die Tante ihre frühern „Moralen" wieder auf, und wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Amalie spielte gern Karten und war

[1]) So Maupertuis, der Verfasser der Eloge de M. le maréchal de Schmettau in der Histoire de l'Academie royale des sciences et belles-lettres. Berlin 1752. (Angeführt bei L. Giesebrecht in der Zeitschrift Damaris 1862, S. 116.) Desgleichen Perthes historisch-heraldisches Handbuch zum genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser. Gotha 1855. S. 879. — Bei Katerkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallitzin, Münster, 1839, S. 3 heißt sie: v. Ruffert, und auf ihrem Grabstein im ehemaligen Schloßgarten zu Köpenick: v. Ruffor. Vgl. Damaris 1865, S. 400.

[2]) Nach den Schlußworten des Berichtes (abgedruckt in den Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Adelheid Amalie von Gallitzin. Stuttgart, Liesching 1868, S. 192—201) hat die Tante denselben erst lange nachher, im 74. Lebensjahre, vielleicht nach dem Tode der Fürstin (1806) und auf Wunsch der Münster'schen Freunde, aus der Erinnerung niedergeschrieben; daher wohl die verschiedenen chronologischen Irrthümer in demselben. Overberg scheint ihn bei Abfassung der Jugendgeschichte der Fürstin, von welcher Katerkamp a. a. O. p. VIII. berichtet, vor Augen gehabt zu haben. Letzterer hat, freilich ohne dessen Erwähnung zu thun, den Bericht nachweisbar benutzt und selbst die chronologischen Falsa herübergenommen.

sehr verdrießlich, wenn sie verlor. Ihr guter Mentor machte ihr begreiflich, daß es nicht edelmüthig sei, nur des Gewinnstes wegen zu spielen, es müsse vielmehr bloß zum Zeitvertreib geschehen. Die Mahnung fand sofort Gehör, die „Kleine zwang sich und spielte genereux wie eine Königin".

Im Januar 1757 kam sie in's Kloster nach Breslau zurück. Der siebenjährige Krieg hatte sich nach Schlesien gewendet und spielte um Breslau's Mauern. Die Oesterreicher eroberten die Stadt, um sie bald darauf wieder an die Preußen zu verlieren. Die Klosterpensionairinnen nahmen nun für und gegen Partei: Amalie war gut preußisch, eine Comtesse Bredow gut kaiserlich. „Bedenke doch, liebe Amalie," sagte diese, „wie gut es uns ging, als die Kaiserlichen Breslau hatten, und was für gute Sahne wir zum Kaffee bekamen. Vivat Maria Theresia! Dein Friedrich ist mir übrig!" Amalie war bitter böse und erwiderte: „Ich muß gut preußisch sein, mein Vater war Feldmarschall. Vivat mein König!"

Ein anderes Beispiel ihres früh zur Energie sich stählenden Willens. Eines Winters pflegte sie längere Zeit hindurch die gefrorenen Fenster mit allerlei Figuren zu bemalen; sie übte ihre Kunst mit so freudiger Emsigkeit, daß sie weder der grimmigen Kälte noch des starken Schmerzes ihrer ganz verfrorenen Hände achtete, bis die Nonnen mit Schrecken das Uebel gewahrten, das nur mühsam zu heilen war.

Neben dieser Willenskraft zeigte sich früh die tiefe, zarte Innigkeit ihres Gemüthes, zwei der hervorstechendsten Seiten ihres spätern Charakters. Obgleich Amalie in Folge eines sehr dürftigen Religionsunterrichtes meist ungern und gelangweilt dem Gottesdienste beiwohnte, so empfand sie doch mitunter die tiefsten Eindrücke kindlicher Andacht; sie betete gern vor einem wunderthätigen Marienbilde und beichtete oft unter Vergießung reichlicher Thränen. Während Drohungen und Strafen ohne Einwirkung auf sie blieben, vermochte ein sanftes, liebevolles Wort Alles über sie [3]).

Im Jahre 1761 oder 1762 wurde die etwa dreizehnjährige Amalie aus der klösterlichen Einsamkeit nach Berlin in das Haus ihrer Mutter zurückgebracht, welches zu den besuchtesten der Hauptstadt gehörte. Aber sie zeigte sich der Rolle nicht gewachsen, welche sie in der großen Welt und am Hofe zu spielen bestimmt war. In Folge des höchst mangelhaft ertheilten Unterrichts war sie sehr unwissend, ungeschickt sogar im Lesen und Schreiben, und von sonderbarem Benehmen [4]). Gegenüber den Son-

[3]) Katerkamp, Denkwürdigkeiten der Fürstin A. von Gallitzin. S. 4.

[4]) So berichtet sie selbst in einem ausführlichen Briefe an Hemsterhuis aus dem Jahre 1787. Derselbe ist neben dem Bericht der Tante so fast die einzige Quelle für ihre Jugendjahre. — Vgl. Katerkamp a. a. O. VI., 7. ff.

derbarkeiten ihres Verhaltens in Gesellschaft oder bei Spaziergängen, wo sie beispielsweise vor den am Wege stehenden Götterstatuen wie vor Heiligenbildern sich verneigte, sah die Mutter sich veranlaßt, die Tochter zur bessern Ausbildung in ein Pensionat der Hauptstadt zu schicken, das unter der Leitung eines französischen Atheisten und Schülers des berüchtigten la Mettrie, eines gewissen Prémonval, stand. Hier lernte Amalie zwar tüchtig tanzen, französisch sprechen und in der alten Mythologie sich zurecht finden, aber der so nöthige Unterricht in den eigentlichen Lehrfächern, vorab in der Religion, ward ihr nicht zu Theil, und so kehrte sie nach anderthalb Jahren, an Kenntnissen wenig reicher, an Glauben nur noch ärmer, in ihr Haus und in die große Welt zurück.

Aber sie fühlte sich hier nicht heimisch; sie litt vielmehr bei den faden Salongesprächen und dem viel gepflogenen Kartenspiele an verzehrender Langeweile, und mußte obendrein von den weit geschicktern jungen Damen ihres Alters vielfache Kränkungen ihrer Eigenliebe hinnehmen. Um dieser Noth zu entgehen und für die Folge sich eine geachtetere Stellung zu verschaffen, warf sie sich einer ungezügelten Lectüre in die Arme. Das aus dem Kartenspiel gewonnene Geld wurde dazu verwendet, um von einem Buchhändler Bücher solcher Art zu entleihen, „die für eine junge Dame geeignet seien, welche sich selbst zu unterrichten strebe". Es wurden ihr zumeist französische Romane zugestellt. Sie las nun Tag und Nacht. Ihre lebendige Phantasie fand und schuf sich eine neue, schönere Welt, eine bessere, als jene sie umgebende es war. Das Niedrige und Gemeine der Romane ging durch gnädige Fügung an der Unschuld und dem idealen Sinn der jungen Leserin ohne böse Einwirkung vorüber, vielmehr hatte sie nach ihrem eigenen Geständniß an Hemsterhuis [5]) eine tiefe Verachtung gegen alle gemeinen Fehler und Laster gewonnen, gegen alles, was sie von dem romanhaften Thron hätte herabstürzen müssen, auf welchen sie sich auf den goldigen Flügeln rosiger Jugendphantasie erhoben hatte. Daneben widmete sie sich in bestimmten Stunden des Tages mit derselben Leidenschaft der Musik, und als sie hier in der lebhaften Theilnahme einer jungen Dame aus einem befreundeten Hause auch noch das Glück der Freundschaft verkosten durfte, glaubte sie beinahe sich am Ziele ihrer Wünsche zu erblicken.

Doch Eins störte und beunruhigte sie inmitten ihrer jugendlichen Glücksträume. Es war ein letzter Ueberrest von Erinnerungen aus ihrem frühern Religionsunterricht: der Gedanke an die Ewigkeit der Höllenstrafen, welcher, je länger, je mehr, wie ein düsteres Schreckbild ihre Seele ergriff und sie in namenlose, selbst der Gesundheit gefährliche

[5]) A. a. O. S. 15.

Qualen stürzte. Was nützte da die von der Mutter gebotene Vorlesung der Predigten Bourdaloue's, was der gewohnte Gang zur sonntäglichen Messe, wo die vornehme Welt durch das Fenster eines kleinen Cabinets mit schlecht verhehlter Langweile auf den Altar und in die Kirche herniederschaute, oder besten Falls in einem französischen Gebetbuch blätterte? Und doch mußte das arme gequälte Mädchen von seinem Schreckbilde sich befreien, in der einen oder andern Weise ihre Zweifel beseitigen und die geängstete Seele wieder zur Ruhe bringen. Sie hatte Niemanden, mit dem sie sich besprechen, keine Bücher, aus denen sie die nöthige Belehrung hätte schöpfen können. In solcher Hülflosigkeit erwachte in ihr der Hang zur Speculation, um durch die Kraft des eigenen Gedankens dem Widerstreit in ihrer Seele einen guten Ausgang zu bereiten. Aber der Mangel an nöthigen Denkformen und die Ueberfülle romanhafter Gebilde ließen die hundert Mal begonnene Gedankenreihe nie zum Abschluß gelangen.

Indeß hatte sie doch im Allgemeinen zwischen Gut und Schlecht, oder vielmehr zwischen Schön und Häßlich zu unterscheiden gelernt, da sie Anfangs zumeist von der ästhetischen Seite die Dinge betrachtete, allmälig aber zu einer Art moralischer Betrachtung fortschritt, indem sie dem Begriffe geistiger Schönheit vorzüglich die sittlichen Eigenschaften des Willens und Herzens unterlegte. Hier war das Ideal, welchem nachzustreben sie sich verpflichtet hielt und das sie — vollendet oder noch im Werden begriffen — in den Personen aufsuchte, mit welchem sie zusammenkam, gleichviel ob Mann oder Frau, ob Jung oder Alt, um nur durch deren Freundschaft und Liebe in der eigenen Erstrebung jenes Ideals neu befestigt und heilsam gefördert zu werden. So schwand denn auch für eine Zeitlang die quälende Unruhe ihrer Seele.

In diese Zeit ihres Lebens fällt ein Ereigniß, das für ihre Zukunft leicht hätte verhängnißvoll werden können. Von den Verwandten wurde nämlich eine Verbindung des erst sechszehnjährigen Mädchens mit einem dem Gerüchte nach sehr reichen Baron von Gersdorff einzufädeln gesucht. Derselbe kam nach Grätz, wo die Familie sich eben aufhielt, und stellte bald Heirathsanträge. Er machte auf Alle günstigen Eindruck, nur der Erkorenen selbst wollte er nicht gefallen. Man setzte dieser nun von allen Seiten heftig zu; sie aber „lamentirte hierüber sehr und bat Alle, so sie ansah, um ihr Gebet zu Gott, ihr einzugeben, wie sie sich entschließen solle". So berichtet die treue Tante[6]), welche damals allein auf Seite ihrer Nichte stand und diese bat, sich doch nicht überreden zu lassen, „denn in diesem Falle sind die Kinder nicht verbunden, denen

[6]) In den Mittheilungen bei Liesching, 197 ff.

Eltern zu gehorsamen". Zugleich versuchte jene die am meisten drängende Mutter von ihren Wünschen abzubringen, erhielt aber von dieser zur Antwort: „Du kennst sie darinnen nicht, die Liebe wird sich schon finden!" Da erklärte denn Amalie des andern Tages, den dringenden Wünschen der Familie sich fügen zu wollen. An dem Tage, wo sie siebenzehn Jahre [7]) alt wurde, fand die Verlobung statt. Es ging höchst festlich und fröhlich zu; auch Amalie schien vergnügt, ja „ungemein lustig", sei es im Zuge ihrer unbesorgten fröhlichen Kindesnatur, oder aber, um den innern Schmerz des Herzens zu betäuben. Die ahnende Tante bemerkt bloß: „Nur die Liebe wollte sich nicht finden". Gleichwohl wurde die Hochzeit auf den Juni folgenden Jahres (1766) festgesetzt. Man traf die nöthigen Anstalten, sorgte für die Ausstattung, und schon brachte der herübergekommene Bräutigam „die Bestimmung des Trauungstages, die Erlaubniß zum Aufbieten und das Maß zu den Trauringen mit sich," als plötzlich das bereits länger umgegangene Gerücht bestätigt wurde, der Bräutigam sei ein Betrüger und stecke voller Wechselschulden. Nun aber that die Tante das Ihrige, und Amaliens Vormund, der preußische Großkanzler Baron von Fürst, bewirkte die völlige Lösung des eingegangenen Verhältnisses. Damit hatte denn diese romanhafte Episode ihres Lebens einen glücklichen Ausgang gefunden.

Die junge Gräfin kehrte alsbald mit ihrer Familie nach Berlin zurück, nahm wieder Theil an dem Leben der großen Welt und am Hofe, wobei sie schon früher von der Mutter eingeführt war, und widmete sich in den freien Stunden wiederum eifriger Lectüre. Wahrscheinlich während ihrer Abwesenheit von der Hauptstadt [8]), im Frühjahr 1765, war auf des Königs Einladung der berüchtigte Helvetius auf einige Monate nach Berlin gekommen, um nach d'Alembert's Ausdrucke bei dem Philosophen auf dem Throne sich zu trösten über die Verfolgung, welche Fanatiker in Frankreich ihm bereitet hatten. Helvetius hatte sein Buch vom Geiste [9]) geschrieben, das wegen seiner anstößigen Lehren auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt worden war. Er lehrte darin, daß der Geist das Vermögen des Denkens sei, welches in seinen beiden passiven Kräften, Eindrücke aufzunehmen und solche zu bewahren, auch dem Thiere eigne. Vor diesem habe der Mensch nichts als die Hände und Finger voraus,

---

[7]) Die berichterstattende Tante sagt irrig: 15 Jahre, obwohl sie vorher das Jahr 1765 genannt hat.

[8]) L. Giesebrecht, der übrigens den Bericht der Tante nur nach der fragmentarischen Benutzung Katerkamp's, nicht im Wortlaute, gekannt hat, läßt die junge Gräfin während des Aufenthaltes des französischen Philosophen in Berlin anwesend sein. Vgl. Damaris. Eine Zeitschrift, Stettin 1862. II. 117.

[9]) De l'esprit. Paris 1758.

ein Ausspruch, welchen längst vor ihm schon Anaxagoras gethan. Jene Kräfte und somit das gesammte menschliche Denken, auch die darin beschlossene Thätigkeit des Begreifens und Urtheilens, müßten als bloß natürliches Empfinden angesehen werden. Materie sei nichts Wirkliches, sondern nur Vorstellung. Das einzig Reelle im Leben, der Regulator und alleinige Richter der menschlichen Handlungen sei der Vortheil; die einzig bestimmende Triebfeder Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß — eine Lehre, die freilich nur das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrieth, wie Fr. Schlegel sagt[10]). Eben dieses Buch fiel der zurückgekehrten Gräfin in die Hand, wohl nicht von ungefähr, sondern vermuthlich aus Anlaß von Gesprächen und Disputationen, deren Gegenstand Helvetius und seine Schrift auch nach seiner Abreise von Berlin namentlich bei den Hofgesellschaften war. Sie las es mit steigendem Interesse und war wie umschlungen von den Wirrungen eines ganz neuen Schauspiels, das die vordem nie gehörten Ideen des Buches vor ihrem Geiste eröffnet hatten. Es schien ihr, wie sie später an Hemsterhuis schrieb[11]), als wäre eine dicke Kruste weggefallen von ihren Augen, die nur schüchtern den geblendeten Blick auf so manche neue und verworrene Gegenstände hefteten. Nun erst glaubte sie wenigstens eine Art von Begriff über Körper, Geist, Sinn, Materie u. dgl. erhalten zu haben. Und doch hätte sie selbst nicht sagen können, was sie denn eigentlich in Helvetius' Schrift richtig oder unrichtig oder auch gar nicht verstanden, obwohl gewiß nicht die Tiefe des Systems, sondern wohl nur die mangelnde Kenntniß der philosophischen Terminologie sie daran hinderte. Genug, sie dachte und träumte nur noch von den neuen Ideen, legte in dem Verlangen nach Befriedigung ihrer Wißbegierde Jedem ohne Unterschied mancherlei Fragen vor und sprach kreuz und quer von Metaphysik, worüber die Jüngern ihr in's Gesicht lachten, und die ältern Glieder der Gesellschaft sie mit Vorwürfen straften, weil sie Unsinn spräche und mit Dingen sich befasse, die sich für eine junge Dame nicht geziemten. Nur bei einigen der Letztern, namentlich bei einem schon betagten Baron von Redern, einem Oheim der später mit ihr befreundeten Gräfin Sophie Stolberg, fand sie freundliches Entgegenkommen, da diese an dem naiven, strebsamen Mädchen Interesse fanden und bei der gefährlichen Art, ihre Wißbegierde zu befriedigen, Mitleid mit ihr fühlten. Wo immer sie konnte, schloß sich Amalie an dieselben an, hörte ihren warnenden, zurechtweisenden und belehrenden Worten mit Aufmerksamkeit zu, legte die gefährliche Schrift des Helvetius bei Seite und kam unter

[10]) Fr. Schlegel's sämmtliche Werke. II. 189.
[11]) Katerkamp a. a. O. 29 f.

Weisung ihrer verständigen Freunde allmälig zu einem ruhigen, mehr geregelten Nachdenken. Ihr dankbares Gefühl ließ sie seitdem nicht nur mit Vorliebe an das Alter sich anschließen, sondern trug auch dazu bei, daß ihre Begriffe von sittlicher Vollkommenheit, indem dieselben allmälig aus den romanhaften Umhüllungen sich losschälten, an Tiefe und Klarheit gewannen, und so von der jungen Philosophin getreulich auf die Idee eines höchsten Wesens übertragen wurden. Aber bis zur Ueberzeugung von der persönlichen Existenz dieses Wesens war ihre Speculation noch nicht durchgedrungen; auch der Begriff von der innig nahen Beziehung Gottes zum Menschen lag ihr damals noch in nebelgrauer Ferne. Gleichwohl fühlte sie sich in gewissen Momenten geheimnißvoll nach oben hingezogen; überhaupt sprach sie nun gern von dem erhabensten Wesen, empfand im Gotteshause, dessen Besuch noch zum guten Ton gehörte, nicht mehr das Gefühl der Leerheit und des Unbefriedigtseins, wie vordem, las nur noch ernste Sachen, und vertauschte die sorglose, offene Naivetät ihres seitherigen Benehmens, mit hohem sittlichem Ernste, der freilich zu dem kecken, oft frivolen Ton der damaligen höhern Gesellschaft seltsam abstechen mochte.

Es waren die ersten augenscheinlichen Wirkungen des stillen Waltens einer höhern Führung, welche überhaupt im Leben der Fürstin ganz auffallend uns entgegentritt. Oder wie hätte ein junges, unerfahrenes Mädchen, dem die Erziehung weder klare Begriffe von Recht und Unrecht, noch sittlichen Halt in's Leben mitgegeben, all' den tausend Schlingen und Fanggruben entgehen können, welche die eigene verderbte Natur, ungeordnete Lectüre und das beinahe allgemein herrschende Beispiel frivolen Unglaubens und frecher Unmoralität ihr legten, wenn nicht höherer Schutz sie geschirmt und eine mächtige Hand sie geleitet hätte?

Die junge Gräfin Schmettau war inzwischen Hofdame der Prinzessin Ferdinand von Preußen geworden. Als solche reiste sie in deren Begleitung im Jahre 1768 zu den Bädern von Aachen. Hier weilte gerade, auf der Durchreise von Paris nach Petersburg begriffen, der russische Fürst Dimitri von Gallitzin[12]), ein Mann von dreißig

---

[12]) Die fürstliche Familie der Gallitzin stammte vom zweiten Sohne des Großfürsten Gedimir von Lithauen ab, ward bald russificirt, erfreute sich außerordentlich reicher Nachkommenschaft, hatte eine interessante Familiengeschichte und ward durch materielle Güter, Talent und Geistesbildung, sowie durch einflußreiche Verbindung eines der hervorragendsten Häuser des hohen russischen Adels. Der in Rede stehende Fürst Dimitri Alexajewitsch von Gallitzin, geb. am 21. Dec. 1738, ging am 6. Nov. 1763 im Auftrage der Kaiserin Katharina nach Paris, um dort Originalgemälde für Czarskoje-Selo anzukaufen; 1768 ward er zurückberufen, um in Petersburg die Ernennung zum Gesandten im Haag entgegenzunehmen. Katerkamp's Angabe (S. 34) von einem vierzehnjährigen Aufenthalte

Jahren, seiner Lebensart und dem Rufe nach von hoher Geistesbildung und bedeutender Gelehrsamkeit. Während eines mehr als vierjährigen Aufenthaltes in Paris hatte er sich mit der französischen schönen Literatur und der Philosophie der Encyclopädisten vollständig vertraut gemacht und mit deren gefeiertsten Vertretern, Diderot, d'Alembert und Voltaire, persönliche Freundschaft geschlossen. Diderot charakterisirt ihn als eine schöne Seele, von einfacher Lebensart, schlicht, ohne Standesvorurtheile und als einen Moralisten bis über die Ohren[13]). In Aachen schloß sich der Fürst an die Gesellschaft der preußischen Prinzessin an und lernte so die junge Gräfin Schmettau kennen, welche im Gegensatze zu der im Schwange begriffenen Coquetterie und Leichtlebigkeit der übrigen Damenwelt durch einfache Sitten, durch hohen Ernst und die Originalität ihres Geistes Allen vortheilhaft auffiel. Hierdurch angezogen und von dem Zauber ihrer Unterhaltung, den musikalischen Talenten und ihrer stattlichen äußern Erscheinung bestrickt, bat der Fürst schon nach kurzer Zeit um ihre Hand. Es mußte schnell Entscheidung getroffen werden, da seine Abreise nach Petersburg keinen längern Aufschub mehr duldete. Amalie hatte an so baldige Verehelichung nicht gedacht; sie hegte nach eigenem Geständniß[14]) keine leidenschaftliche Neigung für den Fürsten, fühlte sich aber zu ihm hingezogen als einem der besten und gebildetsten Männer der damaligen höhern Gesellschaft. In dieser Meinung wurde sie noch bestärkt durch mehrere vom Fürsten ihr vorgezeigte Briefe Voltaire's und Diderot's, in welchen er in niedriger Schmeichelei als vorzüglicher Kenner und hochherziger Mäcenas der Wissenschaften gepriesen wurde. Das war im Grunde entscheidend für die Wahl der Gräfin. Die hohen Empfindungen der vergangenen Jahre waren tief in ihrer Seele gewurzelt, noch immer suchte sie in unterstützender Vereinigung mit einer stärkern Persönlichkeit das Ideal ihrer Wünsche zu erreichen und mit jedem Aufschwunge ihres Gemüthes wie zur lebendigen Erfassung jenes höchsten Wesens sich emporzuringen, das sie mehr ahnend fühlte, als erkannte. Der Fürst erschien ihr als die unterstützende Kraft, als das Werkzeug zur Vollendung ihrer wissenschaftlichen und moralischen Erziehung; zugleich auch hoffte sie ihrerseits jenem zur eigenen Vervollkommnung nützen zu können: diesen Doppelzweck gegenseitiger Vervollkommnung unterstellte

---

des Fürsten in Paris ist demnach irrig; abgesehen davon, daß letzterer ja sonst bei erhaltenem Auftrage erst 16 Jahre alt gewesen sei, und Katharina II. erst 1762 zur Herrschaft gelangte. — Vgl. Dr. Arthur Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels. Cassel 1877. S. 79, 81, 96.

[13]) Diderot, memoires, correspondence et ouvrages inédits. Paris 1834. III. 441, 458, II. 396, 416. — Vgl. Damaris 1862. II. 118 f.

[14]) Katerkamp a. a. O. 35, 37.

sie schon damals jeder innigen Verbindung. „Mein Herz bedurfte nicht, — schrieb sie später selbst an Hemsterhuis[15]) — was man in der Welt Liebe nennt; aber die Neigung, welche den geliebten Gegenstand zu vervollkommnen strebt und wovon das Ideal die tiefsten Wurzeln in mein Gemüth geworfen hatte, war mir höchstes Bedürfniß geworden, und dieses Ideal war mir unabhängig von der Gestalt. Ich fühlte, daß der Fürst Alles für mich werden könne, wenn er diese Gesinnungen mit mir zu theilen fähig wäre."

So nahm sie endlich den Antrag des drängenden Fürsten an, zumal ihre Freunde und Verwandten dringend dazu riethen, und inzwischen auch die Einwilligung der Mutter erfolgt war. Am 10. August 1768[16]) fand in einer Kapelle in Aachen die kirchliche Trauung statt. Das junge Paar begab sich dann auf Reisen und war vorübergehend in Brüssel, Berlin und Petersburg. Hier ward die Fürstin der Kaiserin Katharina vorgestellt, deren Achtung und Neigung sie gewann[17]) und in deren Auftrag sie später einige Zeit in Paris sich aufhielt, um kostbare Spitzen einzukaufen. Auf der Reise zum Haag, woselbst der Fürst als neu ernannter russischer Gesandte in der Folge seinen Aufenthalt zu nehmen hatte[18]), gebar seine Gemahlin am 7. December 1769 eine Tochter Marianna (Mimi), am 22. December des folgenden Jahres im Haag einen Sohn, der des Vaters Namen Dimitri (Mitri) erhielt[19]). Die Stellung des Fürsten nöthigte seine junge Gemahlin, öfters am Hofe und in den höhern Gesellschaften im Haag zu erscheinen. Ihre anmuthige Erscheinung, der natürlich frische Ton und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, die glänzenden Talente und die sprudelnde Lebendigkeit ihres Geistes, dazu der Zauber eines sittlich unbefleckten Herzens erwarben ihr in kurzer Zeit die Liebe und Bewunderung Aller, und bald war sie die gefeiertste Persönlichkeit der ganzen Gesellschaft. „Die Fürstin — schrieb der im Sommer 1773 dort anwesende Diderot nach Paris[20]) — ist eine sehr lebhafte, sehr muntere, sehr geistreiche Frau, von einer recht angenehmen Figur, mehr als ziemlich jung, unterrichtet und voll Talenten. Sie versteht mehrere Sprachen, wie das bei deutschen Damen gewöhnlich ist, spielt

[15]) A. a. O. 37 f.

[16]) Raßmann, Nachrichten über Münsterländische Schriftsteller, S. 117.

[17]) Vgl. Liesching 173.

[18]) Seit 1770. Kleinschmidt (a. a. O. 96) läßt den Fürsten irrthümlich erst 1773 nach zehnjährigem Aufenthalte in Paris als Gesandter nach dem Haag übersiedeln.

[19]) Ein drittes Kind scheint im Frühjahr 1776 gleich nach der Geburt gestorben zu sein. Vgl. Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin. 1874. S. 188.

[20]) Diderot l. c. III. 107 f. — Vgl. Damaris a. a. O. 121. — Liesching a. a. O. 64. — Schlüter a. a. O. 27. — E. Grucker, François Hemsterhuis, sa vie et ses oeuvres. Paris 1866. p. 22.

Klavier und singt wie ein Engel; sie steckt voll freimüthiger und schlagender Witzworte. Sie ist sehr gut und sagte gestern bei Tische, Unglückliche anzutreffen sei so süß, und gern verzeihe sie es darum der Vorsehung, daß sie deren etliche auf die Straße geworfen hätte. . . Sie ist äußerst empfindlich, sie ist es sogar für ihr Glück ein wenig zu sehr. Da sie Kenntnisse und gesundes Urtheil besitzt, so disputirt sie wie ein kleiner Löwe."

So zeigte sie sich äußerlich vor der Welt. Aber wie war es um ihr Inneres bestellt? Fand sie denn in dem Trouble weltlicher Zerstreuungen die Wünsche des Geistes und Herzens gestillt? Diderot's Worte von ihrer äußersten Empfindsamkeit deuten wenigstens schon auf eine innere Unruhe hin, und ihre eigenen Bekenntnisse aus späterer Zeit lassen über das Unbefriedigtsein ihres nach Höherem strebenden Geistes keinen Zweifel übrig. So bezeichnet sie in einem Briefe an Hemsterhuis den Eintritt in die höhere Gesellschaft als den Zeitpunkt, seit dem sie „getäuscht und abgelenkt durch Eitelkeit und Lüge, bettelnd um den Beifall lüsterner Augen," ihr Glück und ihre Ruhe schwinden sah, wo lange und schauderhafte Finsterniß sie verwirrte, das Gefühl dumpfer Leerheit sie umnachtete und die süßen Strebungen nach dem heißgesuchten Ideale ihrer Seele der Verzweiflung Raum gaben. „Vergebens — so klagt sie später in schmerzlicher Erinnerung an diese Zeit — vergebens warf ich mich nun noch mehr als jemals in die Arme der Zerstreuungen und Lustbarkeiten der großen Welt; ich brachte aus diesem ewigen Kreis von Spielen und Besuchen und Schauspielen und Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserem, das ich dennoch nicht kannte und keinem anvertrauen durfte, nach Hause; ich schlief selten ohne Thränen ein. Mir war wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indeß sie selber bittere Thränen vergießen." [21])

Auch der Fürst ward ihr nicht das, was sie Anfangs von ihm erhofft hatte. Mit bloß äußerlichen Beweisen von Aufmerksamkeit und Wohlwollen, wie er sie seiner Gemahlin schenkte, war ihr wenig gedient; sie hatte sich vielmehr in der Erwartung mit ihm verbunden, daß er ihr „Alles" werden sollte, daß Beide sozusagen unter Verschmelzung ihrer innern Persönlichkeit in getreuem einheitlichen Zusammenwirken dem erträumten hohen Ideale immer mehr sich näherten und endlich es erreichten. Dazu jedoch hatte der Fürst zu wenig Tiefe und idealen Sinn und zu viel profanes Wesen[22]); er fühlte sich wohl und befriedigt in der Be-

[21]) Katerkamp a. a. O. 37, 41.

[22]) So urtheilt Stolberg über ihn. Vgl. Hennes, Briefwechsel des Grafen L. von Stolberg mit dem Herzog Peter von Oldenburg, S. 434.

wunderung seiner Schmeichler, die seine Gutmüthigkeit selbst auf Kosten seines Vermögens mißbraucht zu haben scheinen[23]). Er pflegte mit Vorliebe die exacten Wissenschaften und schwamm ganz in den seichten Wassern der Philosophie der Encyclopädisten, wie er denn eben noch ein nachgelassenes Werk des (1771) verstorbenen Helvetius „Ueber den Menschen, seine Fähigkeiten und seine Erziehung" auf seine Kosten hatte drucken lassen, eine Fortsetzung des früher erschienenen Buches „Vom Geiste", das der Fürstin die größte Herzensunruhe bereitet hatte. Zudem besaß er nicht entfernt jene Willenskraft und Charakterstärke[24]), wie sie schon damals an der Fürstin hervortrat, und die ihr als das erste Requisit bei einem Manne galt, der ihre Achtung und Verehrung genießen wollte.

So erfüllte das Gefühl bitterer Täuschung ihre Seele. Von christlicher Ertragung eines solchen Ehekreuzes, das sie ja selber in einem gewissermaßen idealen, aber immerhin egoistischen Drange und in flüchtiger Eile sich aufgeladen hatte, konnte in jener Zeit noch keine Rede sein, wo das Christenthum mit seiner tröstenden Himmelskraft ihr noch verschattet und verschlossen dalag, und die Ehe selbst ihr kaum mehr als eine bloße gesellschaftliche Einrichtung und dem „geheiligten Bande der Freundschaft" untergeordnet erschien, weit mehr aber noch jenem heiligen Bande, „welches Gott und die Natur allein geknüpft," und dem nach ihrer Meinung Alles weichen mußte: — der Liebe der Mutter zu ihren Kindern[25]). Und in dem Gedanken an ihre heranwachsenden Kleinen und an die denselben nöthige Erziehung traten ihr in lebendiger, schreckhafter Gestalt die schlimmen Folgen der eigenen mangelhaften Erziehung vor die Seele, vor welchen sie jene um alles in der Welt bewahren wollte. Dies und allerlei hinzutretende Leiden des gesellschaftlichen Lebens, wie Neid, Undank und Kränkungen jeder Art, steigerten den ohnehin schon wirrnißvollen Zustand ihres Innern auf's höchste. Vielleicht trat auch noch die Stimme der Ehre und des Gewissens hinzu, die sie vor einer sittlichen Gefahr warnte, deren sie, vermuthlich auf diese Zeit hindeutend, lange Jahre nachher in ihrem Tagebuch Erwähnung

---

23) Schlüter, Briefe der Fürstin Gallitzin an Hemsterhuis, 1876. S. 163.

24) Hemsterhuis schrieb 1781 über ihn an Fürstenberg: Il (scil. le prince) a bien des faiblesses mauvaises et quelques-unes de bonnes, dont il faut tirer parti dans l'occasion. Enfin son total est extrêmement faible." Weiterhin nannte er ihn „un homme excessivement faible." Aus Fürstenberg's ungedrucktem Nachlaß.

25) Nach einem Briefe an Hemsterhuis, zuerst mitgetheilt von L. Schücking im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie. 1840. S. 147 ff. Dann von Schlüter, Briefe der Fürstin Gallitzin an Hemsterhuis. S. 20.

gethan[26]). In solcher Aufregung und Seelenangst, aber auch unter dem Muthe einer starken, opferfähigen Seele reifte in ihr der Entschluß, fortan dem eiteln Weltleben zu entsagen und nur allein noch der eigenen und der Erziehung ihrer Kinder zu leben.

Durfte sie aber hoffen, die dazu nöthige Einwilligung ihres Gemahls zu erlangen, und bei ihren Jahren noch die erforderlichen Fähigkeiten zu einer so schweren Aufgabe zu besitzen? Diderot, der Atheist, war es, der diese Hindernisse aus dem Wege räumte und so ohne sein Wissen und Wollen der suchenden Fürstin den Weg zur Wahrheit ebnete. Auf einer Reise nach Petersburg begriffen sprach er bei einem Aufenthalte im Haag der Fürstin Muth und Vertrauen ein, und gab ihr die Versicherung, daß sie bei ihren trefflichen Anlagen in kurzer Zeit die nöthigen Kenntnisse sich aneignen könne; zugleich bestimmte er den Fürsten, daß er seiner Gemahlin die zur Erreichung ihres Planes nöthige Freiheit verstattete. Bei Diderot's Rückkehr schritt sie zur Ausführung desselben: sie mied fast alle Gesellschaft, erschien nur wenig mehr bei Hofe, und um ihrem Vorsatze desto treuer bleiben zu können, ließ sie sich das Haupthaar kahl abscheeren, nahm eine runde Perrücke und entsagte dem ganzen einzwängenden Modetand der Zeit. Ueber das nun beginnende Leben der willensstarken Frau berichtet Diderot in einem Briefe vom 15. Juni 1774[27]), daß es mit der Jugend, der Beweglichkeit ihres Geistes und dem frivolen Geschmack der Zeit stark contrastirt habe. „Sie geht wenig aus, — fährt er fort — hat Lehrer in der Geschichte, in der Mathematik und in den alten Sprachen, verläßt ohne viel Umstände eine große Tafel bei Hofe, um nach Hause in ihre Unterrichtsstunde zu gehen, bemüht sich, ihrem Manne zu gefallen, überwacht selbst die Erziehung ihrer Kinder, hat allem Pomp entsagt, steht frühzeitig auf und legt sich früh zu Bett, und mein Leben regelt sich nach dem ihres Hauses. Wir haben unser Vergnügen daran, zu disputiren wie die Teufel. Ich bin nicht immer gleicher Meinung mit der Fürstin, obgleich wir beide ein wenig von der Manie für das Alterthum besessen sind." Die hier erwähnten Disputationen bezogen sich wohl zumeist auf Diderot's System, für welches der Philosoph überall und bei Jedem Propaganda zu machen suchte, und namentlich auf seine Hypothese von den ewig kreisenden Atomen, durch deren zufälliges Zusammenstoßen die gegenwärtige Weltordnung sollte entstanden sein. Wohl fragte dann die Fürstin den Philosophen nach stichhaltigen Beweisen — aber immer vergebens.

---

[26]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin A. v. Gallitzin. Neue Folge. 315.

[27]) Diderot l. c. III. 123.

Diderot's glänzende Worte konnten sie nicht zufrieden stellen; sie bewirkten vielmehr das Gegentheil, indem sie der scharf denkenden Frau den Begriff des Zufalls durchaus verleideten und sie auf das Causalitätsgesetz hinführten, durch welches sie bald zur Ueberzeugung von Gottes Dasein gelangte. Von diesen gegensätzlichen Wirkungen seiner Gespräche und von dem stillen Walten der anfangenden Gnade in der wahrheitsdürstenden Seele der Fürstin hatte der leichtfertige Franzose natürlich keine Ahnung.

Inzwischen aber fand sie, wie sie später versicherte[28]), „eine solche Seligkeit in diesem Leben, in dem Umgang mit meinen Kindern, in dem allmälig fortschreitenden Zuwachs an Kenntnissen und in der Ruhe der Seele, womit ich jeden Abend zu Bette ging, daß nun höhere Bedürfnisse sich zu äußern anfingen; Gott und meine Seele wurden die gewöhnlichen Gegenstände meiner Betrachtungen und Forschungen."

So hatte sie weit die Grenze überschritten, bis wohin Diderot's Einfluß zu reichen vermochte. Seine Philosophie, skeptisch und materialistisch wie sie war, konnte unmöglich eine Seele befriedigen, die so religiös veranlagt war und nach dem positiven Glauben sich sehnte. Ein Anderer und Besserer als Diderot war berufen, für die nächsten Jahre die Fürstin weiterzuführen auf dem Wege ihrer Forschungen nach Wahrheit.

II.

Verkehr mit dem Philosophen Franz Hemsterhuis.

Es war in der ersten Hälfte des Jahres 1774, als die Fürstin Gallitzin in nähern Verkehr mit dem holländischen Philosophen Franz Hemsterhuis[29]) trat, der bald einen tiefgreifenden und nachhaltigen Einfluß auf ihren geistigen Entwicklungsgang gewann[30]).

Hemsterhuis, dessen Name in der philosophischen wie literarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts einen achtungswerthen Platz ein-

---

28) Katerkamp a. a. O. 45.

29) So die Schreibart seines Namens in den uns vorliegenden Briefen von seiner Hand, während die Fürstin, Katerkamp u. A. durchweg Hemsterhuys schreiben.

30) Vgl. über ihn und seine Philosophie: Biographie universelle. Tom. 20. Paris 1817. — Fr. Hemsterhuis sa vie et ses oeuvres par Emile Grucker. Paris 1866. — Darnach Schlüter, Briefwechsel zwischen der Fürstin G. und H. Münster 1876, p. V—XXII. — L. Giesebrecht, Damaris, 1862, S. 123 ff. und 1860, S. 218—252. — Katerkamp a. a. O. 46 ff. — Hemsterhuis' durchweg philosophische Schriften erschienen bei seinen Lebzeiten einzeln in den Jahren 1770—1787 zu Paris und Riga. Nach seinem Tode (1790) erschien eine Sammlung derselben, deren Herausgabe anfänglich die Fürstin zu

nimmt, war geboren zu Franeker in Friesland am 27. December 1721 als Sohn des berühmten Philologen Tiberius Hemsterhuis, bekleidete einige Jahre die Stelle eines Erziehers im Hause eines holländischen Staatsbeamten und ward später selbst erster Beamter im Staatsrath der Republik der vereinigten Niederlande. Er war ein tief und vielseitig gebildeter Mann, der nicht bloß in den damals mit Vorliebe betriebenen exacten Wissenschaften, in der Mathematik, Physik und in der Naturphilosophie gründlich unterrichtet war, sondern in noch höherm Maße die alten Dichter und Philosophen kannte und verehrte, und namentlich der sokratischen Philosophie sich hingegeben hatte. Hemsterhuis gehörte zu jener freilich kleinen und zerstreuten Schaar derjenigen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, welche — wie Shaftesbury in England, Rousseau und Turgot in Frankreich, Jacobi, Mendelssohn und Herder in Deutschland — von den Ideen des Alterthums inspirirt, die damalige atheistische und skeptische Philosophie der Encyclopädisten bekämpften und Namens der Vernunft und des natürlichen Triebes für die religiösen und moralischen Grundsätze eintraten, die tief in jedes Menschen Brust ruhen, dabei jedoch die positive Religion verwarfen, an welcher sie nur Mißbrauch und Irrthum zu sehen vermochten. Hemsterhuis übrigens war einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Männer dieser philosophischen Richtung; er lebte, nur von Wenigen gekannt und geehrt, ohne Weib und Kind, still seinen Studien. Nach der Fürstin Urtheil war er von sanfter Gemüthsart, aber anziehend und geistreich im Umgang mit der Welt. Einfach in seinem Leben, bescheiden in seinen Sitten, besaß er jene Heiterkeit, die das Streben nach dem Guten verleiht.[30a])

Die Fürstin hatte ihn schon im Hause ihres Gemahls und in den Cirkeln der Gesellschaft im Haag kennen gelernt, wohin seine Stellung als Staatsbeamter öfters ihn rief; ein engeres Verhältniß zwischen Beiden bildete sich jedoch erst in jener Zeit, als die Fürstin der Welt und ihrer Modephilosophie entsagte, um Ernsterem sich zuzuwenden, und als vordem schon Hemsterhuis gegen des Helvetius' letzte materialistische Schrift öffentlich aufgetreten war[31]).

Ihn, den sonst wenig bekannten Mann, der bereits sein fünfzigstes Lebensjahr überschritten hatte und sieben und zwanzig Jahre älter war als die Fürstin, wählte diese zum Lehrer ihrer selbst und ihrer Kinder. Um von nun an in noch größerer Einsamkeit und mit noch mehr Nach-

besorgen gedachte, unter dem Titel: Oeuvres philosophiques. Paris 1792; in deutscher Uebersetzung: Vermischte Schriften des Herrn Hemsterhuis. 3 Theile. Leipzig 1792.

[30a]) Katerkamp 205.

[31]) In einem Sendschreiben an den Staatsbeamten von Fagel: Lettre sur l'homme et ses rapports. Paris 1772.

druck als bisher ihre hohen Ziele verfolgen zu können, miethete sie im Herbst 1774[32]) mit Bewilligung ihres Gemahls, der seinerseits im Verkehr mit der großen Welt blieb, für sich und ihre Kinder einige Zimmer in einem Meierhofe nahe an der Straße vom Haag nach Scheveningen und ließ oberhalb der Thüre die Inschrift „Nithuis" (Nicht zu Hause) anbringen, um alle unberufenen Besucher fern zu halten. Nur die Auserlesenen ihrer Bekanntschaft hatten Zutritt, so außer ihrem Gemahl, dem Fürsten[33]), und einigen Gelehrten, die Fürstin von Oranien mit ihrem Sohne, dem spätern Könige der Niederlande, sodann der ehrenwerthe Prinz Meschersky[34]) und einige andere Große des russischen Hofes, die vorübergehend in Holland sich aufhielten, insbesondere aber der Herzog von Serent nebst Gemahlin, die wegen ihrer edlen, tugendhaften Gesinnung von der Fürstin sehr geschätzt wurden. Sie besuchte dieselben auch wohl von Nithuis aus in Leyden, wo jene zeitweilig sich aufhielten, bis der Herzog im Sommer 1775 als Gouverneur des jungen Herzogs von Angoulême, Sohnes des Grafen von Artois und spätern Königs Karl's X., nach Paris berufen wurde. Der freundschaftliche Verkehr ward nun brieflich fortgesetzt und in spätern Jahren, als die Fürstin in Münster sich aufhielt, die alte Bekanntschaft durch öftere Besuche des Herzogs wieder aufgefrischt. Derselbe konnte sich in Wahrheit den ältesten und treuesten Freund der Fürstin nennen, nach deren Tode (1806) er an den ihm gleichfalls befreundeten Herrn von Fürstenberg einen frommen Trostbrief richtete, worin er seiner Verehrung gegen die „unvergleichliche, heiligmäßige Freundin" in rührender Weise Ausdruck verleiht[35]).

Zugleich mit der herzoglichen Familie von Serent wohnten damals auch die Brüder Nicolaus und Sergius Grafen Romanzoff vorübergehend in Leyden, die gleichfalls einige Male des Besuches der Fürstin sich erfreuten. Sie hatte dieselben als Verwandte und Freunde ihres Gemahls im Haag kennen gelernt und schätzte an ihnen die feine Bildung und den Ernst der Gesinnung und des Wandels, wodurch sie vor den übrigen Großen vortheilhaft sich auszeichneten. Um ihren wissen-

[32]) Diese Zeitbestimmung ergibt sich einerseits aus dem Datum des früher erwähnten Briefes Diderot's vom 15. Juni 1774, in welchem von der Fürstin als noch im Hause ihres Gemahls lebend die Rede ist, sowie anderseits aus der Angabe Katerkamp's (S. 47), daß die Fürstin „1773 oder 74" sich nach „Nithuis" zurückgezogen habe. Die erste Zahl (1773) ist demnach zu streichen und die bisherige Annahme von einem mehr als fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalte der Fürstin daselbst zu modificiren, da sie schon im Mai 1779 zum ersten Male nach Münster reiste.

[33]) E. Grucker l. c. 26.

[34]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 189, 207.

[35]) Nach ungedruckten Briefen aus Fürstenberg's Nachlaß. — Vgl. auch Schlüter a. a. O. 160, 164, 218 u. a.

schaftlichen Bestrebungen sich förderlich zu erweisen, besorgte die Fürstin ihnen Werke der französischen, englischen und deutschen Literatur, unter andern Voltaire, Hume und deutsche Tragödien; auch mit dem frühern Lehrer und Mentor derselben, einem Herrn von Grimm, stand sie in Briefwechsel. Die Brüder ihrerseits liebten und schätzten die Fürstin als das Ideal weiblicher Vollkommenheit, nannten sie zutraulich Schwester und Sestritza [36]) und wechselten mit ihr im Laufe der nächsten Jahre zahlreiche Briefe [37]). Der Inhalt derselben sowie die ganze Art des Verkehrs mit den genannten Persönlichkeiten zeigen uns die Fürsten als inmitten eines ernsten geistig-moralischen Strebens begriffen. Abgesehen von diesen Verbindungen nach Außen hin und von vereinzelten Besuchen bei Hofe [38]) und im Hause der Prinzessin von Oranien [39]) lebte sie mit ihren Kindern in stiller Zurückgezogenheit in dem einsamen Nithuis. Dorthin kam zwei Mal in der Woche, mehr als irgend ein Anderer, ihr Lehrer Hemsterhuis, und ebenso oft wurden Briefe gewechselt. Er unterrichtete sie in der Geschichte, in der Mathematik, in den alten Sprachen, vornehmlich aber in der Philosophie des weisen Sokrates durch Erklärung der Schriften Plato's und Xenophons [40]). Bald schon ward er der Fürstin Rathgeber in allen Dingen und ihr väterlicher Freund. Bei dem innigen Verkehr ihrer Seelen und unter dem Eindruck hoher geistiger Genüsse erwuchs allmälig eine ernste und wechselseitige Zuneigung zwischen Lehrer und Schülerin, welche ihre ganze Existenz durchdrang. Es war das nicht Liebe im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wie die Welt sie versteht, sagt Grucker [41]); es war auch nicht bloße Freundschaft, es war eine tiefe und reine Sympathie zweier Seelen zu einander, die sich begegnen in denselben Gedanken, denselben Hoffnungen und in dem Streben nach demselben Ideale: eine wahrhaft platonische Zuneigung, da das gemeinsame Studium und die Verehrung Plato's es war, welche sie inspirirte und sie schützte. Uebrigens hat die öffentliche Meinung, so wenig sie sonst an die Unschuld derartiger Verbindungen glauben will,

---

[36]) Schlüter a. a. O. 171, 157 f. 159, 167 ff. 208, 220 u. a. Vgl. dort auch die treffliche Parallele zwischen den beiden Brüdern im Vorwort p. XXI. ff.

[37]) Die Briefe der Brüder von Romanzoff finden sich zum Theil — in deutscher Uebersetzung — bei Schlüter a. a. O. 153—230. Uebrigens sind die auf Seite 218, 220 und 222 mitgetheilten Briefe nicht aus den Jahren 1777 und 78, sondern, wie aus Form und Inhalt derselben mit Nothwendigkeit erhellt, vom Jahre 1775. Sie gehören daher auf Seite 167, beziehungsweise 156 und 173.

[38]) Vgl. den bei Grucker l. c. am Ende abgedruckten undatirten Brief der Fürstin, der wahrscheinlich in das Jahr 1778 gehört. — Schlüter 1876, S. 13.

[39]) Schlüter a. a. O. 38. — [40]) Grucker l. c. 24. — [41]) Grucker l. c. 24 f.

es noch niemals gewagt, auch nur von weitem argwöhnisch und spottend über eine Vertraulichkeit sich auszulassen, die weder Hemsterhuis noch die Fürstin mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen strebte.

Diese innige, ernste Freundschaft, wie sie namentlich in den zwei ersten Jahren in ungetrübter Klarheit bestand, übte auf beide, auf Sokrates und Diotima, wie sie in platonischer Vorstellungsweise einander nannten, einen tiefgreifenden, vortheilhaften Einfluß aus.

Hemsterhuis zunächst machte die Fürstin zu seiner Vertrauten und Rathgeberin in allen Angelegenheiten; er ließ sich von ihr zu neuer Arbeit begeistern und besprach mit ihr vorher alle seine Werke, oder vielmehr die ihrigen, wie er sich ausdrückt. Und gerade diese um jene Zeit und später von der Fürstin gleichsam inspirirten und von ihrer Hand corrigirten Schriften zeigen den gewaltigen, vielfach maßgebenden Einfluß auf den Willen und das ganze geistige Vermögen des Philosophen. Derselbe scheint darin gegenüber früher nicht bloß Fortschritte in der Conception und Ausführung, sondern vielmehr eine völlige Umwandlung durchgemacht zu haben. Nun sind es nicht mehr einfache, trockene Abhandlungen ohne Originalität und Reiz, sondern interessante, lebhafte, vom Hauch der Poesie beseelte Dialoge, voll Schwung und Wärme und lebensvoller Gestaltung. Selbst der Gedanke hat an Ausbreitung und Tiefe, der Begriff an Schärfe und Präcision gewonnen. Nun erst zeigt sich ein Enthusiasmus für die moralische Schönheit, ein Hinanstreben zum Unsichtbaren und Göttlichen und damit auch der eigentlich platonische Charakter der Philosophie des Hemsterhuis. Es ist Sokrates selbst, der mit Diotima Unterredungen pflegt über die Seele, ihren göttlichen Ursprung und ihre unsterbliche Bestimmung. Die warme Zuneigung zur Fürstin hat in der That den Geist des schon alternden Philosophen wieder verjüngt, hat seine Seele in ihren Tiefen bewegt, hat den reichsten Quell offen gelegt und sprudeln gemacht und alle Kräfte seines Wesens aus der fesselnden Hülle befreit. Jene Zuneigung, sagt sein Biograph[42]), ist für ihn der große Weihepriester (le grand initiateur) gewesen; an dem Tage, wo er liebte, ist er in Wahrheit Philosoph geworden, und seine schönsten Werke, welche ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen gewonnen und seinen Namen unsterblich gemacht haben, sind die Früchte und, so zu sagen, die liebenswürdigen Kinder dieses platonischen Verkehrs.

Anderseits ward auch die Fürstin durch Hemsterhuis in ihrem Streben nach den verschiedensten Richtungen hin heilsam gefördert. Und wie die seither in der Knospe zusammengehaltenen Blätter der Rose vom milden Strahl der Frühlingssonne geweckt sich regen und nach außen streben,

[42]) Grucker l. c. 29 f.

so entfalteten sich nun bei der Fürstin unter dem warmen Schein edler Freundschaft und bei emsigen Studium die schlummernden Kräfte ihres reichen Geistes. Ihre Kenntnisse in den neuen und den altklassischen Wissenschaften wuchsen von Tag zu Tag, der erwachte natürliche Scharfsinn ihres Verstandes ließ die gelehrige Schülerin mit Leichtigkeit dem Meister folgen in die tiefsten Gründe der Speculation, und der Adlerflug ihrer idealen Seele sie zu den höchsten Höhen platonischer Philosophie emporsteigen. Eine Fülle bisher nie geahnter, großartiger Ideen nahm ihren ganzen Geist gefangen, und die leibliche Hülle schien ihr bei Zeiten zu schwach, um den Bestrebungen ihrer Seele zu widerstehen, denen in Momenten, wo sie nach ihrem eigenen spätern Ausdruck[43]) in die Unendlichkeit ihrer Sphäre sich verlor, selbst die ganze Welt zu enge wurde. Und vor der Helle dieser neuen, erhabenen Ideen schmolzen wie Schnee vor der Sonne die dunkeln Ansätze von Materialismus und Naturalismus, die von früher her aus Umgang und Lectüre ihrer Seele noch anklebten. Was dann aus diesem geistigen Processe als bleibende Errungenschaft sich erwies, und dem die Fürstin freudig ihre ganze Ueberzeugung aufschloß, das war das Dasein eines höchsten persönlichen Wesens und der allgemeine Begriff von Unsterblichkeit, Freiheit und Tugend. So hatte denn Hemsterhuis, der nicht christliche Philosoph, ohne Wissen und Wollen seine Schülerin auf jenen Weg geführt, auf dem vor ihr manche Kirchenväter, wie Justinus Martyr und St. Augustin, gewandelt und zur Wahrheit gelangt sind.

Den Dank dafür hat die Fürstin dem verehrten Meister nicht vorenthalten. Sie gesteht offen[44]), daß Hemsterhuis' Beredtsamkeit ihre Seele befruchtet, daß sein Genius diejenige, welche früher die Sklavin einer frivolen Welt gewesen, der Liebe und Neigung zur Philosophie entgegengeleitet, und daß er als der Arzt ihrer Seele die nöthigen Heilmittel ihr gereicht habe[45]). Eines solchen Mannes Zuneigung gilt ihr darum über Alles, und diese und die volle Erkenntniß von dem Werthe eines solchen Besitzes will sie keinem Andern überlassen. „Nächst dem Wesen, welches mir eine Seele gab, fähig, die Wahrheit zu erkennen und die Tugend zu lieben, hat Niemand mehr als Sie in mir seine Wohlthaten entwickelt," schrieb sie noch 1777 an ihn. „Sie haben mir die Anleitung gegeben, durch ihre wohlwollenden Unterweisungen manchmal diese Philosophie auszuüben, welche werthvoll, wenn sie von der Art ist, daß sie unser Leben regelt, aber unfruchtbar und eitel, wenn sie nur theoretisch ist." Und für alles das will sie ihm denn auch mit Allem

[43]) Schlüter, Briefe der Fürstin G. an Hemsterhuis. 1876. S. 66.
[44]) Rheinisches Jahrbuch u. s. w. 142 f.
[45]) Grucker l. c. 276.

zahlen, was Freundschaft und Dankbarkeit Heiligstes und Wahrstes haben [46]).

Einer solchen Schülerin gegenüber hatte anderseits des Meisters Achtung und Zuneigung sich in Bewunderung gewandelt, in Bewunderung mit Furcht vermischt; ja es schien, als wenn selbst das bisher bestandene Verhältniß zwischen Beiden sich in sein Gegentheil verkehren und er nun gar der Schüler werden sollte. An Schärfe und Kühnheit des Geistes wenigstens und an Energie des Willens scheint die Fürstin nach Ausweis ihrer vor Kurzem edirten Briefe aus den spätern nicht mehr so friedlichen Jahren den Philosophen bei weitem überragt zu haben. Man sieht dort, sagt ihr Herausgeber [47]) sehr zutreffend, daß dem Meister gegenüber die bisherige Schülerin sich fühlt wie mit ihres Gleichen und namentlich in der Philosophie es wagt, sich mit ihm zu messen; bald zieht sie die Zügel an, bald läßt sie diese frei, bald ist sie ihm gegenüber anmuthig sanft, liebenswürdig, bald aber rauh und unerbittlich bis zum Erschrecken.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die größere Kraft des consequenten Gedankens und des Willens auf ihrer Seite ist und daß, nachdem der philosophische Freund sie zu seiner Höhe erhoben, *sie* bald als die Herrschende und Gebende, *er* als der Dienende und Empfangende erscheint. So unterwarf er ihr denn auch alle seine Arbeiten mit der Erlaubniß, nach Belieben wegzunehmen und hinzuzufügen, eine Erlaubniß, welche er auch rücksichtlich seiner hinterlassenen Manuscripte ihr beließ [48]).

Uebrigens scheint das Gefühl dieser geistigen Superiorität der Fürstin den Philosophen allmälig verstimmt und vielleicht den ersten Grund gegeben zu haben zu der zeitweiligen Trübung des trauten, glücklichen Verhältnisses während der ersten zwei Jahre, mit Bezug worauf die Fürstin einige Zeit nachher an ihn schrieb: „Es ist die volle Wahrheit, daß Alles in Allem die Momente meines Lebens, wo ich das erhabenste Glück verkostete, die *beiden ersten* Jahre des Aufenthaltes zu Nithuis waren“ [49]). Dennoch scheint im Frühjahr 1776 die erste nachhaltige Spannung zwischen Beiden eingetreten zu sein. Damit stimmt denn auch der Ausdruck eines Briefes vom 16. April 1777 [50]), daß sie schon „ein volles Jahr“ die früher ungetrübte, nun „im Verkehr dornige, aber

---

[46]) Schlüter a. a. O. 22, 25, 4, 66 u. a.

[47]) Schlüter a. a. O. X. — Leider beginnen die Briefe erst mit dem Anfang des Jahres 1777.

[48]) Janssen, Graf L. zu Stolberg. I. 268. — Vgl. auch Grucker l. c. 28 Note.

[49]) Schlüter a. a. O. 59.

[50]) Schlüter a. a. O. 18.

immer unvergeltbare Freundschaft" zurückgewünscht hätte[51]). „Erröthen wir, lieber Sokrates — fügt sie hinzu — daß zwei erhabene Seelen sich eben da erniedrigen oder mit Lumpen bedecken, wo ihre vereinten Kräfte sie höher erheben sollten, und lassen Sie in diesem Sinne zur guten Stunde uns ändern." Was der Biograph des Philosophen über diese unerquickliche Episode in Kurzem sagt[52]), ist nach Ausweis der uns vorliegenden Briefe der Fürstin unzureichend und irrig. Nach diesen scheint die erste Veranlassung dazu und die meiste Schuld entschieden bei Hemsterhuis zu liegen, wenngleich auch die leicht erregbare und in ihrem Stolz noch nicht gebrochene Fürstin von Mitschuld schwerlich freizusprechen ist. Vielleicht war, wie schon angedeutet, dem früher maßlos verehrten Meister in seiner philosophischen Eitelkeit und seinem hochtrabenden Grăcismus, welche der Fürstin nebst seiner übertriebenen Schätzung ihres Werthes nach späterm Geständniß immer fatal auffielen[53]), das nunmehr veränderte Verhältniß derselben zu ihm ein stechender Dorn im Auge. Der alternde Philosoph glaubte damit auch die frühere Freundschaft verändert, und begierig griff er nach allen Anlässen, um in diesem Argwohn sich zu bestärken. Er beklagte sich, daß die Fürstin ihm zu wenig schreibe, verübelte es ihr, daß sie, „um ihre Vergnügen mit ihren Pflichten in Einklang zu bringen," auf ihrem frühern Uebereinkommen bestand, nur zu bestimmten Zeiten sich zu sehen; sah es ungern, daß sie auch Andern Achtung und Interesse bezeugte, indem er behauptete, daß nach der Natur der Dinge das Herz nur einen einzigen Platz habe, von welchem der Freund nichts oder aber das Ganze einnehme; zugleich mochte er es schwer ertragen, wenn die Jüngerin dem Meister seine Schwächen vorhielt. In dieser bittern Stimmung trübte er den Verkehr und spickte seine Briefe mit verletzenden Worten und Vorwürfen, mit quälenden Zweifeln und eifersüchtigen Klagen, mit Mißtrauen und Argwohn in tausenderlei Dingen[54]). Die Fürstin ihrerseits, welcher er auch in der Art der Erziehung ihrer Kinder entgegentrat, ward beunruhigt und verletzt; sie antwortete oft „lebhaft und zornig" und mit jener Freimüthigkeit, die es nicht versteht, den Rand des Wermuthgefäßes mit Honig zu bestreichen. „Lieber Sokrates! — so mahnte sie dann wieder verständig — anstatt unaufhörlich zu disputiren, wer von uns der Schlaueste in der Anklage sei, der Feinste, das Unrecht des Andern aufzudecken, der Geschickteste, ihm zu entschlüpfen,

---

[51]) Ebenso die Worte in einem Briefe vom 17. Nov. 1779: „Regardons comme nuls les trois dernières années de notre commerce." Rheinisches Jahrbuch S. 152.

[52]) Grucker l. c. 25. — [53]) Liesching a. a. O. 51, 31. — [54]) Schlüter a. a. O. 82, 2—29 passim.

und der Aufmerksamste, um sich nicht zu compromittiren u. s. w., lassen Sie uns darüber disputiren, wer am besten die Rathschläge der Vernunft und die Vorschriften der Philosophie in That übersetzen, und wer die höchste Summe Glückes in der Tugend finden wird“ [55]). Aber der „Kriegszustand“ blieb, die „grollenden Kriteleien“, der „kleinliche, mysteriöse und weithergeholte Ton“ wollten nicht aus dem immer noch andauernden Verkehre schwinden. Nun aber war die Fürstin entschlossen, denselben in dieser Art nicht fortzusetzen, denn genug und zu lange habe sie ihre Zeit, ihre Talente und ihr Glück diesem traurigen Spiele geöffnet; fortan will sie der Arbeit und den Pflichten mit freiem Kopfe sich hingeben und Keinem sich anvertrauen, als sich selbst [56]). Bald aber siegte wiederum der Edelmuth ihrer Seele, die Erinnerung an die frühere traute Freundschaft, die Liebe und das Mitleid, die Verehrung und Dankbarkeit gegen den alten Mann, dem sie so viel zu verdanken hatte. Und wie zur Gegenleistung sucht sie ihm allerlei philosophische Trostmittel zu reichen, unter andern den Gedanken ihm zu unterbreiten, daß ja nur die elende Oberfläche, der schlechteste Antheil unserer selbst, solche Stürme errege und die Uebel erhebe, welche das Leben zwar verdüstern, aber doch nur die Rinde angreifen [57]). Für sich selbst aber und wie um aus dem Dilemma der beiden Gegenströmungen in ihrer Seele herauszukommen, will sie den Genius ihres Freundes loslösen aus seiner äußern Hülle: *diese* ein Mißgriff der Natur, von Spinngeweben umschlossen, mit physischen Uebeln und ganz eigenthümlichen Modificationen behaftet, „die Rinde, die mich zur Verzweiflung gebracht, die Quelle aller unserer Mißverständnisse in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft,“ — *jener* aber der erhabene ätherische Genius des wahren Sokrates, der Lichtkern im tiefsten Innern und der Gegenstand einer ganz neuen Zuneigung [58]). Uebrigens erweist sich diese ganze unerquickliche Episode im letzten Grunde wiederum als eine wohlthätige Fügung im Leben der wahrheitsuchenden Fürstin.

Durch den im Anfange beinahe übermäßig verehrten Meister war sie, die gelehrige Schülerin, aus den trockenen Wüsteneien des damaligen Materialismus und Rationalismus zu den lichteren Höhen sokratischer Philosophie hinaufgeführt worden; eine neue Stufe im Lebensgange war erstiegen, damit aber auch des Freundes Aufgabe erfüllt; und merkwürdig, zur nämlichen Zeit ward auch die bisherige Geistesgemeinschaft Beider und des Philosophen maßgebende Autorität über die Fürstin gebrochen, wenngleich die Freundschaft fortbestand: Hemsterhuis sollte und durfte seinen Einfluß

---

[55]) A. a. O. 29, 13, 27. — [56]) A. a. O. 28, 81, 79. — [57]) A. a. O. 36. — [58]) A. a. O. 26, 42.

nicht mißbrauchen, um die Schülerin ganz und für immer in sein eigenes System hereinzuziehen, das nach Fr. Schlegel's Urtheil freilich zu einem reineren höheren Theismus sich erhob, als der Platonische es ist, immerhin aber unchristlich und rationalistisch war. Bald trat auch örtliche Trennung zwischen Beiden ein. Ein Anderer sollte an einem andern Orte die Fürstin auf ihrem Wege zur Wahrheit weiter geleiten. Es war der Freiherr Franz von Fürstenberg, Minister und Generalvicar im stillen katholischen Münster. Doch sollten noch einige Jahre vergehen, bevor die Wege der Fürstin geebnet waren.

Noch vor der Trübung des Freundschaftsverhältnisses zwischen der Fürstin und Hemsterhuis, wahrscheinlich im Jahre 1775[59]), war ein Gelehrter aus Genf, Dentan[60]) mit Namen, im Auftrage seiner Regierung zum Haag gekommen. Durch geschäftliche und wissenschaftliche Beziehungen war er zunächst mit letzterm bekannt und durch ihn bei der Fürstin in Nithuis eingeführt worden, deren Achtung und Zutrauen er bald gewann, und der er seinerseits wegen ihrer außerordentlichen Geistes- und Herzensgaben mit begeisterungsvoller Hingabe entgegenkam. In Begleitung von Hemsterhuis oder auch allein erschien er jede Woche ein bis zwei Mal in Nithuis, unterrichtete die Fürstin in einzelnen Fächern und führte mit ihr philosophische Gespräche, oder sie lasen und besprachen mit einander die Schriften ihres gemeinsamen Freundes Hemsterhuis[61]). Dentan ward von Sokrates und Diotima in ihren Freundschaftsbund aufgenommen und erhielt den Namen Lysis[62]), nach jenem Jünglinge im gleichnamigen Dialoge Plato's, worin das Wesen der Liebe und Freundschaft untersucht und zugleich gezeigt wird, wie der Freund dem Freunde durch Lehre und Beispiel nützen soll. In diesem „Triangel", wie Hemsterhuis ihn nannte[63]), verlebte die Fürstin vorerst frohe und ruhige Tage, und später hat sie selbst in der Erinnerung an diese Zeit gestanden: „Ich lebte zwischen zwei Freunden, die so zu sagen bloß für

---

[59]) Wenigstens ist schon in einem Briefe vom 2. Nov. 1775 von ihm und seiner Anwesenheit im Haag die Rede. Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher 1874 S. 168. — L. Giesebrecht's Angabe (Damaris 1862. II. 127), er sei „um das Jahr 1776" nach dem Haag gekommen, beruht auf falscher Combination.

[60]) Katerkamp (47 ff.), Giesebrecht (a. a. O.) u. A. schreiben irrthümlich Danton. In uns vorliegenden Briefen, sowie bei Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher, 1874, S. 2, 160, und Schlüter, Neue Folge, 1876, S. 205, heißt er Dentan.

[61]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 3. — Bei Schlüter 1874, S. 168 nennt Graf Romanzoff die Fürstin Dentan's Zögling.

[62]) So heißt er auch in den Briefen der Fürstin an Hemsterhuis; nur zwei Mal wird er dort mit D. bezeichnet. Vgl. Schlüter, Briefe an H. 34, 35.

[63]) Schlüter, Neue Folge. 208.

mich lebten und sich mir auf zeitlebens gewidmet hatten, Dentan und Hemsterhuis [64]).

Es ist nicht zweifelhaft, daß der für die Schweiz begeisterte Dentan bei den häufigen Zusammenkünften auch von dem schönen Lande der Freiheit und großartiger Natur gesprochen habe, von seiner Vaterstadt Genf, dem „Sitze der gesunden Vernunft", wo Rousseau's Freunde, wo Le Sage und andere berühmte Männer ihren Aufenthalt hatten, von den Reizen des herrlichen Genfersee's und der zauberisch wirkenden Einsamkeit seiner schönen Umgebung. Solche Gespräche konnten auf das für Naturfreuden so empfängliche Herz der Fürstin ihren Eindruck nicht verfehlen. Bei den Anstrengungen des Studiums und der Pflichterfüllung ihrer Kinder gegenüber fühlte sie doppelt den Werth solcher Genüsse, die sie in dem flachen, reizlosen Holland vergeblich suchte, in jenem Lande der Berge aber in Fülle finden konnte. So entstand in ihr der Gedanke, von Nithuis weg an die Ufer des Genfersee's zu ziehen, wo noch größere Einsamkeit als bisher und zugleich die lohnendsten Naturgenüsse ihrer warteten. Auch mögen mancherlei ermunternde Zusprüche von dort sich aufhaltenden Freunden nicht ohne Einfluß auf sie geblieben sein. So schrieb Ende 1775 der ihr befreundete Graf Nicolaus Romanzoff aus Genf [65]): „Wissen Sie, Sestritza, daß ich mehr als ein Mal, seit ich hier bin, gedacht habe, daß Genf ein Aufenthalt sei, der Ihnen sehr zusagen würde? Sie würden dort sicher glücklich sein, wenn nicht über Ihr eigenes Glück, doch über das von Andern; gefühlvoll, wie Sie sind, würden Sie Freude genießen beim Anblicke glücklicher und fühlender Wesen, welche den Bestand dieses Staates bilden. Genf scheint der Sitz des gesunden Verstandes, daher der Zufriedenheit und des Glückes zu sein."

Bald stand denn auch der Entschluß einer Uebersiedelung an den Genfersee bei der Fürstin fest; die beiden Freunde wurden für denselben gewonnen, und zu Dreien wollte man dort in der Nähe eines kleinen Dorfes zusammenwohnen [66]). Gegen Ende des Jahres 1776 oder Anfang 1777 scheint der Plan endgültig abgemacht und ein förmlicher Contract [67]) zunächst zwischen der Fürstin und Hemsterhuis abgeschlossen worden zu sein, nach welchem letzterer aus seiner amtlichen Stellung ausscheiden, die Fürstin und ihre Kinder begleiten und zum Ersatze ein

---

[64]) A. a. O. 205.

[65]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis. 170.

[66]) Nach den Worten der Fürstin „ . . . notre façon d'être à nous trois auprès d'un petit village". Rhein. Jahrbuch 153. — Vgl. auch Schlüter, Neue Folge. 205. Schlüter, Briefe an H. 86 u. a.

[67]) Schlüter a. a. O. 12, 81 u. a.

Jahrgehalt von jener beziehen sollte [68]). Der genannte Graf Romanzoff scheint von Allem Kunde erhalten zu haben; wenigstens richtete er in einem Briefe vom 8. Juni 1777 [69]), nachdem er die Freunde um ihren Erziehungsplan gebeten, die Frage an sie: „Wird der Genfersee bald Ihr Bild abspiegeln?“ [70])

Auch der Fürst, ihr Gemahl, ward mit dem Vorhaben bekannt gemacht, um seine Einwilligung gebeten und um das für den Ankauf dortselbst erforderliche Geld angegangen. Er stimmte auch hier zu und kaufte um eine große Summe das Schluß Lavigny an den Ufern des Genfersees [71]).

Als nun aber Hemsterhuis, der schon den bloßen Gedanken, von seiner Beschäftigung und von seinem Lande sich trennen zu müssen, schwer empfand, den Plan seiner endlichen Ausführung immer näher gerückt sah, bereute er, demselben zugestimmt haben; er fühlte tief den Druck der eingegangenen Verpflichtungen und ließ die trübe Stimmung seines Innern auch auf den äußern Verkehr einwirken, ohne indeß den eigentlichen Grund gleich und offen zu gestehen. Uebrigens war damit ein neues Zersetzungsmittel in dem bereits begonnenen Auflösungsprocesse der bisher so innigen Freundschaft zwischen dem Philosophen und seiner Schüllerin gegeben. Diese empfand solche Unentschlossenheit und die eines Mannes unwürdige Unzuverlässigkeit mit großem Unwillen, bestand ihrerseits fest auf dem ursprünglichen Entschluß einer Uebersiedelung und hoffte das Gleiche auch von Lysis [72]). Dem Philosophen aber machte sie verdiente Vorwürfe, daß er damals leichtfertiger Weise eine Verpflichtung übernommen habe in der Voraussetzung, daß wohl kaum die Zeit kommen würde, wo er sie auch erfüllen müsse. Da nun aber doch diese Zeit gekommen, habe er nicht ein Mal den Muth zu dem aufrichtigen Bekenntniß besessen, daß er sich darin getäuscht habe. Dieser Mangel an Muth sei der Fehler, der alle andern nach sich gezogen und namentlich die Folge von Ausflüchten herbeigeführt habe, wodurch eine klare Auseinandersetzung und die Lösung der Mißverständnisse unmöglich gemacht worden sei. Um der peinlichen Lage ein Ende zu machen, gebe sie ihm

---

[68]) Darauf deuten die Worte „engagemens civils“ hin. Vgl. Rhein. Jahrbuch 152. — Schlüter a. a. O. 84, 85.

[69]) Hiernach und nach einzelnen Andeutungen in den Briefen der Fürstin (Schlüter a. a. O. 85 u. a.) ergibt sich die obige ungefähre Zeitbestimmung rücksichtlich der beschlossenen Uebersiedelung.

[70]) Schlüter 1874. S. 212.

[71]) Nach ungedruckten Briefen aus Fürstenberg's Nachlaß. — Vgl. auch Rhein. Jahrbuch 153 (L. acheté). — Schlüter, Briefe an Hemsterhuis. 86.

[72]) Schlüter a. a. O. 81.

nun die volle Freiheit zurück, so wie er sie vor seinem Engagement besessen habe; ihrerseits nehme sie dann auch ihre Freiheit zurück. „Genug und nur zu lange," fährt sie fort, „habe ich mein Loos unterwürfig gemacht, jetzt verlange ich, es allein zu bestimmen. Genug und zu lange habe ich meine Zeit, meine Talente und mein Glück unsern traurigen Spielereien geopfert; jetzt verlange ich, sie edeler anzuwenden, der Arbeit und ernsten Pflichten mit freiem Kopfe mich hinzugeben und von der Freundschaft alles auszustreichen, was diesen Zweck nicht befördert, alles, was nicht gegenseitig uns glücklicher und besser macht; und fortan will ich nur noch mir allein die Sorge anzuvertrauen, mein Loos diesem Ziele gemäß zu gestalten. Dieser Entschluß ist so gut erwogen und so fest beschlossen, daß keine menschliche Kraftanstrengung im Stande ist, mich davon auch nur um einen Schritt abzubringen."

So löste die willensstarke Frau in klarer Einsicht und mit fester Hand auch die äußern Bande eines Verhältnisses, das in seiner innern, allzu autoritativ auf sie einwirkenden Kraft von ehedem schon längst zu ihrem Glück gebrochen war. Nicht aber wollte sie das Verhältniß überhaupt lösen; sie bot ihm vielmehr von neuem ihre Freundschaft an, aber bei gegenseitiger Freiheit und fern von den Quälereien der letzten Jahre, die ihr um so peinlicher gewesen, „da ich — wie sie sagt — die Bande, welche uns verknüpfen, im Grunde meiner Seele fühle und doch mit einem gewissen Entsetzen empfinde, daß der Augenblick unserer Trennung ein Gewinn für mich ist" [73]).

Diese ihre Worte waren schon von Münster aus im November 1799 geschrieben worden. Bis dahin nämlich hatte in Folge verschiedener Hindernisse die Uebersiedelung nach Lavigny verschoben werden müssen. Nachdem nun dieselben beseitigt waren, und an Stelle des im Haag verbleibenden Hemsterhuis nach der Fürstin und ihres Gemahls Wunsche Freund Dentan [74]) als Gouverneur ihrer Kinder mit dorthin zu gehen sich bereit erklärt hatte, sollte die Weiterreise zur Schweiz von Münster aus vor sich gehen. Dort bereits zum zweiten Male anwesend, wollte sie noch Fürstenberg's Rath einholen und seine trefflichen Schuleinrichtungen persönlich kennen lernen, um demnächst an ihrem neuen Aufent-

---

[73]) Obige Darstellung nach schriftlichen Auslassungen der Fürstin bei Schlüter a. a. O. 3, 12, 81, 85, 87. — Rhein. Jahrb. 145, 151—153. Die bisherigen auf Katerkamp (47 f.) sich stützenden Angaben sind vielfach ungenau und irrig.

[74]) Ueber ihn heißt es in einem Briefe des Hemsterhuis an Fürstenberg d. d. La Haye le 13 de Nov. 1780: „Vous sçavez apparemment, que Mr. Dentan de Genêve étoit entrememement attaché à Mad. la Princesse de Gallitzin et qu'Elle et le Prince l'avait destiné pour être un jour le Gouverneur de leur fils." Aus Fürstenberg's Nachlaß.

haltsorte mit möglichst heller Einsicht und auf die zweckdienlichste Weise dem wichtigen Geschäfte der Erziehung und des Unterrichtes ihrer Kinder obliegen zu können.

III.

Die Fürstin in Münster. — Franz von Fürstenberg.

Die Fürstin hatte die Hälfte ihrer Lebensjahre erreicht, als sie zum ersten Male nach Münster kam. Der Minister und Generalvicar von Fürstenberg war es, welcher sie dorthin gezogen, in kurzer Zeit ihre ganze Freundschaft und ihr vollstes Vertrauen gewonnen und — soweit hier menschlicher Einfluß in Betracht zu ziehen ist — am meisten dazu beigetragen hat, daß die bisherigen geistigen und religiösen Anschauungen der Fürstin allmälig eine ganz andere, eine christliche und katholische Richtung nahmen.

Franz Freiherr von Fürstenberg[75]), der Sproß eines alten und mächtigen, um Kirche und Vaterland hochverdienten westfälischen Geschlechtes, ward am 7. August 1729 auf dem im alten Herzogthum Westfalen gelegenen Stammgute Herdringen geboren. Durch Privatunterricht im elterlichen Hause vorgebildet kam er 1746 nach Köln, hörte hier bei den Jesuiten zwei Jahre lang Vorlesungen über Philosophie, setzte seine Studien eine Zeit lang auf der gut katholischen Universität Köln fort, bereiste darauf Deutschland, hörte auf der Universität Salzburg römisches und canonisches Recht, begab sich dann, mit den besten Zeugnissen über seine wissenschaftlichen Fortschritte und sein moralisches Wohlverhalten versehen, nach Italien und Rom und betrieb hier, neben geschichtlichen und theologischen Studien, an der Universität der Sapientia vom Herbst 1751 bis Anfangs 1753 wiederum das Studium beider Rechte. Hierauf kehrte er nach Deutschland zurück, um die im Jahre 1748 ihm verliehene Dompräbende in Münster in Besitz zu nehmen, dem etwas später die Verleihung einer andern im Domcapitel zu Paderborn folgte. Die erforderliche Tonsur hatte Fürstenberg bereits 1741 erhalten, es folgte im Frühjahre 1757 der Empfang der niedern Weihen und des Subdiakonats.

---

[75]) Esser, Fr. v. Fürstenberg, dessen Leben und Schriften. Münster 1842. — Vgl. daneben die unter Benutzung bisher ungedruckter Quellen von mir geschriebenen Artikel „Zeit- und Lebensbilder aus der neuern Geschichte des Münsterlandes" in den Historisch-politischen Blättern Bd. 82 u. 83, welche in wichtigen Punkten Esser's Angaben berichtigen und ergänzen.

Inzwischen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, der mit den feindlichen Kriegerschaaren zugleich Noth und Elend ohne Maß über das Münsterland und seine Hauptstadt brachte. Der junge Domherr, thatendurstig wie er war, und voll Drang, überall zu helfen und der allgemeinen Noth zu steuern, leistete als Kundiger der französischen und englischen Sprache mit größtem Eifer und seltener Klugheit Vermittelungsdienste zwischen den beiden feindlichen Lagern, in Folge deren Stadt und Land von mancher neuen Last und noch härterer Bedrückung verschont blieb. Für sich benutzte Fürstenberg die so gewonnene freundschaftliche Verbindung mit den Heerführern, namentlich mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, dem französischen Marschall Broglio, dem englischen General Lloyd und dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, zur Vervielfältigung und Vertiefung seiner Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten.

Als gegen Ende des siebenjährigen Krieges der Kurfürst Clemens August von Köln, zugleich Fürstbischof von Münster, Paderborn und Hildesheim, gestorben und ihm im Herbste 1762 der Kurfürst Max Friedrich Graf von Königseck-Rottenfels in der Regierung der Münster'schen Lande gefolgt war, ernannte dieser den anfangs sich sträubenden, erst drei und dreißigjährigen Domherrn von Fürstenberg zum geheimen Conferenz-Rath und Minister des Münsterlandes und später, im Herbst 1770, auch zum Generalvicar in spiritualibus. In ersterer Eigenschaft hatte Fürstenberg mit der Zeit nicht nur die gesammte innere Verwaltung, sondern auch die Vertretung des Fürstbisthums nach Außen hin zu besorgen. Seine politischen Grundsätze, wie solche aus seinen Aufzeichnungen, Aussprüchen und Handlungen sich ergeben, waren denen des achtzehnten Jahrhunderts gerade entgegengesetzt: er sah im Staate nicht eine todte, für die Kasse des Fürsten und seiner Freunde arbeitende Maschine, sondern ein von lebendigen Kräften getragenes Gemeinwesen, ein gottgesetztes Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechtes, für dessen zeitliches Wohl zunächst im Ganzen wie im Einzelnen — allerdings unter stetem Hinblick auf die endliche Bestimmung — der wahre Staatsmann zu sorgen habe durch Förderung der Religion, der Geistesbildung, der vaterländischen Gesinnung und auch der physischen Kräfte durch Waffenübung und Gymnastik. Aus dieser Anschauung heraus hat Fürstenberg gehandelt, und nur auf ihrem Grunde konnte er in der Folge zugleich ein Vertheidiger der Religion und ein anderer Perikles auf staatlichem Gebiete werden.

Was dann der junge, thätige Minister zunächst auf dem Wege der innern Verwaltung durch die weise Art der Tilgung der Landesschulden, durch Verbesserung der Wege und Schiffbarmachung einiger Flüsse, durch Hebung von Handel und Gewerbe, durch Markeneintheilung und Ein-

führung einer Leibeigenthums-Ordnung, durch Verbesserung des Justiz-, Polizei- und Medicinalwesens zum Wohle des Münsterlandes leistete, ward schon bald von seinen Landsleuten dankbar anerkannt und erwarb ihm fast allseitiges unbedingtes Zutrauen. Eines solchen bedurfte er vor allem für seinen in der Ausführung äußerst schwierigen, aber in den Folgen hochbedeutsamen Plan einer allgemeinen Volkserziehung auf Grund einer umfassenden Reform des gesammten Schulwesens.

Die einzelnen Institute sollten nach seiner Ansicht ein systematisch geordnetes Ganze bilden, deren sämmtliche Theile ineinanderzugreifen und sich wechselseitig vorauszusetzen hätten. Bestimmte Verhältnisse nöthigten ihn, mit der Reform des Gymnasiums zu beginnen, welches er, insofern auf ihm die künftigen Geistlichen, die vorzüglichsten Lehrer des Volkes, vorgebildet wurden, für den Mittelpunkt aller Zweige der öffentlichen Erziehung und den Grundstein der ganzen Anlage ansah. Langes Nachdenken, eifriges Studium der einschlägigen Schriften, Besprechungen mit kenntnißreichen Männern aus der Nähe und Ferne, vielfach praktische Versuche und Aenderungen in der bisherigen mangelhaften Gymnasial-Einrichtung gingen voraus, bis endlich als Abschluß der beabsichtigten Umgestaltung zu Anfang des Jahres 1776 die berühmt gewordene „Verordnung die Lehrart in den untern Schulen des Hochstifts Münster betreffend" erschien, welche von Fürstenberg unter Mitwirkung namentlich jüngerer Jesuiten, deren Orden inzwischen (1773) aufgehoben, entworfen und von dem damaligen Regierungs-Assessor Sprickmann concipirt worden war.

Auf dem realen Hintergrunde der Bedürfnisse und Verhältnisse des Landes beruhend, erscheint sie gleichwohl als das eigenste Werk ihres Schöpfers. Fürstenberg war ein gläubiger, tiefreligiöser Mensch, ein scharfer philosophischer Kopf, eine im edelsten Sinne des Wortes ideal angelegte Natur, ein Geist, der über das Alltägliche hinaus und höher dachte als die Menge, der in das Innere der Dinge drang und nichts mehr haßte als Form ohne Inhalt, als blinkende Geistesschätze, die bloß im Gedächtnisse beschlossen und nicht auch tief im Schachte des sinnenden Verstandes geborgen liegen. Darum auch in seiner Schulordnung die positiv christliche Grundlage und der religiöse Endzweck, die Betonung des Werthes philosophischer, namentlich psychologischer Kenntnisse, das ideale, scheinbar nur auf Musterlehrer und Musterschüler berechnete Streben, welches die höhern Seelenkräfte auf Kosten der niedern, namentlich des Gedächtnisses, bevorzugt und weniger die Erwerbung positiver, für das spätere praktische Leben verwendbarer Kenntnisse als vielmehr eine solche intellectuelle und moralische Geistesbildung zum Ziele hat, welche in der harmonischen Ausbildung und Vervollkommnung aller Geisteskräfte

des Menschen besteht und den Zögling befähigt, später über den ganzen Bereich der gelehrten Wissenschaften die klare Uebersicht zu behalten, die ihm entgegentretenden Objecte nach Form und Inhalt genau in's Auge zu fassen und überhaupt das Streben und die Fähigkeit mit in's Leben herüber zu nehmen, in allen Lagen desselben klar und bestimmt zu denken und mit Einsicht und in redlicher Treue zu handeln. Freilich hat die Schulordnung auch ihre Mängel, aber im Ganzen ist sie nach einstimmigem Urtheil in damaliger wie auch noch in unserer Zeit[76]) ein treffliches pädonomisches Werk von wahrhaft klassischer Form und echt philosophischem Geiste, das wesentlich einer bessern Richtung vorgearbeitet und die Geister mächtig angeregt und befruchtet hat[77]).

Es erscheint wiederum als eine merkwürdige Fügung im Leben der Fürstin, daß in demselben Jahre, in welchem das bisherige Freundschafts-Verhältniß zwischen ihr und Hemsterhuis sich trübte und des nicht christlichen Philosophen maß- und normgebende Autorität über sie gebrochen wurde, eben jene Schulordnung erschien, welche der Fürstin den ersten Impuls zu einer Reise nach Münster gegeben und gleichsam den ersten Faden ihrer spätern Freundschaftsbande mit Fürstenberg gesponnen hat; noch mehr, daß Hemsterhuis selbst, wiewohl unbewußt und absichtslos, diese neue folgenreiche Verbindung einzuleiten, weiter zu führen und zu befestigen berufen war.

Theils in der Absicht, um in weitern Kreisen, wo möglich Nutzen zu stiften, mehr aber noch, um gute Verbesserungsvorschläge und neue Gedanken zu erhalten, hatte Fürstenberg gedruckte Exemplare seiner Verordnung gleich nach deren Erscheinen und auch in den spätern Jahren an eine Reihe hervorragender Männer und competenter Beurtheiler versandt. So war auch der Haager Philosoph in Besitz eines Exemplars gekommen. Wir haben nicht feststellen können, wann Fürstenberg mit demselben bekannt geworden; vermuthlich schon längere Zeit vorher und zwar in Folge geschäftlicher Verbindung, indem ersterer auch die äußern Angelegenheiten des Fürstbisthums Münster zu führen hatte, während Hemsterhuis seit 1755 im Haag erster Beamte des holländischen Staatsraths war, welch' letzterer nicht nur das Ressort des Krieges, der Finanzen und der Justiz, sondern auch der äußern Angelegenheiten in sich vereinte[78]). Wir sehen indeß aus einem uns vorliegenden Briefe Fürsten-

---

[76]) Vgl. Keller, Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte II. 311. — L. Giesebrecht, Damaris, 1862. II. 130. u. A.

[77]) Näheres über dieselbe später.

[78]) Meyboom, Oeuvres philosophiques de Fr. Hemsterhuis. Nouvelle édition. Leuwarde 1850. III. 127. Vgl. Grucker, Fr. Hemsterhuis, sa vie et ses oeuvres, p. 16.

berg's[79]), daß dieser selbst in der ersten Hälfte des April 1778 aus kurfürstlichem Auftrage in besonderer politischer Sendung im Haag sich aufhielt, woselbst er wohl auch persönlich mit Hemsterhuis zusammengekommen ist, von diesem manches von der Fürstin von Gallitzin vernommen, vielleicht dieselbe auch gesehen hat. Das Erstere wenigstens wird durch nachfolgende Briefe bestätigt; dieselben lassen zugleich die Annahme als gerechtfertigt erscheinen, daß Fürstenberg bald nach seiner Rückkehr dem Hemsterhuis als einem Manne von Einsicht und philosophischem Rufe ein Exemplar der Schulverordnung zuschickte. Dieser nahm mit großer Befriedigung von derselben Kenntniß und stellte sie dann der fürstlichen Freundin zu, welche für pädagogische Fragen stets großes Interesse gehegt hatte und ein solches um so mehr der Abhandlung des Münster'schen Ministers entgegenbrachte, insofern diese, als für die spätern Jahre des höhern Unterrichts berechnet, gewissermaßen als die Fortsetzung ihres eigenen Erziehungsplanes sich charakterisirte, den sie unter Beihülfe ihrer Freunde im stillen Nithuis für die ersten Jugendjahre ihrer Kinder entworfen hatte.

Ueber das Weitere gibt die nachstehend zuerst veröffentlichte Correspondenz[80]) den erwünschten Aufschluß. Zunächst ist aus nachfolgendem Briefe Hemsterhuis' an Fürstenberg, d. d. Haag den 26. Januar 1779, zu ersehen, wie jener selbst und die Fürstin über die Verordnung urtheilten, und welche Entschlüsse das Studium derselben bei letzterer wachrief.

„Ew. Excellenz werden mir gütigst erlauben, Ihnen einen Mann in Erinnerung zu bringen, der von dem Augenblicke an, da er Sie kennen gelernt, nie aufgehört hat und auch nie aufhören wird, für Sie die größte und gerechteste Verehrung zu empfinden. Ich würde sicherlich nicht unterlassen haben, Ihr geehrtes Schreiben sogleich zu beantworten, hätte ich nicht erfahren, daß Sie inzwischen eine längere Reise angetreten hätten. Nunmehr nehme ich mir die Freiheit, Ew. Excellenz für die gütige Zusendung meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen, und wenn Sie gestatten, meine Ansicht hinsichtlich der Verordnung, den Unterricht in den Schulen betreffend, auszusprechen, so darf ich versichern, daß mir bisher noch nichts dieser Art zu Gesichte gekommen ist, das jener Verordnung nahe käme, oder eine so vollkommene Menschenkenntniß und so wahrhaft philosophische Ansichten an den Tag legte. Sobald ich dieses Werk gelesen und wiedergelesen hatte, lieh ich es einer Person, welche in jeder

---

[79]) An den ihm befreundeten hessischen General und Minister Ernst von Schlieffen in Cassel. In Fürstenberg's Nachlaß.

[80]) Wir geben dieselbe, soweit sie hier in Betracht kommt, in Uebersetzung nach den uns vorliegenden französischen Originalen aus Fürstenberg's Nachlaß.

Beziehung höchst achtungswerth ist. Dieselbe war so überrascht von der Tiefe, der Wahrheit und dem außerordentlichen Nutzen dieser Abhandlung, daß sie sogleich die Uebersetzung derselben begann, und zwar mit der Absicht, sie irgendwo drucken zu lassen, damit auch diejenigen, welche des Deutschen unkundig sind, daraus Nutzen zu ziehen vermöchten. Diese Uebersetzung gestatte ich mir beizulegen und Ihrer gefälligen Durchsicht zu unterbreiten, mit der Bitte, dieselbe mir sodann wieder zukommen zu lassen, und zwar mit einem Worte der Anerkennung oder der Mißbilligung Ihrerseits, was dann über deren Loos endgültig entscheiden wird.

Ich muß noch bemerken, daß jene Person mit dem Gedanken umging, der betreffenden Uebersetzung eine Vorrede beizufügen, welche ihre Ansichten über die Methode der Erziehung des Kindes von der Geburt bis zu dem Alter hin enthalten sollte, für welches die Verordnung berechnet ist. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Niemand mehr im Stande sein wird, eine solche Vorrede in einem dem Werke selbst entsprechenden und seiner würdigen Weise zu verfassen, nicht allein wegen ihrer ausgebreiteten Kenntnisse, sondern auch wegen ihrer vielen und schwerwiegenden Erfahrungen, die man so selten bei Jemanden ihres Standes findet."

Fürstenberg, der bei seinem Aufenthalte in Holland die Fürstin Gallitzin, wenn nicht persönlich gesehen, doch jedenfalls von ihr gehört hatte und in ihr den Uebersetzer seiner Verordnung vermuthete, sandte unter dem 21. März 1779 an Hemsterhuis folgende Rückantwort:

„Sie und noch mehr den Uebersetzer der Klassen-Verordnung bitte ich ob meiner verspäteten Antwort sehr um Verzeihung. Ich hatte mir vorgenommen, diese Uebersetzung mit aller möglichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit durchzugehen. Ich habe es gethan und zu dieser Arbeit noch den Professor Sprickmann zugezogen, der damals die Verordnung nach meinen Heften redigirt hat. Da ich jedoch von allerlei ermüdenden Geschäften sehr in Anspruch genommen wurde und mich öfters unwohl fühlte, so war mein Kopf nicht im Stande, mit einer solchen Arbeit sich zu befassen: daher die Verzögerung meiner Antwort.

„Was nun die Uebersetzung angeht, so hat sie unser Beider Erwarten weit übertroffen. Wir wußten wohl, daß die Verordnung in einzelnen Partieen der nöthigen Klarheit ermangelte. Und indem wir die Uebersetzung auf's strengste prüften, hat so zu sagen der Neid uns zu dieser scharfen Prüfung eines Werkes bewogen, das oft besser und deutlicher als das Original sich ausdrückt. Wir konnten uns nämlich nicht verhehlen, daß in den meisten Stellen, wo die Uebersetzung vom Original abweicht, letzteres räthselhaft und bisweilen zweideutig war; und darum haben wir nichts an jener geändert. Den deutschen Text haben wir kurz

commentirt, um einige Verbesserungen von geringerem Belange anzudeuten. Alles in Allem genommen wird meines Erachtens die Uebersetzung mehr gelesen werden und in Folge dessen mehr Gutes stiften, als die Verordnung selbst, wenn von derselben überhaupt solches zu erwarten ist.

„Ich bitte Sie, mein Herr, dem unbekannten Verfasser meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit zu bezeugen. Nichts würde für mich ehrenvoller sein, als wenn die Verordnung unter der Approbation einer solchen Persönlichkeit erschien. Wenn Madame — eine Vorrede über den bezeichneten Gegenstand beifügen wollte, so dürfte freilich der Vergleich zu Ungunsten der Verordnung ausfallen; doch bin ich überzeugt, daß ihre Vorrede neues Licht über die Sache verbreiten wird.

„Beifolgend beehre ich mich, Ihnen zwei Büchelchen zu überreichen, die Ihnen zeigen können, wie weit wir in der Kunst des Urtheilens gekommen sind. Die Elemente der Logik [81]) haben den Fehler, daß der Verfasser, in der Absicht freilich, nicht zu weitschweifig zu werden, die Beispiele weggelassen hat. Sodann noch eine kurze Bemerkung zu dem Artikel über die praktische Logik."

Hemsterhuis theilte seiner Freundin Fürstenberg's Antwort mit und schrieb letzterm unter dem 8. April desselben Jahres, daß die Fürstin und er selbst gegen Ende künftigen Monats auf einige Tage nach Münster zu kommen gedächten, um die dortigen Schuleinrichtungen persönlich in Augenschein zu nehmen.

„Die Papiere nebst den zwei werthvollen Büchern, welche Ew. Excellenz mir gütigst zusandten, sind richtig in meinen Besitz gekommen, und beehre ich mich, Ihnen dafür meinen unterthänigsten Dank auszusprechen. Erstere habe ich der Person, welche die Uebersetzung der Verordnung ausarbeitet, übergeben, und wird sie gewissenhaft von den Correcturen Gebrauch machen. Sie ist für dieselben, insbesondere auch für die beigelegte Abhandlung, oder vielmehr für das neue Capitel, das Sie zu ihrer Belehrung gütigst beigelegt, Ew. Excellenz zu großem Danke verpflichtet. Wenn das Ganze mitsammt der Vorrede geordnet sein wird, werden Sie hoffentlich erlauben, es Ihnen vor dem Drucke zur nochmaligen Durchsicht vorzulegen.

„Gestatten nun Ew. Excellenz, noch etwas Anderes vorzubringen. Die Frau Fürstin von Gallitzin — so weit ich Menschen zu beur-

---

[81]) Al. Havichorst: Institutiones logicae in usum auditorum suorum. Monasterii 1776.

theilen vermag, eine der geistreichsten Personen, die es gibt — ist so sehr von Ihrer Schulanstalt begeistert, daß sie gern drei oder vier Tage in Münster zubringen möchte, um aus der Nähe zu betrachten, wovon sie sich mit Recht eine so schöne Vorstellung macht, — vorausgesetzt, daß Ew. Excellenz es ihr gestatten, den Lehrstunden ohne allen Zwang beizuwohnen, ganz so wie eine gewöhnliche Schülerin. Ließe sich das so machen, dann wäre der Fürstin der geeignetste Zeitpunkt für diese kleine Reise der 22. oder 24. künftigen Monats Mai. Sie würde auch das Datum wechseln können, falls es ihr zu der bezeichneten Zeit nicht vergönnt sein würde, dem berühmten Gründer dieser Schulen persönlich ihre Verehrung zu bezeugen. Ew. Excellenz darf ich wohl bitten, hierüber mit einer Antwort mich beehren zu wollen.

„Wenn die Reise zur Ausführung kommt und meine Geschäfte es mir erlauben, werde ich gewiß diese Gelegenheit benutzen, Sie meiner Bewunderung und größten Hochachtung zu versichern."

Am 17. April sandte Fürstenberg nachfolgendes Erwiderungsschreiben an Hemsterhuis.

„Ihre geehrten Zeilen vom 8. d. M. habe ich richtig erhalten. Es ist für unsern kleinen Anfang äußerst ehrenvoll, daß wir die Aufmerksamkeit einer Dame von so hohem und vielseitig gebildetem Geiste haben fesseln können.

„Ich hoffe, daß meine Bemerkungen die Unklarheit einzelner Stellen der Verordnung gehoben haben. Dieselbe kommt ein wenig auf Rechnung desjenigen zu stehen, dem ich meine Hefte zur Redaction anvertraut hatte: was seine Arbeit an Geist gewonnen, hat sie an Deutlichkeit verloren. Indeß habe ich kein Recht zur Klage, hat doch dieser Gelehrte mir zu Liebe sich der sehr unangenehmen Arbeit unterzogen, bruchstückartige Entwürfe, Instructionen und Bemerkungen zu redigiren, welche den Professoren, je nach Maßgabe der Fortschritte, welche sie und ihre Schüler gemacht hatten, gegeben worden waren. Ich hätte selbst seine Arbeit mit mehr Sorgfalt durchsehen sollen, aber da ich mit so vielen andern Geschäften belastet war, so konnte ich es nicht über mich gewinnen, etwas wieder umzuarbeiten, das schon so lange meinen Kopf beschäftigt hatte.

„Der Besuch der Fürstin Gallitzin würde für uns noch weit ehrenvoller sein, dürfte ich mir schmeicheln, daß die Ausführung unseres Planes dem vorgesetzten Ideal völlig entspräche; aber wenngleich ich auch nicht versichern kann, ob sie ihrerseits nicht vielleicht später bedauern wird, sich die Mühe gegeben zu haben, unsere Anfänge in Augenschein zu nehmen, so glaube ich doch, daß ihr Besuch unserer Anstalt großen Vortheil bringen wird.

„Ich habe ein zu großes Verlangen, ihr meine Verehrung zu bezeugen, als daß ich es über mich gewinnen könnte, am 24. Mai abwesend zu sein. Sollte jedoch ein unvorhergesehenes Ereigniß meine Anwesenheit hierselbst durchaus verhindern, so werde ich nicht verfehlen, Sie sogleich davon zu benachrichtigen, vorausgesetzt, daß die Fürstin mir einen andern Tag zu bestimmen geneigt sein würde. Es steht natürlich ganz bei ihr, darüber zu befinden, wie sie hier auftreten will; und wenn ich auch Sie zur selben Zeit hier zu sehen die Ehre habe, wird sich das alles ja um so leichter machen. Abgesehen davon, daß ich überhaupt mich freue, Sie wiederzusehen, würde ich Sie um so lieber in der Begleitung der Fürstin hier wissen, als es leicht möglich ist, daß wir über manches verschiedener Ansicht sein werden. Ihre Bemerkungen sodann und die der Fürstin dürften nicht verfehlen, uns mancherlei Aufklärung zu geben, wie denn überhaupt dieser Besuch zu neuem Eifer uns anspornen wird, dasjenige, was in der Verordnung als gut befunden worden, auch praktisch auszuführen.

„Ich ersuche Sie, die Fürstin von dem Inhalt meines Schreibens in Kenntniß zu setzen und dieselbe meiner Hochachtung und Verehrung zu versichern."

Einen Monat später lief aus Holland nachstehende Antwort ein:

„Haag, den 18. Mai 1779.

„In Erwiderung des Schreibens, mit welchem Ew. Excellenz mich gütigst beehrten, die gehorsame Nachricht, daß die Frau Fürstin von Gallitzin sich entschlossen hat, am nächsten Freitag-Abend von hier abzureisen, Samstag in Nymwegen zu übernachten und Sonntag-Abend oder Montag in Münster einzutreffen. Sie hat mich beauftragt, Ew. Excellenz ihre Hochachtung zu vermelden.

„Ich rechne mir die Ehre, Sie zu begleiten, um so höher an, als ich dadurch Gelegenheit finde, Ihnen, mein Herr, persönlich die Versicherung meiner größten Hochachtung zu geben, mit der ich bin und zeitlebens sein werde

Ew. Excellenz

sehr ergebener und gehorsamer Diener Hemsterhuis."

Demgemäß trafen die Fürstin und Hemsterhuis gegen den 24. Mai 1779 in Münster ein und verweilten dort acht bis zehn Tage[82]). Aber sie fanden diese Zeit nicht hinreichend, um die ganze Ideenfülle des

[82]) Katerkamp, der von einer Begleitung des Hemsterhuis nichts berichtet, gibt den Aufenthalt der Fürstin auf neunzehn Tage an (S. 49); dem widerspricht aber schon das Datum des nachstehenden Briefes.

Fürstenberg'schen Erziehungssystems zu erfassen und dessen praktische Ausführung genügend kennen zu lernen; beim Abschiede sprach denn auch die Fürstin den bestimmten Wunsch aus, ein Mal auf längere Zeit, etwa ein Jahr hindurch, zur völligen Erreichung ihres Zweckes in Münster sich aufhalten zu können. Der Wunsch wurde sehr bald fester Entschluß, wie aus nachstehendem Briefe erhellt, den Hemsterhuis gleich nach der Rückkehr, am 8. Juni, an Fürstenberg schrieb und worin er zugleich die Eindrücke schildert, welche beide Besucher in Münster empfangen hatten.

„Die überaus große Freundlichkeit, welche Ew. Excellenz mir während des Aufenthalts in Ihrer Stadt erwiesen, hat mein Herz zu lebhaftem und dauerndem Danke verpflichtet, welchen hier auszudrücken Ew. Excellenz genehmigen wollen. Ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen bei jeder mir möglichen Gelegenheit mich gefällig zu erweisen.

„Ich muß gestehen, daß von allen Eindrücken, die ich von meiner Reise zurückgebracht, keiner stärker ist, als die Bewunderung alles dessen, was ich gesehen habe. All' die nöthigen Talente zu finden und zu vereinen, um den Plan einer allgemeinen National-Reform zu entwerfen, gehört allzeit zu den Seltenheiten; aber zu sehen, wie jene nun auch thätig an die Ausführung herantreten und diese vollführen, das schien mir unvereinbar mit unsern so veränderten Zeitverhältnissen. Derlei Beispiele findet man wohl bei den Alten, aber sie, welche der einfachen Natur näher standen, freier und den Vorurtheilen weniger unterworfen waren, fanden eben auch weniger Hindernisse zu besiegen, als wie die neuern Zeiten sie geschaffen haben.

„Wenn die Fürstin von Gallitzin sich mit mir darüber unterhält, was wir in Münster gesehen, so können wir nicht umhin, bei Ihnen und Ihrem Glücke betrachtend zu verweilen. Die Gewißheit des Dankes der Nachwelt und das tief innere Bewußtsein einer großen Seele, so viel Gutes wie nur möglich gestiftet zu haben, muß Ihnen Genüsse verschaffen, von denen nur wenige Menschen sich eine Vorstellung zu machen im Stande sind.

„Die Fürstin ist so eingenommen von Ihren dortigen vortrefflichen Einrichtungen, daß sie mir gestern mittheilte, die Ausführung ihres Vorhabens (längere Zeit in Münster zu weilen) sei nunmehr beschlossene Sache. Sie will, wie sie mir sagte, einen Brief für Ew. Excellenz mir zusenden, den ich, falls er zeitig genug in meine Hände gelangt, beizulegen mich beehre . . . ."

Leider ist der hier angekündigte Brief uns nicht zu Gesichte gekommen, ebensowenig das darauf bezügliche Antwortschreiben Fürstenberg's an die Fürstin und an Hemsterhuis. Dagegen fanden wir nachfolgenden

Brief des Letztern vom 3. Juli 1797, dessen Inhalt auf das außerordentlich günstige Urtheil Fürstenberg's rücksichtlich der Person der Fürstin schließen läßt und deren Herüberkunft für das Ende des genannten Monats ankündigt.

„Mit großer Freude ersah ich aus dem letzten Schreiben, das Ew. Excellenz an mich zu richten die Gnade hatten, daß Sie während unseres Aufenthaltes in Münster der bewunderungswürdigen Fürstin von Gallitzin bis auf den Grund der Seele geschaut und darin dieselben Entdeckungen gemacht haben, wie ich sie während einer mehrjährigen vertrauten Freundschaft zu machen Gelegenheit hatte. Diese Freude nun hatte für mich aber nichts Ueberraschendes, da ich im voraus von der seltenen und großen Seelengemeinschaft zweier so außerordentlicher Personen überzeugt war. Ew. Excellenz wünsche ich Glück dazu, daß Sie in Ihrer Stadt eine solche Dame Ihres Standes besitzen werden, welche überdies nicht verfehlen wird, daselbst sich noch mehr zu vervollkommnen. Gestern theilte sie ihr Vorhaben Ihrer Königlichen Hoheit[83]), ihrer Freundin, vertrauensvoll mit, welches Thränen und Verwunderung hervorrief . . .

„Die Fürstin gedenkt gegen den 20. oder 25. d. M. von hier abzureisen. Ich würde mich überaus glücklich geschätzt haben, wenn meine Geschäfte es mir gestattet hätten, mit ihr einen Theil des Winters bei Ihrer Schulanstalt zu verbringen; indeß tröste ich mich mit der Hoffnung, sie auf ihrer Reise begleiten zu können.

„Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Excellenz der erhaltenen Erlaubniß gemäß einige Exemplare des Aristée zu überreichen. An Ihre Herren Professoren habe ich keine zu schicken gewagt, obgleich ich deren Urtheil sehr gern als competent erachte. Ich habe eben gefürchtet, daß die arme Sprache, in der ich zu schreiben gewohnt bin, denselben ebensowenig geläufig sei, als sie wenig nützlich und nothwendig werden mag für die Zierde und den Fortschritt der Wissenschaften in Ihrem Vaterlande."

Um die festgesetzte Zeit nahm die Fürstin von ihrem Gemahl, ihren vertrauten Freunden und dem geliebten Nithuis Abschied und kam, von ihren beiden Kindern und von Hemsterhuis begleitet, Ende Juli oder Anfang August 1779 in Münster an, woselbst sie vom Minister von Fürstenberg auf's zuvorkommendste empfangen wurde[84]).

---

[83]) Der Prinzessin von Oranien.

[84]) Am 4. August schrieb F. an den Geheimrath Wenner in Bonn: „Die Frau Fürstin von Gallitzin ist hier angekommen. Ich habe zwei Commoden aus meinem Zimmer bei Hof geliehen und es über mich genommen, dieses bei Sr. Kurf. Gnaden zu rechtfertigen. Zur mehrern Sicherheit können Ew. Wohlgeboren Sr. Kurf. Gnaden davon Nachricht geben." Aus Fürstenberg's Nachlaß.

Hemsterhuis blieb dies Mal nur einige Tage; der Abschied war Beiden schmerzlich, und der Fürstin wohl um so mehr, da auch Fürstenberg gegen den 6. August auf einen Monat lang zu den Bädern nach Hofgeismar verreiste, und sie nun mit dem „Gefühl von Leere und Oede“ [85]) allein mit ihren Kindern inmitten fremder Menschen sich befand. Doch schon bald hatte sie sich in die neuen Verhältnisse hineingefunden; sie schrieb häufig an ihren Gemahl und an Hemsterhuis, und eben die uns aufbewahrt gebliebenen Briefe an Letztern berichten getreulich über ihr ruhiges, zufriedenes Leben in der ersten und der nächstfolgenden Zeit ihres Aufenthaltes in Münster.

Eifriges Studium der Wissenschaften, emsige Sorge für die Erziehung ihrer heranwachsenden Kinder, der anregende Umgang mit neuen Freunden, das wachsende Interesse für Fürstenberg's Schuleinrichtungen, das stille, friedliche Wesen von Land und Leuten — alles das war von wohlthätiger Wirkung auf eine Frau, die schon lange dem Weltgewühle den Rücken gekehrt, um in der Stille der Einsamkeit auf ernsten Pfaden den wahren Gütern des Lebens nachzugehen. Eine ruhige, zufriedene Seelenstimmung und ein bisher ungekanntes Hochgefühl durchdrang und hob ihre ganze Existenz. „Ich fühle mich leichter — schrieb sie an Hemsterhuis —, so daß ich aus Gewohnheit weniger über die Erde schreite als fliege. Alles in mir scheint Harmonie, nicht eine so exaltirte Harmonie, wie sie durch eine starke Spannung aller Saiten der Seele hervorgerufen wird, sondern eine ernste Harmonie, welche, indem sie die Seele sich jeder Art von Genuß öffnen läßt, doch nicht zu erschöpfen vermag. — — Möchten doch alle meine Lieben glücklich sein, ich trage sie in mir. Eine Welt ist in mir, und daher das Bedürfniß, nachzudenken, so viele Reichthümer zu ordnen, mein Gefühl mit meiner Vernunft in Einklang zu bringen, zu befestigen, auszudehnen in mir die Kraft, welche regiert, im Verhältniß zu dem, was ihr zu regieren gegeben ist. Ich habe endlich das Bedürfniß, mich groß zu fühlen in allen Augenblicken meines Lebens, um nicht erröthen zu müssen, einen Thron einzunehmen“ [86]).

Ein stolzer Drang nach Wissen, eine allgemeine Wuth, wie sie sagt [87]), in allen Wissenschaften sich zu unterrichten, und sei es selbst in der, „wie man Pferde beschlägt“, bemächtigte sich ihrer und trieb sie zu fast ununterbrochenem Studium. Um dafür möglichst viel Zeit zu gewinnen, entsagte sie freiwillig der Musik, die sie leidenschaftlich liebte, zumal sie der Meinung war, daß dieselbe leicht die Seele entnerve und in einen

---

[85]) Vgl. Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 44 f. — [86]) A. a. O. 52, 67. — [87]) A. a. O. 107.

Zustand von Passivität und Empfindlichkeit versetze, welche der Festigkeit, der Gleichmäßigkeit, der Sitte und der Abwesenheit alles dessen, was man leidenschaftlichen Ton nenne, sehr nachtheilig sei, Eigenschaften, die doch einen Erzieher charakterisiren müßten, von dessen Vollkommenheit sie freilich noch weit entfernt sei [88]). Nur hätte sie gern noch mehr Zeit gewinnen mögen, und bedauerte es darum lebhaft, daß die „traurige Menschlichkeit" auf ihr laste, obgleich sie dagegen ankämpfe und nicht ganz ohne Erfolg, da sie bereits nur noch fünf Stunden Schlaf täglich bedürfe [89]). Oft auch studirte sie ganze Nächte hindurch, wie Katerkamp erzählt [90]). Eines Tages verfiel sie gegen Abend in eine tiefe Schwermuth, ohne den Grund derselben zu kennen; während dieses Zustandes kommt der Bediente zu ihr und fragt, ob sie nicht wenigstens eine Tasse Chocolade nehmen wolle; sie willigt ein, und nachdem sie dieselbe genommen, fühlt sie sich auf ein Mal anders und wieder wohl; und nun erst fällt ihr ein, daß sie den Tag über vergessen hatte, Speise zu sich zu nehmen.

Neben den schon früher betriebenen Studien beschäftigte sich die Fürstin nun auch mit der Erlernung der lateinischen Sprache und der Lectüre ihrer Klassiker, von denen sie namentlich den Horaz lieb gewann [91]); daneben studirte sie Mathematik, Astronomie [92]), juristische, Finanz- und Kriegswissenschaften [93]), zeigte große Vorliebe für metaphysische und speculative Studien [94]), las Locke und Leibnitz, um mit der deutschen Philosophie, als deren Begründer sie jene ansah, sich bekannt zu machen [95]), und fuhr fort, ihre Kenntnisse im Fache der Pädagogik zu erweitern, indem sie aus der Fluth der Erziehungsschriften jener Zeit die besten sich auswählte und durchlas, namentlich aber in den Geist und in das Detail der Fürstenberg'schen Schuleinrichtungen einzudringen bemüht war, wie sie denn zu gleichem Zwecke auch den öffentlichen Prüfungen am Gymnasium regelmäßig beizuwohnen pflegte [96]).

Bei allen ihren wissenschaftlichen Bestrebungen fand die Fürstin zunächst bei Fürstenberg, dann aber auch bei dessen Freunden, den Professoren des Gymnasiums, namentlich bei den frühern Jesuiten Zumkley, Havichorst und Gerz [97]), die nöthige Anleitung und bereit-

---

[88]) Liesching 64. — Schlüter 1874, S. 27. — [89]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 71. — [90]) Leben der Fürstin, 88. — [91]) Schlüter 1874, 3. — Liesching 62. — Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 78. — [92]) Schlüter a. a. O. 78 u. a. — [93]) A. a. 71. — Liesching 47. — [94]) Liesching 71. — [95]) Schlüter, Briefe an H., 97. — Liesching 62. — [96]) Schlüter, Briefe an H., 62.

[97]) Die Fürstin schreibt Geritz. Vgl. über dieselben B. Sökeland, Umgestaltung des Münster'schen Gymnasiums, S. 81, 90, 94. — Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, 122, 142, 386.

willigste Unterstützung. Sie lud dieselben häufig in ihr Haus, machte mit ihnen Ausflüge in die Umgegend von Münster, feierte in ihren Kreisen die einfallenden Namens- und Geburtstage der Einzelnen, disputirte mit ihnen über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände, nannte sie ihre treuen Freunde und großen Lehrer, und bedauerte nur das Eine, daß die alten Griechen und ihre Philosophie zu wenig berücksichtigt würden [98]). Sie, die getreue Schülerin des Sokrates, hätte ihrerseits gern diesem Mangel abgeholfen; darum brachte sie häufig die Rede auf das griechische Alterthum, las und besprach mit ihnen die von seiner Philosophie befruchteten Dialoge des Hemsterhuis und drang insbesondere auf das Studium von Plato's Schriften. „Werden Sie es glauben — schrieb sie an den Philosophen im Haag — daß ich alle Collegen dazu bringe, den Plato zu lesen? . . . Ich habe geschworen, sie alle zu platonisiren, ehe ich Münster verlasse" [99]).

So schrieb die Fürstin zu Anfang 1780; aber noch ehe das Jahr vergangen, hatte sie den Plan, in der Schweiz sich anzusiedeln, aufgegeben. Vielleicht war derselbe schon früher in ihrem Innern zum Schwanken gekommen, da sie nach verschiedenen Seiten hin in Münster weit mehr gefunden hatte, als sie in der Schweiz je verhoffen durfte. Ein unerwartetes Ereigniß gab nun Veranlassung zum völligen Aufgeben des frühern Entschlusses. Hemsterhuis meldete dasselbe an Fürstenberg in nachfolgendem Briefe vom 13. November 1780.

„Mein Herr, Sie wissen jedenfalls, daß Herr Dentan aus Genf der Fürstin von Gallitzin überaus ergeben und von ihr und dem Fürsten dazu bestimmt war, dereinst der Gouverneur ihres Sohnes zu sein. Gestern Abend nun traf die schmerzliche Nachricht seines Todes ein, nachdem er nur sechs Tage lang an einem heftigen Fieber krank gewesen.

„Da ich das überaus empfindsame Gemüth der Fürstin kenne, so gebe ich ihr heute zunächst Nachricht von der Krankheit des Herrn Dentan, und ich nehme mir die Freiheit, Sie zu bitten, ihr sodann allmälig und mit aller Ihnen nothwendig scheinenden Vorsicht diesen Unglücksfall mitzutheilen. Ich weiß, wie sehr sie diesen ausgezeichneten Mann verehrte, und ich fürchte nur für die Wirkungen des ersten Schlages; für die Folge setze ich in ihre Weisheit und Geisteskraft vollstes Zutrauen.

„Der Fürst, welcher gleich mir von dieser unerwarteten Nachricht tief betrübt ist, hatte sich vorgenommen, Ihnen selbst zu schreiben; da er

---

[98]) Rheinisches Jahrbuch 150. — Schlüter, Briefe an H., 46, 71, 73, 77 u. a. — Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher 1874 und Neue Folge (1876): passim.

[99]) Schlüter, Briefe an H., 100.

jedoch, wie ich weiß, mit Geschäften überladen ist, so dürfte er wohl kaum Zeit dazu finden.

„Der Antheil, den Sie an dem Wohlbefinden der Fürstin nehmen, ist für mich genugsame Entschuldigung ob meiner obigen Zumuthung.

„Ich hoffe in Kurzem eine kleine Tour nach Münster machen zu können; sollte jedoch die Fürstin meine Anwesenheit dort sogleich wünschen, so wird ein Wort von ihr oder von Ihnen mir genügen."

Dentan's Tod war für die Fürstin in der That ein harter Schlag; verlor sie doch mit ihm den einzigen Freund, der in fernem Lande bei dem wichtigen Geschäfte der Kindererziehung rathend und helfend ihr zur Seite stehen sollte. Sein Verlust änderte, nach ihrem eigenen Ausdruck [100]), ihre ganze Lage, und statt an den Ufern des Genfersee's nahm sie nun im stillen Münster ihren bleibenden Aufenthalt. Bei ihrer Ankunft hatte sie durch Vermittelung Fürstenberg's den obern Theil eines geräumigen Wohnhauses auf der grünen Stiege von dem Freiherrn C. von Galen, der den untern Theil bewohnte, in Aftermiethe genommen und zugleich von ihm und von Fürstenberg das nöthigste Mobilar geliehen, da sie damals ihre Sachen schon nach der Schweiz hatte vorausschicken lassen. Diese ließ sie nun zurückkommen und kaufte jenes einsam gelegene, bescheidene Haus nebst den zugehörigen kleinern Wohnungen und anliegendem Garten für den Preis von 6000 Thaler in Gold [101]). Dann miethete sie sich zum Sommeraufenthalte einige Zimmer eines dem Grafen von Merveld gehörigen Pächterhofes unmittelbar an den stillen, freundlichen Ufern der Werse, unweit des Dorfes Angelmodde bei Münster.

Das alles geschah unter thätiger Vermittelung des Herrn von Fürstenberg, der ihr auch sonst in Allem zur Hand war. So finden wir in einem Briefe des Letztern an den ihm befreundeten englischen General Lloyd in London die Bitte ausgesprochen, derselbe möge dort „für eine Dame, die ziemlich gut reitet", ein braunes, kräftiges und lebhaftes Pferd kaufen. „Ich bitte Sie sehr um Verzeihung — heißt es

---

[100]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher. Neue Folge. 205.

[101]) Nach den Papieren in Fürstenberg's Nachlaß. — Der damalige Besitzer war der Major von Tönnemann in Warendorf, der es von dem Freiherrn Droste zu Vischering, dem Vater des Kölner Erzbischofes Clemens August bei Gelegenheit der Erbauung des Erbdrostenhofes in Münster gekauft hatte. Nach dem Tode der Fürstin ward das durch sie und ihre Münster'schen Freunde berühmt gewordene Haus, welches zudem von hervorragenden Männern wie Claudius, Goethe, Jacobi, Kleuker, Lavater, Hamann, Hemsterhuis, Sailer, Stolberg u. A. besucht und bewohnt worden, Eigenthum der Familie von Ascheberg, welche dasselbe zu Anfang der fünfziger Jahre an den Kaufmann Schütte verkaufte, der es seinerseits an die Jesuiten behufs Errichtung ihrer Residenz abtrat. Nach deren Ausweisung (1872) ist das Haus nebst Garten in den Besitz des Erbdrosten Grafen Droste zu Vischering zurückgelangt.

zum Schluß — daß ich es wage, mit dieser Commission Ihnen lästig zu fallen. Aber ich wünschte gar sehr, daß das Pferd gut ausfiele. Es ist für die Fürstin Gallitzin. Dieselbe hat mehr Geist und mehr Charakter, als ich bis jetzt bei irgend einer ihres Geschlechtes gefunden habe“ [102]).

Die hohe Verehrung Fürstenberg's gegen die Fürstin, von welcher er schon in obigen Briefen an Hemsterhuis und wiederum in diesen Worten Zeugniß gibt, beruhte zunächst auf den vortrefflichen persönlichen Eigenschaften der Fürstin. Sie wurde dann noch vermehrt durch die dankbare Wahrnehmung, daß er und seine Freunde aus dem Umgange mit der seltenen Frau nicht bloß mancherlei Kenntnisse, sondern auch vielfache Anregung zu erneuter, frischer Thätigkeit gewannen. Und so währte es nicht lange, daß der Minister und Generalvicar der trefflichen Freundin mit vollstem Vertrauen entgegenkam, ihr alle Falten seines Herzens eröffnete [103]) und kaum etwas unternahm, ohne vorher sie um Rath gefragt zu haben.

Anderseits war ihm die Fürstin bald in größter Verehrung und Freundschaft zugethan, deren allmäliges Werden sie in einem längern Briefe an Hemsterhuis [104]) mit der ihr eigenen Offenheit dargelegt hat. „(Anfangs) zufrieden, — heißt es dort — Fürstenberg zu bewundern, seines Ruhmes mich zu freuen in Allem, was mich umgab, kam es mir nicht in den Sinn, nach einer größern Vertraulichkeit zu streben.“ Da fügte es sich eines Tages, daß sie die von ihm sehr geschätzten Landschaften des Wouverman ihm zum Geschenke machte. Auf sein Dankschreiben erwiderte sie ihm unbefangen, sie habe nicht gewußt, daß sie ihm ein kostbares Geschenk damit machen würde, sondern einzig daran gedacht, „daß durch das Gefühl der Achtung, der Bewunderung und des tiefgefühlten Vertrauens ich Alles, was mein ist, als ihm angehörend betrachtete. Dieses ist ungefähr der Sinn des Briefes, den ich ihm schrieb, und mit welchem eine Correspondenz begann, in welcher seine schöne Seele sich würdigte, sich mir unter einem so unerwarteten Gesichtspunkte zu zeigen, daß ich mehrere Tage hinbrachte, mir zu sagen: bin ich es denn?“ Aber mit demselben Gedanken des Zweifels und des Mißtrauens der Fürstin gegen sich, ob sie denn eines solchen Freundes würdig sei, trug sich seinerseits auch Fürstenberg. Bald eröffneten sie einander ihren gleichartigen Seelenzustand, und nun waren der vertrauensvollsten Freundschaft alle Wege

---

[102]) „Elle a plus de génie et plus de caractère, que je n'ai trouvé jusqu'ici à son sexe.“ Aus einem Briefe vom 22. April 1780 aus Fürstenberg's Nachlaß.

[103]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 95.

[104]) Schlüter a. a. O. 92—96.

geöffnet. „Seit diesem Augenblicke verlebten wir zusammen regelmäßig wenigstens sechs Stunden den Tag, und wir sind, glaube ich, für alle künftige Ewigkeit überzeugt, daß wir Einer für den Andern gemacht sind."

In diesem übrigens nur anfangs so häufigen, aber zeitlebens vertrauten Umgange erkannte die Fürstin immer mehr, „daß Fürstenberg alle Eigenschaften habe, welche erforderlich sind, um zu bewirken, daß ich seine Freundschaft begehre."

Sie bewunderte zunächst an ihm seine große Liebe und seinen Eifer für die Wissenschaften, sowie seine überraschend reichen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens. „Was ich aber Gelegenheit hatte, zu bemerken, — schrieb sie an Hemsterhuis [105]) — ist, daß Fürstenberg eben so sehr in der Anatomie, Medicin, Physik, der Veterinär-Kunst, der Anatomie der Pferde, in der Reitkunst und in der Mineralogie bewandert ist, als in der Kunst, die Menschen zu leiten und zu regieren." Außerdem war er wie Wenige in den Staats- und Kriegs-Wissenschaften zu Hause, ein genauer Kenner des canonischen und des bürgerlichen Rechtes, der Geschichte, der lateinischen, französischen und englischen Sprache und Literatur, ein Freund und Gönner der neu erblühenden National-Literatur, in den theologischen Disciplinen wohl bewandert und ein leidenschaftlicher Verehrer der Mathematik, Logik und Psychologie [106]).

Er war ein wahrhaft großer Mann, der über seinem Jahrhundert stand, sagt ein Landsmann von ihm [107]). Der Name einer Wissenschaft allein konnte ihn begeistern und sein klares, großes Auge flammte glänzend unter der erhabenen Stirne eines Weisen auf, wenn ein edler Gedanke vor seine Seele trat; es war, als ob einem dichterischen Gemüthe die Heimath seiner Sehnsucht erschlossen würde, wenn er, von Regierungssorgen ermüdet, den wissensdurstigen Geist in seine Lieblingsstudien versenken konnte.

Ein solcher Mann mußte großen Eindruck machen auf eine Frau wie die Fürstin, welche eben damals einen unauslöschlichen Wissensdurst empfand. Fürstenberg unterrichtete sie, wie schon angedeutet, in manchen der genannten Fächer; sie wiederum las mit ihm Plato, den er früher nicht gekannt, und rief bewundernd aus [108]): „Wie hat er's empfunden!" Sie disputirte mit ihm über Sokratische Philosophie und die Ideen des Hemsterhuis, die ihm bisher ferner gelegen. „Aber wie sehr — sagt

---

[105]) Schlüter a. a. O. 107.

[106]) Vgl. Esser, Fürstenberg's Schriften, 84 ff. — Sökeland, Umgestaltung des Münster'schen Gymnasiums, 21 ff. — Briefe von J. H. Voß I, 305.

[107]) L. Schücking im Rhein. Jahrbuch, 1840, S. 159.

[108]) Schlüter a. a. O. 100.

sie[109]) — geben mir diese Dispute täglich neue Gelegenheit, den Umfang, die Tiefe und die Vortrefflichkeit des Geistes zu bewundern, der mir Licht gibt!"

Darum beklagte sie sich auch keineswegs über die für ihre Studien verlorenen Stunden seiner Anwesenheit bei ihr, denn „mit ihm — gesteht sie — studire ich das schönste der Bücher". Sie nennt ihn „den großen Mann, den Heros, einen der größten Sterblichen des Jahrhunderts, ein bewundernswerthes Wesen; welche Wahrheit, Einfalt und Naivetät, welche tiefe Gabe der Leutseligkeit enthüllen sich Jedem bei einem vertraulichen Verkehr mit ihm!" [110])

Es ist das der Erguß einer jungen, enthusiastischen Freundschaft, die später festere Grundlage erhielt und in ruhigere Bahnen gelenkt wurde, aber immerhin die Sprache eines wahren Herzens. Was außer den genannten Eigenschaften des Freundes damals ihre Verehrung gegen ihn noch besonders hob, war dasselbe, das zu allererst seine Anziehungskraft auf sie ausgeübt und die Ursache ihrer Reise nach Münster abgegeben hatte: Fürstenberg's hohe Ideen, seine reichen Erfahrungen und seine uneigennützigen Bemühungen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, deren segensreiche Früchte bereits an dem von ihm umgestalteten Gymnasium zu Tage traten, unter deren Schülern damals Katerkamp und Brockmann, die spätern Genossen des Münster'schen Freundeskreises, sich auszeichneten. Auch das im Herbste 1776 eröffnete Priesterseminar ließ schöne Erfolge hoffen, als deren Zögling der fromme und strebsame Overberg eben in jener Zeit (1780) die Augen Fürstenberg's u. A. auf sich zog. „Alle seine Unternehmungen, — so meldete denn auch die Fürstin an Hemsterhuis [111]) — die alten wie die neuen, nehmen ihren besten Fortgang."

Zu den letztern gehörte namentlich die Errichtung der Landes-Universität in Münster. Schon seit Beginn seines Ministeriums hatte Fürstenberg sich die Erreichung dieses früher von den Fürstbischöfen und den Landständen wiederholt in's Auge gefaßten Zieles zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht. Aber damals wie jetzt treten allerlei Schwierigkeiten hindernd in den Weg, unter denen der Mangel an nöthigen Fonds nicht die geringste war. Als dieser dann 1773 durch Zuweisung der Güter des aufgehobenen Jesuiten-Ordens beseitigt worden, erfolgte im nämlichen Jahre durch Fürstenberg's thätige Vermittelung die päpstliche und kaiserliche Gutheißung der noch im Werden begriffenen Hochschule. Nunmehr mußte noch für die ganze Einrichtung, für die Auswahl und Ausbildung guter Lehrer, für die Bestellung der nöthigen Collegien und

---

[109]) A. a. O. 49. — [110]) A. a. O. 47, 95, 107. — [111]) A. a. O. 99.

für so vieles Andere gesorgt werden. Gerade inmitten dieser Sorgen und Arbeiten Fürstenberg's war die Fürstin nach Münster gekommen. Sie zeigte hierfür sogleich das lebhafteste Interesse, besprach mit Fürstenberg die Sache nach allen Seiten hin und gab nach Vermögen Rath und Hülfe jeder Art, bis sie endlich den Freund zur Vollendung seines Werkes beglückwünschen konnte, als am 16. April 1780 die feierliche Einweihung und die Vereidigung der Professoren vorgenommen wurde.

Neben diesen wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen des Ministers und Generalvicars schenkte die Fürstin zugleich dessen anderweitigen Bemühungen für das Landeswohl ihr aufmerksames, theilnehmendes Interesse, und so gewann sie die begründete Ueberzeugung, daß ihr Freund für die Regierung gerade des Münsterlandes wie geschaffen sei. „Wie ich glaube — schrieb sie an Hemsterhuis[112]) — ist Herr von Fürstenberg besser an seinem Platze hier in Münster, als er auf irgend einem Thron in Europa sein würde, um das Gute zu verbreiten ... Er bedurfte der Münsteraner mit allen ihren Verhältnissen, damit aus denselben das größte Gute hervorging. Aber ich schmeichle mir, daß diese glücklichen Resultate, weit entfernt, sich auf diesen Winkel Europa's zu beschränken, sich nach uns wenigstens über ganz Deutschland ausbreiten werden." Sie stand mit diesem Lobe nicht allein; es war vielmehr das allgemeine Urtheil über Fürstenberg in und außerhalb des Landes. Und so darf es nicht Wunder nehmen, daß am Ende der siebenziger Jahre Fürstenberg allgemein als der künftige Nachfolger des alten und kränkelnden Kurfürsten Max Friedrich im Fürstbisthum Münster angesehen und von der Mehrheit der Stände und der Bevölkerung auch gewünscht wurde. Auch er selbst hatte sich allmälig mit diesem Gedanken vertraut gemacht, doch nicht aus ehrgeizigen und herrschsüchtigen Gelüsten, sondern in der ehrlichen und auch gegründeten Ueberzeugung, daß er dem ihm so theuer gewordenen Lande nach der bisherigen langen und nicht segenslosen Verwaltung als Minister in der Folge noch mehr als Landesherr werde nützen können.[112a])

Indeß machten politische Interessen und weitspielende Intriguen jene Wünsche und Erwartungen zu Schanden. Nicht allein auf Fürstenberg's Leben und die Geschichte des Münsterlandes hat die im Jahre 1780 erfolgte Coadjutorwahl des Erzherzogs Max Franz von Oesterreich einen entscheidenden Einfluß geübt, sondern auch auf die Zukunft der Fürstin ist sie von bedeutsamer und zwar segensreicher Wirkung gewesen. Denn schwerlich hätte bei der veränderten hohen Stellung und den vermehrten Pflichten Fürstenberg's der bisherige freundschaftliche Verkehr

[112]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis, 83.

[112a]) Das Nähere hierüber in den Histor.-polit. Blättern LXXXII. 741 ff., LXXXIII. 194 f.

Beider in derselben Weise fortdauern, und ihre geistige Verbindung diejenige Festigkeit, Kraft und religiöse Weihe gewinnen können, durch welche später für sie selbst und für Andere die kostbarsten Früchte gezeitigt worden sind. Wenn es übrigens wahr ist, daß die Verbindung edler Menschen mit einander erst durch Leiden und Trübsal die rechte Weihe und Festigkeit empfängt, so sind jene Tage freudiger Wünsche, gespannter Erwartung, schwindender Aussicht und grausam zertrümmerter Lebenshoffnung für Fürstenberg und die Fürstin jene tief einwirkende weihevolle und festigende Epoche in der Geschichte ihrer Freundschaft gewesen. Sie hat in jenen oft stürmisch erregten Tagen dem Freunde treulich zur Seite gestanden, das Fallen und Steigen seiner Aussichten mit wärmstem Interesse verfolgt, hat ihren ganzen Einfluß in der Nähe und Ferne für ihn eingesetzt, ihn berathen, ermuthigt, gehoben, und dann am Ende den unglücklichen Ausgang der Sache mehr bedauert als Fürstenberg selbst. Er hat im Gegentheil mit wahrhaft edler Resignation und Seelengröße das Scheitern seiner Lebenshoffnung aufgenommen und ertragen, und auch dann nicht seine Ruhe und den Gleichmuth seines Innern verloren, als von Seiten des Kurfürsten das Ansinnen an ihn gestellt wurde, um seine Demission vom Ministerium einzukommen, das er nun sechszehn Jahre lang selbstlos, mit höchstem Eifer und seltenem Erfolg verwaltet hatte. Fürstenberg befand sich gerade bei einem öffentlichen Examen, als ihm das dahin gerichtete Schreiben überreicht wurde; er las es, ohne eine Miene zu verändern, fuhr in größter Ruhe im Examiniren fort und reichte dann, zu Hause angekommen, die schriftliche Bitte um Entlassung von seinem Posten ein, welcher er jedoch den Wunsch beifügte, das Generalvicariat und die Direction des Schulwesens auch weiterhin behalten zu dürfen[113]). Beides wurde ihm gewährt, und schon bald hatte er in emsiger Arbeit auf diesem wichtigen und lohnenden Gebiete die volle Gleichmäßigkeit des äußern wie innern Lebens wieder gefunden. „Ich fühle mich ganz zufrieden — schrieb er an den General Lloyd — und es waren nur die ersten Stunden der Muße, die mir verhältnißmäßig etwas schwer geworden. Ich fühlte so etwas, wie wenn plötzlich die Thätigkeit einer Maschine zum Stillstand gebracht wird. Aber schon ein paar Stunden nachher hatte ich mir einen neuen Arbeitsplan zurechtgelegt und würde sehr zufrieden gewesen sein, wenn nicht die Reflexionen über das Land im Allgemeinen und über meine Person im Besondern mich beunruhigt hätten .... Ich bin kein ehrgeiziger, eitler Streber gewesen und bin es auch jetzt nicht."

---

[113]) So berichten übereinstimmend die Fürstin und F. H. Jacobi. Vgl. F. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel I, 301, 303. — Liesching 87.

Aehnlich schrieb er an seinen Bruder, den Stammherrn zu Herdringen unter dem 20. October 1780:

„Ungeachtet ich das Ministerium niedergelegt habe, so bin ich doch gar nicht müßig. Ich werde jetzt meine ganze Achtsamkeit auf das Geistliche, auf das Erziehungs- und vielleicht auf das Medicinal-Wesen verwenden. Menschen bilden bleibt allezeit die wichtigste Staats-Angelegenheit; ungeachtet es von unsern Staatsmännern großentheils verkannt wird, so erkannten es die Alten und unter den Neuern die größten desto besser.

„Wenn ich heute oder morgen zu unsern Voreltern hinuntersteige, so werden mir dieselben Recht geben, daß ich mich bis auf's äußerste einer Sache widersetzt habe, von welcher wir, ohne sehr alt zu werden, vielleicht noch die schrecklichsten Folgen erleben können. Wenn ich Dich sehe, so wirst Du überzeugt sein, daß ein rechtschaffener Mann nicht anders handeln konnte. — Ich befinde mich besser als zuvor, indem meine jetzige Arbeit bei weitem nicht so viel Unangenehmes hat als die bisherige, und ordentlicher ist“ [114]).

Zugleich war Fürstenberg bestrebt, seinerseits nach Kräften allen schroffen und herben Folgen der Wahlstreitigkeiten vorzubeugen, den Kurfürsten in der Verwaltung des Landes, die nun von Bonn aus durch den Geheimrath Wenner geführt wurde, wie früher zu unterstützen und den Männern der Gegenpartei nach Möglichkeit gerecht zu werden. „Oft habe ich gesehen,“ erzählt die Fürstin voll Erstaunen, „daß man unter anderm an ihm bewunderte, wie man nie aus seinem Munde eine Klage vernahm, noch ein beleidigendes Wort u. s. w. gegen die, welche in Opposition mit seinen Ansichten dem Vaterlande und seiner Person alles mögliche Uebel zufügen, was sie nur können. Er geht noch weiter: in demselben Augenblick, wo er die schlimmsten Nachrichten erhält, entschuldigt er die Urheber derselben, und entschuldigt sie mit Erfolg. — Das ist etwas Großes; denn unsere Feinde entschuldigen, selbst in dem ersten Augenblick der erregten Leidenschaft, ist sicher die Wirkung einer erhabenen Seele“ [115]).

Auch später, als nach dem Tode des Kurfürsten Max Friedrich (15. April 1784) Fürstenberg's eigentlicher Widerpart, der junge Erzherzog Max Franz, jenem in der Regierung der Kölner und Münster'schen Lande folgte, bemühte sich der Generalvicar, das Vergangene vergessen zu machen und niemals mit seinen Freunden im Geiste einer oppositionellen Partei zu handeln, sondern vielmehr die neue Regierung in allen guten

---

[114]) Diese und die voraufgegangene Stelle aus Fürstenberg's ungedrucktem Nachlaß.

[115]) Liesching 89. — Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher, 1874, S. 13 f.

Unternehmungen zu unterstützen. Trotzdem aber war und blieb der junge, von politischen und religiösen Gegnern Fürstenberg's beeinflußte Kurfürst letzterm gegenüber abhold und argwöhnisch gesinnt, und machte von diesen Gesinnungen auch kein Hehl, freilich zum Schaden des Landes nach mehr als einer Seite hin. Herr von Fürstenberg suchte nun mündlich und schriftlich seinen Landesherrn von der Redlichkeit seiner Absichten zu überzeugen und ihm so den Argwohn gegen seine Person zu benehmen. Aus einem längern, zu diesem Zwecke abgefaßten Schreiben heben wir folgende bezeichnende Stelle aus: „Ich suchte einst das Bisthum, und suchte es, weil ich glaubte, es suchen zu müssen. Ich sah es als Pflicht an. Meine Gründe waren diese. Zuerst war ich mir des besten Willens für das Wohl meines Vaterlandes bewußt und hatte viel von dem, so dazu gehöret, durch eine lange und mühsame Erfahrung kennen gelernt. Mir war Niemand bekannt, von dessen Eifer für den Endzweck und zugleich Kenntniß der Mittel ich so überzeugt sein konnte, als ich von mir es mir selbst bewußt war. Und anderseits schien es mir zu viel gewagt, wegen der Unergründlichkeit und Unbestimmbarkeit der politischen Verhältnisse, einen Fürsten aus einem großen Hause zu wählen. Unter diesem Gesichtspunkte hielt ich es für patriotische Pflicht, das Bisthum zu suchen, was auch immer der Erfolg dieses Schrittes für mich sein möchte. Da ich mein Gesuch aufgeben mußte, beruhigte ich mich sehr leicht mit dem Gedanken, daß ich wissentlich nichts unterlassen hatte, das ich meinte, meine Pflicht könne es von mir erfordern. Es blieb gewiß in mir kein mißvergnügtes Sehnen zurück, sondern derselbige Eifer für meinen bisherigen Endzweck und der wärmste Wunsch, daß die nun ein Mal so ausgeschlagene Wahl zum Wohl und Glücke ausschlagen möchte“ [116]).

Fürstenberg's selbstlose Gesinnung und Handlungsweise, sein edelmüthiges Verhalten gegen seine Feinde, seine Ruhe und Seelengröße in diesen stürmischen Jahren voll Unruhe und Enttäuschung mußten auf eine so edel veranlagte Frau wie die Fürstin den tiefsten Eindruck machen. In der That stieg denn auch die Verehrung gegen den Freund bald zu einem solchen Grade von Uebermaß, daß sie sich dessen später mit den scharfen Worten anklagt: „Ich selbst vergötterte den Gegenstand meiner Liebe so sehr, als ich selbst vergöttert worden war“ [117]). Eine solche Erscheinung wie Fürstenberg war ihr im bisherigen Leben noch nicht begegnet, sie, die Jüngerin des Sokrates, kannte und begriff damals noch nicht die geheimnißvolle Kraft der Religion, welche ihre Freunde gerade im Unglück am größten erscheinen läßt; daher ihre ungenügenden philosophischen Erklärungsversuche und die überschwänglichen Aeußerungen

[116]) Aus Fürstenberg's Nachlaß. — [117]) Liesching a. a. O. 31.

ihrer Verehrung gegen den christlichen Weisen, welche letztere freilich zum guten Theile auch in der feuerigen Art ihres ganzen Seins und Empfindens, sowie in der allgemeinen Gefühlsschwärmerei des Zeitalters ihren Erklärungsgrund finden.

Wenn in den spätern Jahren des Freundschaftsbundes zwischen der Fürstin und Fürstenberg erstere unstreitig der mehr gebende als empfangende Theil war, so fand vor ihrer religiösen Umkehr das entgegengesetzte Verhältniß Platz.

Auf Fürstenberg's Seite war eben in Folge seines klaren christlichen Standpunktes die richtige Consequenz, die Klarheit in den Principien, die Ruhe der Ueberzeugung und jene mächtige unsichtbare Kraft, welche in allen, auch den schlimmsten Momenten des Lebens der feste Glaube an das Christenthum verleiht. Dank dieser kostbaren Güter hatte Fürstenberg in jenen Jahren einen maßgebenden Einfluß und das entschiedene Uebergewicht über die Fürstin, welche ja im tiefsten Grunde des Seelenlebens, in der Religion, dem Freunde fern und darum unter ihm stand und jene Güter vergeblich in verschwommenen Philosophemen zu finden sich abmühte. Aber von Jahr zu Jahr kam sie auch hierin dem „großen Manne" näher, seinen klaren Unterredungen und überzeugenden Gründen für die Wahrheit des Christenthums vermochte sie trotz aller Kunstgriffe einer glänzenden Dialectik ihrerseits nicht zu widerstehen, und am Ende war sie mit Hülfe der Gnade auch in diesem wichtigsten Punkte mit dem Freunde in harmonischer Uebereinstimmung.

IV.

Religiöse Umkehr der Fürstin.

Zum rechten Verständniß des religiösen Entwickelungs-Processes der Fürstin Gallitzin ist es nothwendig, eine kurze Analyse der Philosophie des Hemsterhuis unter Hervorhebung ihrer religiösen Seite vorauszuschicken, indem damit zugleich Inhalt und Richtung des Glaubensbekenntnisses der Fürstin in den voraufgehenden Jahren bezeichnet wird.

Hemsterhuis gehörte, wie schon gesagt, nicht zur gemeinen Klasse der atheistischen und materialistischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, deren Grundsätze er vielmehr verwarf und bekämpfte. Er war Sokratiker und Platoniker in den moralischen und ein Schüler Newton's in den Naturwissenschaften, der Methode und dem Geiste nach freilich in manchem auch ein Anhänger Locke's und Condillac's.

Hemsterhuis hat kein eigentliches System seiner Philosophie aufgestellt, er hat philosophirt nach Art des Sokrates, frei, bei jeder Gelegenheit; er hat sogar die vertraute Unterredung, die intime Herzensergießung der dogmatischen Auseinandersetzung vorgezogen, und darum ist seine Philosophie mit seinem ganzen Leben auf's engste verknüpft. Doch aber lassen sich aus seinen nicht umfangreichen, gelegentlich entstandenen Schriften Wesen und Richtung seiner Philosophie deutlich erkennen.

In der 1779 erschienenen, glänzend geschriebenen Abhandlung „Aristaeus oder über die Gottheit", welche die Bewunderung Lessing's und seiner Freunde erregte, liefert Hemsterhuis den physico-theologischen Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes und Schöpfers der Welt. Er verwirft die Annahme einer ewigen, durch sich seienden Materie und vertheidigt gegen die seichte Tagesphilosophie die höhere Welt des freien, unsterblichen Geistes, welche nach seinem Ausdruck unter den Griechen Sokrates entdeckt und den Sophisten und dem Materialismus seiner Zeit entgegengesetzt hat. In dem bereits 1772 erschienenen „Briefe über den Menschen und seine Beziehungen"[118]) streitet er gegenüber dem Idealismus eines Berkeley und Collier für die wirkliche Existenz einer Außenwelt. „Der Mensch" erscheint als die bedeutsamste Partie und als Mittelpunkt in der Doctrin des Haager Philosophen. Derselbe behauptet die substantielle Verschiedenheit zwischen Leib und Seele, welche letztere immateriell, unsterblich und göttlich sei. Wohl traut er ihrer Intelligenz es zu, daß diese von der Betrachtung der uns umgebenden Natur sich erheben könne zu einer Endursache und einem höchsten, die Materie bewegenden Princip, nicht aber vermöge sie es, dessen Wesen, Eigenschaften und Beziehungen zum Menschen, sodann die Begriffe der Pflicht, der Gerechtigkeit und des Guten uns zu vermitteln. Aber was uns die

---

[118]) Hemsterhuis schrieb bei Uebersendung dieses Schriftchens an Fürstenberg: „Ew. Excellenz wollen mir noch gestatten, Ihnen beifolgendes kleine Werk über die Philosophie zu überreichen, in welchem ich den Materialisten die Quelle ihrer Irrthümer nachzuweisen mich bemüht habe, sowie, daß der wirksame Einfluß der immateriellen Seele auf einen materiellen Körper nichts weniger als unbegreiflich ist." — Das in Prachteinband uns vorliegende Exemplar dieser „Lettre sur l'homme et ses rapports" ist ein Geschenk der Fürstin an den Professor der Münster'schen Universität Christoph Hüffer, zufolge der eingeschriebenen Notiz: Présent de son altesse madame la princesse de Gallitzin". — In demselben Briefe d. d. La Haye oe 26 de Jan. 1779 bemerkt Hemsterhuis bezüglich der erstgenannten Schrift: „In sechs oder sieben Wochen werde ich ein anderes Schriftchen nachfolgen lassen, das ein wenig bemerkenswerther ist und den Titel führt: Aristée ou de la divinité. Es wird viele wichtige Fragen aufwerfen und nacheinander die hauptsächlichsten Partieen der Moral und Physik und unsere Beziehungen zu Gott behandeln. Indem ich Ihnen diese Schriftchen übersende, fühle ich sehr wohl das Glück, an Ihnen einen competenten Beurtheiler zu finden." — Aus Fürstenberg's Nachlaß.

Intelligenz nicht zu geben vermöge, das gebe uns das moralische Organ. Dasselbe spielt in Hemsterhuis' Schriften und auch in den Briefen der Fürstin an ihn eine große Rolle und macht die Originalseite seiner Philosophie aus. Das moralische Organ ist ihm, und darin liegt eben der Grundirrthum, ein aus verschiedenen Kräften willkürlich zusammengesetztes Vermögen der Seele, es repräsentirt zugleich die Vernunft, das religiöse und moralische Gefühl, das Gewissen und die Sympathie, es ist zugleich das Mobile und der Richter, die Inspiration und die Regel unserer Handlungen, das Band der Seelen, das Princip der Gesellschaft und der Sprache; es offenbart uns endlich Gott, seine Beziehungen zu uns und vor allem das Band, das uns mit ihm verknüpft.

In der nähern Auseinandersetzung über das gegenseitige Verhältniß zwischen Gott und der Welt zeigen sich eine Menge großer und gefährlicher Irrthümer. Hemsterhuis faßt das Verhältniß von Seiten Gottes als ein kaltes und fremdes auf; zwar leugnet er nicht die Vorsehung, aber in seinen Aeußerungen über dieselbe ist er unsicher und schwankend. Statt zu zeigen, wie Gott sich dem Menschen nähert, müht er sich ab mit dem Nachweis, wie dieser sich Gott nähern könne. Mit stoischem Stolze stößt er die Gefühle rührenden Dankes und kindlicher Zärtlichkeit, wodurch die Religion den Abgrund zu füllen sucht, welcher das schwache Geschöpf von dem allmächtigen Schöpfer trennt, als eines Weisen unwürdig, weit von sich.

Durch seine Tugend allein soll der Mensch sich zu Gott erheben. Unsere Vereinigung mit ihm ist Lohn der Tugend, und nicht ein Geschenk göttlicher Gnade. Gott selbst bleibt unbeweglich und indifferent in kalter Majestät. Von uns, von dem Maße der Ausdauer und Stärke unseres Willens hängt es ab, ob und wie hoch unsere Seele zu ihm emporsteigt.

Auf diesen falschen Principien erbaut sich dann die Moral des Haager Philosophen. Im Besondern stellt er irrthümliche Begriffe auf bezüglich der Freiheit des menschlichen Willens, der moralischen Pflicht und Verantwortlichkeit des Einzelnen; Gnade und Erlösung im christlichen Sinne kennt er nicht; das Böse, die Sünde, von jeher das ungelöste Problem aller unchristlichen Philosophie, vornehmlich auch derjenigen des achtzehnten Jahrhunderts, ist nach Hemsterhuis nicht ein von dem freien Willen des Geschöpfes gesetzter Act der Empörung gegen Gott, sondern in richtiger Consequenz seines falschen Freiheitsbegriffes ein Schicksal, ein untrennbares Accidens unserer gegenwärtigen Lage, eine Unvollkommenheit und Krankheit, deren Keim wir seit der Geburt in uns tragen. Fehler und Laster erscheinen ihm nur als Uebel für diejenigen, welche darunter leiden, die Wirkung ist ihr Uebel und nicht die Ursache. Der Verbrecher ist nur ein von Natur niedriger stehendes Wesen, näher dem

Thiere und der Pflanze, und fordert Mitleid, nicht Strafe. Dieſe iſt barbariſch, Fatalismus unſer Loos.

Mitten unter dieſen traurigen Irrthümern finden ſich freilich auch manche ſchöne Gedanken und Ausſprüche, die aber zum Theil wiederum Wahres mit Falſchem vermiſchen. So erſcheint ihm der religiös-ſittliche Menſch allein als der geſunde, der die wahre Freude und Seligkeit kennt; er ſteht als vorzügliches Weſen in naher Beziehung zu Gott. Und was dem Menſchen an der Erkenntniß Gottes und deſſen Werken mangelt, das erſetzt das freudige Gefühl und der Enthuſiasmus in jenen Seelen, welche, von der Gottheit gezogen, zur Harmonie mit ihm und dem Weltall ſich emporſchwingen. „Ein einziger Seufzer der Seele nach dem Zukünftigen und Beſſern gilt mehr als ein geometriſcher Beweis für die Exiſtenz der Gottheit."

Wie dieſer Ausſpruch ihm die Freundſchaft und Verehrung Jacobi's gewann, ſo mögen chriſtliche Anklänge in ſeiner Doctrin und Ausſprüche wie dieſer: „Das Chriſtenthum iſt die feſteſte Grundlage der geſammten europäiſchen Sitten und wiſſenſchaftlichen Cultur", Friedrich von Schlegel zu dem günſtigen, in gewiſſer Beziehung berechtigten Urtheile bewogen haben, daß die Philoſophie des Hemſterhuis ein auf dem Boden der Vernunft und unter dem Einfluſſe des Chriſtenthums erwachſenes Syſtem ſei, das ſich zu einem reinern, höhern Theismus erhoben, als der Platoniſche es geweſen.

Aber trotz des manchfachen Guten und Schönen, wodurch es über die meiſten philoſophiſchen Syſteme von damals hervorragt, bleibt es unbeſtreitbar, daß die Philoſophie des Hemſterhuis der chriſtlichen Grundlage entbehrte, daß vielmehr der bloße Vernunftglaube der Grundſatz ſeines Lebens, und Rationalismus ſeine Philoſophie geweſen, mit welcher er durch eigene Kraft ſich retten zu können vermeinte. Darum verwarf er auch die poſitive Religion, er verachtete, wie ſchon Hamann ihm vorgeworfen, die Bibel, und war im Grunde antichriſtlich geſinnt, wofür allein ſchon ſeine ausgeſprochene Antipathie gegen jegliche religiöſe Autorität und ſeine jammervollen Aeußerungen über ſpecifiſch chriſtliche Tugenden, wie die Demuth, und über die chriſtliche Kunſt trauriges Zeugniß ablegen.

Mit der gegebenen Darſtellung [119]) der religiöſen Seite der Hemſterhuis'ſchen Philoſophie iſt zugleich auch der religiöſe Standpunkt der Fürſtin während ihres Aufenthaltes in Nithuis und in den erſten Jahren ihrer Anweſenheit in Münſter bezeichnet.

---

[119]) Außer den Schriften von Hemſterhuis vgl. dazu Grucker, Fr. Hemsterhuis, sa vie et ses oeuvres. Paris 1866 passim; Katerkamp 65 ff., 203 ff., Schlüter, Briefe an H. VIII—XXII. Gieſebrecht, Damaris 1862, II. 123 ff. Schücking, Rheiniſches Jahrbuch 1860, 134 ff. u. A.

Allerdings huldigte sie nicht gerade allen Grundsätzen ihres Meisters, wie sie denn beispielsweise eine, wenn auch nicht christliche, so doch weit höhere Auffassung von der Ehe hatte, als Hemsterhuis mit seiner Ansicht über die Geschlechtsverbindung im Reiche des Eros Pandemos, oder Plato mit seinem communistischen Postulat im idealen Staate. Auch fühlte sie inmitten des philosophischen Enthusiasmus für Momente lebhaft das Nichtbefriedigtsein ihres Innern und den Mangel eines wahren Glückes hienieden, in dieser morastigen Phase des Universums, wie sie sagt, wo man zu vielen Hindernissen durch Schmutz und Schlamm begegnet, und wo nur derjenige vernünftig handelt, der hier nicht anders lebt, denn als ein Wanderer [120]).

Im großen Ganzen aber bildete die Lehre ihres Sokrates auch ihr philosophisches und religiöses Credo. Dafür spricht nicht bloß die Thatsache des bisherigen innigen Geistesverkehrs Beider unter einander, welchem ja die bedeutendsten Schriften des Philosophen ihren Ursprung und zum Theil ihren Inhalt verdanken, sondern auch der frühere Briefwechsel der Fürstin mit ihrem verehrten Meister. Es schien in der That der Ausspruch, den sie später in einem Briefe an Hemsterhuis gethan, an ihr sich bewahrheiten zu sollen, „daß es vielleicht nothwendig ist, alle Arten der Thorheit durchzumachen, bis wir zur Kategorie der Weisheit gelangen. Was mich betrifft — fügt sie hinzu — so kann ich wohl alle Arten Thorheit berechnen und aufzählen, die ich schon durchgemacht habe."

Sie hat denn auch wirklich den Gang ihrer Irrungen aufgezeichnet, der am Ende in den Weg zur Wahrheit gemündet. In vertrauten Briefen an Hemsterhuis und andere Freunde und in den nur „für Gott und das Gewissen" von ihr geführten Tagebüchern ist diese Geschichte ihrer religiösen Wandlung niedergelegt. Es sind Selbstbekenntnisse, die in ihrer rückhaltlosen Offenheit und demüthigen Selbstanklage unwillkürlich an die Confessionen St. Augustin's erinnern. Auch darin gleichen sie diesen, daß sie nicht bloß die Verirrungen der Fürstin nach der intellectuellen, sondern auch nach der praktisch-moralischen Seite enthalten, Fehler und Leidenschaften einer von Weltsinn, Stolz und Eigenliebe umstrickten Seele, nicht aber solche gemeiner, unsittlicher Art, von denen sie trotz der sie umgebenden großen Gefahren zeitlebens frei geblieben.

In ihrer Jugend hatten trübe Erfahrungen aller Art ihr großes Mißtrauen gegen sich selbst eingeflößt. Als sie aber dann im Alter von vierundzwanzig Jahren unter dem Zwange neuer Verhältnisse ihre bisher noch unversuchten Kräfte aufbot und eine Bahn zu gehen sich anschickte,

---

[120]) Schlüter, Briefe an H., 5, 26.

deren Ziel die Erlangung der zur Erziehung ihrer Kinder nöthigen Einsicht war, wurde ihr Muth geweckt und ihr Wille gestählt; und da alles wider Erwarten gut gelang, bemächtigte sich ihrer ein geheimes stolzes Bewußtsein ihrer Kräfte, dem sich bald Ehrgeiz und Sucht nach Geltung und Ruhm vor der Welt zugesellte, Leidenschaften, die mit den Erfolgen und den schmeichelhaften Lobpreisungen hervorragender Männer nur noch wuchsen. Sie wurde trotz öfters gepflogener Einkehr in ihr Inneres dieser Veränderung an sich selbst um so weniger sich bewußt, „weil ich, — wie sie selbst sagt — überaus vergnügt in der Einsamkeit, stets alle äußerlichen Auftritte scheute, weil mir Hemsterhuis' auffallender Stolz, seine übertriebene Schätzung meines Werthes immer fatal auffielen, und endlich, weil Liebe dabei so auffallend die Haupttriebfeder meiner Handlungen und Wünsche und der entscheidende Richter in der Wahl meines Genusses mir schien, daß ich einen Tag freundschaftlicher Vertraulichkeit der eclatantesten Ehre schwerlich aufgeopfert hätte[121]).

So lebte sie unbekümmert weiter, umgeben von den Besten, die nach ihrer Freundschaft sich sehnten, die jeden ihrer Blicke begierig auffingen und ihrem leisesten Wunsche zuvorkamen. Treue Dienstboten trugen sie auf den Händen, die Zukunft ihrer Kinder erschien ihr im rosigsten Lichte, und sie selbst sog, gleich dem Schmetterling von Blume zu Blume fliegend, von allen den leichten Duft der Morgenröthe. Ihre Wißbegierde befriedigte sie nach Wunsch und mit staunenswerther Leichtigkeit. Ihre Einbildungskraft, gefüllt mit der Blüthe griechischer und römischer Tugend, öffnete sich für alles Schöne und sog es mit Enthusiasmus in sich. Sie kannte nun keine Schranken mehr, weder im Genuß noch in den Wissenschaften, und strebte nur beständig lechzend nach mehr[122]).

Wie sehr die Fürstin diese Lebensepoche voll trauriger Verirrungen später erkannt und beweint hat, möge folgendes rührende Bekenntniß zeigen, das einem ihrer Briefe an ihren vertrauten Freund, den Grafen Stolberg, (d. d. 31. August 1794) entnommen ist[123]).

„Fünfundvierzig August-Monate sind nun verflossen, seitdem Deine Itaï[124]) das schöne Privilegium erhielt, zu einem Ebenbilde der Gott-

---

[121]) Nach einem Tagebuch-Fragmente vom 6. Mai 1789, mitgetheilt bei Lieſching 50 ff.; bei Katerkamp (S. 127—130) unvollständig und theilweise verändert.

[122]) Lieſching 37 f.

[123]) Aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß.

[124]) Zur Erklärung dieses Namens heben wir aus einem andern Briefe der Fürstin an den Grafen Stolberg aus dem Anfang der neunziger Jahre folgende Stelle aus, die zugleich charakteristisch ist für jene und ihr Verhältniß zu Stolberg: „Erlaube, daß ich mich Deine Itaï nenne. Itaï ist, wie ich von einem Engländer gehört habe, der lange im innern Lande des Vorgebirges der guten Hoffnung, das von den Hottentotten bewohnt

heit in der Pflanzschule dieser Welt zu grünen und aufzublühen. Die ersten zwanzig Jahre schwanden ihr dahin in wilder, ungepflegter Thierheit — doch vielleicht schuldloser noch als die zehn bis zwölf darauf folgenden Jahre, während welcher sie nach menschlichem Urtheil, unter die edelsten, seltensten Pflanzen gerechnet, im Weihrauch schwebte, trotz einem Götzen der Vorwelt. Ich zweifele, ob an einer Frau, die weder eine Königin noch eine Buhlerin gewesen, und die, wie ich, so ganz und gar keine außerordentlichen Talente hatte, jemals die Beinamen Große, Erhabene, Treffliche, Einzige u. s. w., u. s. w. — und von Menschen, deren Gewicht und Ruf in der Welt mehr gemacht war, ein Weibsköpfchen zu berauschen — mehr verschwendet worden sind, als an mir in dieser Epoche meines Lebens, und ob jemals ein Weib en tout sens, besonders aber nach dem Gewichte des Heiligthums gewogen, sie weniger verdiente. Eins der außerordentlichsten Werke der Barmherzigkeit Gottes, an welches ich selbst in den dürresten Stunden meines Lebens nie, ohne wenigstens etwas einer Rührung Aehnliches zu empfinden, denken kann, sind die Wege, durch welche Er — mehr eingedenk meiner so ganz ungepflegten, roh gebliebenen Tugend und der für so schlecht vorbereitete Kräfte wahrlich viel zu überlegenen Reizungen, als meiner zahllosen Sünden und der Vernachlässigung oder gar des Mißbrauchs so mancher sonderbaren unmittelbaren Lockungen, und des Unterrichts, dessen Er in Ermangelung aller gewöhnlichen Bildungsmittel, die Menschen zu genießen pflegen, mich würdigte — mich aus der um und um dick verkrusteten Dunsthöhle meiner Eigenliebe zur Selbstkenntniß und hiermit zu Sich zurückführte, wie ein Schäfchen, welches in wilden Wüsteneien unter Wölfen und Füchsen sich mit einem Mal von allem Schutz entblößt allein fühlt, und blöckend und ängstlich suchend nach vielem Umherlaufen endlich den Hirten und seine Gefährten wiederfindet."

Für die ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Münster war ihr dieses Glück noch nicht beschieden. Zwar hatte sie hier unter dem wohlthätigen Einflusse ihrer christlichen Freunde hin und wieder hellere Einsichten, so daß sie mit Rührung von den gnädigen Führungen der Vorsehung redete, welche sie bis dahin geleitet hatte, wo sie nun war, daß sie von übermüthig gewordenen Neigungen, von Finsternissen sprach, welche die

---

ist, gelebt hat, ein hottentottischer Name, dessen Bedeutung ist: „einer, der mehr liebt, als er ausdrücken kann". Er erzählte viel von der Armuth dieser Sprache an Worten und daraus fließendem Reichthum der Bedeutung jedes besondern Wortes, vorzüglich im Fache der Empfindung, welches bei dieser Nation so barbarischen Namens so fein als tief sein soll. Er selbst hatte dort einen Diener, von dessen Treue und Liebe zu ihm er nicht anders als mit der tiefsten Rührung sprechen konnte. Dieser hieß — Itaï." Aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß.

schönsten Jahre ihres Lebens umnachtet hätten, daß sie das Gute, das ihr zu Theil wurde, besser würdigen und das Böse als ein Besserungsmittel erkennen lernte, um den Menschen ein wenig stärker nach der Seite hinzustoßen, wo das alleinige, wahre, unwandelbare Gut ist; daß sie endlich von den „Ceremonien" der katholischen Kirche mit großer Achtung redete und sich sogar zur „Gesellschaft der Katholiken" zählte[125]). Indeß ist dieser Ausdruck vielleicht nur die scharfe Antwort auf eine bezügliche spitze Anfrage von Hemsterhuis, jedenfalls nur von einer ganz äußerlichen, lediglich auf ihr katholisches Taufzeugniß sich gründenden Zugehörigkeit zur katholischen Kirche zu verstehen. Wie sehr sie damals in Gesinnung und Leben derselben noch fern stand, bezeugt ihr eigenes Bekenntniß: „Ich zweifelte an der Existenz Gottes, an der Unsterblichkeit meiner Seele. In einem solchen gräßlichen Zustande habe ich, jedoch mit einigen wenigen Zwischenräumen, etliche Jahre zugebracht"[126]). .Die unsympathische Stellung, welche sie zur nämlichen Zeit gegenüber dem positiven Christenthum überhaupt einnahm, hat sie später mit folgenden Worten bezeichnet und erklärt: „Ich hatte nichts als dummes Zeug davon aus dem Kloster behalten und glaubte, die ganze christliche Religion sei dummes, von sich zu werfendes Zeug"[127]). Ihre Ueberzeugung war, daß Keiner im Grunde wahrhaft an das Christenthum glaube, als der Pöbel, indem es ihr unmöglich schien, an seine Drohungen und Verheißungen zu glauben und dennoch seinen Lehren so zuwider zu handeln, wie sie es meist sehen mußte; dagegen war ihr wohl in dem Gefühl, daß sie ihrem Gotte umsonst, ohne Furcht und Hoffnung diente und ihn liebte. „In dieser Gesinnung — sagt sie — bestärkte der eine meiner philosophischen Freunde (Hemsterhuis) mich ganz; dem andern (Fürstenberg) hielt ich sein Christenthum des Vorurtheils und der Erziehung wegen zu gut und bat mir gleich von ihm aus, mich nicht bekehren zu wollen, indem ich, was Gott betreffe, nichts in mir leiden könne, was Er in mir nicht selbst geschaffen. Um Licht bitte ich ihn, und dazu sei mein Herz offen"[128]).

Dieses Licht leuchtete ihr, erst spärlich in einzelnen Momenten, dann immer mehr in hellerm Glanze und mit tief eindringender Kraft.

Es war die Zeit gekommen, wo ihren Kindern irgendwelcher Religionsunterricht ertheilt werden mußte. Sie ward dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Da ihr das Gewissen nicht erlaubte, den Kindern weder ihren eigenen Unglauben mitzutheilen noch auch, ohne selbst daran

---

[125]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis 80, 71, 82, 84. — Der auf S. 82 beginnende mit [1779 ?] bezeichnete Brief gehört in Anbetracht der Worte „Nach sechs Jahren" ꝛc. wohl in das Frühjahr 1780. — [126]) Lieſching 47. — [127]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher, 1874, S. 40. — [128]) Katerkamp 106.

zu glauben, sie im Christenthum zu unterrichten, so suchte sie nach einem Ausweg. „Ich sage ihnen die genaue Wahrheit," meldete sie im Frühjahr 1780 an Hemsterhuis [129]); d. h. sie trug den Kindern die christliche Religion historisch vor, um die spätere Entscheidung für ein bestimmtes Bekenntniß deren Gewissen zu überlassen; ihren eigenen Unglauben aber suchte sie mit größter Sorgfalt zu verheimlichen. Für ihren Unterricht war es nun nothwendig, daß sie vorerst mit dem Studium der h. Schrift begann. Sie that es mit ganzem Ernste. Der Unglaube blieb noch, doch wurde sie von dem geheimnißvollen Zauber des Ganzen und insbesondere durch das Evangelium der Liebe, das gerade die empfindsamste Saite ihres Herzens anschlug, ganz hingenommen und tief gerührt. Insbesondere ward sie von dem rührenden Rathe des Herrn: Wir möchten nur versuchen, seine Lehre zu befolgen, um zu *erfahren*, daß sie göttlich sei [130]), so ergriffen, daß sie darnach zu handeln sich entschloß und zwar in derselben Art, als wenn sie gläubig wäre. Sie begann ihre Grundsätze und Handlungen mit seinen Lehren zu vergleichen und fand so vieles zu verändern, was sie sonst kaum für fehlerhaft gehalten.

Noch war bis dahin der Gegenstand der wahren, einzigen Liebe für ihr Herz nicht gefunden, in dessen Grunde das dunkele Abbild des Ideals der höchsten Schönheit und ein noch unverbrauchter Schatz von Liebe und Enthusiasmus wohnte. Nun aber zeigte sich ihr Christus in seiner Güte, Milde und Wahrhaftigkeit, in seiner Einfalt und Demuth, wie in seiner Größe, Erhabenheit und Schönheit, zugleich aber mit ihm das ganze Gefolge von Leiden, Entsagungen und Demüthigungen aller Art. Es nahm der Kampf seinen Anfang zwischen diesem neuen Ideale und dem ihm so entgegengesetzten des frühern Lebens, zwischen dem Streben des obern Willens nach Duldung und Entsagung und den alten Trieben nach Freude und Genuß. Das Kreuz, das Christus sie tragen hieß, zeigte sich bald. Es erschien ihr um so schwerer, als sie früher auf Flügeln der Liebe war getragen worden, nun aber Schmerz aller Art, Verlassenheit, Demüthigungen, harte Arbeit ohne Ernte und körperliche Leiden auf sie eindrangen. Der Seelenkampf ward bei dem Feuer und der Tiefe ihrer geistigen Natur immer heftiger, er zerrüttete ihr Inneres und schwächte ihre Gesundheit. Die in Folge von Erschöpfung ihrer überbotenen Geisteskräfte verminderte Leichtigkeit, womit sie bisher ihre sich grenzenlos ausdehnende Wißbegierde hatte befriedigen können, ließ sie jetzt nur unwillig von den Büchern weg zu den sonst ihr so

[129]) Schlüter, Briefe an H., 84.

[130]) Dieses Wort (Joh. VII. 17): „Wer seinen Willen in's Werk setzen will, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich nur aus mir rede" — finden wir manchfach in Briefen und auf Einzelbillets von der Hand der Fürstin aufgezeichnet.

angenehmen Stunden der Belehrung ihrer Kinder gehen. Jede neue Wissenschaft, jede Sprache, jedes Buch hinterließ ihr nicht, wie sonst, einen bloßen Trieb, sondern einen wahren hypochondrischen Schmerz, einen nagenden Wurm ihrer Kränklichkeit, welche nur als Hinderniß für die Befriedigung ihrer durstenden Wißbegierde sich ihr darstellte. Sie gerieth darüber in solches Gedränge, daß sie in den Tagen besserer Gesundheit „mit Wuth" studirte, dann aber wieder desto kränker ward, in fortdauernde Hypochondrie und am Ende in eine lange, gefährliche Krankheit fiel[131]).

Es war im Frühjahr 1783. Im eigenen Hause, bei ihren Kindern und ihren Freunden herrschte große Trauer und Besorgniß um die kranke Mutter. Sie ward immer leidender und schwächer und traf, da sie selbst ihr Ende nahe glaubte, ihre letztwillige Verordnung[132]). Fürstenberg

---

[131]) Vgl. Liesching 38, 48 ff.

[132]) Dieselbe lautet nach der aus Fürstenberg's Nachlaß uns vorliegenden Abschrift also:

In Gottes Namen!

Kund und zu wissen sey hiermit, daß ich, zu Ende dieses eigenhändig untergeschriebene Amalia Fürstin von Gallizin, geborne Gräfin von Schmettau, bey annoch völligem Gebrauche meiner Verstandeskräfte und nach reiflichster Ueberlegung, über meine mir selbst eigenthümlich zustehende Haab und Güter, und wie es damit künftig, nach Erfolgung meines Todesfalles gehalten werden solle, folgende Verordnung getroffen habe: Verordne also auf diesen Fall, und befehle, wie folgt:

1stens. Meine Kinder, als nämlich meine Tochter Mariane und meinen Sohn Demetrius von Gallizin setze ich hiermit honorabili Institutionis Titulo in die ihnen gebührende Legitimam ein.

2tens. Meine ganze übrige Verlassenschaft aber übertrage ich, aus guten mich dazu bewegenden Ursachen, meinem Freunde, dem Freyherrn Franz Friedrich von Fürstenberg, Domcapitularen zu Münster und zu Paderborn, seiner Kurfürstlichen Gnaden zu Kölln, Bischofen zu Münster geheimen Conferenzrath und Vicario generali in Spiritualibus — so und in der Absicht, und mit der Bitte, daß er darüber unter meinen Kindern nach seinem Willen und Gutdünken, und nach dem Maaße, wie er es dem besondern Bedürfniße oder Verdienst des einen oder des andern gemäß finden wird, disponiren, so völlig frey und ungehindert, und so unabhängig von aller Einmischung und Einrede, wessen es auch immer seyn möge, und so ungebunden von aller Art von Rechenschaft, als ich selbst, wenn Gott mir ein längeres Leben geschenkt hätte, darüber würde haben disponiren können. So wie ich auch

3tens im Falle ich meine Kinder annoch in ihrer Minderjährigkeit hinterlassen sollte, eben diesen meinen Freund, den Freyherrn Franz Friedrich von Fürstenberg zu ihrem Vormund ernenne; und so wie mein Gemahl, und der Kinder Vater, der Fürst Demetrius von Gallizin, diese Ernennung als eine Sache anerkannt hat, die er nicht nur bewilligte, sondern auch selbst wünschte, und derselbige mir übrigens alle Gewalt, nicht nur in Ansehung der Erziehung, sondern auch der künftigen Bestimmung der Kinder übertragen hat, so übertrage ich hinwiederum diesem meinem Freunde, dem Freyherrn Franz Friedrich von Fürstenberg diese nämliche Gewalt in eben dem nämlichen Umfange, als sie mir

erwies sich nach allen Seiten hin als wahren Freund in der Noth, er sandte regelmäßige Nachrichten über ihr Befinden an ihren bestürzten Gemahl, den Fürsten Gallitzin, und an Hemsterhuis; er war oft um die Kranke tröstend und helfend, wo immer es Noth that; er ordnete ihre äußern Angelegenheiten und suchte, in banger Sorge um ihr Seelenheil, mit kluger Milde auch auf ihren innern Zustand heilsam einzuwirken. Als er die Fürstin dem Tode nahe glaubte, sandte er seinen Beichtvater an ihr Krankenlager, um ihr den Glauben an Christus und die Heilmittel der Kirche anbieten zu lassen. Aber aus Mangel an Ueberzeugung wies sie den Antrag ab; doch scheint sie dem Freunde eine beruhigende Antwort gegeben zu haben. Vielleicht war es das Versprechen, im Falle der Genesung ernstlich über das Christenthum nachdenken und in seinen Lehren sich unterrichten lassen zu wollen[133]), vielleicht auch die Mittheilung von jener unvergeßlichen Seligkeit, welche sie am Rande des Todes im alleinigen Gefühl einer gewissen unbeschreiblichen Nähe Gottes genossen hatte.

Was sie selbst geglaubt und ihre Freunde befürchtet hatten, trat nicht ein; die Krisis wurde glücklich überstanden, und seitdem ging sie langsam ihrer Wiedergenesung entgegen. Der 14. März war der Entscheidungstag gewesen, an welchem aber nicht bloß die leibliche, sondern auch die geistige Krankheit ihres Unglaubens für immer war gebrochen worden. Im Momente der höchsten Noth, am Rande des Todes hatte sie Gottes Nähe gefühlt und eine ihr unbekannte Seligkeit gekostet; und der warme Strahl der Gnade hatte die starre Eisdecke ihres Herzens durchbrochen und ihrer am Scheideweg stehenden Seele die rechte Richtung gegeben. In ihrer Dankbarkeit pries darum die Fürstin später diesen Tag als einen der wichtigsten und glücklichsten ihres Lebens, an welchem, wie sie selbst sagt, „Gott mich von den Pforten des leiblichen Todes zurückgeführt hat, um mich vom geistlichen zu befreien“[134]).

---

nach jener Ueberlaßung meines Gemahls im Falle eines längern Lebens würde zugestanden haben.

Gleichwie ich nun diese meine Verordnung als meine ungezweifelte lezte Willensmeynung anerkenne, und will, daß im Falle sie auch als ein solennes oder förmliches Testament nicht sollte gelten können, dennoch als ein Codicill oder sonst irgend eine andere lezte Willensverordnung bestehen, gelten, und befolgt werden solle:

So habe ich selbige nach eigener sorgfältiger Ueberlesung mit eigener Hand untergeschrieben, und, in Ermangelung meines eigenen angebornen Petschafts, mit einem andern Petschaft, in welchem die Anfangsbuchstaben meines Namens eingegraben sind, versehen.“

[133]) Nach handschriftlichen Notizen. Vgl. auch Katerkamp 107.

[134]) In einem Briefe an den spätern Bischof Caspar Max von Droste-Vischering. Aus dessen Nachlaß.

In der folgenden Zeit gezwungener Muße und Ruhe ging ihr ein ganz neues Licht auf über ihren bisherigen Seelenzustand. Mit einem wohlthätigen Schrecken gewahrte sie zum ersten Male, wie nach und nach Ehrgeiz und Stolz sich ihrer Seele bemächtigt hatten.

Mit dieser Entdeckung war alle ihre bisherige Freude an sich selbst dahin, der Muth allein blieb. Ihr Erstes war der Vorsatz, auf alle fernere Gelehrsamkeit Verzicht zu leisten und sich einzig jenen Studien hinzugeben, die das Bedürfniß ihrer Kinder in jedem Zeitpunkte erfordern würde. So brachte sie es denn bald dahin, ruhig ihre unbenutzten Bücher, ihre unvollendeten Schriften daliegen zu sehen, ruhig ihren gelehrten Freunden überall zu sagen: „Das weiß ich nicht, das habe ich nicht gelesen". Und je mehr das Christenthum ihr dringendes Bedürfniß wurde, je mehr die Zweifel an die Glaubhaftigkeit desselben aus ihrer Seele schwanden, um so leichter wurden ihr diese Antworten, um so verhaßter alle Gelehrsamkeit und eitle Prätension darauf[135]).

Es war um diese Zeit, als die Fürstin unter Hemsterhuis' Aufsicht sich ein Petschaft fertigen ließ, welches einen der Larve mit Kraftanstrengung sich entwindenden Schmetterling zeigt und darüber die Worte: Summe Psyche, immortalis esto! — ein treffliches Symbol ihrer damals im religiösen Entwickelungsprocesse begriffenen Seele, des Strebens und Ringens derselben aus der häßlichen Hülle irdischen Sinnes und Lebens empor zur belebenden Sonne der ewigen Wahrheit und Schönheit[136]).

Aber bevor die Fürstin ganz einem neuen Leben wiedergeboren war, vergingen noch drei volle Jahre (1783—1786). Dieselben bilden in ihrem Leben die eigentliche Epoche ihres religiösen Entwickelungsprocesses und einer tiefgehenden innern Gährung, wo die Gegenstände ihres Nachsinnens selbst in den Träumen sich fortspannen, und diese nicht, wie gewöhnlich, nur wirre Bilder und bunt gemischte Situationen ihr vorspiegelten, sondern aus folgerichtig sich entwickelnden Gemüthszuständen und Gedankenreihen sich zusammenwoben. Die Fürstin hatte von jeher viel Gewicht auf ihre Träume gelegt, nicht bloß, um aus denselben manches über die Natur und Eigenthümlichkeit der menschlichen Seele überhaupt zu lernen, sondern auch um der Fähigkeiten, Neigungen, Fehler und Tugenden ihrer selbst inne zu werden, da alsdann die Aufmerksamkeit, frei von aller von Außen her empfangenen Richtung, viel klarer schaut, was im Innern vorgeht, und die Neigungen und Begierden der Seele während der Ruhe der Nacht viel unmittelbarer und reiner unserm geistigen Auge sich darbieten,

---

[135]) Liesching 52.

[136]) Vgl. Schlüter, Briefe an H., 111. — Katerkamp 201, dessen Schrift eine getreue Abbildung davon als Titel-Vignette ziert.

als wenn sie im Verlaufe des Tages unter der verwischenden und umgestaltenden Einwirkung der durch die Sinne auf uns eindringenden Dinge gestanden haben. „Dort sehe ich oft — erzählte sie später — durch Wolken hindurch, die ich in den kurzen Zwischenstunden des Tages vergeblich durchzudringen suche, sehe dann ganz hell, wo der Knoten liegt, meine Fehler, die Mittel, auch Beruhigung der dunkeln Angst für größere Schuld, die mich bei widrigem Erfolg immer zu verfolgen pflegt, und empfinde dann gewöhnlich, als wachte ich, einen unsäglichen Frieden in der hellen Anschauung ungezweifelter Wahrheit über alles, was im Tage mich im Dunkel läßt“ [137]). Ein anderes Mal bekennt sie: „Ich wenigstens kann mit Wahrheit sagen, daß ich in der Erkenntniß meiner weit größere Fortschritte während des Schlafes als im Wachen gemacht habe; unter andern weiß ich vier Träume in meinem Leben, die ich für zehntausend Reichsthaler jährlicher Rente nicht vermissen wollte.“

In einem Briefe vom 15. Juli 1784 macht die Fürstin ihrem Freunde Hemsterhuis Mittheilung von einem solchen Traume, der in ihrem Leben sicher Epoche machen würde. Sie spricht dort von einer „einzigen Intuition“, in welcher sich die verschiedensten religiösen Ideen voraufgegangener successiver Contemplation so klar wie im wachen Zustande dargestellt hätten, welche der Intensität nach für ihre Seele das gewesen sei, was der bloße Anblick der Sonne für das leibliche Auge, und ihr die Kruste von den Augen des Geistes genommen und die lebendigste, der Empfindung nach köstliche Ueberzeugung gegeben hätte; von einer „großen Erscheinung“, welche ihre Seele aus dem traurigsten Zustande zu dem freudigsten hinübergeleitet hätte [138]).

Ueber einen andern Traum der Fürstin berichtete Graf Stolberg kurz nach ihrem Tode: „Folgende Anekdote von ihr, die sie selbst uns aus Bescheidenheit, vielmehr aus Demuth verschwieg, erzählte mir gestern Overberg. Sie suchte lange nach Wahrheit, ehe sie Christin ward, suchte mit lechzendem Durst, glaubte alles, was man wissen könne, in der Sokratischen Philosophie gefunden zu haben, las Platon und Xenophon mit Enthusiasmus. Einst erschien ihr Sokrates im Traume: »Meine Tochter, so weit konnte ich dich führen, nicht weiter. Jetzt bedarfst du eines andern Führers!« Sie erwachte mit erschütterter Seele. Sie begann das Evangelium zu lesen, las, staunte, schwankte. Sie kam an die Stelle Joh. 7, 16, 17: »Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So Jemand will dessen Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede!« Nein, sagte sie, so konnte Sokrates nicht sprechen. Sie war immer

---

[137]) Liesching a. a. O. 40 f. — [138]) Katerkamp 108—116.

sehr gewissenhaft gewesen. Jetzt strebte sie mit weit mehr Eifer, den Willen Gottes zu thun. Das Evangelium ward ihre Richtschnur und sie bekam immer mehr und endlich die volle, feste Ueberzeugung, in der sie lebte und in der sie starb. Fürstenberg hatte immer gestrebt, sie durch metaphysische Gründe zu überzeugen. Sie fuhr fort, ihn anzuhören, und hatte die Kraft, diesem Herzensfreunde ein Jahr ihre Ueberzeugung zu verschweigen, weil sie, ehe sie vollkommen unerschütterlich war, nicht im Unterrichte des größeren Lehrers wollte gestört werden“ [139]).

Damals jedoch war die „volle feste Ueberzeugung“ ihr noch nicht zu Theil geworden, ihr Herz vielmehr noch voll von Zweifeln, Unruhe und Kämpfen. Um aus diesen herauszukommen, begab sie sich mit ihren Kindern in Begleitung Fürstenberg's und anderer Freunde auf Reisen, im Jahre 1784 nach Hofgeismar, von da zum Harz und nach Cassel, wo sie mit dem hessischen Minister General von Schlieffen und dem Anatomen Sömmering zusammentraf [140]), im folgenden Jahre wiederum nach Geismar, dann nach Weimar, Jena und Halle, wo Goethe, Herder, Niemeyer u. A. besucht wurden [141]), 1786 zum Philosophen Jacobi nach Düsseldorf u. s. w. [142]). Aber alle diese Reisen mit ihren mannichfachen Zerstreuungen hatten die alten turbulenten Geister in ihrem Innern nicht zu bannen vermocht. Der alte Kampf nahm seinen Fortgang, aber auch der stille Unterricht des „größeren Meisters“ und der Eifer seiner Schülerin.

Den alsbald von Goethe, Herder und Lavater ihr gemachten schmeichelhaften Antrag, mit ihnen in Correspondenz zu treten, lehnte sie ab, weil sie für ihre damalige Seelenverfassung wenig Nutzen, aber viel Zeitaufwand und schädliche Zerstreuung des Herzens davon befürchtete [143]). Sie wollte auf dem Wege zur Wahrheit weiter eilen, ohne durch Befriedigung der Wünsche des eiteln Menschenherzens oder durch sonstige irdische Rücksichten sich aufhalten oder beirren zu lassen; hatte sie doch schon die große, herzerhebende Wahrheit an sich selbst erfahren, daß, wenn der Mensch ein Mal so weit gekommen ist, seinen Trost bei keiner vergänglichen Sache zu suchen, er anfängt, einen Geschmack an Gott zu erhalten [144]).

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo tief im Herzen der geistesmächtigen Frau der gewaltige Entscheidungskampf sich erhob zwischen dem alten, von der Welt und ihrer stolzen Philosophie geschaffenen Idol und

---

[139]) Janssen, Graf Stolberg II. 117. — [140]) Fr. H. Jacobi's Briefwechsel I. 373.
[141]) Katerkamp (136 f.) verwechselt diese Reise des Jahres 1785 mit einer 1787 unternommenen.
[142]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher. Neue Folge, 31. — [143]) Liesching 54. — Katerkamp 137. — [144]) Schlüter, Neue Folge, 31.

dem neuen Ideal Jesus Christus mit dem Evangelium des Kreuzes und der Demuth.

„Könnte ich Dich nur festhalten, Christus, Du mein Heil! — schrie sie aus Herzensgrund zu Ihm auf — wie weit wäre ich entschädigt! — aber das zu hohe Ideal, das mich zuweilen begeistert, entwischt mir mehrentheils, und ich sitze und härme mich ab zwischen unauslöschlicher Begierde nach Dir und dem trostlosen Gefühl, daß ich Dich nicht festhalten kann! Bist Du die Liebe, o, so verlaß mich nicht in diesem grundlosen Elend“ [145]).

So flehte und seufzte sie weiter, und begann nun auch nach Maßgabe ihres jetzigen Standpunktes von den Heilmitteln der katholischen Kirche für kranke Seelen, wie die ihrige, Gebrauch zu machen: sie ging in die Kirche und verbrachte dort „selige Stunden“, sie las und hörte Predigten, besuchte die Christenlehre, nahm die Nachfolge Christi und die Philothea zur Hand und wurde durch Lesung der Schriften des h. Ignatius von Loyola zu Thränen gerührt, „Thränen, sanft fließend, ohne Schärfe, wie Balsam, und anhaltend ohne Heftigkeit, Thränen im vermischten Wonne- und Trauergefühl . . . O Ignatius, siehst du in mein Herz, so bitte für mich, daß mir mehrere werden dieser Erfahrungen!“ [146])

Vor allem studirte die Fürstin „das liebste der Bücher“, die Bibel, deren Lectüre sie auch damals schon kostbare Erleuchtungen und Anregungen für Geist und Herz zu danken hatte, wie es ihre Tagebuch-Aufzeichnungen aus jener Zeit beweisen. Sie schrieb diejenigen Stellen nieder, welche besondern Eindruck auf sie machten und dem jeweiligen Zustande ihres Innern am meisten entsprachen; dieselben bilden den Ausgangspunkt ihrer schönsten und ergreifendsten Considerationen und bezeichnen zugleich in zutreffender Weise die Phasen ihres damaligen religiösen Entwickelungsprocesses. In Anbetracht dessen lassen wir einige derselben hier folgen, die Worte in Sperrdruck wiedergebend, welche sie als wichtig hervorhebend ein oder mehrere Male unterstrichen hat [147]).

In dem Tagebuche vom Jahre 1785 heißt es: „Die den Herrn fürchten, bereiten ihr Herz und demüthigen sich vor ihm und sagen: Wir wollen lieber in die Hände des Herrn fallen, als in die Hände der Menschen. — Mein Kind, willst du Gottes Diener sein, so schicke dich zur Anfechtung. Halte fest und wanke nicht, wenn man dich davon locket.“ (Jes. Sir. II. 21 f., 1 ff.)

---

[145]) Lieşching 39. — [146]) Schlüter, Neue Folge, 35, 57, 40, 46, 36, 38.

[147]) Nachfolgende Citate, wie später manches Andere, sind den im Original uns vorliegenden Tagebüchern der Fürstin entnommen, da solche in die Publicationen von Schlüter und Lieşching nicht aufgenommen worden sind. Im Uebrigen citiren wir nach letztern.

„Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr da für einen Lohn haben? Thun nicht dasselbige auch die Zöllner?“ (Matth. V. 47 f.)

Unter dem 12. November desselben Jahres stehen unter andern folgende Stellen verzeichnet:

„Es freute sich Jesus im Geiste und sprach: Ich preise Dich, Vater, daß Du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbart den **Unmündigen**.“ (Luc. X. 18—21.)

„Martha, Martha! Du hast viele Sorge und Mühe. **Eines** aber ist nothwendig. Maria hat den besten Theil erwählt, der von ihr nicht wird genommen werden.“ (Matth. X. 41.)

Den 14. December 1785: „Wo euch Jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von dem selbigen Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euern Füßen.“ (Matth. X. 14.)

Den 25. December: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“ (Matth. XII. 48 ff.)

Am 27. December schrieb sie in freudiger Vorahnung die Worte nieder: „Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir; denn siehe! Finsterniß bedeckt das Erdreich, und Dunkel die Völker, aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.“ (Isai. LX. 1 f.)

Im folgenden Jahre sollte ja das Licht und die Herrlichkeit des Herrn über ihr aufgehen, und ihre religiöse Bekehrung sich vollenden. Aber sie hatte schon die Ueberzeugung gewonnen, „daß Gott allein Religionsgefühle in's Herz legen kann“ [148]), und seine Gnade den menschlichen Intellect reformirt und den Glauben vermittelt, der Mensch hierbei aber zumeist an der moralischen Bekehrung des Herzens zu arbeiten hat. Darum schrieb die Fürstin am 1. Januar des für sie so gnadenreichen Jahres 1786 Christi Doppelgebot von der Gottes- und Nächstenliebe — die Grundpfeiler aller christlichen Moral — als „Wahlspruch“ für die Zukunft zur Nachachtung und täglichen Vergegenwärtigung in ihr Tagebuch, mit der Bitte zu Gott: „Stärke und segne in mir den Vorsatz dieses Tages!“

Ihr getreues Bemühen, diesem Vorsatze nachzukommen, und die stetig sich mehrenden innern Erleuchtungen vermittelten ihr Tage voll seliger Gefühle und erhabener Gedanken. „Ich habe sie genossen die Stunden der Christusbegeisterung — schrieb sie zur dauernden

[148]) Schlüter, Neue Folge, 34.

Erinnerung für sich nieder —; wie verschieden von jeder menschlichen! in ihm ist jede Bürde leicht, jedes Leiden Genuß, und jeder Genuß reine Himmelsahnung, es ist keine Furcht des Aufhörens, beständiges, sicheres Gefühl von Dauer und Zuwachs in Ewigkeit. Ach, welche herrliche Lage wäre ja gerade die meinige, wie viel, wie beständige Gelegenheit zu der hohen Christenfreude durch Leiden und Selbstverleugnung der Liebe! O Christus, Christus, nur einen Strahl Deines Lichtes, nur einige Stärkung durch Deine Kraft, daß ich mächtig werde, mich zu diesen Freuden hinaufzuschwingen!" [149])

Seitdem bezog sie in bewußter Absicht Alles auf Gott, und selbst ihre unwillkürlichen Vorstellungen gingen weit mehr als sonst auf das Unsichtbare, auf ihre Mängel und Fehler und auf die Mittel, diese gründlich zu bessern [150]).

Aus dem Ende des Jahres 1785 stammt folgender poetischer Erguß ihres religiös gestimmten Herzens: [151])

„Fließet, ach fließet, meine Thränen
Vor des Vaters Angesicht!
Er, o Seele, umfasset dein Sehnen,
Er nur, Er kann geben Licht.
Dieses Ahnden, dieses Schwingen,
Dieser Schauer, dieser Drang,
Dieses Trauern, dieses Ringen
Ist Gottes Hauch! Ihm Lobgesang!

— — Warum aber Kampf, immerwährender Kampf? warum nicht Genuß ohne Kampf? Blödes Auge! kann wohl die Saite tönen, wenn sie nicht erst gespannt wird? Kann wohl das Gold geschickt sein, als das edelste Metall benutzt zu werden, wenn es nicht vorher vielfältig geläutert und durch das Feuer gereinigt ward? Woher kännteſt du Wonne, wenn nicht aus Abhärmung deiner selbst; woher erhielteſt du die erhabensten Gefühle deines Lebens, wenn nicht nach bis zur Mattigkeit verwendeten Kräften, und woher Liebe, wenn nicht durch und nach unsäglichen Leiden? Die einsame Pflanze dort leidet nicht, aber ach! sie liebt nicht und wird nicht geliebt." [152])

Bald wurde auch wieder die Saite gespannt und ihr Herz im Schmelztigel der Leiden geläutert. Leibes- und Seelenbedrängnisse aller Art stürmten auf sie ein, „gräßliche Stunden der Leere" kamen über sie, und Christi Kreuz drückte schwer auf ihre Schultern. „Ist es Strafe, ist es Versuchung, Prüfung, daß Du, Herr, Deines Angesichtes mich wieder beraubeſt? . . . . O, wäre es doch nur Prüfung, und daß ich

[149]) Lieſching 39. — [150]) Schlütter, Neue Folge, 38. — [151]) Lieſching 1 f.
[152]) A. a. O. 1 ff.

bestände mit Geduld! Es ist harte Prüfung, Herr, Deinen Himmel geahnt zu haben, und dann wieder auf diese öde Erde zu sinken, wenn man sich auf dieser allen äußerlichen Trost abgeschnitten hat. Aber Du siehest ja, Herr, und bist Vater," so flehte sie in Ergebung. „Ach, so hilf mir diese harte Prüfung erdulden nach Deinem Wohlgefallen. Ich bitte nicht, daß dieser Kelch von mir genommen werde, nur hilf mir, daß ich selbigen trinke ohne Unmuth und Liebloſigkeit. Erleuchte mich mit dem Lichte Deiner Wahrheit, daß ich bei diesem Nebel nicht irre gehe und nicht irre führe." [153])

Ihr Flehen wurde erhört, Vertrauen, blindes Vertrauen auf Gottes Güte brachte nach anhaltender Dürre wieder Thau in ihre Seele, und lebendig wurde sie es inne, daß Gott dem Menschen kein so schweres Kreuz zuschicken könnte, ohne ihm zugleich die Kraft zum Tragen zu verleihen. In rührender Dankbarkeit schrieb sie dann die Worte der h. Schrift in ihr Tagebuch, deren Wahrheit sie so eben lebendig an sich selbst erfahren hatte: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlaſſen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zornes ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen." (Jes. 55, 7 f.) „Ja, Vater, — fügt sie hinzu — Du verläſſest nur auf einen kleinen Augenblick, nur zum Schein, wie die zärtliche Mutter das wankende Kind, wenn sie hinter einen Zaun tritt, um ungesehen zu bemerken und zu prüfen die Kräfte des Kleinen, und ob es auch unbeachtet mit Zutrauen gehorche dem hinterlaſſenen Winke der Liebenden." [154])

Die Fürstin betete nun öfter und ward so oft erhört, — versichert sie — „daß ich an der Kraft des Gebetes nicht mehr zweifelte" [155]). Sie fühlte neuen Zuwachs zum Glauben und Vertrauen auf Christum und sein Wort: Bittet, so wird euch gegeben; klopfet an, so wird euch aufgethan, und „manche Zweifel gegen das Christenthum lösten sich nach und nach auf" [156]). So kam sie Christo immer näher im Glauben, im Lieben und Leben. Sie gewann sein Kreuz lieb und wollte nun auch selbst ihm gekreuzigt sein. Mehr und mehr bekämpfte sie die Regungen zum Stolze und zum Zorn, tödtete ihren Eigenwillen ab und brachte dann auch das größte der Opfer, das Opfer des Genusses, sich geliebt zu sehen. Liebe, die mächtigste Neigung ihres Herzens von jeher und die Triebkraft ihres ganzen Lebens, sollten fortan nicht mehr Zweck, sondern nur Mittel zu höherer Vollkommenheit sein [157]).

---

[153]) Schlüter, Neue Folge. 33. — [154]) A. a. O. 17 f. — [155]) Lieſching 50. — [156]) Schlüter, Neue Folge, 54. — Lieſching a. a. O.

[157]) Schlüter, Neue Folge, 17 ff. — Lieſching 50. — Katerkamp 120.

Mit Fürstenberg aber, der früher durch metaphysische Gründe die Freundin für's Christenthum zu gewinnen gesucht [158]), betete sie nun vereint, daß das Reich Gottes sich verbreiten und wahre Liebe und Einfalt in ihrem Herzen wachsen möge, um immer mehr mit Wahrheit sagen zu können: „Da, wo ich stark schien, bin ich schwach; da aber, wo ich schwach schien, da bin ich stark!“ [159])

Endlich war der Tag der Entscheidung gekommen. Die Fürstin hatte die Prüfung bestanden, den entscheidenden Kampf beendet, um nun den Lohn ihrer Arbeit und die Krone des Sieges zu empfangen. Jener Traum war Wirklichkeit geworden, wo sie so klar und hell, wie sonst beim vollen Anblick der irdischen Sonne, nun in das Sonnenlicht der ewigen Wahrheit schaute, wo sie einen lebendigen Glauben an das Christenthum gewann und den Frieden des Herzens fand, soweit er hier auf Erden zu finden ist. Am 27. August 1786 war sie mit ihrer Gewissenserforschung zu Ende, um am folgenden Tage vor dem frommen Overberg ihre Lebensbeichte abzulegen. Es war ein bedeutungsvoller Tag für die Fürstin, das Fest des h. Augustin, ihres Vorbildes und Lehrers, der ja fast den gleichen Weg wie sie gewandelt, derselbe Tag, an welchem sie vor achtunddreißig Jahren dem irdischen Leben, und jetzt dem Leben des Glaubens wiedergeboren wurde. Die h. Communion empfing sie nicht gleich, aber doch bald darauf. Es kämpfte noch in ihrer aufrichtigen Seele das durch andauernde Kränklichkeit überdies vermehrte Gefühl ihrer Unwürdigkeit und des Mangels an lebendigem Vertrauen. Overberg aber ermuthigte sie, da Gott mit dem guten Willen zufrieden sei und die Gnade der Empfindung eines gläubigen Vertrauens hernach schon folgen lasse. Gehorsam kam sie seiner Weisung nach, sie ging nach sorgfältigster Vorbereitung und mit tiefster Andacht nach langen Jahren wieder zum ersten Male zum Tische des Herrn, und nach Empfang der h. Communion kam ein reicher, nie empfundener Seelenfrieden über sie, und selbst ihre körperliche Gesundheit besserte sich seitdem mit jedem Tage.

Dieser erfreulichen Veränderung an Leib und Seele hat die Fürstin selbst in ihrem Tagebuche unter dem 7. October 1786 Erwähnung gethan. Sie wohnte damals in ihrer Einsamkeit zu Angelmodde, war aber zum Empfange der h. Communion nach Münster gegangen. Nöthige Geschäfte, erzählte sie, hätten dann an jenem glücklichen Tage für einige Zeit sie verhindert, eifrig darauf Bedacht zu nehmen, wie sie diesen Schatz in ihrem Herzen bewahren sollte. „Ich erschrak sehr, als es mir kurz zuvor, da ich nach Angelmodde zurückkehren wollte, beifiel. Ich

---

[158]) Vgl. Schlüter, Briefe an H., 47 u. a.

[159]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher 1874, S. 45.

bereute herzlich dieſe Stunden, beſchäftigte mich den ganzen Weg hindurch mit dem mir inwohnenden Chriſtus, wobei ich mich ungewöhnlich wohl fühlte. — Meine Kinder und Freunde, ohne den Grund zu wiſſen, fanden mich von dieſem Tage an ſo ſehr verändert an leiblicher und geiſtiger Geſundheit, ſo wohl ausſehend, heiter und ruhig, daß ich mich bald mit dem Genuſſe ihrer Freude zu ſehr beſchäftigt hätte, ſo daß ich Gefahr lief, daß der Zweck, mir den Genuß ihrer Freude zu erhalten, über den Zweck, die große, fühlbare Gnade zu benutzen, ſiegen, oder doch dieſem das Gleichgewicht halten möchte. Die Furcht vor dieſer Gefahr und des damit verknüpften Verluſtes des Geiſtes war mir ſehr heilſam, um mich zu beſtändigem Kampf gegen den Hang zu erwecken, der mich zu oft reizt, mich *in* und *aus* den Menſchen, inſonderheit ſolchen, die ich ſehr liebe, zu fühlen“ [160]).

Als getreue Freundin wollte die Fürſtin auch Hemſterhuis von ihrer religiöſen Umwandlung Kunde geben. Sie that das mit ſo viel Zartſinn und Klugheit, daß ſie die Schwächen und Vorurtheile des Philoſophen nach Möglichkeit ſchonte, aber zugleich ihr aus dem Chriſtenthum gewonnenes Glück als das auch für ihn allein erſtrebenswerthe darſtellte. „Sie haben, lieber Sokrates — heißt es in ihrem Briefe vom 15. Febr. 1787 [161]) — meine übergroße Empfindlichkeit gekannt und wiſſen, daß ſie von jeher die Quelle aller meiner Fehler war: Ungerechtigkeit, Parteilichkeit, Unbeſtändigkeit, Zorn. Sie war Urſache, daß ich, ſogar gequält durch die ſüßeſten Empfindungen, kaum für Augenblicke, und um deſto ſicherer die Qualen des Tantalus zu leiden, jenen *innern* Frieden und jene *innere* Ruhe kannte, welche die Grundlage aller Größe und alles Glückes ſind. Was die Anſprüche auf Größe angeht, ſo war ich frühzeitig weiſe genug, ganz darauf zu verzichten .... Der Zeitpunkt, der mich ſo nahe zu dem Ziele meiner gänzlichen Umwandlung führte (ich nenne dieſen Zeitpunkt einen heiligen und verehrungswürdigen, weil ich ihm ganz neue und höchſt wichtige Empfindungen, die ich ohne dieſe Umwandlung nimmer erreicht haben würde, und eine gänzliche Veränderung

---

[160]) Dieſe von Katerkamp (135 f.) gebrachte Mittheilung iſt unſeres Wiſſens die einzige von Seiten der Fürſtin aus jenen Tagen ihrer „Wiedergeburt“. In den uns vorliegenden Tagebüchern und Briefen aus dem Nachlaß der Fürſtin, ſowie in den bezüglichen Publicationen von Schlüter und Lieſching fehlt für den Zeitraum vom Frühjahr 1786 bis 1787 überhaupt jedwede Nachricht. Es ſcheint demnach die Fürſtin nicht bloß des ſchriftlichen Verkehrs mit ihren Freunden, ſondern auch der Fortführung der Tagebücher ſich enthalten zu haben, um in äußerer und innerer Einſamkeit um ſo ungeſtörter und ungetheilt mit Gott verkehren und das wichtige Geſchäft der Bekehrung vollenden zu können.

[161]) Derſelbe findet ſich im franzöſiſchen Originale bei Lieſching 64—70; in Ueberſetzung bei Katerkamp 117—126; vgl. bruchſtückweiſe bei Schlüter, Briefwechſel und Tagebücher 1874, S. 62.

in der Richtung aller meiner Kräfte und Begierden verdanke), zeigte mir mit einer unaussprechlichen Klarheit ein ganz neues Licht. Ich empfand nämlich, um es mit einem Worte zu sagen (denn die Details eignen sich nicht für einen Brief), daß das Glück des Weisen, so lange er unter dem Monde weilet, einzig und allein darauf gerichtet sein müsse, daß er seinen Willen in Einklang setze mit dem Willen Gottes, und diesen Willen liebe; oder, um es mit andern Worten zu sagen: daß er zufrieden sei mit dem, was jeder gegenwärtige Augenblick bietet."

Um dies in ihrem Leben durchzuführen, wollte sie unablässig zurückblicken auf die große Summe von Lebenserfahrungen, aus denen die Folgerung sich ergebe, daß sie wie ein Lastthier zum obersten Lenker der menschlichen Schicksale sich verhalte, dem sie mit der Hingebung eines Kindes in die Arme seiner Mutter sich anvertraut habe, so daß sie ohne Pläne für die Pilgerschaft ihres Lebens und ohne Sorge für die Zukunft ihrer Kinder sei. Sie fährt dann fort:

„Es ist mir gelungen, und zwar durch treuen und pünktlichen Gehorsam gegen meine Grundsätze, den sehnlich gewünschten innern Frieden in mir dadurch zu befestigen, daß ich mich stets auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkte, wie es das tiefe Wort des schönsten aller Gebete ausspricht: Gib uns heute unser tägliches Brod! Aber das ist nicht ohne Schweiß und Arbeit geschehen, d. h. ohne die beharrlichste Aufmerksamkeit, um mich festzuhalten in diesem kostbaren Gut, welches die Quelle aller übrigen ist."

In einem mehrere Monate später geschriebenen Briefe an Hemsterhuis spricht sich die Fürstin über ihren innern Zustand weiterhin also aus. „Ich bin mit meiner Gesundheit leidlich und mit meiner innern Lage sehr zufrieden, indem ich beim Annahen des Alters fühle, wie meine Seele sich verjüngt und nach und nach von den Banden befreit, die für den Frieden der Seele unnütz, ja schädlich sind. Ich will sagen, daß mein inneres Universum größer wird und das äußere kleiner" [162]).

Aber neben diesen und vielen andern Aeußerungen über den nun gewonnenen Herzensfrieden finden sich namentlich in ihren Tagebüchern auch zahlreiche bittere Klagen über neuen Kampf und Unruhe im Innern und scheinbare Störungen jenes Friedens; Klagen und Bekenntnisse, die auf den ersten Blick oft seltsam berühren und losgelöst aus dem Zusammenhang des Ganzen und an und für sich betrachtet, tief traurig und räthselhaft erscheinen. Das gilt überhaupt von vielen dort niedergeschriebenen Aeußerungen.

---

[162]) Schlüter, Briefe an H., 152.

Es mag darum nicht zwecklos sein, hier zuvor einige Punkte aufzuführen, welche unseres Erachtens für eine gerechte, vorurtheilslose Beurtheilung der Tagebücher im Allgemeinen nothwendig zu berücksichtigen sind.

Nach ihren eigenen und nach Katerkamp's Versicherung hat die Fürstin ihre Tagebücher zunächst nur „für Gott und ihr Gewissen" geschrieben. Freilich hat sie ihren Kindern und nächsten Freunden gelegentlich daraus Mittheilungen gemacht, auch findet sich, so viel wir wissen, von ihr nirgends eine Andeutung, weder daß dieselben vernichtet, noch auch daß sie veröffentlicht werden möchten. Jedenfalls aber scheint es uns sicher, daß die Fürstin eine Veröffentlichung derselben, so wie sie vorliegen, von Inhalt und Form verstanden, weder würde veranlaßt noch zugegeben haben. Die Tagebücher unterliegen also schon aus dem Grunde keiner so freien und objectiven, oder gar von aller Rücksicht entbundenen Kritik, welche sonstige Schriften über sich ergehen lassen müssen.

Sodann gehören die in den Tagebüchern niedergelegten Bekenntnisse der Fürstin durchgehends fast nur der Periode ihres religiösen Entwickelungs- und Durchbildungs-Processes (von 1783 bis Anfang der neunziger Jahre) an; es kann also aus denselben auch keine Kenntniß des ganzen innern Lebensganges, kein endgültiges Urtheil über den Charakter der Fürstin gewonnen werden, wenngleich wir die hohe Bedeutsamkeit der Tagebücher für die Geschichte und Charakteristik ihrer Verfasserin durchaus nicht verkennen.

Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß die in Rede stehenden Aufzeichnungen nicht etwa eine Autobiographie der Fürstin sind, daß sie nicht deren innere und äußere Erlebnisse zum Zwecke eigener historischer Erinnerung aufzählen, sondern zunächst nur die innern, und die äußern bloß insoweit, als deren Mittheilung zur Erklärung jener nothwendig schien. Aber auch das innere Leben der Fürstin während jener Jahre ist keineswegs nach allen seinen reichen Beziehungen, sondern vorwaltend nur nach der praktischen, moralischen Seite geschildert worden, und auch hier sind es weit weniger die guten und edlen Regungen, Gedanken und Thaten, als vielmehr das Herbe und Bittere, das Böse und Sündhafte ihres moralischen Lebens, welches in den Tagebüchern uns entgegentritt. Um so weniger also können diese den alleinigen Maßstab zu einer allseitigen und gerechten Beurtheilung der Fürstin abgeben.

Es haben dieselben nach Inhalt und Zweck manche Aehnlichkeit mit den Bekenntnissen des h. Augustinus und der h. Theresia. Es sind scharfe Selbstanklagen vor Gott, Ergebnisse einer Jahre lang fortgesetzten, äußerst aufrichtigen, gotterleuchteten Gewissenserforschung. An niedrige Leidenschaften, an gemeine Verbrechen ist hier natürlich nicht zu denken. Aber

jede böse Regung, jede Aufwallung einer Leidenschaft, jedes sündhafte Wort, jede böse That, insbesondere, wie sie selbst sagt, „Versuchungen von Lauheit und Muthlosigkeit, leidenschaftliche habituelle Stimmung, Uebereilungen des Zornes, der Eitelkeit, des Mangels an Bewußtsein, habituelles Mißvergnügen darüber, Vermischung von Gottesliebe, Menschen- und Eigenliebe[168]), nicht selten auch die verdecktesten Motive und entferntesten Ursachen ihrer Fehler — alles dies hat die Fürstin mit rücksichtslosester Offenheit, ohne Schonung ihrer selbst, meist noch unter dem lebendigen, mit bitterer Reue gemischten Eindruck des eben Geschehenen und mit oft peinlicher Gewissenhaftigkeit niedergeschrieben, so daß die Aufzeichnungen — wie es ähnlich ja auch von der Selbstbiographie der h. Theresia behauptet werden darf — die Fürstin zuweilen in weit ungünstigerem Lichte erscheinen lassen, als es der Wirklichkeit entspricht.

So zeigen uns denn die Tagebücher die demüthige Frau sozusagen fast nur in ihrem Sündenmantel, sie geben uns eine Art photographisch getreues Abbild vornehmlich ihrer Fehler und Schwächen in jenen Jahren eines unausgesetzten geistigen Ringkampfes, sie lassen mit dramatischer Lebendigkeit die ergreifende Tragödie einer Seele vor unsern Augen sich abspielen, die stets mannhaft, oft leidenschaftlich kämpft, aber nicht immer siegt, die ernst und ehrlich zum Himmel emporstrebt, bald aber wieder von den noch nicht ganz erstorbenen alten Neigungen zur Erde herabgezogen wird, dem Vöglein vergleichbar, das mit Fäden, wenn auch nur dünnen, an die Erde festgebunden ist und bei kühnem Aufflug in die Höhe sich plötzlich wieder nach unten gezogen sieht.

Was folgt daraus? Nun, daß die Fürstin eben damals nicht in alleweg als Muster, als Heilige aufgestellt werden kann, daß sie vielmehr, wie die meisten Menschen, auf dem engen, rauhen Pfade zur christlichen Vollkommenheit oft gestrauchelt und an ihr das Wort der h. Schrift nicht zu Schanden geworden ist: Selbst der Gerechte fällt sieben Mal am Tage. Indeß sind wir nicht ein Mal gewillt, weil im Grunde nicht berechtigt, dieses Epitheton im Sinne der Schrift ihr beizulegen, und überhaupt weit entfernt, ein „schattenlos ideales Bild“ von der Fürstin zu entwerfen; wohl aber dürfen wir ohne Widerspruch behaupten, daß ein so unausgesetztes muthiges Kämpfen, ein so ehrliches Streben nach Vollkommenheit wie bei ihr, selten anzutreffen ist. Wie viele auch, so fragen wir überdies, können sich rühmen, daß bei gleichen innern und äußern Verhältnissen die Zahl ihrer Fehler und Schwächen als geringer und deren Gewicht als leichter sich ausweisen würde, wenn sie so lange

---

[168]) Schlüter, Neue Folge, 332.

und ernst ihr Gewissen erforscht, so gewissenhaft und rücksichtslos offen die Ergebnisse niedergeschrieben hätten, wie die Fürstin es gethan?

Uebrigens lassen sich viele der uns sonderbar erscheinenden Stellen in den Tagebüchern und wohl die meisten beim ersten Anblick befremdenden Irrungen und Schwächen der merkwürdigen Frau auf die Zeit- und persönlichen Verhältnisse, worin sie lebte, zurückführen und so auch großentheils entschuldigen. Aufgewachsen ohne Gott und Religion, ohne geregelte Erziehung, inmitten einer der Coquetterie und Frivolität hingegebenen Gesellschaft, verhätschelt und vergöttert von der Welt, dann plötzlich in ganz andere Verhältnisse geworfen, noch mitten im religiösen Durchbildungs-Processe begriffen, dazu „schier immer kränkelnd auf die drückendste Weise", sehr oft von „tiefster Hypochondrie" geplagt, aber immer noch feuerig, kühn, von fast wild leidenschaftlicher Natur, wie in den gesunden Tagen der Jugend, und im Zuge derselben in den ersten Jahren nach ihrer Bekehrung von dem heftigsten Vervollkommnungstrieb beseelt — wie hätte sie da sofort die volle Gleichmäßigkeit und Ruhe des Innern, wie nun gleich die Lammessanftmuth und vollendete Tugendhaftigkeit einer Heiligen gewinnen und an den Tag legen können? Sie mußte vielmehr um diese Güter weiter kämpfen, mehr und länger kämpfen als viele Andere. Sie war eben ein „Doppelwesen", aber in dem Sinne, wie es mehr oder weniger alle Menschen sind, in denen der Geist des Guten und des Bösen waltet, in denen Wille und Fleisch zu einander im Widerstreit stehen; nur war sie es der Anlage nach in höherm Maße als die meisten ihrer Mitmenschen. Und darum müssen ihre Bekenntnisse, muß ihre Persönlichkeit, wenn auch nicht nach substantiell anderm Maße, so doch in anderer Weise, unter gebührender Rücksichtnahme auf die besondern innern und äußern Verhältnisse beurtheilt werden, — um so mehr, wenn dies auf Grund der Tagebücher geschieht.

Das hat auch die schärfste der uns zu Gesichte gekommenen längern Charakteristiken der Fürstin[164]) billiger Weise anerkannt. Auch ist dort mit Recht gesagt worden: „Die Fürstin darf in ganz besonderm Maße verlangen, daß man aus ihren, mit rücksichtslosester Offenheit geschriebenen Selbstbekenntnissen nicht Einzelnes herausreißt, sondern beständig das Ganze im Auge behält." Andern Falles würde es allerdings leicht sein, das Bild ihrer Persönlichkeit an der Hand der eigenen Aufzeichnungen zu einer wahren Carricatur zu gestalten. Auch den folgenden Worten stimmen wir durchaus bei: „Es ist leicht, über diese sonderbare Frau die Achseln zu zucken, wenn man selbst gesund ist an Leib und Seele. Aber nur wer krank ist, wie sie, und dennoch erfolgreicher das stolze,

[164]) Histor.-polit. Blätter. LXXXI. 744—759.

stürmische Herz bezwingt, wer aufrichtiger noch, als sie so oft gethan, nicht nur seine Fehler vor sich selbst bekennt, sondern auch für Dinge, die ganz oder fast frei waren von sittlicher Verschuldung, den gekränkten Nächsten um Verzeihung bittet: nur er hat das Recht, auf sie den ersten Stein zu werfen."

Man hat auf Grund der veröffentlichten Tagebücher insbesondere die eine oder andere dort offengelegte Handlungsweise der Fürstin stark getadelt, nicht immer mit Unrecht, oft aber auch ohne Grund und zu scharf, weil man die oben angedeuteten Gesichtspunkte außer Acht gelassen. Ueber Einzelnes wird später noch Rede sein. Hier möchten wir nur ein paar Worte bezüglich ihres vielfach stark getadelten Verhaltens gegenüber dem jungen Geistlichen Haas[165]) einflechten, den sie Anfangs der achtziger Jahre zur Mitbeaufsichtigung ihrer Kinder in ihr Haus aufgenommen hatte, und dessen Geist und Herz sie mehr für Gott, für das Gute und Edle zu begeistern und heranzubilden bestrebt war. Es liegt uns fern, all' die einzelnen Maßnahmen, welche sie zu dem Ende vorgenommen, gutheißen zu wollen; im Gegentheile, es ist unseres Erachtens dabei auch manches an sich Falsche und Fehlerhafte von ihrer Seite mituntergelaufen, was sie selbst bekannt und dann auch bitter bereut hat. Aber anderseits darf auch nicht vergessen werden, daß Haas in der That ein Stein war, „der sich weder einbauen noch behauen ließ und daher zuletzt trotz mancher guten Eigenschaften verworfen werden mußte,"[166]) der verkörperte Realismus gegenüber dem Idealismus der Fürstin. Damit stimmt auch das Urtheil des bedächtigen und gerechten Herrn von Fürstenberg[167]). So ist es denn wohl begreiflich und mehr oder weniger auch entschuldbar, wenn die Fürstin, welche, wie sie an sich selbst die höchsten, so an ihre Mitmenschen hohe sittliche Anforderungen stellte, zuweilen eine solche Persönlichkeit zu scharf beurtheilt und behandelt hat. Uebrigens erhielt Haas bei seinem Abgange auf ihre Verwendung hin eine gute Stellung in Paderborn, und er schied nicht bloß in Frieden und Wohlwollen, sondern mit Schmerz von ihr und den übrigen Freunden. „Es wird mir schwer, Münster zu verlassen," versichert er dem ältesten der Brüder von Droste-Vischering[168]), „weil ich so viele redlich und christlich Gesinnte verlassen muß, deren einer durch den andern und mit dem andern Christo ähnlicher zu werden sucht. Nur der Gedanke: Es ist Gottes Wille,

---

[165]) So die Unterschrift in seinen Briefen; bei Lemcke, Leben des Prinzen Demetrius von Gallitzin, S. 50, steht also irrig „Hase", bei Schlüter, Briefwechsel u. s. w. 1874, S. 32: „Haase". Die Tagebücher haben durchweg nur den Anfangsbuchstaben H.

[166]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher, Neue Folge, p. XXV.

[167]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher, 1876, S. 32.

[168]) In einem Briefe vom 19. April 1790. Aus dessen Nachlaß.

kann mich ruhig machen; möchte ich dieſen allezeit gegenwärtig haben und ihn ganz fühlen. Doch iſt dieſe Trennung nur dem Körper und nicht dem Geiſte nach.“ Er blieb mit der Fürſtin in Correſpondenz und wurde von derſelben bei deren Aufenthalt in Paderborn auch regelmäßig beſucht.

Noch über einen zweiten auffälligen und leicht mißzuverſtehenden Punkt in ihren Tagebüchern möchten wir einige Bemerkungen hier anſchließen, welche zugleich an den oben unterbrochenen Gedankengang dieſes Capitels wieder anknüpfen. Es war dort zuletzt die Rede von den vielen oft hart und bitter ſcheinenden Klagen der Fürſtin über Kampf und Schmerz im Innern, welche auch dann noch fortdauerten, als ſie zur Kirche zurückgekehrt war und nun hoffen durfte, daß endlich auch Ruhe und Frieden in ihrer Seele einkehren werde. Aber es wäre eben eitle, vergebliche Hoffnung geweſen, wenn dieſe auf einen ungeſtörten, niemals mehr von Kampf und Schmerz unterbrochenen Frieden gegangen wäre: bleibt doch immer wahr, was ſchon Job geſagt: des Menſchen Leben iſt ein ſteter Kampf; und muß doch Jeglicher das Wort des h. Auguſtin an ſich ſelbſt erfahren, daß unſer Herz unruhig bleibt, bis es in Gott ruhet. Ein ununterbrochener ewiger Friede iſt ja nur in den Wohnungen der Ewigkeit, im Himmel zu finden. In der vollen Ueberzeugung von dieſer Wahrheit hat denn auch die Fürſtin einen ſolchen Frieden hier auf Erden nie erwartet noch auch gefunden. Aber einen Vorgeſchmack desſelben, einen Frieden, wie ihn gleichwohl die Welt nicht geben kann, hat ſie auch damals in ihren ſchmerz- und klagereichſten Stunden gekoſtet und mit den Jahren in ſtetig wachſendem Maße genoſſen. Dafür legen ſowohl ihre Tagebücher wie ihre vertrauten Briefe Zeugniß ab. So ſchrieb ſie am 1. Juni 1793 an die Gräfin Sophie Stolberg [169]):

„Der Grund, liebe Sophie, warum ich es nicht gleich begriff, wie es zugehe, daß Du Dich in der Entfernung genirter mit mir fühlſt, als Du es in der Nähe wareſt, iſt dieſer: Als einer der Tagelöhner, die erſt gegen Abend in den Dienſt des gütigen Hausvaters gelangten, bin auch ich erſt ſpät, ich darf nicht ſagen zu dem innern Frieden gelangt, der über alle alt- und neumodiſche Vernunft iſt, aber doch zu einem Vorgeſchmack deſſelben, zu einer Art Conſiſtenz innerer Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, zu welcher gemeine Menſchen außer dieſem Schafſtall ſonſt wohl nie gelangen können. Die böſen Buben aber der Leidenſchaften und Sorgen dieſer Welt, die bis dahin ihren Spott ziemlich ungehindert mit mir trieben, haben unauslöſchliche Spuren ihres Muthwillens auf meiner Behauſung

[169]) Aus Stolberg's Nachlaß.

hinterlassen, die ich zu meinem billigen Fegfeuer zu gut kenne und fühle, als daß ich es ohne einige Verwunderung ansehen könnte, wenn es Menschen, — die ohne mich anders als von Angesicht zu Angesicht zu kennen, besonders junge, reine Seelen, wie die Deinige, die das Glück haben, mit Erfahrungen von solcher Disharmonie des Aeußern und Innern verschont zu sein, dergleichen daher auch schwerer bei Andern ahnen können, — bei meinen innern und äußern Runzeln wohl ist. Weit leichter kann ich mich drein finden, daß ich Menschen besserer Art, die mit einer zum Verschönern und Idealisiren geneigten Einbildungskraft begabt sind, von ferne behage, insonderheit wenn ihnen die unverdiente gute Meinung anderer guten Menschen von mir — wie Dir das günstige Vorurtheil meiner lieben Kinder, der guten Drosten, zu Hülfe kam, dieser Neigung Nahrung zu geben und dieser Neigung dann die gegenwärtige Empfindung meiner bösen Runzeln nichts in den Weg legt."

Die Fürstin versichert also ausdrücklich, daß sie bei ihrer religiösen Umkehr immerhin einen Frieden gefunden habe, welchen sie selbst früher nicht gekannt und den wohl Niemand außerhalb der Kirche finden könne, daß aber bei ihr der Mangel an dem hier möglichen Grade derselben, daß die noch gebliebene „Disharmonie des Aeußern und Innern" und die ihr anhaftenden „bösen Runzeln" lediglich Nachwehen der früher in ihr herrschenden Leidenschaften und Sorgen dieser Welt seien, welche sie als verdiente Strafe und Sühne, als ihr „billiges Fegfeuer" ansehe. Darum will sie dieselben, wie sie anderswo versichert, gern hinnehmen und geduldig tragen, und ebenso auch alle sonstigen von Gott ihr zugeschickten Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens, in denen sie die besten Läuterungs- und Besserungsmittel für die Menschen und die fruchtbarsten Samenkörner heiliger Freude und Seligkeit erblickt.

Gerade unter diesem Gesichtspunkte betrachtete die Fürstin mit Vorliebe ihr früheres Leben, und mit Dankbarkeit gedachte sie in den Stunden heiliger Einsamkeit vor Gott und in den Briefen an ihre vertrautesten Freunde der fürsorglichen Güte des Herrn, der sie auf dem „seligen Dornenpfade" der Leiden und schmerzlichen Lebenserfahrungen aller Art wieder zu sich und in seine Kirche geführt habe. Nicht ohne Interesse ist in dieser Beziehung folgender Brief von ihr an den Grafen Stolberg [170]), der zugleich den Inhalt dieses Capitels nach derselben Seite hin treffend ergänzt:

„Wäre ich nur gestern nicht unterbrochen worden! Ich hatte den Reiz, Dir wenigstens einige Grundrisse des Tableau's hinzuzeichnen,

---

[170]) Eine Fortsetzung des oben mitgetheilten Briefes vom 31. August 1794. Aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß.

welches mir so ganz wieder vor Augen lag und meine Seele von Dankgefühl und Bewunderung anschwellte. Glänzt doch die Oekonomie der Vorsehung im geringsten Würmchen dem staunenden Auge, das sie ganz auch nur so weit umfasset, als des Menschen Auge zu umfassen vermag. Aber heute häufen sich die Gegenstände zu sehr im schwachen Behälter Deiner Ital, und ihre Zeit, da Gott ihre kleine Wanderschaft mit Gesundheit segnete, ist wieder sehr eng. Doch einen jener seligen Dornenpfade muß ich als denjenigen kurz berühren, dem ich — so eingeschränkt die Freiheit auch ist, von welcher ich in meinem Schneckenhause noch zu ahnen und zu stammeln vermag — das geringe Maß, welches ich davon kenne und mit diesem Alles, was ich von Seligkeit zu ahnen vermag, zu danken habe. Entkleidet, vielfach entkleidet mußte ich werden, — das kannst Du leicht denken — ehe ich meiner Blößen inne werden konnte. Einige dieser ersten Entkleidungen übertrug Gott dem Naturzerstörer aller zeitlichen Bande. Nützlich, — wer hat's nicht gesagt, wer hat's nicht erfahren! — sind die herben Belehrungen, daß alle äußerliche Stütze nur schwaches Rohr ist, welches bei jedem Winde brechen kann, freilich dem Menschen zum natürlichen Gange der Veredelung, sie ziehen ihn aus den Außenwerken — aber wohin? In sein eigenes Centrum: dort mehr nun befestigt wird Er, sein Gott. Der Aermste, nun ist er erst groß in seinen Augen! Er ist's sich selbst! Trotzend dem Schicksale staunt er — vor sich selbst, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit ihn dort ergreift, das Fundament selbst erschütternd, auf welchem er, erst dorthin flüchtend, jetzt thront. Wohl dem, der sich nur bekleidete mit fremdem Gewande; er kann sich entkleiden mit mäßigem Schmerz, da bei jenem, der bekleidet ist mit seiner eigenen Haut, noch nichts geschehen ist, wenn er auch ablegte vielfältige Kleidung und köstliches Geschmeid; was jetzt noch zu thun bleibt, das kann er selbst mit keinem Finger berühren. Geschunden muß er werden, der Unglückliche und wer kann dazu etwas Mehreres als dulden, daß Gott selbst barmherzig grausam Hand an ihn lege.

„Daß Menschen uns verurtheilen, wenn wir im bessern Bewußtsein uns selbst Beifall geben; daß Menschen uns verlassen, wenn wir, auf eigener Stütze ruhend, sie dafür verachten können — diese und dergleichen Geißeln sind im Grunde nur Stoff zu neuen Ruhekissen auf unserm Thron. Aber wenn die Bewunderer zurückkommen von ihrer Bewunderung in demselbigen Zeitpunkt, wo auch wir vom Traum eigener Bewunderung erwachen, wenn Freunde erkalten zu der Zeit, als unser Herz von eigener Liebe abgekühlt für sie erst jetzt warm wird, wenn ihre Anbetung sich verwandelt in Quasi-Verachtung im selbigen Moment, wo wir selbst uns richtiger schätzend uns verächtlich auch fühlen und ihren

Werth mehr als vorhin noch zu schätzen gestimmt sind — wenn! wenn! wenn! — O wohl Dir, daß Du nicht bedarfst, geschunden zu werden! Wozu also die lange, finstere Enumeration aller Werkzeuge dieser Tortur? Sie würde je länger, je grausender. Doch wohl dem Patienten, wenn er's überstanden! Schön wie ein Gehäuteter, der seine Haut nie verschuldete, kann er freilich in dieser Welt nicht mehr sich zeigen, und verwundet noch durch leise Berührungen, welche Gesunde erquicken, muß er Manches entbehren, noch feige sich schelten lassen, wo andere Bedeckte unbeschadet sich hinwagen. Aber Manches hat er auch erfahren, was ihn vor dem Reiz bewahrt, sich mit Helden zu messen, Manches, was ihn mit Ahnung tröstet!"

Die Fürstin hat die geschilderte Tortur an sich selbst erfahren, aber zu ihrem Heile auch wohl bestanden. Und wie im obigen Briefe die trüben Erinnerungen an diese ausgestandene Tortur von den Gefühlen höhern Trostes und heiliger Freude überwogen und zurückgedrängt werden, so zeigen ähnlich alle ihre Aeußerungen aus den Tagen ihres fortgesetzten Leidens und Kämpfens um Bewahrung und Vermehrung der gewonnenen Güter, daß christliche Hoffnung und Geduld dem Schmerze seinen Stachel genommen hat. Es ist nicht der Schmerz des Weltkindes oder die Schwermuth des Skeptikers, was uns in den Tagebuchaufzeichnungen der Fürstin begegnet, sondern das Klagen einer christlichen Seele, die stets dem Ideale in der Höhe zustrebend oft wieder zur Erde hinabsinkt, dann aber nicht in tödtlicher Trauer sich abhärmt und bitter wird und verzweifelt, sondern demüthig weint und betet und wieder von neuem hofft. Sursum corda! ist das Finale aller ihrer Klagelieder; und immer wieder wird der alte Vorsatz erneuert, muthvoll weiter zu kämpfen und zu leiden, „was Gott zuschickt, so wie Er es schickt, ohne Bedingung, mit Sanftmuth, ohne heftiges Bestreben dagegen und ohne Sträuben gegen die freilich bitterste aber auch gegen den Stolz heilsamste Anschauung der menschlichen Armseligkeit" [171]).

Leidend und duldend in Hoffnung, unter stetem Hinschauen auf das Ideal in Christo, sich emporringend aus dem Dunkel der Nacht zur Helle des Tages, aus dem Thale der Demuth und Asceſe hinauf zu den Höhen christlicher Vollkommenheit, sich reinigend und stärkend an den Gnadenquellen der Kirche, nicht mehr im Großen das Gute, sondern, nach des Weisen Lehre, nur noch im Guten das Große suchend, daneben in Wort und That die Mitmenschen unterstützend, belehrend, erbauend — so erscheint uns diese starkmüthige christliche Frau auf ihrem fernern Lebensgange.

---

[171]) Lieſching a. a. O. 12.

V.

Freunde in der Ferne. — Friedrich Jacobi und Thomas Wizenmann.

Die Fürstin von Gallitzin lebte in einer schnell sich befreundenden und leicht sich verbrüdernden Zeit. In Münster hatte ja schon in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes um sie, als den geistigen Mittelpunkt, ein Kreis von begeisterten Verehrern und Freunden sich geschlossen, an den bald ein weiterer von solchen aus der Ferne sich reihte, eine bunte Schaar von Männern aus allen Ständen und Berufskreisen und von den verschiedensten Bekenntnissen. Man fragte eben damals, als die Fürstin selbst noch zu keinem bestimmten Credo sich bekannte, und zum Theil auch ihre Münster'schen Freunde noch im religiösen Durchbildungsprocesse sich befanden, keineswegs darnach, zu welchem Bekenntniß Jemand gehöre, sondern nur, ob er menschlich edel denke und handele, ob er geistig strebsam, hervorragend und anziehend sei. So war denn auch der Fürstenberg-Gallitzin'sche Freundeskreis in seiner ersten Zeit noch keineswegs das, was er später geworden, ein durch innige Seelengemeinschaft und gleiches religiöses Bekenntniß eng zusammengeschlossener Bund, eine „Familia sacra", sondern ein Verein geistig strebender und schaffender Menschen von nah und fern, der in seiner bunten Zusammenstellung auch noch den verschiedensten Einflüssen und selbst mancherlei krankhaften Strömungen der Zeit unterworfen war.

So hat unter anderm der „Sturm und Drang", wie er damals vor allen in den erregten Herzen und in den glühend erhitzten Köpfen der Dichter brauste, eine Zeitlang auch in unserm Kreise seine Wellen geschlagen, am heftigsten freilich im Leben des jungen Sprickmann und des sonderbaren Buchholz; aber auch an der Fürstin und selbst an Fürstenberg ist er nicht spurlos vorübergegangen, wie manche Stellen in ihren Tagebüchern das beweisen.

Noch auffälliger hat in demselben Kreise eine andere Richtung der Zeit sich wiedergespiegelt, welche nach der hundertjährigen Herrschaft des todten Formenlebens der Gemüther sich bemächtigt hatte: jene entzückte, überschwängliche, süßliche Freundschaft, welche die Menschheit aus dem erstarrten Greisenalter der Perrücke und der Schnürbrust urplötzlich in das kindisch-excentrische Leben der Jugendzeit zurückversetzte. Das zeigen wiederum die Tagebücher der Fürstin und namentlich ihr Briefwechsel mit Fürstenberg, aber auch die Verkehrsformen und die Sprache aller, auch

der jüngern Glieder des Freundeskreises. Nach dieser Seite hin mochte von nicht geringem Einflusse gerade die Verbindung sein, welche derselbe durch Jacobi, Sprickmann und später durch Stolberg mit dem überschwänglichen Klopstock-Gleim-Jacobi'schen Kreise unterhielt, der bekanntlich eine Zeit lang unsere ganze Literatur beherrschte.

Daneben fanden dann die verschiedensten Bestrebungen auf dem wissenschaftlichen, pädagogischen und staatswissenschaftlichen Gebiete des ausgehenden Jahrhunderts in Münster lebhaftes Echo. Sprickmann, der Vielgereiste, hatte vielerorts in Deutschland mit literarischen und juristischen Kreisen die Bekanntschaft vermittelt. Der Ruhm der Fürstenberg'schen Leistungen auf dem Gebiete des Unterrichts und in der Landesverwaltung, nicht minder auch die seltene Erscheinung einer eben so gebildeten als persönlich liebenswürdigen und hochgestellten Frau, wie es die Fürstin war, hatte zu den gleichgesinnten Freunden von früher neue hinzugesellt. So waren die Münsteraner in der That angesehene Mitglieder der Gelehrten-Republik des damaligen Deutschlands, und auch sie mochten unter der nöthigen Einschränkung deren Grundprincip huldigen, wie es der berühmte Anatom Sömmering in einem Briefe an die Fürstin[172]) also ausgesprochen: „Das Wissen gibt nur allein Nahrung und erhält uns aufrecht. Alles sonstige äußere Vergnügen wird doch zu manchen Stunden gleichgültig, unangenehm, selbst schmerzlich; die Wonne hingegen, die uns Wissen gewährt, ist dauerhafter, in jedem Augenblicke angenehm, wird nie bereut, gehört uns am eigensten und ist keinen äußern Zufällen ausgesetzt, und das, weil sich's allein über's Körperliche erhebt und daher keiner Veränderung unterworfen ist."

Von den geistig hervorragenden Größen Deutschlands standen mit den Münster'schen Freunden zunächst folgende in näherer Verbindung: Fr. Jacobi in Düsseldorf; Kleuker und Möser in Osnabrück, Büsch in Hamburg, Dohm in Berlin, Manvillon in Braunschweig, sodann Batterer, Feder, Heyne, Kästner und Schlözer in Göttingen, Professoren der dortigen Universität und Mitglieder der historischen Gesellschaft, welch' letztere bereits 1769 Herrn von Fürstenberg zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte[173]), ferner Johannes von Müller, Sömmering und Forster in Cassel, Goethe, Herder und deren Genossen in Weimar[174]), Hoffmann in Mainz, Dalberg in Aschaffenburg, Lamezan in Mannheim, Sailer in Dillingen, Lavater in Zürich u. A.

---

[172]) Lieşching, Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin v. Gallitzin, S. 151.

[173]) Nach einem uns vorliegenden ungedruckten Briefe Batterers an Fürstenberg.

[174]) Ueber deren Verbindung mit den Münsteranern wird später Rede sein.

Der geistig regsame Verkehr mit diesen zum Theil sehr hervorragenden Männern der Wissenschaft und höhern Bildung war für die weitere intellectuelle Ausbildung der Fürstin und ihrer Freunde von nicht geringer Bedeutung. Aber auf der andern Seite blieb auch das warme wissenschaftliche Interesse der letztern nicht ohne anregenden und befruchtenden Einfluß auf das geistige Schaffen Jener. Viele unter ihnen, so namentlich Büsch, Hofrath Crell, Dohm, Georg Forster, Hoffmann und Johannes von Müller sandten ihre neuen Schriften „der gelehrtesten Beschützerin und Freundin der Wissenschaften" und baten um ihr und der übrigen Freunde Urtheil; Professor Fischer aus Göttingen, die berühmten Anatomen Camper und Sömmering überschickten anatomische Präparate[175]). Letzterer sagt in seinem Begleitschreiben an die Fürstin vom 27. October 1783[176]): „Je seltener bei der jetzigen sinnlichen Welt der Eifer nach Wahrheit in ernsten, das Wohl aller Menschen ohne Unterschied der Nationen oder des Alters angehenden Kenntnissen ist und ein scheinender Eifer unter der Maske von Wahrheitsliebe nach Befriedigung seiner bloß sinnlichen Organe ringt und alle höheren Kräfte unangewandt liegen läßt; je unwiederbringlicher auch die besten Gemüther die Macht der Vorurtheile verdirbt und folglich die Schätze von Wahrheiten nicht in dem Maße zunehmen, als Leichtigkeit und glückliche Gelegenheiten in Erlangung derselben in unserm Zeitalter erwarten läßt, um desto nachdrucksvoller muß das Beispiel von Edeln Freunden von Wahrheit wirken, die mit Besiegung nicht gemeiner alltäglicher Hindernisse dahin vordrangen, wovon Geburt, Erziehung und Stand sie zurückzuhalten schien."

Johannes von Müller, damals Professor am Carolinum in Cassel, hegte gegen die Münster'schen Freunde und namentlich gegen die Fürstin die höchste Verehrung. Der große Historiker besprach mit ihnen seine Vorstudien für seine allgemeine Geschichte, übersandte ihnen seine Schweizergeschichte und seine „Reisen der Päpste" und rechnete es sich zur hohen Ehre, der geistvollen Frau seine Werke zur Beurtheilung vorzulegen. „Ich lege großen Werth auf Ihre Bemerkungen," schrieb er ihr einst. Ein anderes Mal meldete er den katholischen Freunden mit Genugthuung die lobende Anerkennung, welche seine „Reisen der Päpste" in Rom selbst an hoher und höchster Stelle gefunden, und begleitete die Uebersendung dieses Werkes, in welchem der Protestant das Papstthum als Schutzwehr gegen die fürstliche Gewaltherrschaft gepriesen,

---

[175]) Nach Briefen und handschriftlichen Notizen aus der Fürstin und Fürstenberg's Nachlaß. — Vgl. auch Lieşching, 140 ff. — Wagner, Sömmering's Leben, I, 75 ff.

[176]) Lieşching, 142 f.

mit der wohl hauptsächlich aus Rücksicht auf Fürstenberg gemachten Bemerkung, daß er um so weniger eine Apologie der Schrift nach dieser Seite hin glaube beifügen zu brauchen, da sie, die katholischen Freunde, ja nicht zu der blinden Menge gehörten, vor deren Augen und unter deren Applaus man die letzten Schranken gegen den Despotismus niederreiße, und die es für ein würdiges Unternehmen dieses aufgeklärten Jahrhunderts erachte, heute die Kirche zu unterdrücken und morgen unter der Maske des Bauernfreundes dem Adel den Rest seiner Rechte zu nehmen. „Ich kenne dreißig Jahrhunderte und sehe das unsere — fährt er fort — und so kann ich nur erschrecken vor der feigen, schmachvollen Gesinnung, die allenthalben sich breit macht und unsere Erdhälfte mit dem fürchterlichsten Despotismus bedroht. Alle Spannkraft ist dahin, und die Religion würde zu Grunde gehen, wenn die Menschen sie vernichten könnten. Unsere Philosophen lehren nur noch Indifferentismus und elende Schmeichelei“ [177]).

Es ist nicht zweifelhaft, daß diese Worte bei dem religiös und politisch richtig denkenden und weitschauenden Herrn von Fürstenberg vollen Wiederhall fanden. Aber auch die Fürstin ahnte wenigstens deren Bedeutung und innere Wahrheit, und es waren nicht zufällige oder persönliche Motive, sondern die nach der angedeuteten Seite hin stetig wachsende Erkenntniß und das immer mehr erstarkende Interesse für die ewig wahren christlichen Grundsätze, welche die Fürstin seitdem mehr und mehr von der Verbindung mit den Gegnern dieser Grundsätze ab und zu deren Vertheidigern hinzog. Eben darin liegt auch der eigentliche Grund zu der engen freundschaftlichen Verbindung, welche sie und ihre nächsten Freunde mit dem Philosophen Jacobi gerade damals einging, als dieser mit Eifer und Erfolg gegen die atheistische und materialistische Lehre der französischen Encyclopädisten, sowie gegen den dürren Rationalismus der Wolff'schen Schule und den negirenden Kriticismus Kant's ankämpfte.

Friedrich Heinrich Jacobi [178]) war 1743 zu Düsseldorf, der damaligen Hauptstadt des zum Kurfürstenthum Pfalz gehörigen Herzogthums Berg, geboren. Während sein älterer Bruder, der später als Dichter bekannt gewordene Georg Jacobi, von seinem Vater, einem reichen Kaufmann und Fabrikherrn, für die Studien bestimmt wurde, mußte der Jüngere für den Handelsstand sich entscheiden. So kam Jacobi im sechszehnten Jahre als Lehrling in ein Handlungshaus nach Frankfurt, vertauschte aber, weil seiner Gewissenhaftigkeit wegen dort arg verspottet, diesen Platz

[177]) Liesching a. a. O. 125—135.

[178]) Vgl. den „Vorbericht“ zu Fr. Heinr. Jacobi's Auserlesenem Briefwechsel I, p. I—XXX. — Deyks, Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen. — Kuhn, Jacobi und die Philosophie seiner Zeit.

mit einem andern zu Genf, woselbst er den Unterricht des Mathematikers Le Sage, eines Freundes der ernstern französischen Literatur, genoß. Nach dreijährigem Aufenthalte in der an Naturreizen so reichen Stadt, wo der lernbegierige Jüngling in autodidactischer Einseitigkeit über die manchfaltigsten Gegenstände sich zu unterrichten und mit einer Fülle von freilich meist unverstandenen Ideen seinen Geist zu bereichern gewußt hatte, kehrte derselbe in das Haus seines Vaters nach Düsseldorf zurück, heirathete eine reiche Niederländerin, Betty von Clermont, ward Hofkammerrath, und später Geheimrath und Ministerial-Referent über das gesammte Zollwesen von Jülich und Berg, welches Amt er jedoch bald niederlegte und sich nach dem nahen Pempelfort zurückzog, wo er eine einträgliche Zuckerfabrik nebst Wohnhaus und Garten besaß.

Trotz seiner Aemter hatte Jacobi Zeit und Muße für staatswirthschaftliche und philosophische Studien gefunden. Die durchweg materiellen Obliegenheiten seines Berufes vermochten aber nicht den Geist eines Mannes zu befriedigen, der von Natur dem Höhern, dem Idealen und Religiösen zugewandt war. Schon als Knabe hatte er sich insbesondere zum Religionsunterricht hingezogen gefühlt und nach seiner Confirmation die Privatandachten der Pietisten des Wupperthales sehr fleißig besucht. In Genf war dieser gläubige, religiöse Zug im Ganzen genährt worden; aber nach Düsseldorf zurückgekehrt, ward er vom Zweifel ergriffen, und bald vertauschte er das mehr oder minder deutlich empfundene Reich des Glaubens mit dem verschwommenen des Ideals, wie es damals die Prediger der Humanitätsreligion, die schöngeistigen Philosophen und Poeten der Zeit, aufstellten und allerorts anpriesen. Doch hat vielleicht Keiner von diesen so edel gedacht, so ernstlich und ehrlich gesucht, als Jacobi. Durch seinen Bruder ward er bald mit den damaligen literarischen Größen, namentlich mit Wieland, bekannt und eng befreundet, etwas später auch mit Goethe, der von dem Aeußern seines jungen Freundes folgende Charakteristik entworfen hat: „Er war ein sehr wohlgestalteter Mann, von den vortheilhaftesten Gesichtszügen, von einem zwar gemessenen, aber doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt, in jedem gebildeten Kreise zu glänzen“ [179]). In der That war Jacobi auch bald in den vornehmen und gebildeten Cirkeln seiner Vaterstadt ein gern gesehener Gast, und als sodann die Erstlinge seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die Anfänge des Allwill und Woldemar, erschienen waren — glänzende und hervorragende Erscheinungen in jener Zeit —, zählte sein Name zu den berühmtesten und gefeiertesten in Deutschland, und ward das gastliche, elegant

[179]) Goethe's sämmtliche Werke (Ausgabe in vierzig Bänden), Stuttgart 1840, XXV, 157.

eingerichtete Haus des geselligen Weltmannes ein beliebter Sammelplatz literarischer Genies und sonst hervorragender Männer.

Der Minister von Fürstenberg, den politische Geschäfte öfters nach Düsseldorf führten, machte Jacobi's Bekanntschaft wahrscheinlich am Ende der sechsziger Jahre, und zwar zuerst in den dortigen Salons der edeln und feingebildeten Marschallin de Muy, geb. von Blanckart, von welcher beide in ihren Briefen mit höchster Achtung sprechen. Fürstenberg, der von Jacobi viel Rühmens gehört, seine Schriften mit großem Interesse gelesen[180]) und bei persönlichem Zusammentreffen mit ihm Gelegenheit gefunden hatte, sich von dessen vielseitigen Kenntnissen zu überzeugen, sandte auch an Jacobi zum Zweck der Beurtheilung ein Exemplar seines ersten Entwurfes einer neuen Gymnasial-Ordnung, datirt aus dem October 1770. Dieser antwortete in einem fünfzehn Seiten langen, deutsch und französisch abgefaßten Briefe[181]). Er dankt dem Minister in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die Mittheilung des Studienplans, hebt den heilsamen Einfluß hervor, welchen derselbe, wenn ausgeführt, auf das Münsterland und weiterhin haben würde, bewundert die darin beschlossene Ideenfülle und bringt dann seine von Fürstenberg abweichende Meinungen vor, die aber zumeist in der Differenz seines religiösen Standpunktes mit dem des Freundes ihren Grund haben.

In der Folge finden wir den Minister zu verschiedenen Malen in Düsseldorf und bei Jacobi, so im November 1778, dann im Januar 1779[182]). Einige Zeit darauf brachte Jacobi in Erfahrung, daß jener eine „Verordnung, wie die Mönche studiren sollen"[183]), erlassen und durch den Druck veröffentlicht habe; er bat brieflich um Zusendung eines Exemplars und fügte ein ungünstiges Votum seinerseits über die Mönche überhaupt bei. Fürstenberg kam der Bitte nach, lehnte aber in seiner Antwort[184]) das Votum ab und versicherte, daß er der antimonar-

---

[180]) „J'ai relu — schrieb ihm Fürstenberg später — avec le plus plaisir le morceau de Woldemar dans le Museum. Je me flatte, que nous aurons dans peu le second tome en entier." — Nicolovius berichtete (1793) an Jacobi: „Fürstenberg sagte mir, außer dem Briefe von Metaphysik wäre ihm in Allwill Alles so schön gewesen, daß er das Buch oft wieder fortgelegt hätte, weil er sich desselben in einer nicht ganz ruhigen Stimmung unwerth gehalten. Nachher habe er es mit ganzer Seele gelesen und genossen." A. Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, S. 59.

[181]) In Fürstenberg's Nachlaß. Der Anfang desselben findet sich abgedruckt in meinen Artikeln über Fürstenberg in den Histor.-polit. Blättern. Bd. 82, S. 432.

[182]) Nach Briefen aus Fürstenberg's Nachlaß. Vgl. auch Fr. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel I, 281.

[183]) Abgedruckt bei Esser, Fürstenberg's Schriften 137 ff.

[184]) d. d. 20. Juni 1779. In Fürstenberg's Nachlaß. Auch abgedruckt in Jacobi's Auserl. Briefw. I, 389 ff.

chistischen Zeit zum Trotz die Mönche nicht austilgen würde, auch wenn er die Macht dazu hätte. Und was den Klerus im Münsterlande betreffe, so sei dieser weder febronianisch noch antifebronianisch gesinnt, er begnüge sich damit, orthodox zu sein. Jacobi hingegen wiederholte in seiner Erwiderung vom 5. Oct. 1779 das frühere ungünstige Urtheil über die Mönche, auf das „allgemein herrschende Urtheil" sich berufend, welches die Klöster für einen Herd eiteler Aufgeblasenheit, des Hasses, der Intriguen, des Despotismus und der wildesten Lust ausgebe. „Erinnern Sie sich der Dinge, welche allein schon die Geschichte Abälards in sich beschließt," ruft er mit protestantischer Entrüstung. Darauf die ruhige Entgegnung des katholischen Ministers und Generalvicars: „Ich behalte mir vor, Ihnen später eine physisch-psychologisch-moralische Abhandlung über den Ordensstand zu liefern. Für jetzt wiederhole ich nur, daß ich bei meiner Ueberzeugung von der Nützlichkeit desselben verbleibe. In meinem Urtheile über diese Materie fühle ich mich um so sicherer, als ich mit dem seligen Grafen von Bückeburg[185]), der in verschiedenen Ländern das Wirken der Mönche aus persönlicher Anschauung kennen gelernt, hierüber oft und gründlich mich besprochen und von ihm die Versicherung erhalten habe, daß meine Ansichten in dieser Sache philosophischer und nicht so beschränkt seien, als die der Mehrzahl der übrigen Staatsmänner meiner Religion"[186]).

Obige Correspondenz fällt zum Theil in die erste Zeit des Aufenthaltes der Fürstin Gallitzin in Münster, welche wahrscheinlich in dieselbe Einsicht genommen, jedenfalls aber über den ihr zwar persönlich, jedoch nicht dem Rufe nach unbekannten Philosophen mit Fürstenberg gesprochen hat; anderseits wird aber auch Jacobi von ihr gehört haben, sei es durch Diderot, der auf seiner Reise vom Haag nach Berlin bei demselben in Düsseldorf vorsprach[187]), sei es durch Fürstenberg oder die Marschallin de Muy. In seinem zuletzt erwähnten Briefe an Fürstenberg bemerkt Jacobi: „Ich fühle mich sehr geschmeichelt durch das, was die Marschallin mir von Seiten der Fürstin von Gallitzin gesagt. Sofern sie im Monat Mai künftigen Jahres (1780) noch in Münster weilt, werde ich mir die Ehre nehmen, ihr meine Aufwartung zu machen." Er erschien auch wirklich in den letzten Tagen des Monats Juni kommenden Jahres in Münster,

---

[185]) Wilhelm regierender Graf von Schaumburg-Lippe, berühmt als militärischer Schriftsteller und Kriegsheld, 1762 Oberbefehlshaber der portugiesischen und englischen Heere gegen Spanien, im siebenjährigen Kriege Verbündeter des preußisch-hannover'schen Heeres. Vgl. über ihn Söckeland, Umgestaltung des Münster'schen Gymnasiums u. s. w., S. 14 ff. — K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen VI, 117 f.

[186]) Aus einem Briefe d. d. 8. Oct. 1779. In Fürstenberg's Nachlaß.

[187]) Jacobi's Auserl. Briefw. I, 142.

gerade inmitten der Aufregung der Coadjutorwahl, aber er fand Fürstenberg gleichwohl heiter und munter und voll herrlicher Ruhe. Auch die Bekanntschaft der Fürstin machte Jacobi. „Ich lernte die Fürstin Gallitzin — meldete er später — im Jahre 1780 kennen . . . Ihr Hauptgegenstand damals war die Erziehung ihrer Kinder, nach einer Idee, die sich schon im Haag in ihr ausgebildet hatte. Dort hatte Hemsterhuis sie mit den Alten bekannt gemacht und seine eigene Philosophie ihr vorgetragen. Zu Münster trat Fürstenberg an Hemsterhuis' Stelle und der Erziehungsplan der Prinzessin erhielt mancherlei Veränderungen in Absicht der Methode, nicht des Gegenstandes." [188])

Im März des folgenden Jahres (1781) erwiderte die Fürstin in Begleitung von Hemsterhuis Jacobi's Besuch, und verweilte eine ganze Woche zu Düsseldorf in dessen gastlichem Hause [189]). Bald darauf übergab der Philosoph der fürstlichen Freundin seinen Sohn Georg zur Erziehung, der bis dahin längere Zeit zu gleichem Zwecke bei Claudius in Wandsbeck gewesen war. Solches Vertrauen von der einen und die geleisteten Dienste von der andern Seite machten das Freundschafts-Verhältniß noch wärmer und fester, den persönlichen und schriftlichen Verkehr zwischen Münster und Düsseldorf häufiger und herzlicher. Jacobi's Verehrung gegen die Münster'schen Freunde wuchs in stetigem Maße: Fürstenberg erschien ihm immer mehr als ein wahrer Philosoph und Weiser, die Fürstin als eine reine und große Seele [190]), als eine der außerordentlichsten Wesen, die er je gesehen [191]). Und auch diese waren dem liebenswürdigen philosophischen Freunde zugethan.

Aber es war mehr als bloßes persönliches Wohlwollen, mehr als das gemeinsam getheilte Interesse für die Fragen der Wissenschaft, was drei solche Seelen zusammenband. Es war eine Art innerer, geistiger Sympathie, eine wenigstens theilweise Harmonie in ihren Anschauungen bezüglich der großen, ernsten Fragen des Lebens.

So hatten — um dafür zunächst eine Art thatsächlichen Beweises zu erbringen — Fürstenberg und seine Freunde und auch die Fürstin gleich Anfangs der leichtlebigen, frivolen Muse Wieland's den Rücken gekehrt und der ernsten, religiösen Poesie des Messiassängers sich zugewendet [192]). Ebenso war Jacobi längst von seiner frühern Begeisterung

---

[188]) Fr. H. Jacobi's Werke IV, 3. Abth., S. 22 Note.

[189]) Fr. H. Jacobi's Auserl. Briefw. I, 309. — [190]) A. a. O. 352.

[191]) Briefwechsel zwischen Goethe u. Fr. H. Jacobi, S. 61.

[192]) Vor uns liegen Briefe von der Fürstin, von Fürstenberg und andern Mitgliedern des Freundeskreises mit Citaten aus Klopstock's Werken, sowie in Prachtband gebundene Exemplare des Messias und der Oden mit zierlich eingeschriebenen Dedicationen zum Geschenke für diesen oder jenen aus dem Kreise der Freunde bestimmt. Desgleichen Briefe

für Wieland zurückgekehrt, um sich, nach gerade entgegengesetzter Richtung, der Muse Klopstock's zuzuwenden, eben desselben Mannes, den jener für ein Wesen erklärte, „woran ich nichts begreife“ [193]), den aber Jacobi nun als das „Ideal echter menschlicher Größe“ pries [194]).

Weiterhin waren die Freunde einig in ihrer Verurtheilung der rationalistischen und materialistischen Populärphilosophie ihrer Tage, und nicht minder auch in der Bekämpfung des verneinenden Kriticismus des Königsberger Philosophen. Die Münsteraner zunächst haben dieser ihrer Gesinnung in Wort und Schrift unzweideutigen Ausdruck verliehen, und auch der Umstand ist deutlich sprechend, daß bei Fürstenberg's Lebzeiten auf der Münster'schen Hochschule niemals ein Kantianer einen Lehrstuhl inne gehabt hat. Was Jacobi anlangt, so hatte seine Doctrin ja den ausgesprochenen Zweck, Philosophie und Leben, welche Kant von einander getrennt, wieder zu vereinen. Und in dem vielbesprochenen Streit mit Moses Mendelssohn über Lessing's Spinozismus, und etwas später in dem Kampfe gegen die „Büberei“ der Berliner Aufklärer, gegen die „Procedur der Berlinischen Inquisitionsräthe“ Nicolai, Gedicke und Biester galt Jacobi bei den Gutgesinnten geradezu als der Vertheidiger des Glaubens gegen den Unglauben. Graf Stolberg nannte ihn den „edeln Athleten der Wahrheit“ und fügte in einem Briefe an ihn hinzu: „Deutschland hat keine Männer, welche so kräftig für die gute Sache streiten können, als Sie“ [195]). Aehnlich dachten damals auch die Münsteraner, und in dieser Voraussetzung mochte insbesondere Fürstenberg eine nähere Verbindung der noch nach der Wahrheit suchenden Fürstin mit Jacobi um so lieber sehen, als er der Meinung war, daß sie nach Aufgabe des bis dahin mit Hemsterhuis getheilten Standpunktes nunmehr durch den Einfluß der Jacobi'schen Philosophie um einen bedeutenden Schritt dem Christenthum näher geführt würde.

In der That erscheint auch der Verkehr der Fürstin mit dem Philosophen als ein neues Glied in der Kette der göttlichen Führungen ihrer Seele, und dessen Einfluß neben demjenigen Fürstenberg's als einer der Hauptfactoren, deren der Herr in seiner Gnade zur Beihülfe bei dem Bekehrungswerke der Fürstin sich bedient hat.

Es ist schon gesagt worden, daß die Fürstin in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes zu Münster im großen Ganzen noch der Philosophie des Hemsterhuis ergeben war. Eine nähere geistige Verbindung mit Jacobi,

---

von Fürstenberg an Freunde Klopstock's, worin er diese bittet, dem Meister seine freundlichen Grüße zu vermelden und seinen wärmsten Dank abzustatten für den Genuß, welchen die Lectüre der Klopstock'schen Schriften ihm gewährt.

[193]) Fr. H. Jacobi's Auserl. Briefw. I, 207. — [194]) A. a. O. 204.

[195]) A. a. O. 462.

ein Anschluß an sein System ward ihr nun um so leichter, als sie gerade in den grundlegenden Theilen desselben eine große Aehnlichkeit, ja Gleichheit mit der Doctrin des Haager Philosophen fand. Wirklich hatten Beide mancherlei Berührungspunkte nach der Licht- und Schattenseite: Beide suchten das Gute und Schöne aller Zeiten und Völker aufzuspüren und für's Leben zu gewinnen, Beide umfaßten mit schwärmerischer Liebe das klassische Alterthum und die sokratische Philosophie, Beide haßten und bekämpften die atheistische und materialistische Lehre der Encyclopädisten und den in Deutschland herrschenden dürren Rationalismus, und stritten namentlich wieder die Wolff'sche Philosophie, welche das Gefühl, die Einbildungskraft, und selbst den Verstand durch bloße Abstractionen ersetzen wollte; aber bei Beiden fand sich auch — ohne daß die Fürstin es damals als Fehler erkannte — dieselbe mangelnde Unterscheidung zwischen Vernunft und Gefühl, dieselbe übermäßige Betonung und Hervorhebung des letztern, des Gefühls der Individualität und Persönlichkeit, dieselbe Vorabsolutirung des Subjects und Anbahnung seiner Willkür gegen alles Bestehende. Bei solcher geistigen Gleichartigkeit hatten die beiden Philosophen, zumal da die liebenswürdige Fürstin die Vermittlerrolle übernahm, sich leicht mit einander in Freundschaft verbunden; sie sahen sich öfters in Düsseldorf oder Münster, traten in Briefwechsel und leisteten einander auch literarische Dienste.

Aber es hatte Jacobi vor Hemsterhuis etwas voraus, was jenen in den Augen der Fürstin höher stellte und ihr weit sympathischer machte als diesen: Hemsterhuis' System war auch in seiner äußern Erscheinung dem Christenthum wenig hold, er verachtete, wie sie wußte, die Bibel, und erlaubte sich sogar, bei seiner Anwesenheit in Münster selbst im Beisein christlicher Freunde, voltairianische Spöttereien[196]). Dagegen war Jacobi's schöngeistige Lebensphilosophie zugleich mit christlichen Elementen stark untermischt und äußerlich ganz mit christlichem Gewande drapirt, er selbst stand zudem im Rufe eines Vertheidigers der Religion und bezeugte offen seine Achtung vor der Bibel. Das gewann ihm vollends das Vertrauen und die Zuneigung der Fürstin, welche nach ihrer Uebersiedelung nach Münster der Lehre ihres frühern Meisters immer mehr

---

[196]) E. Grucker, vie d'Hemsterhuis p. 37 theilt folgendes Fragment aus der Fürstin Tagebuch mit: „Hemsterhuis, quelque temps avant notre départ pour Dusseldorf, racontait le soir à table que Sardanapale avoit bâti deux villes en un jour et que le fait était atteste par une inscription. Fürstenberg et moi nous pensions pouvoir démontrer que la chose était impossible, mais Hemsterhuis maintenait son opinion, appuyé sur un si fragile témoignage avec la même chaleur, avec laquelle il crie a l'absurde et se moque des gens, qui croient à Jésus et aux miracles."

entfremdet, dagegen im Umgange mit Fürstenberg und dessen Freunden mehr und mehr der christlichen Wahrheit zugeführt wurde, die h. Schrift liebgewann und fleißig darin las und sodann auch durch den Einfluß Jacobi's, mittelbar wenigstens, in dem Processe ihrer religiösen Umkehr heilsam gefördert ward.

Freilich war dieser selbst noch ein Suchender, wie sie; doch stand Jacobi gerade damals der Wahrheit wohl näher, als jemals später im Leben, und auch näher als die Fürstin während der ersten Hälfte der achtziger Jahre. In den Stunden der Einsamkeit, wenn er in stiller Betrachtung der Natur da saß in seinem Garten zu Pempelfort, wogten gar oft in der Seele des Philosophen die ernstesten Empfindungen und heilige Wünsche. „Hier — so bekannte er an Wizenmann — sitze ich oft, sehe hinaus auf die untergehende Sonne und denke mir dann die Wonne, die aufflammen würde in mir, wenn ein Wunder seiner Gnade mich von seinem Dasein versicherte. Dann stehe ich auf, bin entzündet von dem Gedanken — Gott! und möchte hingehen und die Welt zusammenrufen, um ihn ihr zu predigen." Und ferner: „Wenn ich so dasitze, indem der Sturm durch diese Weiden rauschet und sich die Natur regt so tief und hehr — dann ist mir, als könnte die Welt keines Chaos Geburt sein; ich bete dann, und mir ist, als trüge der Sturmwind mein Gebet in ein Heiligthum!" [197]) „Ich sehe auf zu Gott — so versicherte er ein anderes Mal — und flehe, daß er doch je mehr und mehr meinen Blick nur auf ihn allein heften möge. Sein Odem allein schafft alles Gute, was noch auf der Welt ist" [198]). An Lavater aber schrieb er: „Ich weiß keine Lehre, die mir mehr einleuchtete, die mir tiefer gegründet schiene, als die Lehre von der christlichen Heilsordnung" [199]). Und der Fürstin gegenüber machte er selbst die Behauptung, daß, „sobald von Religion die Rede sei, die katholische die einzig consequente, die protestantische aber, sobald sie nach Dohm's Aussage frei sei von allen Verbindlichkeiten der Meinungen, ein Unding wäre" [200]).

Gerade ein Mann wie Jacobi, Philosoph und Dichter zugleich, voll mächtiger Individualität, in Lehre und Leben durch und durch Persönlichkeit, eine Natur von selten reichem Gemüth, tiefer Empfindung und lebendigstem Gefühl, eine Seele voll religiöser Bedürfnisse, mit vorwiegender Hinneigung zum Ideellen, Mystischen, dabei ein Freund und Vertheidiger der Grundideen des Christenthums, aber gleichwohl ruhelos und immerdar suchend, forschend, ringend — eine solche Persönlichkeit mußte

---

[197]) v. d. Goltz, Thomas Wizenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's, I, 310.
[198]) Fr. H. Jacobi's Auserl. Briefw. I, 505. — [199]) A. a. O. 332.
[200]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin v. G., Neue Folge, 88.

nothwendig auf eine Frau wie die Fürstin, die ja zum Theil ihre eigene Natur in dieser wiederfand, nicht bloß sympathischen Eindruck machen, sondern bei näherer Berührung auch einen tiefgehenden, heilsamen Einfluß ausüben.

In der That sind denn auch während der ersten Hälfte der achtziger Jahre, wo die Fürstin und Jacobi sich innerlich am nächsten standen, seine Ideen über den „Kern des Christenthums", seine Gedanken über die ernsten Fragen der Zeit und der Ewigkeit, wie er sie in den geistvollen und lebendigen Unterredungen vertraulicher Stunden oder in der bestechend glänzenden Form und der herzgewinnenden Sprache seiner Schriften der fürstlichen Freundin darbot, gleichsam sättigende Brosamen gewesen für ihre hungernde Seele, freundlich mahnende und anregende Stimmen für ihr Gewissen, doch mit Ernst und Eifer weiter zu wandeln auf dem schon beschrittenen Wege, der sie zu Christo und seiner Kirche zurückführen sollte.

Eben in diese Zeit fällt die merkwürdige Verbindung Jacobi's, und durch ihn auch der Münster'schen Freunde, mit dem Protestanten Thomas Wizenmann, dessen zu früh geendetes aber an ernstem, heiligem Streben und manchfaltigen Seelenkämpfen reiches Leben ein getreues Spiegelbild ist von dem innern Glaubenskampfe christlicher Gemüther in der principienlosen, wildbewegten Zeit des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Die Persönlichkeit dieses Mannes hat neben diesem allgemeinen für uns noch ein besonderes Interesse, da er trotz seiner jungen Jahre und der kurzen Dauer der Bekanntschaft gleichwohl auf Jacobi einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck gemacht und auf die Fürstin nicht ohne segensreichen Einfluß geblieben ist. Zur kurzen Nachricht über die frühern Lebensschicksale Wizenmann's heben wir aus einem Briefe von ihm an Hamann (d. d. Düsseldorf 4. Juli 1786)[201] folgende Stelle aus:

„Ich bin aus Würtemberg (geb. 1759, gest. 1787). Mein Vater ist Tuchmacher in der herrschaftlichen Fabrik zu Ludwigsburg. Mich hat eine treue und fromme Mutter die schon vor zehn Jahren in die Wohnungen des Friedens heimgegangen ist, erzogen. In Tübingen habe ich studirt und durch den subtilen Bloucquet Geschmack an der Philosophie, so wie durch den Dr. Storr Liebe zur Theologie bekommen. Nach viertehalb Jahren nahm mich der berühmte Hahn in Kornwestheim, jetzt Pfarrer in Echterdingen, zu sich, und wirkte mir in Stuttgart ein früheres Examen aus, als nach den Gesetzen erlaubt ist. In seiner Gesellschaft und durch Oetinger's Schriften wurde ich tiefer in die Philosophie

---

[201]) v. d. Goltz, Thomas Wizenmann, der Freund Fr. H. Jacobi's (Gotha 1859), II, 177 f. — Vgl. auch Gildemeister, Joh. G. Hamann, III, 208 ff.

der Bibel geführt. Heß, Lavater und Herder öffneten mir das Auge über die Geschichte derselben. Der Letztere vorzüglich wirkte durch seine Urkunde und andere kleinere Schriften mit einer gewissen Allgewalt auf mich. Darauf wurde ich drei Jahre lang Vicarius in Essingen bei Aalen, bei einem wunderlichen, aber mit philosophischer Literatur und besonders mit Astronomie und dem Mikroskop bekannten Manne. Mendelssohn, Locke, Leibnitz, Wolf, Oetinger, Böhme, Herder u. A. waren hier meine Unterhaltung. Damals schon wollte ich den Phädon widerlegen, und weiß noch, wie ich mit dem Fuß auf die Erde stampfte, als ich den Sophismen zum ersten Male auf den Grund sah. Die Geschichte der Bibel ward mir immer theurer, je bekannter ich mit der Philosophie wurde. Doch fand ich gewisse Begriffe, die das Licht meines ganzen Lebens sein werden. Immer freier wurde mein Urtheil. An dem dunkeln Oetinger übte ich meine Analyse, Benzel war mein Exeget; aber an Keinem hing ich wie an Herder. Doch blieb ich meines Wissens frei in meinem Urtheil. Ich kam auf Punkte, die mir weite Aussicht gaben, und trug nur geheime Zweifel in mir umher. Jetzt kam ich in hiesige Gegend, nach Barmen, und unterrichtete zwei Jahre lang vier liebenswürdige Kinder eines Kaufmanns. Eine kleine Schrift[202]) machte Jacobi begierig, mich zu sehen. Er würdigte mich seiner Liebe. Ich wurde krank, und er ließ mir keine Ruhe, bis ich zu ihm (nach Düsseldorf) zog, um meiner sehr geschwächten Gesundheit zu pflegen. Durch ihn lernte ich Spinoza kennen. Durch wie viel Kampf, durch wie viel Aufwand von Kräften habe ich endlich — die Philosophie und die lose Lehre derselben unter die Füße gebracht! Das unbändige Roß geht jetzt sachter an der Hand des kränkelnden Jünglings, und das Evangelium allein ist mein Trost."

Ueber diesen innern Glaubenskampf macht er anderswo[203]) folgendes offene und rührende Geständniß: „Die Philosophie gab mir keinen Trost, und mein Herz wandte sich zu der Geschichte der Bibel. Aber ach! der peinlichen Stunden, in denen ich, geleitet und geschwungen von den verschiedenen Vorstellungsarten unserer Zeit, wie ein Rohr in der Fluth hin und her wankte; in denen ich an Gott und an einem ewigen Leben fast zweifelte! — Ach, daß sie nun vorüber wären! — — Ich las biblische Geschichte und besonders die Geschichte Jesu mit aller Unparteilichkeit, aber denn doch mit dem geheimen Wunsche, daß sie wahr sein möchte! Ich glaubte, daß ich hier Ruhe finden müßte, oder sie nirgends finden könnte! Ich sah die verschiedenen Abwege, auf denen die Besten unserer

---

[202]) „Die göttliche Entwickelung des Satans durch das Menschengeschlecht."

[203]) In der Einleitung zu seiner Schrift über das Matthaeus-Evangelium, S. 64 ff.

Zeit sich vom erflehten Ziele wegstürzten: — wie der Eine Zeichen sucht, der Andere an der Natur verzweifelt, der Dritte auf alle Offenbarung, geheim oder öffentlich, Verzicht thut! Ich wollte auf dem ebenen Pfade bleiben, wo der gemeine Menschensinn sich erhalten kann, und die Geschichte erforschen. Unbegreiflich waren mir die Fehlschlüsse, mit welchen denkende Köpfe über Bibelgeschichte herfuhren und sie wie Koth auf die Gasse warfen, daß sie zertreten würde; unbegreiflich die Systemliebe, mit der die Rechtschaffenen ihr Licht suchendes Herz verdunkelten, und die Heuchler ihre Blöße deckten. Nur weniger meiner Zeitgenossen konnte ich mich freuen .... Da reifte allmälig der Entschluß, ganz mit eigenen Augen die Geschichte Jesu zu sehen und auf diesem Wege mein sehnendes Herz zur Ruhe zu bringen."

Mit redlichstem Eifer und unter Aufbietung seiner ganzen geistigen und schon schwindenden körperlichen Kraft studirte Wizenmann das Matthaeus-Evangelium, und fand darin so viele und so überzeugende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit desselben, daß sein Geist den Sieg über alle Zweifel, und sein Herz reichen Trost und Ruhe gewann. Die Resultate seines Studiums schrieb er in der Absicht nieder, „um gerade dasjenige, was ihm selbst einleuchtend, für die Zuverlässigkeit der Geschichte (Jesu) bürgend und zu einem vernünftigen Glauben an die Wahrheit derselben hinreichend schien, auch Andern klar zu machen". Und so hoffte er von seiner Schrift, welche erst nach seinem Tode auf Jacobi's Wunsch von Kleuker in Osnabrück herausgegeben wurde[204]), daß sie in vorurtheilslosen, ehrlichen Gemüthern seiner Leser die Ueberzeugung hervorrufen würde, „daß die Geschichte Jesu den Beweis ihrer Glaubwürdigkeit in sich selbst habe, sobald man alle die einzelnen Punkte derselben gehörig erwäge, die dabei als Theile ihres Ganzen ganz eigentlich in Betracht kommen". So Kleuker[205]) über die Absicht und Wünsche des Verfassers. Dieser selbst schrieb während der Ausarbeitung an einen Freund: „Es verlangt mich herzlich, dieses, Vernünftigen allen Unglauben ausrottende Werk zu vollenden"[206]). Und an Jacobi: „Vielleicht bin ich so glücklich, die Geschichte Jesu unabhängig von allen fremden Zeugnissen zu sehen, wie sie auf ihrer unvergleichlichen Höhe, wie ein grauer Fels, ihr Haupt in die Wolken hebt und ihre Wurzeln in's Herz der Erde geschlagen hat! Wahr wird es mir vielleicht, was man heut zu Tage so geradezu fordert: daß die Geschichte, auf die sich unser Glaube gründen solle, ihr Zeugniß in sich selbst tragen müsse. Aber dann, mein Liebster!

---

[204]) Unter dem Titel: Die Geschichte Jesu nach Matthaeus als Selbstbeweis ihrer Zuverlässigkeit betrachtet. Leipzig 1789.

[205]) A. a. O. Vorrede p. VIII u. IX. — [206]) v. d. Goltz, Thomas Wizenmann, II, 19.

will ich auch einen Triumphton anstimmen, wie selten einer angestimmt ward, und mein Herz wird im Preise Gottes und seines Sohnes überströmen!“ [207])

Ein solcher Mann mußte nothwendig bei den gleichgesinnten Freunden in Düsseldorf und Münster herzliche Theilnahme und den Wunsch nach näherer Verbindung mit ihm wecken. Jacobi, der insbesondere das Bedürfniß hatte, ein inneres, ideelles Zusammenstreben auch zu einem persönlichen Zusammenleben zu erheben, hatte bald Wizenmann's Bekanntschaft gemacht, ihn zur bessern Pflege seiner schwankenden Gesundheit in sein Haus genommen, und zu dem kranken Jüngling mit der dichterisch gestimmten Natur und dem tief religiösen Gemüthe eine solche Zuneigung gefaßt, daß er ihm vertrauensvoll sein Inneres eröffnete, und in dessen Seele alle Wünsche und Hoffnungen, aber auch all' die quälenden Zweifel der eigenen hineinlegte. Voll des Lobes berichtete er über ihn nach Münster; und da dem Kranken gerathen war, dort den berühmten Arzt Hoffmann zu consultiren, so empfahl Jacobi ihn dringend dem „feinen Minister von Fürstenberg und der vortrefflichen Fürstin Gallitzin“ [208]).

Ende Mai 1785 reiste Wizenmann in Begleitung des jungen Grafen Nesselrode von Düsseldorf nach Münster. „Die Fürstin — so erzählt er selbst [209]) — nahm mich mit der liebreichsten Güte auf, ging selbst mit mir zu Hoffmann, und gab sich, da dieser, wie Jacobi sagt, ein Behemoth ist, alle Mühe, daß er meinen Zustand beherzigte. Ich speiste drei Mal bei ihr, und disputirte am letzten Abend drei Stunden mit ihr über die Freiheit des Menschen, welche sie behauptete und ich bestritt. Sie bot mir ihr Haus an und forderte mich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken auf, diesen Sommer mit ihr nach Hofgeismar in's Bad zu gehen.“ Er lehnte diese Einladung dankend ab, mit seinen Pflichten sich entschuldigend; doch übersandte er der Fürstin, sobald er nach Düsseldorf zurückgekehrt war, auf deren ausdrücklichen Wunsch das Manuscript seines Werkes über das Matthaeus-Evangelium. Wie sie und Fürstenberg darüber geurtheilt, erhellt aus folgendem Briefe [210]), mit welchem sie einige Zeit nachher die Handschrift an Wizenmann zurücksandte: „Verzeihen Sie, daß ich Ihren Matthaeus so lange zurückbehielt — wenn sie wüßten, wie herzlich wir uns daran gelabt haben, würde es Ihnen noch leichter werden, diese Indiscretion zu verzeihen. Gott gebe Ihnen Kraft und Gesundheit, dieses segensreiche Werk zu vollenden und drucken zu lassen. Meine Meinung hierin ist zu unbedeutend, als daß ich ihrer erwähnen sollte; Herr von Fürstenberg hingegen, dessen Meinung allerdings encoura-

---

[207]) A. a. O. II, 2. — [208]) A. a. O. 81, 91. — [209]) A. a. O. 92.
[210]) A. a. O. 96.

girender ist, hält dafür, es könne nicht leicht ein nützlicheres Werk unter die Menschen kommen."

Während hierauf die Münsteraner und Jacobi in Hofgeismar weilten, und erstere hernach Weimar, Jena und Halle besuchten, hielt sich Wizenmann bei einem Freunde in Duisburg auf, lernte die Professoren der dortigen Universität, Anhänger der Wolff'schen Philosophie, kennen, und kam mit ihnen in häufige und heiße Dispute. Offen und kühn vertheidigte er die eigene Ueberzeugung. „Was schonen? — fragt er. — Ich schone nicht. Wer an die Bibel nicht glaubt, soll Nichts glauben. Das Wort der Prophezeiung muß erfüllt werden; hinsinken Alles, was außer Christo ist, damit Alles an Ihn sich halte." [211])

Nach Düsseldorf zurückgekehrt verfaßte Wizenmann innerhalb weniger Wochen zur Vertheidigung seines Gastfreundes die treffliche, in dem damaligen philosophischen Streite bedeutsame und hervorragende Schrift: „Resultate der Jacobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie, kritisch untersucht von einem Freiwilligen." Alle seine Freunde waren über dieselbe entzückt; die Fürstin ihrerseits lobte sie ungemein, und bei ihrem nächsten Aufenthalte in Pempelfort (im April 1786) widmete sie dem edeln jungen Freunde, „dem sein Evangelium von Herzen lieb war", ihre ganze Aufmerksamkeit und zog ihn „mit inniger, warmer Liebe an sich".

Einige Monate später war auch sie zur völligen Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit gelangt; sie hatte sich ganz wieder der Kirche zugewendet, und gleich ihrem jungen Freunde reichen Seelentrost und die Ruhe des Herzens gewonnen. Sie erkannte mit lebhaftem Danke, daß auch Wizenmann seinen Theil hierzu beigetragen: sein bescheidenes, liebenswürdiges Wesen, seine ernsten, überzeugungsvollen Gespräche, seine geistvollen Schriften hatten gerade in der Zeit der letzten Kämpfe und der Entscheidung anregend, ermuthigend und festigend auf die Seele der Fürstin eingewirkt.

Inzwischen hatte der unermüdliche Wizenmann — zur Abwehr gegen Kant — eine neue Abhandlung [212]) geschrieben, schlagend, scharf und voll Geist, wie Alles aus seiner Feder. Durch solche fortgesetzte geistige Anstrengung aber war der körperliche Zustand des schon lange kränkelnden Jünglings arg verschlimmert worden. Auf allseitiges dringendes Anrathen begab er sich im Januar 1787 nach Mülheim am Rhein, in das Haus und die sorgsame Pflege des Arztes Dr. Wedekind. In einem Briefe an

---

[211]) A. a. O. 107—109.

[212]) „An den Herrn Prof. Kant von dem Verfasser der Resultate" u. s. w. Abgedruckt im Februar-Stück des deutschen Museums von 1787.

Fürstenberg[213]) gibt Dohm über den gemeinsamen Freund nähere Nachricht. „Der Verfasser der Resultate — schreibt er — ist fast ohne Hoffnung an der Auszehrung krank. Man hat Hoffmann in Mainz[214]) seinetwegen consultirt, aber, wie zu erwarten, nur eine oberflächliche Antwort erhalten. Der Kranke befindet sich jetzt in Mülheim bei einem jungen geschickten Arzt, auf den auch Hoffmann viel hält. Es ist ein trauriger Anblick, einen jungen Mann, der so Vieles noch leisten könnte und würde, so früh für diese Welt verlöschen zu sehen."

Das war eine wahre Trauerbotschaft für die Münster'schen Freunde, vor allem für die Fürstin; und als bald darauf auch Dr. Wedekind selbst gleich schlimme Nachricht gegeben, reiste sie unverzüglich mit ihren Kindern nach Mülheim, um den theuern Kranken noch ein Mal in diesem Leben zu sehen. Am 18. Februar langte sie dort an und traf Jacobi, Dohm und andere Freunde an Wizenmann's Krankenlager. Das erste Zusammentreffen mit ihm war von beiden Seiten äußerst herzlich und liebevoll; den armen kranken Jüngling aber rührte solche Theilnahme der fürstlichen Frau bis zu Thränen[215]). Gegen Abend erst schied sie von ihm „voll der Gedanken der Liebe und Wehmuth über Wizenmann, in dem Wonnegefühl, er eile seinem Erlöser mit überzeugter Ruhe und Freude entgegen". Bei ihrem Besuch am folgenden Tage fand sie ihn sehr schwach. „Er sagte — erzählt die Fürstin — mir und den Andern oft, um seine Erlösung zu beten, fragte mit forschender Sehnsucht oft, ob's nicht bald aus sein würde, sein zweckloses Leiden." Hernach führte sie dem Kranken auf dessen Wunsch ihre Kinder und den sie begleitenden Geistlichen Hase zu. „Er ermahnte sie, jedes insbesondere, indem er ihnen die Hand gab, zum lebendigen Glauben an Christum, sprach von seinem nahen Tode ꝛc. Die Kinder haben's aufgeschrieben, ich ward über diese Einweihungs-Scene meiner Kinder so gerührt, daß mich bald eine Wolke umhüllte, und ich nun weder sah, noch Weiteres hörte, als daß er zuletzt auch H. bei der Hand nahm und ihn bat, um seine schleunige Erlösung zu beten."

Am dritten Tage ließ Wizenmann die Fürstin schon ziemlich früh zu sich in's Krankenzimmer bitten. „Ich setzte mich — berichtet sie — seinem Bett gradüber, nicht sehr nahe, aus Furcht, ihm lästig zu sein. Eine Weile saß ich still, er lächelte weit heiterer als gestern .... Ich nahm die Bibel in die Hand, blätterte darin und fragte Wizenmann, ob ich ihm solle das 17. Cap. Johannis, das Gebet Christi für seine

---

[213]) d. d. Köln 27. Januar 1787. Aus Fürstenberg's Nachlaß.

[214]) 1785 von Münster dorthin berufen als Kurfürstlicher Geheimrath und Director des Medicinischen Collegiums.

[215]) Näheres bei Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher. Neue Folge. 85 ff.

Jünger, vorlesen. Er nickte ja und ich that's; es schien ihm sehr wohl zu thun." Dann leistete die Fürstin dem fast schon Sterbenden mit rührender Herablassung und mit der liebevollen Hingebung einer barmherzigen Schwester allerlei Dienste, mahnte ihn zur Geduld, tröstete ihn und nahm endlich unter Thränen zärtlichen Abschied, überzeugt, in diesem Leben ihn niemals wiederzusehen[216]). Schon zwei Tage später, am 22. Februar 1787, hatte Wizenmann ausgerungen, dessen Wahlspruch im Leben gewesen: „Durch Geduld und Glauben im Leiden zur Herrlichkeit!"

Die Rückreise der Fürstin geschah in Begleitung Jacobi's. Wie schon während des Zusammenseins in Mülheim, so fiel ihr auch auf dem Heimwege die innere Verstimmung des Philosophen gegen sie auf, wie diese seit Kurzem in einer für sie drückenden Weise zu Tage getreten war. „Den Weg hindurch — erzählt ihr Tagebuch — wühlte in mir das Gefühl der beständig und so leicht eintretenden Verlegenheiten Jacobi's mit mir und seine Verschlossenheit über die Ursachen derselben; auch schlichen sich wieder hypochondrische Vorstellungen und Gefühle ein über seine so sehr veränderte Liebe zu mir" [217]).

Welches waren die Ursachen der anfangenden Entfremdung und des Erkaltens der Freundschaft zwischen zwei bisher so eng verbundenen Seelen? Zu Tage getretene Meinungsverschiedenheiten über Pädagogik, welche allerdings gegen Ende 1784 die Rückkehr des jungen Georg Jacobi zu seinem Vater, aber nach beiderseitigem friedlichen Uebereinkommen, zur Folge hatten, waren es nicht. Sonst hätte Jacobi in einem kurz darauf an Hamann geschriebenen Briefe[218]) gewiß nicht in solchem Tone freundschaftlicher Gesinnung über die Fürstin berichten können, wie folgt.

„Es werden nun fünf Jahre, daß ich mit ihr bekannt wurde und in einem sehr engen Verhältnisse mit ihr stehe. Um Ihnen von diesem vortrefflichen, ganz eigenen Weibe einen Begriff zu geben, müßte ich Ihnen die Geschichte ihres Lebens erzählen und den Einfluß, den Umstände und Personen auf ihre Bildung gehabt, im Zusammenhange darstellen. Die christliche Religion war ihr, da ich sie kennen lernte, fremd, Hemsterhuis, der viele Jahre lang beständig um sie war, ist in Ansehung dieser Religion wie Lessing gesinnt und geht noch weiter; denn die Bibel ist ihm ein ganz unausstehliches Buch. Von diesem Buche hörte Amalie nun ganz anders reden, fing an darin zu lesen und gewann es allmälig lieb. Amalie's vertrautester Freund, der Minister von Fürstenberg, glaubt an die Offenbarung steif und fest."

---

[216]) A. a. O. 89, 91.

[217]) Daselbst 94.

[218]) Fr. H. Jacobi's Werke IV, 3. Abth., 22 ff.

Aber zwischen diesem Briefe und der erwähnten Rückreise von Mülheim lag das Ereigniß, welches, zunächst auf Seiten Jacobi's, vielleicht ohne daß er selbst sich dessen klar bewußt wurde, die eigentliche Ursache der eingetretenen Entfremdung gewesen. Es war die inzwischen erfolgte religiöse Umkehr der Fürstin, ihre Rückkehr zur katholischen Kirche. Daß eine solche Frau nun wirklich „an die Offenbarung steif und fest glaube", daß sie gar ein Kind jener verachteten Kirche geworden, daß sie den Glanz des Weltkindes mit dem Gewande christlicher Demuth und Asceſe zu vertauschen über sich gewonnen, und nun weit ernster als sonst und ängstlich gewissenhaft erschien — das konnte der schöngeistige Philosoph im Grunde nicht verstehen und noch weniger würdigen, eben so wenig, wie später die Conversion des Grafen Stolberg. Das Denken und Handeln der Fürstin kam ihm nun merkwürdig und sonderbar, ihr ganzes Wesen problematisch vor. Bislang waren sie beide noch denselben Weg gegangen, hatten zusammen gesucht und geforscht nach dem verborgenen Hort der Wahrheit. Nun aber gingen Beider Bahnen weit und immer weiter aus einander.

So erklärt sich die Lösung des früher so herzlichen Verhältnisses zweier Seelen, deren Inneres nun nicht mehr zusammenklang, die fortan einander fremd und immer fremder wurden und, wenn sie zufällig zusammentrafen, leicht in gegenseitige Spannung und Collision geriethen. Darin und in der Stimmuug des gekränkten Ehrgeizes auf Seiten des Philosophen, der seinen Einfluß auf eine so hervorragende Frau, wie die Fürstin, sich nun gänzlich entzogen sah, liegt auch der Grund zu den scharfen Aeußerungen, welche er hin und wieder über jene zu machen beliebte.

So nennt er sie — in Briefen an Nicolovius, Herder und Goethe — gespannt, zudringlich, buchstäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe, unzuverlässig und voll von Vorurtheilen. Er sagt, sie sei hetzender geworden, sei voll des unglückseligen katholischen Pietismus und habe die Gicht des Mönchthums in allen Gliedern. Er sei ihr beinahe feind geworden wegen des Samens, den sie vordem in Holstein auf ihren Besuchen bei Claudius und Stolberg ausgestreut, wegen der Frömmelei und Andächtelei, welche sie dorthin gebracht habe. Dann aber siegte in Jacobi wieder sein edler, besserer Geist über den der Intoleranz und des Katholikenhasses, und mit derselben Feder und auf demselben Blatte schrieb er die Versicherung nieder, daß er die Fürstin gleichwohl „unaussprechlich liebe, bewundere und verehre. Es ist — so sagt er — eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe: sie hat ein wahrhaft fürstliches Gemüth, und jede Grazie

steht ihr zur Seite, wenn sie nur winkt. So ist sie selbst, so wohnt sie in meinem Herzen, so wird sie es ewig besitzen“ [219]).

Inzwischen wandelte sie, die christliche Frau, an der Mutterhand der Kirche sichern Schrittes und festen Blickes dem klar erkannten Ziele zu; er aber, der sich selbst vertrauende Philosoph, fuhr fort zu suchen, unaufhörlich in die Runde gehend, oder, wie Friedrich Schlegel von ihm sagt, von dem Wege, den er gewählt zu haben schien, unaufhörlich nach dem andern hinüberzuschielen, irre zu werden und in stetes Zaudern und Zweifeln zu gerathen.

Wohl hatte Jacobi den „Glauben“ als die Quelle der religiösen Gewißheit erkannt und ihn gegen den glaubenslosen Rationalismus und Materialismus seiner Zeit vertheidigt; aber im Grunde war dies nicht der positiv christliche, sondern ein rein subjectiver, von der eigenen Vernunft geoffenbarter Glaube. Darum hielt er auch „alle Theologien und Offenbarungsgeschichten in allem ihrem äußern Wesen für gleich fabelhaft und irrig“ [220]), verwarf das historische Christenthum und dessen positive Dogmen [221]) und fand ebenso, wie sein Freund Lessing, an der Inspiration der heiligen Schrift, insbesondere des Evangeliums [222]) den breiten Graben, den er nicht zu überspringen vermochte. Sein Evangelium war ein individuelles, wie seine Philosophie überhaupt, zu welcher nach seiner eigenen Angabe der rechte Schlüssel in seiner Individualität zu suchen ist [223]).

Wohl hat er in hellen Momenten sein Herz den Wunsch aussprechen lassen, sein „gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives, historisches vertauschen“ zu können [224]); wohl hat er seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, „daß, wer die Religiösität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse“. Aber, „wie ich dazu gelangen könne, diese historisch-gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht“ [225]).

So hat Jacobi immer fortgefragt und fortgesucht bis an sein Ende, aber ohne zu finden; — in der That ein bedeutsames feueriges Fragezeichen der Zeit, an die kommenden Geschlechter gerichtet, wie Eichendorff sagt [226]), immerdar irrend und schwankend, aber schwankend wie die Wünschelruthe nach dem verborgenen Schatze. Herbst [227]) nennt ihn den eigent-

---

[219]) Fr. H. Jacobi's Auserl. Briefw. II. 164 f. 252.

[220]) Fr. H. Jacobi's Werke IV, 16 ff. — [221]) Jacobi's Auserl. Briefw. II, 156 u. a. — [222]) v. d. Goltz a. a. O. I, 234. — [223]) Jacobi's Werke IV, p. XI, XII. — [224]) Jacobi's Auserl. Briefw. II, 459. — [225]) A. a. O. 475. — [226]) Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands I, 293. — [227]) Mathias Claudius 317.

lichen Philosophen der Suchenden und seine Schriften eine Propädeutik des Christenthums. Das ist in gewissem Sinne wahr, namentlich für die damalige Zeit.

Und eben auf dieser Seite liegt auch der heilsame Einfluß, welchen Jacobi auf die Fürstin Gallitzin ausgeübt hat: er hat den lange dürr und brach dagelegenen Acker ihres Herzens zubereiten und empfänglich machen helfen für die göttliche Saat, er hat ihr eben da, als sie auf der Mitte ihrer Lebensjahre unschlüssig am Scheidewege gestanden, den rechten Weg gewiesen und eine Strecke weit sie hinaufgeleitet bis nahe zu den Pforten des Heiligthums; aber es war ihm nicht gegeben, nun auch in die zubereiteten Furchen jenen Samen zu streuen, den er selbst nicht besaß, oder die Freundin einzuführen in das Innere des Heiligthums, wozu ihm selber der Schlüssel fehlte.

Mit der religiösen Umkehr der Fürstin war der Endzweck ihrer nähern Verbindung mit Jacobi, in welcher er mehr der gebende, sie der empfangende Theil gewesen, vollends erreicht; sollte dasselbe fortdauern, so mußte das gegenseitige Verhältniß sich gerade umgekehrt gestalten; es mußte von nun an die Fürstin des Philosophen Leiterin und Führerin zur Wahrheit werden. Wie gern wäre sie das dem Freunde geworden!

Schon damals, als Beide zusammen heimkehrten von dem erschütternden Besuche beim sterbenden Wizenmann, hatte sie, klug den rechten Augenblick benutzend, in dem Sinne auf ihn einzuwirken gesucht. Ihr Tagebuch berichtet darüber das Nähere also: „Wir redeten unterwegs von Religion. Ich fragte ihn, wie es nun deshalb mit ihm stände? Er antwortete, er fände es eben so schwer, an die christliche zu glauben, als nicht zu glauben. Ich entdeckte ihm bei dieser Gelegenheit, aus der reinen Absicht, daß es ihm in diesem seinem Zustand des Zweifelns vielleicht in etwa nutzen könnte, wie ich zum Glauben an die christliche Religion durch treue Ausführung des Spruches Christi gelangt sei: Versuchet es, so werdet ihr es erfahren, ob diese meine Lehre göttlich sei. Ich ermunterte ihn zum Gebet für sich und Andere, indem ich durch erhörtes Gebet wäre gestärkt worden. Er sagte mir, für sich könnte er nichts anderes beten, als daß Gott sich ihm offenbare, wenn er wolle, daß er an ihn glaube; und das bete er oft mitten in der Nacht; für Andere wäre es ihm vollends unmöglich, zu beten“ [228]).

Wie diese Worte zeigen, wußte die Fürstin sehr wohl, daß im letzten Grunde religiöse Ueberzeugung das Werk der göttlichen Gnade ist, daß diese aber nicht selten menschlicher Beihülfe sich bedient und durch freundliches Zureden, Mahnen und Unterweisen Anderer gleichsam die Brücke

---

[228]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher, Neue Folge, S. 95.

sich schlagen läßt, auf welcher sie ungesehen ihren Weg in das Menschenherz nimmt, um hier zu vollenden, wozu Jene vorbereiten geholfen. Darum waren denn auch die Fürstin und ihre christlichen Freunde darauf bedacht, bei den einstweilen noch fortdauernden Zusammenkünften mit Jacobi in Düsseldorf, Münster, Eutin oder anderswo die Rede vorzugsweise auf religiöse Gegenstände zu bringen, die vorgebrachten irrigen Ansichten des Philosophen mit philosophischen und theologischen Beweisgründen zu widerlegen, seinen Zweifeln mit dem Bekenntniß der eigenen festen Ueberzeugung zu begegnen, und ihn so allmälig der Wahrheit entgegenzuführen.

So wurde namentlich bei einem Besuche der Fürstin und Fürstenberg's in Düsseldorf im December 1790 viel über Religion gesprochen. „Gestern Abend — berichtet die Fürstin — fand ich Gelegenheit, ihm (Jacobi) meine religiösen Grundbegriffe und die Entstehungsart derselben mitzutheilen und hatten Beide eine große Freude, zu sehen, daß er gerade in dem Wege und beinahe an dem Punkte steht, wo das Versuchen Bedürfniß wird. — Morgens 9 Uhr. So eben hatten wir, er und ich allein, wieder eine sehr fruchtbare Unterhaltung, die Religion betreffend. Ach, daß Gott ihm sende seinen heiligen Geist!"

Zugleich aber mußte sie dann die niederschlagende Bemerkung machen: „Jacobi sieht nur, was in seine Ideen paßt, nimmt sich nicht genug Mühe, das andere zu untersuchen" [229]).

In den kommenden Jahren hatte sie wiederholt dieselbe Erfahrung zu machen, und es ward ihr bald zur Gewißheit, daß derlei Gespräche stets erfolglos bleiben würden.

Und in ihrem Innern mochte die gläubige Frau dann ähnlich denken und beten, wie der fromme Overberg es gethan, da er einstmals kurz nach einem stattgehabten Besuch Jacobi's in Münster, im Frühjahr 1794, also in sein Tagebuch schrieb: [230]) „Ich danke Dir, o Vater, daß Du es den Kindern geoffenbaret, was Du den Klugen und Weisen verborgen hast. Bei all' seiner philosophischen Kenntniß ist J(acobi) noch nicht ein Mal dahin gekommen, daß er Dein Dasein unwandelbar fest glaubt. So machst Du die Weisheit der Weisen zu Schanden; da sie weise sein wollen, sind sie thöricht geworden. O, Blut und Leben für den Glauben! Welche Gnade! Wie wanket und schwindet Alles ohne diese! Vermehre sie in uns!"

Zur selben Zeit aber schrieb Jacobi, tief mißstimmt und getrieben vom Geiste der Irreligiösität und der Intoleranz, jenen bedauerlichen Brief an Nicolovius, in welchem er von der Fürstin sagt, daß sie zudring-

---

[229]) Liesching a. a. O. 45. — [230]) Krabbe, Leben B. Overberg's, 185 f.

lich, voll von Vorurtheilen und mit dem Gift des Mönchthums behaftet sei. Sie wußte durch Andere von dieser Mißstimmung des früher so vertrauten Freundes und seiner zeitweiligen Antipathie gegen sie und hatte diese auch persönlich erfahren müssen[231]); aber weit entfernt, ihm darob zu grollen, bewahrte die christliche Frau vielmehr dem armen Freunde ihr herzliches Wohlwollen und mitleidsvolle Theilnahme. In dieser Gesinnung schrieb sie am 9. October 1795 an den Grafen Stolberg: „Als ich das Packet mit den Büchern eröffnete und diese auseinanderlegte, ergriff ich von ungefähr Jacobi's Broschüre so, daß sie mir gerade am Ende, wo ein Supplement von seiner Schrift steht, in den Händen lag. Dieser wahre Mißgriff (denn er verleitete mich, zu glauben, es sei ein dazu noch recht langer Brief von ihm) entdeckte mir, welch ein Feuer unter der Bußasche glühet, die dieser liebe Semei mir auf's Haupt zu streichen geheißen wird; und ist es nicht sonderbar, daß er, wie ich noch neuerlich von Julia (Gräfin Reventlow) hörte, sich als den aus meinem Herzen Verbannten anzusehen gestimmt ist? Doch ich habe über diese Sache Ansichten, die mich des T. spotten machen und mir den Schatz der Liebe unversehrt in meinem Herzen bewahren — auf bessere zeitlose Zeiten!“ [232])

Auch Stolberg theilte mit der Fürstin die gleiche Theilnahme und dieselben Wünsche für das Wohl des gemeinsamen Freundes Jacobi. Noch im Jahre 1804 äußerte Jener sich also: „Was seine Philosophie betrifft, so ist sie freilich nicht die hohe, noch auch die bescheidene des Sokrates. Und außerdem ist zwischen Beiden der himmelweite Abstand, daß Sokrates sich dem nicht geoffenbarten Licht so weit entgegenschwang, daß er weit mehr sah, als Jacobi von dem Standpunkt sieht, auf den er sich von diesem Licht (dem er gleichwohl so Vieles entlehnte) herunter gewirbelt hat. Aber gegen die Philosophaster neuester Zeit ist Jacobi doch sehr hoch und sehr bescheiden, wenngleich seinem Bekenntniß, daß ihn seine Philosophie bettelarm lasse, die stolze Idee zum Grunde liegt, daß er des Nichtigen aller Philosophie allein inne werde. Freilich sehr stolz! Aber dieser Stolz, welcher gleichwohl auf gefühlte Leerheit und Bedürfniß deutet, scheint mir ehrwürdig gegen den Schulstolz der Andern, wiewohl er doch ein Bettelstolz ist. Ihn, der gewiß viele Jahre lang, ehe der Autorstolz ihn ablenkte, auf dem Wege redlicher und ernstlicher, wiewohl nicht ganz demüthiger Untersuchung war, ihn wieder zurückkehren zu sehen auf den verlassenen Weg, würde mich unaussprechlich freuen“ [233]).

---

[231]) Liesching 42 f. — [232]) Aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß. — [233]) Janssen, Graf Stolberg II, 99.

Ihm selbst aber rief er aus innerster Seele die Worte zu: „Mit entflammten Wünschen möchte ich Dich hinüberziehen, liebster Jacobi, und Dich dann ewig an mein Herz drücken“ [234]). Der Wunsch hat nicht seine Erfüllung gefunden. Jacobi blieb zeitlebens, wie schon bemerkt, in der dämmernden, schwankenden Schwebe seiner Zweifel. Trotzdem er von der „Unzulänglichkeit all' unseres Philosophirens“ überzeugt war, wußte er für sich selbst doch keinen andern Rath, „als nur immer eifriger fort zu philosophiren“ [235]). Der gläubige Claudius aber, sein „Herzbruder“, sang wie zur Mahnung für ihn, sein schlichtes Abendlied:

„Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel!“

Wohl hörte er das Lied des frommen Boten, doch für ihn waren es fremde, unverstandene Klänge; wohl sah er die alten Freunde, die Fürstin und Fürstenberg, voll Glauben und seligem Frieden sanft hinüberscheiden, doch er konnte nicht zu diesem Frieden, weil nicht zum Glauben, gelangen, und wehmuthsvoll mußte er in den einsamen Tagen seines Alters (1817) einem Freunde das Geständniß machen: „Du siehst, daß ich noch immer derselbe bin; durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt zugleich auch unaufhörlich mich das andere“ [236]).

Ein tief trauriges Bekenntniß und der Ausdruck beginnender Hoffnungslosigkeit und stiller Verzweiflung! So weit hatte der unglückselige, selbstvergötternde Stolz ihn gebracht, dieser erbarmungslose Zerstörer des Menschenglückes und der heimtückische Mörder so Vieler, die gleich Jacobi voll froher Hoffnung und freudigen Schrittes die Straße von Jericho nach Jerusalem betreten haben. Seitdem dieser unheilbare Krebsschaden an der Seele der Philosophen nagte, ward das Flämmlein seiner Lebenshoffnung, endlich ein Mal die langgesuchte Wahrheit zu finden, immer matter und kleiner, um bald ganz und für immer zu erlöschen. Wie wahr erscheinen uns da die Worte, welche Stolberg nach etwa vierjähriger Bekanntschaft über ihn niederschrieb: „Dieser Stolz, diese Vermessenheit, mit welcher er jene lebendige Quelle (der positiven Offenbarung) zu verstopfen sich bemüht, um die Menschheit aus seiner gespaltenen Cisterne zu tränken, macht mich für seine arme Seele zittern. Schon seit vielen Jahren ist er nicht mehr der Mann, den ich in Pempelfort

---

[234]) Fr. H. Jacobi's Auserl. Briefw. II, 357. — [235]) A. a. O. 457.
[236]) A. a. O. 478.

als demüthigen Zweifler nach Erkenntniß lechzen sah und so lieb gewann. »Er ist in seinem Dichten eitel geworden!« [237])

Und maßlos unglücklich dazu, die Seele voll ungelöster Widersprüche und Dissonanzen, voll quälender Unruhe und trostloser Verwirrung, so daß er schmerzvoll in die Klage ausbricht: „Wenige Menschen können so unglücklich sein, als ich es oft Wochen und Monate lang bin! — Meine Augen bleiben krank und mein Geist verfinstert!“ [238])

So ist Jacobi der unglückliche Martyrer eines Evangeliums geworden, das nicht aus lebendiger göttlicher Quelle, sondern aus der trüben Cisterne eigener menschlicher Weisheit geflossen. Er erscheint als ein Hauptrepräsentant jener Suchenden seiner Zeit, welche zwar unablässig den Spuren der verlorenen Wahrheit nachgingen und sehnsüchtig nach dem innern Frieden verlangten und doch nimmer zur Wahrheit und zum Frieden gelangt sind, weil sie diese in stolzem Selbstverlaß im eigenen Innern suchten und nicht dort, wo allein jene kostbaren Güter geborgen liegen, und wo die demüthig Suchenden aus den Zeitgenossen, vor Allen die Fürstin Gallitzin, sie auch gefunden haben — in der Religion Christi und der von ihm gestifteten Kirche.

[237]) Janssen, Graf Stolberg II, 205 f.
[238]) Fr. H. Jacobi's Auserl. Briefw. II, 350, 373.

Frauen-Arbeit und Arbeiterinnen-Erziehung

in deutſcher Vorzeit.

Von

Dr. F. Norrenberg.

Frauen-Arbeit

und

Arbeiterinnen-Erziehung

in deutſcher Vorzeit.

Von

Dr. F. Norrenberg.

Köln, 1880.

Druck und Commiſſions-Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort.

Vorliegende Schrift ist ein kleiner Beitrag zur christlichen Socialwissenschaft. Auch der Katholicismus hat seine Socialwissenschaft: das ist die heilige Theologie, die wie ein Bergriese hinabschaut auf die in Armuth gebauten Strohhütten des unchristlichen Socialismus. Auch der Katholicismus hat sein soziales Wirken: das ist die ganze pastorale Wirksamkeit seiner Kirche. Das Evangelium ist noch immer das einzige Recept für den wunden socialen Körper; die Priester sind noch immer die wahren, uneigennützigen Heilsboten des Volkes. Noch wie ehedem schaut das katholische Volk zu seinen Priestern hinauf als zu seinen „Wardein", wie man sie vormals so sinnig nannte, als zu den von Gott gesetzten Wächtern über Recht und Gerechtigkeit, und warum es so thut, mögen die folgenden Blätter uns zeigen. Ist doch unter den Socialisten und Nationalökonomen der Jetztzeit auch eine historische Schule entstanden, welche an die Bedürfnisse und Forderungen der minder privilegirten Klassen den lehrreichen Maßstab der geschichtlichen Vergangenheit anlegt. Gewiß muß ihre Forschung beruhigend auf die Utopien der Umstürzler einwirken. Möge sie nur consequent sein und ihr Auge nicht absichtlich vor dem verschließen, was die Kirche in der für die Gegenwart so wichtigen und lehrreichen Gestaltung der socialen Verhältnisse der Vorzeit gewirkt hat. An einer Forschung, die nur die mechanischen Kräfte des

socialen Organismus in Betracht zieht, haftet unlösbar der Vorwurf der Einseitigkeit. Glaube und Sitte sind das Lebenselement des Volkes, und wer Socialismus studirt, ohne Verständniß für das ethisch-religiöse Leben des Volkes zu besitzen, fängt Fische auf dem trockenen Lande.

Es ist ein wichtiges Capitel der socialen Wissenschaft, welches hier behandelt wird. Mit Unrecht meint ein sonst feinsinniger Culturhistoriker, die Arbeiterinnenfrage trete nicht so markant hervor, weil sie nicht als rothes Gespenst auf den Barrikaden erscheine, und die Thränen des weiblichen Elendes im Verborgenen fließen. Im Gegentheil liegt im weiblichen Arbeiter-Proletariat, in der durch dasselbe genährten Zerrüttung der häuslichen Sitte eine der wirksamsten Ursachen des socialen Elendes offen am Tage; Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung ist einer der Kernpunkte der socialen Frage, und in ihm tritt wie in kaum einem andern die Bedeutung der socialen Wirksamkeit der Kirche glänzend hervor.

Das Material zur Geschichte der weitern Entwickelung, von der französischen Revolution bis zur Gegenwart, habe ich gesammelt, und gedenke ich dasselbe zu gelegenerer Zeit zu veröffentlichen.

Viersen, am Tage der h. Monica 1880.

Dr. Norrenberg.

Inhalt.

Erstes Buch.

Unter der Hofverfassung.

Seite.

Vorwort V
1. In den germanischen Wäldern 1
2. Die pädagogische Mission der Kirche 6
3. Die Frauenarbeit unter der Hofverfassung 11
4. Die häusliche Erziehung der Arbeiterin 13
5. Die Arbeiterin in Lust und Freude 18
6. Die kirchliche Erziehung 25
7. Recht und Sittlichkeit 35
8. Die Blüthezeit der Frauenarbeit 39

Zweites Buch.

Unter dem Zunftregiment.

1. Die zünftige Gewerbereform und die Frauenarbeit 44
2. Arbeiterinnen-Vereinigungen unter dem Zunftregiment 49
3. Die Tertiarierinnen des h. Franciscus 55
4. Die mittelalterliche Schule 59
5. Im Minnegarten der Mystik 63
6. Verfall und Kleiderluxus 67
7. Häresie und Frömmelei 74
8. Die Schulerziehung der Arbeiterinnen 80
9. Die Beschränkung der weiblichen Erwerbsfähigkeit 86
10. Sittliche Nothstände 93
11. Resultate 100

Erstes Buch.

Unter der Hofverfassung.

Erstes Capitel.

In den germanischen Wäldern.

Die Sagen und Ueberlieferungen unserer Ahnen verrathen uns hinlänglich, welche Arbeiten man in der vorchristlichen Urzeit den germanischen Frauen zuwies. Wie bei den alten Griechen Athene als die Zunftgöttin der Weberinnen, und Artemis als die der Spinnerinnen galt, so waren auch Berchta, Freia und Holda, die germanischen Beschützerinnen des Ackerbaues, der Spinn- und Webekunst, weibliche Gottheiten. Fleißigen Dirnen schenkt Holda Spindeln und spult ihnen Nachts die Spulen voll; faulen Spinnerinnen zündet sie den Rocken an und besudelt ihn. Holda schaut durchs Fenster und wirft eine Anzahl Spulen hinein, die rasch abgesponnen werden müssen. Noch heutigen Tages spricht der Volksmund von der glücklichen alten Zeit, da „Königin Berchta spinnend von Wilfisburg nach Petterlingen ritt", au temps que la reine Berthe filait oder nel tempo ove Berta filava, und in Toulouse schwur man ehedem bei Berchta's Kunkel. Freia galt als Weberin. Am Niederrhein nennt man noch das Spinngewebe in der Stube „Freiers", wie in Westfalen „Friggers", Freia's Gewebe. Ebenso saßen die Idisi (von idia, arbeiten) oder Wodans Schildmädchen zur Zeit der Schlacht am grausig bezogenen Webstuhl, wie die Nornen die Glücks- und Unglücksfäden spannen.

Auch im Spiegel der deutschen Märchenwelt erscheint das Weib als fleißige Arbeiterin. Ich erinnere an die Elfen, die, wenn sie nicht in mondhellen Nächten ihre Reigen tanzten, an Spindel und Webstuhl saßen. Spinnend erscheinen die drei Nornen der altnordischen Mythe, welche im schwedischen Märchen von den drei Großmütterchen die bezeichnenden Namen führen: Storfotamor, die Mutter mit dem großen Fuße, Storgumpamor, die Mutter mit dem breiten Gesäße, und Stortumnamor, die Mutter mit dem breiten Daumen. Im deutschen Märchen von den drei

Spinnerinnen, im Kinderspiel von den drei Mareien lebt diese Erinnerung an die Frauenarbeit unserer Altvorderen fort:

z' Rom ist es guldigs Hûs,
lueget drei Mareie drûs,
die eint spinnt Sîde,
die andre Floride,
die dritt schnätzlet Chride,
die viert spinnt Haberstrau,
die feuft isch eusi liebi Frau.

Mit ihnen bringt man auch die Göttinnen der Matronensteine in Verbindung und leitet ihre Namen Rumanehae, Vacallinehae, Nehalennia vom Celtischen nêa, spinnen, ab.

Damit stimmen die Berichte Tacitus', des liebevollen Erzählers deutscher Sitte, überein. Dem bittern Tadler italischer Entartung kam es gewiß gelegen, auf das deutsche Weib als „des Mannes Genossin in Arbeit und Gefahr" hinweisen zu können; deutete doch schon die Morgengabe, welche der Neuvermählte der Gattin brachte, ein Joch Ochsen, ein gezäumtes Pferd und Waffengeräthe, darauf hin, daß sie mit ihm in Krieg und Frieden Gleiches zu wagen, Gleiches zu dulden habe.

Ackerbau und Textil-Industrie waren die Beschäftigung der germanischen Frau. Im Rigsmal, der „Genesis" der altnordischen Edda, werden dieselben den Aeltermüttern der verschiedenen Kasten zugeschrieben. Thyr, die Mutter der Unfreien, verräth schon durch die Beschreibung ihrer Persönlichkeit („die Gängelbeinige, Schwären am Hohlfuß, die Arme sonnenverbrannt") die ihr zugewiesene harte Feldarbeit, und Amma, die Ahne der Freien, „bewindet den Rocken und führt den Faden zu feinem Gespinnst".

Die Feldarbeit fiel in Altdeutschland den Frauen vorzugsweise zu. Noch im Güterverzeichniß der Abtei Prüm von 893 muß uxor cotidie operari cum carro suo, und selbst im spätern Mittelalter sehen wir Mägde noch hinter dem Pfluge einhergehen. Trieb aber der Frost die Leute in die Winterwohnungen, in jene mit Dünger belegten, unterirdischen Gelasse, dann wurde der gebrannte Thon- oder der polirte Steinwörtel, wie ihn unsere germanischen Museen aufweisen, zur Hand genommen, gespult und gewoben, oder mit knöchernen Nadeln, durch die flächserne Fäden oder beim Pelzwerk Thiersehnen gezogen wurden, für Anfertigung der Kleidungsstücke gesorgt. Die Gewand-Industrie war unbestritten und völlig Sache der Frauen, „Weib" und „Weben" standen in sprachlicher und sachlicher Verwandtschaft, und die Spindel war so enge mit dem Begriff des Weibes verbunden, daß man die mütterlichen Verwandten im Gegensatz zu den Schwertmagen Spindelmagen nannte.

Diese Auffassung des Frauenberufes war im germanischen Volksbewußtsein tief eingewurzelt. „Männer sollen streiten," sagt der spätere Prediger Bruder Berthold von Regensburg, „und Frauen sollen spinnen. Einst war ein Unseliger, der nahm sich Spinnens an, und unser Herr verwarf ihn von seinem Königreiche, darum daß er sich hatte Spinnens angenommen, denn Männer die sollen streiten und Frauen sollen spinnen." Das Lübecker Beichtbuch „Licht der Seele" sagt: „dat is schande, dat de vrouwe helt dat swert und de mann de spille." Ebenso wie Stephan de Minia bei der Disputation mit den Albigensern zu Foix 1210 eine Gräfin, die ihm in's Wort fiel, zum Spinnrocken gehen hieß, so übersandte Johannes Eck der bayerischen Lutheranin Angela von Grumbach, als sie die katholischen Theologen zur Disputation aufforderte, einen Spinnrocken zur Antwort. Erst später trat, wie wir im Verlaufe unserer Darstellung hören werden, eine Wandlung dieser altgermanischen Anschauung ein, wie es in einem fliegenden Blatt aus dem Jahre 1620 heißt:

Und wie ich mich jetzt thu besinnen,
Zuweilen auch die Männer spinnen,
Als im Allgäu und Schwabenland
Spinnt mancher Mann mit seiner Hand.

Auch lag der Urzeit der Gedanke fern, weibliche Hände zur Herstellung der Geräthschaften, wie in der modernen englischen Metall-Industrie, zu verwenden. Diesen Gedanken hat überhaupt kein Volk im sogenannten „Naturzustand" zu fassen vermocht, vielmehr weist der allen Völkern eigene Zug, den Betrieb und die Erfindung dieser Kunst lahmen Männern, wie Hephaistos, Wieland und anderen, zuzuschreiben, darauf hin, daß man allgemein die zum Kriege und zur Jagd untauglichen Männer dazu benutzte.

Die Hochachtung, die der Germane vor der weiblichen Würde besaß, die strenge Strafe, womit er die Verletzung der ehelichen Treue ahndete, sind Charakterzüge, die aus Tacitus' Bericht allgemein bekannt sind. Die altdeutschen Weiber waren kernige Naturen, sie gaben sich, da die siegenden Römer sie nicht zu Vestalinnen weihen wollten, lieber selbst den Tod, als daß sie ihre Unschuld preisgaben, oder zogen wie die Ebbistöchter in dem altnordischen Volkslied „Herrn Ebbis' Töchter im Kämmerlein" den frechen Buben nach, um mit dem Beil ihre verletzte Unschuld an den Verführern zu rächen.

Auch war die Stellung des Weibes in Altdeutschland eine streng häusliche. Die germanischen Mädchen traten nicht in die Oeffentlichkeit, das Haus war ihre Welt. Im Altnordischen wurde die Frau mit dem sinnigen Namen „Hustru", Haustreue, beehrt. Rechtlich war das Weib nicht selbständig, es stand unter dem Mundium oder Mundeburdium eines

Mannes. Nichts dünkte auch noch dem spätern Mittelalter verächtlicher, als ein selbständiges Weiberregiment. „Wo dunket dy", sagt Nicolaus Rus, „is he gicht vry, den die vrouwe regeret. Ropt se, he kumt. Hed se id em, he gheit wech. Beghert se, dat he wat gheue, he ghiffs id. Stend (stöhnt) se, so werd he krenklich. Wo meinstu, dat en sodane vry is? Enkede nicht, sunder he is in groteme Denste, he sy en konink, ein ridder edder ein meister."

Die natürliche Frische des altdeutschen Culturlebens ging aber bald verloren. Man braucht nur die altdeutschen Bußbücher zu durchblättern, und man muß staunen, welche Laster die Bekehrer Deutschlands den ersten christlichen Germanen verbieten mußten. Es sind alle die Sünden, „an denen das altersschwache Rom krankte, und welche Griechenland erschlafft und verdorben hatten." Zugleich entwickelte sich auch der zu Tacitus' Zeit schon vorhandene Stand der Unfreien zahlreicher, und es tritt uns in der Magd, der thiarna, diorna, der lateinischen ancilla die altdeutsche unfreie Berufsarbeiterin entgegen. Von ihr galt, was das Rechtssprichwort vom Leibeigenen überhaupt sagt: „Er ist mein eigen, ich mag ihn sieden oder braten." So poetisch huldigend die Namenbezeichnungen klingen, die der Germane dem freien Weibe beilegt, ebenso bezeichnend für die verachtete Stellung der unfreien Dienerinnen sind die weiblichen Mancipien-Namen. Klötzin, Stumps, Schiefbein, Schreimaul, Naseweis, Storchebein sind die Mägde-Namen des altnordischen Rigsmals. Ein Eherecht bestand für die Magd nicht, ihr ganzes Gesetz war der Wille ihres Herrn, die Verehelichung eines Freien mit einer Magd zog meist die Knechtschaft des erstern nach sich. Ebenso zweifelhaft war das Erwerbsrecht der Unfreien. Wir können uns den Contrast zwischen der von Tacitus geschilderten germanischen Weiblichkeit und der altdeutschen unfreien Arbeiterin, wie sie zur Zeit der Völkerwanderung und der Berührung mit der entarteten römischen Welt sich entwickelte, nicht schreiend genug vorstellen. Körperlich häßlich, unreinlich, nachlässig in der äußern Erscheinung, stumpfsinnig, dem Laster wehrlos preisgegeben, das war die altdeutsche Berufsarbeiterin.

Da traten in Germaniens Wäldern die ersten Verkündiger jener Lehre auf, von der einst ein heidnischer Philosoph bewundernd ausgerufen hatte: „Welche Weiber haben doch die Christen!" „Sonst standen die Weiber", hatte ein beredter Wortführer derselben Lehre, ein Johannes Chrysostomus, gesagt, „den Männern nach; jetzt ist das Gegentheil der Fall; seht, was Christi Ankunft auf Erden bewirkt hat. Die Frauen übertreffen uns an edeln Sitten, an christlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zum Erlöser, der den Fluch vom weiblichen Geschlechte hinweggenommen hat." Die Frau, so hatte er gesagt, welche zu Hause wie in einer Schule dasitze, könne den so vielfach beunruhigten Mann bei sich

aufnehmen, um ihn zu bilden, könne die wilden Auswüchse seiner Seele beschneiden und ihn wieder in die Welt hinaussenden, gereinigt von dem Schlechten, was er von draußen mitgebracht und mit sich nehmend das Gute, was er im Schooße der Familie gelernt; denn nichts vermöge den Mann mehr zu bilden, als eine fromme und verständige Frau.

Mit diesem hohen Ideal der Frauenwürde trat das Christenthum auch in der Bekehrung der germanischen Völker auf. Es gibt fast keine Lebensgeschichte der ersten christlichen Missionare, in welcher diese muthigen Glaubensboten nicht auch als Beschützer der weiblichen Unschuld erscheinen, und aus der wunderbaren Ausschmückung der Züge Einzelner läßt sich noch erkennen, wie sehr die Energie, womit dieselben auch Jungfrauen der untern Volksklasse gegen ihre Verfolger schützten, den Männern imponirte und die Herzen der Frauen gewann. Die Wirkung der Predigt Aidan's in Northumberland (635) wird uns dahin geschildert, daß, während zuvor die Angelsachsen ein wildes Volk gewesen, „nun jedes Mädchen ungefährdet von einem Ende des Reiches zum andern wandern konnte". Ich erinnere ferner an den h. Columba, an Cadoc und den h. Lenogisilus in Gallien.

Mit dem glücklichsten Erfolge verwertheten auch die christlichen Glaubensboten den Beistand edelgesinnter Jungfrauen, um die Bekehrung der Völker durch die Erziehung der weiblichen Jugend einzuleiten. So unterrichtete zur Zeit des Martyriums der thebaischen Legion die fromme Verena in der Nähe von Solothurn junge Mädchen im christlichen Glauben. Der h. Gallus hatte an der h. Gaberilla vom Bodensee eine treue Gehülfin gefunden. Der h. Ruprecht ließ seine Verwandte Ehrentrud nach Worms kommen und baute ihr ein Kloster, wo viele junge Mädchen im Dienste Gottes unterrichtet wurden, so daß man „in einer verwilderten Gegend die lieblichste Zartheit der gebildetsten Völker aufblühen sah". Eine ähnliche Politik befolgte auch der h. Bonifacius, als er die angelsächsischen Nonnen Lioba, Thekla und Walburga nach Deutschland berief. Sie sollten als Erzieherinnen der weiblichen Jugend dem Christenthum Bahn brechen, und wird der Einfluß dieser frommen Frauen, die Handgeschicklichkeit mit einer wunderbaren Gemüthstiefe verbanden, kein geringer gewesen sein. Ueberhaupt ist der weibliche Einfluß in der Missionszeit nicht hoch genug anzuschlagen, ich erinnere nur an den Briefwechsel des h. Bonifacius mit den angelsächsischen Nonnen. Ein Bischof Colummanus nannte sich mit Stolz den Zögling einer h. Rethua, und junge Männer, die aus weiblichen Erziehungsanstalten wie Streneashalch hervorgegangen, wurden später Zierden berühmter Bischofssitze.

Wie aber die Heidenapostel sich der Erziehung der weiblichen Jugend widmeten, so lag ihnen auch vor allem die Obsorge für die gedrückte arbeitende Klasse am Herzen. Diese Männer, die im Munde den Honig

des Gebetes, und das Wachs der Arbeit in ihren Händen hatten, sie trafen das Heidenthum auf dem Höhepunkt der socialen Noth. Wenn zum h. Patrik die heidnischen Bewohner von Hibernia sagten: Ecce cernis, christicola, nos squalentes egestate et miseria oculique nostri languent pro inopia; deum ergo tuum, quem omnipotentem instruis et astruis, pro nobis interpella, so erkennen wir in dieser Selbstschilderung die hungernden Proletariergestalten der heidnischen Welt. Von Abt Ermenfried von Cusanz erzählt uns aber sein Biograph Egilbert, daß, wenn er Sonntags die geweihten Brode an das Volk austheilte und die schwieligen Hände der Leute bemerkte, er mit Ehrfurcht sich über dieselben niederbeugte und diese Male der Wochenarbeit küßte. Dem h. Cuthbert von Lindisfarne werden zahlreiche wunderbare Interventionen zu Gunsten unglücklicher Armen zugeschrieben; die armen Leute wandten sich vertrauensvoll an seine Fürbitte, und die Ketten fielen von ihren Händen.

In den altdeutschen Bußbüchern und Concilienbeschlüssen tritt die Kirche als milde Beschützerin der Ancilla auf. Hatte ein Herr seiner leibeigenen Magd Gewalt angethan, so wurde sie dadurch frei, und er mußte ein Jahr bei Wasser und Brod Kirchenbuße thun. Das Wormser Nationalconcil von 868 traf Bestimmungen, wodurch die Dienerinnen gegen die Mißhandlungen geschützt wurden: „Hat eine Frau ihre Magd aus Wuth so geprügelt, daß sie innerhalb dreier Tage mit Schmerzen ihre Seele aufgebe, soll sie, da es unsicher ist, ob dies mit freiem Willen oder zufällig geschehen ist, sieben Jahre Buße thun, wenn es freiwillig, und fünf Jahre, wenn es zufällig geschehen ist.“ Auch gegen den Aberglauben der Arbeiterin wandte sich die altdeutsche Bußdisciplin, indem sie verbot, beim Weben heidnische Sprüche auszusprechen und die Minerva anzurufen.

Zweites Capitel.

Die pädagogische Mission der Kirche.

Wir sahen die Kirche schon in ihren ersten Glaubensboten eifrig für das Wohl der altdeutschen Berufsarbeiterin eintreten. Sobald die hierarchischen Verhältnisse sich ordneten, konnte sie diese Thätigkeit in reicherm Maße entfalten. Die Lösung der socialen Frage war und ist für die Kirche, insoweit sie daran mitzuwirken berufen und verpflichtet ist, eine Aufgabe der Erziehung. Sofort bei ihrem Auftreten in Deutschland erblicken wir die Kirche auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ideal in ihrer Auffassung, heroisch in ihren Mitteln, nimmt sie es in die Hand, die sociale Frage nach den Grundsätzen des Christenthums zu lösen. Sie

scheut nicht den Widerstand der Besitzenden. Mit Entschiedenheit weist sie auf die Unwürdigkeit des Menschenhandels hin, dem Besitzenden, der unnütze Reichthümer sammelt, befiehlt sie durch die Poenitentialbücher, wegen seiner Thorheit ein Drittel des Vermögens den Armen zu geben und drei Jahre Buße zu thun. Auch dem niedern Volke wußte sie derb die Wahrheit zu sagen. Es ist ganz im Geiste der ältern Kirche, wenn später der Prediger Berthold von Regensburg sagt: „Es zürnt und knurrt das niedere Volk, so ihm ein einziger Halm im Wege liegt, und murrt und flucht und schilt und wüthet, als ob es vom Teufel besessen sei. Würdest du also befunden, deiner Seele würde nimmer Rath."

Es ist eine Auffassung, die namentlich in der spätern Zeit der Mystik zur Ausbildung kam, die ganze Christenheit als eine Schule aufzufassen. So nennt der Prediger Nicolaus von Straßburg die Christenheit die „kleine Schuole", wir seien alle Jesu Christi „Schuoler; er lêret und râtet uns mit dem râte des heiligen geistes, und in dem gottes worte lêret er uns minnen und fürchten". David von Augsburg nennt in demselben Sinne den Nebenmenschen den „Schuolgenôzen" und fordert demüthigen Gehorsam gegen die kirchliche „meisterschaft, dînes willen hêrren, dîner getaete meister, dînes sinnes mîsaere, dîner habe gebietaere, dîner gewizzen wîzaere, dîner gedult versuochaere, dîner schulde buozaere".

Diese Aufgabe, das Menschengeschlecht zu erziehen, erfüllte die Kirche mit fester Hand. Mit bewunderungswerther Strenge wußte sie die rauhen Herzen zur christlichen Vollkommenheit anzuleiten. „Es glaube Niemand," so schreibt Gregor II. in seinem für die damalige Disciplin wichtigen Capitular an den Bayernherzog Theodo, „der kleinen täglichen Vergehungen wegen, ohne welche wir nicht sein können, bedürfe man der Buße nicht."

War so schon die gesammte Thätigkeit der Kirche eine erziehende in höherm Sinne, so wird sie auf die Erziehung der heranwachsenden, auch der weiblichen Jugend gewiß ein besonderes Gewicht gelegt haben. Die Geschichte der mittelalterlichen Pädagogik ist ein reiches Gebiet, deren kostbare Schätze vielfach noch im Verborgenen ruhen. Ex discipulo disce magistros, so dürfen wir, auf die Höhe des mittelalterlichen Culturlebens hinweisend, denen zurufen, die sich unter der mittelalterlichen Pädagogik ein ödes Land denken. Und wahrlich, es war ein roher Stoff, den die Kirche veredeln mußte. Wenn in Winbourne schon die doch aus bessern Familien stammenden Novizinnen auf dem Grabhügel ihrer eben beerdigten Meisterin, die ihnen ihrer Strenge wegen verhaßt gewesen war, jubelnd herumsprangen, daß der Erdboden einsank, wie unbändig wild muß dann die dienende weibliche Jugend gewesen sein.

Aber es waren auch tüchtige Erzieher, in deren Hand die Erziehung der Jugend ruhte. Keine Geschichte der Pädagogik hat uns ihre Namen

aufbewahrt, nicht durch die Gelehrten sind sie unsterblich geworden, wie unsere modernen Pädagogen. Nein, ihre Namen stehen in den Leben der Heiligen, das dankbare Volk, unter dem das Andenken an ihre tiefeingreifende Thätigkeit fortlebte, hat sie unter die Schaaren der Seligen erhoben, zu denen es noch nach ihrem Tode beten konnte, und das ist wahrlich ein unsterblicherer Ruhm.

Dem jungen blinden Mönch Herve, der zur Merovingerzeit in der Bretagne lebte, wird der Ausspruch zugeschrieben: Es ist mehr werth, ein kleines Kind gut zu unterrichten, als demselben Reichthümer zu sammeln. Er sang seinen Zöglingen Lieder vor, von denen sich in der Bretagne noch folgendes in modernisirter Form erhalten hat:

Kommt her, ihr Kinder, hört das neue Lied,
Für euch allein ist es gedichtet worden,
Drum strengt euch an, es ganz euch einzuprägen.
Des Morgens früh, wenn ihr im Bett erwachet,
So machet erst das heil'ge Kreuzeszeichen,
Und dann mit Glaube, Hoffnung und mit Liebe sprechet:
Mein Gott, dir weihe ich mein Herz, den Leib, die Seele;
Verleih die Gnade mir, ein braver Mensch zu werden,
Sonst mache meinem Leben früh ein Ende.
Sehet einen schwarzen Raben ihr, so denket:
So schwarz und auch so boshaft ist der Teufel.
Fliegt aber glänzend weiß ein Täubchen auf,
Dann denkt: so weiß, so lieblich ist mein Engel.

Von volksthümlichen Lehrern und Prälaten, die sich besonders mit dem Unterrichte des Volkes befaßten, nennt uns ferner die Heiligenlegende den h. Boisilus, den Propst von Melros (664), den h. Indractus aus dem achten Jahrhundert, auf dessen Grabe noch der kleine Knabe Guthlach in einer Traumerscheinung des Heiligen das Lesen lernte.

Von großem pädagogischen Interesse ist die liebevolle Sorgfalt, welche man im Mittelalter auf die geistige Pflege der Einfältigen und Beschränkten verwandte. Die moderne Schule, welche eine gleichförmige Bildung erzielen will, vernachlässigt die geistig Unentwickelten, und wer unsere heutigen Volkszustände kennt, weiß, daß gerade unter den Einfältigen der weiblichen Arbeiterbevölkerung das Laster sich einen großen Theil seiner Opfer auswählt. Diese Vernachlässigung der Einfältigen, welche einen der dunkelsten Punkte im modernen Erziehungssystem bildet, kannte die mittelalterliche Pädagogik nicht. Das Mittelalter hatte einen Cultus der heiligen Einfalt, welcher unserer blasirten Zeit lächerlich erscheinen mag, der aber dem erfahrenen Schulmanne, dem Kenner des

ſocialen Lebens ſehr verſtändlich iſt. „Ein hoher, wiſer leſmeiſter“, ſo wird uns im 14. Jahrhundert erzählt, „der ſach ein vil guotes, armes ſweſterlin vor im gan. Do ſprach er: ſol mir nit we tuon, das ich ſo reht gros wisheit und erkanntnüſſe han. Und ob dis arme menſche mer minne hat ze got, denn ich han, dat es denne got in dem himelrich mer wirt erkennende denn ich mit aller miner wisheit.“ Caeſarius von Heiſterbach hat uns eine große Anzahl ſolcher Beiſpiele heiliger Einfalt hinterlaſſen, und mag er uns erzählen von der Incluſe, die in den Mauerlöchern ihrer Zelle ihren verlorenen „Herrn Chriſtum“ ſucht, oder von dem einfältigen Nönnchen von Lützerath, das man glauben gemacht, die Ziegen ſeien Weltdamen, die im Alter Bart und Hörner bekämen, ſo enthüllt ſich, trotz des ſchalkhaften Lächelns, welches der lebenserfahrene Heiſterbacher Mönch bei der Erzählung dieſer Anekdötchen nicht unterdrücken kann, darin doch eine ſehr ernſte und liebenswürdige Seite des Mittelalters.

Von Abt Wilhelm (1031) wird erzählt, er habe beſonders die Einfältigen unterrichtet und ſie fünf Stoßſeufzer gelehrt. Domine, Jesu, pie deus, pie Rex, Rex clemens, damit jedes Mal ein Miſerere verbunden und dies den Pſalter der Einfältigen genannt. Solcher Einfältigen gab es namentlich viel unter den Recluſen und Eremiten, wie den h. Gerlach von Heinsberg, der nicht mehr als Kyrie eleiſon, Chriſte eleiſon, Paternoſter und Ave Maria zu beten wußte. Ich erinnere ferner an die reizende Erzählung, wie Johannes von Beverley, Biſchof von Hexam (686—718), mit einem armen taubſtummen Dorfknaben, auf deſſen Haupt ſo viel Geſchwüre waren, daß auf dem Oberkopfe keine Haare wachſen konnten, Sprechübungen anſtellte, „demüthig wie der beſcheidenſte Kinderſchullehrer“. Man durchblättere nur die alten Chroniken, und man wird finden, daß das Mittelalter an begabten pädagogiſchen Naturen ungleich reicher war als die Neuzeit.

Auch die mittelalterliche Dichtung iſt reich an pädagogiſcher Weisheit.

Wer ſich in ſeiner Jugent
Verſumet, daz er nüt en leret,
Ach wie ſchämlich verzeret
Der menſche ſine kintheit. (Stauffenberg).
Leringe und ſprake ſin
Aller dogeb anbegin.
Gude lere in der jogeb
Bringet den minſhen in alle dogeb. (Laiendoctrinal.)
Swer kint hat und arm iſt,
Der ſol ſi lernen einen liſt,
Mit dem ſi erwerben,
Daz ſi nicht verderben. (Cato).

Wie herzinnig das pädagogische Interesse, die Liebe zum Wohlergehen der Kinderwelt war, zeigt uns auch ein Abendgebet des Heinrich von Laufenberg:

Ach lieber herre jhesu christ,
sid du ein kind gewesen bist,
So gib ouch disem kindelin
din gnod vnd ouch den segen din.
Ach jhesus, herre min,
behüt diz kindelin.

Maria, müter jhesu christ,
sind du dins kinds gewaltig bist,
So tů din hilf vnd stür dazů,
behüt dis kindli spat vnd frů.
Ach jhesus, herre min,
behüt diz kindelin.

Dinr engel schar die won im by,
es slof, es wach vnd wo es sy,
dz helig krücz behüt es schon,
dz es besitz der helgen kron.
Ach jhesus, herre min,
behüt diz kindelin.

Nun sloff, nun sloff, min kindelin,
jhesus der sol din bůlli sin,
der well, dz dir getroume wol
vnd werdest aller tugent vol.
Jhesus, der herre min,
behüt diz kindelin.

Ein güte naht vnd güte tag
geb dir, der alle ding vermag.
Hie mit soltu gesegnet sin,
min herczeliebes kindelin.
Jhesus, der herre min,
behüt diz kindelin.

Jedoch ehe wir zu den Mitteln übergehen, welche die frühmittelalterliche Pädagogik zur Erziehung der Arbeiterin anwandte, müssen wir die Bedeutung der Frauenarbeit in der Volkswirthschaft dieser Periode betrachten.

Drittes Capitel.

Die Frauenarbeit unter der Hofverfassung.

Aus der „Dunk", jenem unterirdischen Wintergemach, in welchem, wie wir hörten, das Weib des Germanen dem Weben oblag, war unterdessen unter dem Einfluß der Hofverfassung das Frauenarbeitshaus erwachsen, welches einen besondern Theil in dem Gebäudecomplex der frühmittelalterlichen Meierhöfe bildete. Die Bauart dieser Frauenhäuser, wenngleich aus dem leichten Material des Waldes gezimmert, war eine gesunde, da die Gebäulichkeiten der Meierhöfe von einander detachirt lagen. „Schrein" (screona) wurden diese Frauenhäuser im salischen, „Genecium" in den übrigen deutschen Gesetzen, skammur im dänischen genannt und bestanden aus Arbeitshäusern (pislis) und Wohnhäusern (casis).

Die Genecien — ob das Wort deutschen Ursprungs (genez) ist, oder mit dem byzantinischen Gynaecien zusammenhängt, ist strittig; die Sache ist deutsch — stellten ein Mittelding zwischen Hausindustrie und Fabrik dar. In ihnen waren Arbeiterinnen zuweilen zu mehrern Hunderten beschäftigt. Diese mittelalterlichen Fabrikmädchen (puellae de genecio) standen aber nur unter weiblicher Leitung. Auf die sittliche Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Meisterinnen (maiorissae) wurde das höchste Gewicht gelegt. Auch waren diese Frauenwerkstätten, wie schon der Name „Schrein" andeutet, sorgsam verwahrt, sie waren von den männlichen Wohnungen und Werkstätten gesondert und durch Zäune, Gräben, Thürme und feste Thore geschützt.

Nach dem Capitulare Karls des Großen de villis mußte Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife und Schmier in die Frauenwerkstätten geliefert werden. Die nöthigen Geräthe, wie den Rocken (colus, rocho), die Kunkel (chuncla), die Spindel (fusus, spinula) und der Wollrocken (lanipendium) erhielten die Weiber ebenfalls geliefert. Aus den Gesetzen über die Sonntagsfeier können wir ebenfalls die verschiedenen Zweige der damaligen Frauenarbeit entnehmen. Nach dem Capitulare von 789 war den Frauen an den Sonntagen das Weben, Kleiderzuschneiden, Nähen, Sticken, Wollpflücken, Flachsbrechen, das öffentliche Kleiderwaschen und die Schafschur verboten, Bestimmungen, die sich auch in dem Poenitentiale des Theodor von Canterbury finden.

Auf den größern Frohnhöfen war das Princip der Arbeitstheilung durchgeführt. Während im eigentlichen Genecium die Stoffe verfertigt wurden, mußten in den davon getrennten „Vestiarien" die sogenannten Kleidermägde (ancillae vestiariae) für ihre Verarbeitung sorgen, und

wiederum andere die Küchendienste für die übrigen Arbeiterinnen verrichten. Auch finden wir die nächtliche Arbeit untersagt. Gewiß eine vortreffliche Organisation der gemeinsamen Frauenarbeit, die auch in den Burgen des spätern Mittelalters beibehalten ward. Zur Kemenate gehörte der Werkgadem oder das Frauenarbeitshaus, von dem der „Iwein" uns eine schöne Beschreibung gibt. Auf den mittelalterlichen Bildwerken sehen wir gewöhnlich die Hausfrau am Webstuhl, während die Mägde mit Kunkel, Kamm und Scheere beschäftigt sind.

Der Werth der Arbeiterin wurde hoch geschätzt. In der Legende der schottischen Brigida wird erzählt, die Heilige habe in Clioch um die Freilassung einer Hörigen gebeten, sei aber bei der Herrin auf Widerstand gestoßen, weil sie erfahren und fleißig im Weben der Kleider gewesen. In den Gesetzen der Angeln und anderer norddeutschen Stämme wurde auf Weiber, welche die gepriesenen friesischen Wolltücher zu weben verstanden, ein um ein Viertel höheres Wehrgeld gesetzt, als auf andere Leibeigene.

Unter der Hofverfassung ist die Küche nicht in demselben Sinne ein weibliches Departement gewesen, wie in späterer Zeit, ein Umstand, der für die Beurtheilung der häuslichen Stellung des Weibes im frühen Mittelalter von großer Bedeutung ist. Unter den Arbeiten, welche die hörige weibliche Dienerschaft zu verrichten hatte, finden wir: Flachs bereiten, Wasser tragen, die Wäsche, Betten und Oefen besorgen, die Zimmer reinigen, die gemeinern Arbeiten in der Küche besorgen; aber nirgendwo sehen wir sie die Speisen zubereiten.

Selbst auf kleinen Dörfern und in Nonnenklöstern, und dies noch im spätern Mittelalter, war das eigentliche Kochen mehr eine männliche Beschäftigung, dagegen wurden die andern handlangenden Küchendienste von Mägden verrichtet. Hatten die eigenen Leute zu Herbizheim (1458) Hochzeit oder Brulaf, so ließen sie Pfeifer und Koch kommen. In Kobern war alljährlich ein Hofessen, welches zwei „Küchenknechte so bequem verfertigen sollen, damit keiner etwas vngesundtes daran essen möchte. Were aber sach, das einer sein natur mit vbriger kost vnd dranck, dan si vertragen kondt, beladen wurde, vnd aber durch die höfer erkandt werdt, daß die kost, wie breuchlich, gut gewesen were, soll derjenigh, so sich vngepuerlich vnd wieder natur entladen hat, das essen vber 8 tagh darnach gleicher gestalt thun; wan aber die kost für vnessig vnd strafflich erkandt würdt, alsdann sollen die küchenknecht vber acht tagh abermal thun." Auf dem Allerseeleneſſen zu Obercassel mußten zwei Nachbarsmänner die Birnen braten. Auch in den französischen Cartularen ist die große Anzahl der Köche coqui, magistri coquorum, archimagiri aufgefallen.

Hören wir ferner, was zu eines Mannes Herwede gerechnet wurde. Außer Pferd, Schwert, Harnisch und Handwerksgeschirr werden gewöhnlich aufgezählt ein Kessel, in den man mit einem gespornten Fuß hineintreten, ein Topf, worin ein Huhn gebraten werden kann, und bei den Westfalen gewöhnlich ein Schinkenkessel. Zu dem Gerade der Frauen aber gehörten Kramtopf, Waschkessel, Scheere, Nähnadel, Fingerhut, Becken, Düppen, Haspel, Rocken, Spindel und dergl. Kessel und Töpfe wurden aber zu dem gerechnet, „wat toe des mans lyve gehort undt dar hey mede omtegann hefft". Es ist auch beachtenswerth, daß das später heiligen Jungfrauen zugeschriebene Wunder, im Mantel brennende Kohlen zum Wiederanzünden des erlöschten Küchenfeuers herbeizubringen, in der ältesten Zeit männlichen Heiligen zugeschrieben wird, so dem jungen Cadoc (6. Jahrh.).

Unter den Naturalleistungen und Diensten der hörigen Frauen findet sich neben Näharbeiten die Gartenarbeit. Zuweilen erhielten dieselben keinen Lohn, sondern die Erlaubniß, in den Ruhestunden für sich selbst arbeiten zu dürfen. Die Amme des h. Patrik mußte als ancilla alle officinae der Festung Nempthor fegen und den Dünger aus den Ställen tragen, was in der Legende des h. Patrik als eine harte Mägdearbeit bezeichnet wird. Das „Melken und Mahlen" (mulgere et molere) war Küchenmagdarbeit. Walter Mapes rühmt es an den Cistercienſern, daß sie nicht einmal das Melken durch Weiber, sondern durch Laienbrüder besorgen ließen. Backen und Bier brauen wurde meist von den Frauen, in England noch bis in's fünfzehnte Jahrhundert, besorgt. Das Unkraut auszupflücken war auch Weibersache. Als Bischof Meinwerk auf der Curtis Nieheim den Garten voll Nesseln und Ranken fand, ließ er der Frau Meierin die schönen Kleider, in denen sie vor ihm erschienen war, ausziehen und zwang sie, das hohe Unkraut selbst auszurupfen, wobei er ihre Verdrießlichkeit durch freundliche Unterhaltung zu mildern wußte. Aehnlich verfuhr er mit einer andern Meierin, die ihren Hühnerhof nicht in Pflege genommen hatte. Marktmädchen, welche Gemüse und Obst regelmäßig in die Städte zu Markt trugen, werden früh erwähnt, in Brilon 1290.

Viertes Capitel.

Die häusliche Erziehung der Arbeiterin.

Die mittelalterliche Erziehung der weiblichen Jugend war eine streng häusliche. Domus amica domus optima dachte man. Das elterliche Haus war entscheidend für die Erziehung der Arbeiterin. Durch das

Familienleben mit seinen ernsten und fröhlichen Situationen ward sie erzogen, hier wuchs sie auf in ihrem Beruf und für ihren Beruf, ohne Drang und Durst nach einem fremden, unerreichbaren Glück. Auf den Verkehr mit ihrer Familie beschränkt, war die Erziehung der Arbeiterin im engsten Sinne eine Berufsbildung. Das mittelalterliche Haus erzog keine Weltbürgerinnen, sondern christgläubige Arbeiterinnen groß.

Zwar herrschte im Mittelalter der Brauch, den vornehmen Mädchen während der Erziehung unfreie Kinder zuzugesellen und dieselben gemeinschaftlich zu erziehen. Aber das waren nur Ausnahmen, allgemein galt vielmehr der Grundsatz: Stand zu Stand, Kaste zu Kaste. Das Laiendoctrinal sagt:

Deme armen en rade ik nigt,
Dat he sik to em selle igt
Mit dem hofärdigen riken,
Wente se sik nigt en geliken;
Dat moge ji märken sere.
Nemet einen gropen san ere
Unde einen andern dârby,
De san êrden gemaked sy:
Is dat se tosamende stâken,
De erdene grope mot tobräken
Unde de erne blivt alhêl.

„Ihr armen Leute," sagt Berthold von Regensburg, „habt keine Zuchtmeister wie die hohen Herren und Frauen für ihre Kinder, darum sollt ihr euere Kinder selber erziehen." Die Predigten dieses volksthümlichen Kanzelredners sind darum auch voll pädagogischer Weisheit. „Die Teufel sind froh," sagt er in der Predigt von den drei Hinterhalten, „wenn ihr euer Kind zeitig Bosheit sprechen lehrt und auch thun; was zuerst in einen neuen Hafen kommt, darnach riecht er immer gern; ebenso wenn man zuerst das Kind gute Dinge lehrt, so thut es sie nachher immer gern, und wenn man es böse Dinge lehrt, so thut es sie auch nachher immer gern. Ihr Frauen, wenn ihr neue Häfen kaufet, sehet, ob es wahr ist. Von der Zeit an, daß euer Kind böse Worte spricht, sollt ihr ein kleines Rüthlein halten, das allzeit ober euch steckt in der Diele oder an der Wand, und wenn es ein ungezogenes oder böses Wort spricht, so sollt ihr ihm ein Schnitzlein geben auf die bloße Haut. Auf das bloße Haupt aber sollt ihr es nicht schlagen mit der Hand, denn ihr könntet es leicht zu einem Thoren schlagen. Nur ein kleines Reislein, das fürchtet es und wird wohl gezogen. Thut ihr das nicht, so werdet ihr Kummer an ihm erleben."

Strenge wurde auf die Verrichtung der häuslichen Gebete gehalten. „Euwere kinder," sagte der Franziscaner Johannes Pauli (geb. 1455) in „Schimpf und Ernst," „lernen vor dem essen betten zů dene minsten ein pater noster oder den namen der heiligen Dreiheit in nomine patris et filii et spiritus sancti amen, oder den tittel an dem heiligen crütz. Deßgleichen ob dem tisch betten vnd got dancken vmb die speiß, die er vnß beschert hat vnd nit darum lauffen als ein saw von einem eichbaum, die nůr lůgt, wa die eichlen sein, vnd hebt nimer kein aug vff, das sie den baum ansehe, der ir die eichlen gibt." Der Lübecker „Spiegel der Christenmenschen" sagt von den Kindern: „Auendes und morgens scole se sik segnen und des auendes scole se vor ere bedde up de kne gan sitten unde danken gode, se scolen ere benedicite unde gracias leren." Mit dem Credo wurde das Tagewerk begonnen und beschlossen. „Ein jeglicher Mensch," sagt Bruder Berthold, „soll den Glauben zwei Mal im Tage sprechen, des Morgens, so du aufstehst, und des Abends, so du dich niederlegst." Als die Gesellen des Thomas Platter von den ergrimmten Bauern um der gestohlenen Gans willen verfolgt wurden, war der kleine Bakchant „in grossen nötten und sprach zu mir selbst: Ach gott, ich gloub, ich hab mich hüt nüt gesägnet, wie man mich dan gelert hatt, ich solte mich alle morgent gsegnen." Johannes Agricola (1492) erwähnt eines Abendgebetes, welches in eine weit frühere Zeit zurückreicht, wenn er sagt: „Uns kinder lernten unsere eltern also beten, wenn wir schlafen giengen:

Ich wil heint schlafen gehen,
Zwölf engel sollen mit mir gehen,
Zwen zur haupten,
Zwen zur seiten,
Zwen zur Füßen,
Zwen die mich decken,
Zwen die mich wecken,
Zwen die mich weisen
Zů dem himlischen paradeise. Amen."

Eben so hoher Werth wurde auf die Verrichtung der Tischgebete gelegt. In Baireuth z. B. sollten (1579) die Mägde am herrschaftlichen Hofe ermahnt werden, nicht an die Tafel wie die Schweine an den Trog zu laufen, sondern durch die Jüngste das Benedicite und Gratias sprechen zu lassen, und über Tisch nicht zu viel zu schnattern und zu schreien. Aus dem vierzehnten Jahrhundert sind uns mehrere Tischgebete erhalten. Ein Benedicite lautet:

Herr, hais, das es gesegent sey,
vnd won vns vnder dem essen pey,
Amen vnd auch pey dem getrankh,

das ein jeder menſch got allſo dangk,
das er ſich vber vns erparm,
got ſey gelobt, ſprecht reich vnd arm!

Das Gratias lautete:

dankch ſagen wir dir, herre got,
vmb all dy ſpeis, dy vns iſt not,
Vnd loben dich mit reichem ſchall
vmb dy vnd ander guettat all,
Wann du lebeſt got in hymmelreich
vnd reicheſt ymmer vnd ewikleich.

Die h. Maria von Maillye (1414) hatte die Kinder gelehrt, wenn ſie ihr begegneten, in die Hände zu ſchlagen (plaudere) und zu ſagen: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Eines der häuslichen Lieblingsgebete war der Roſenkranz. Ein Prediger des vierzehnten Jahrhunderts klagt, daß man auch mit dem Paternoſter, die von rothen Korallen oder Bernſtein wären, Luxus treibe. Die gewöhnlichen Roſenkränze waren von Mispelholz, und iſt uns das Geſchäftsbuch eines Ulmer Bürgers Ott Ruland erhalten (um 1450), welcher jährlich viele Fäſſer derſelben für viele tauſend Gulden (60 Bündel zu 36 Gulden, 3 Dutzend das Bündel) namentlich nach dem Niederrhein en gros verkaufte. Caeſarius von Heiſterbach ſchon erzählt uns von einer Kölner Bürgerin, die täglich fünfzig Ave Maria mit ebenſo vielen Venien gebetet und dabei eine Süßigkeit empfunden habe, daß ihr Speichel in Honig verwandelt zu ſein ſchien. Wer denkt hier nicht an die reizende Marienlegende von dem Scholaren, der durch den Wald wandelt und den Roſenkranz betet. Die Luft war kühl, Gras und Bäume ſtunden in voller Blüthe, und lockend ſchallte dem Betenden der Waldvögelein Schallen entgegen. Vor ihm her aber ging Sancta Maria, angethan mit den prächtigſten Kleidern, die wie die Sterne leuchteten. Am Arme trug ſie einen Goldreif, wie man ihn zum Kränzeflechten brauchte. Jedes Ave Maria, das er ſprach, ward ſofort zur Roſe. Sie aber trat ihm leiſe nach:

und die rôſen ergreiff,
ſi bant ſie ûf den goltreif
mit eime ſilberdrâte.
dô ouch der munich hâte
funfzec avê Marjâ geſprochen,
dô was ſô vil gebrochen
der Blumen, daz der rôſenkranz
was vollekommen unde ganz.

Dann setzte sie ihn auf ihr Haupt und verschwand im Dickicht. Adelheid Langmann lehrte Eberhard, den Schütz von Hohenstein, das Fünfwundengebet.

Ein wichtiger Theil der häuslichen Erziehung ruhte in den Händen der Pathen. Schon die h. Gudula von Brüssel, 712, wurde von ihrer Pathin, der h. Gertrud, erzogen und unterrichtet, und die Pariser Synode von 829 belehrt uns, daß es Pathenpflicht war, den Pathenkindern die nöthigen Gebete beizubringen. So galt's im ganzen Mittelalter. Credo, Paternoster und Ave Maria wurden darum gemeinhin die Pathenstücke, und das geistige Verhältniß der Gevatterschaft selbst der „Catechismus" genannt. So sehr war die Catechisation Sache der Pathen. „Ez solten", sagt Bruder Berthold, „des kindes toten den glauben und daz paternoster lernen, so ez siben jar alt wurde, wan si sints im schuldig, wann si sin geistliche vater oder muoter. Si sollent sprechen zu sinem vater oder muoter: gevater, ir sult minen toten daz paternoster und den glouben lernen oder ir lat in zu mir gen, so lere ich ez. Kunnent sie daz ave maria darzue, daz ist vil wundergout. Ist aber daz kind sin tote nit lert, so soltu ez selber lere." Daraus entstand auch der Glaube, daß die Kinder in ihrem Charakter den Pathen nacharteten, wie Meier Helmbrecht sagt:

Ein kint gevahe in der jugent
nach sinen töten eine tugent.
Ein edel ritter was min töt',
saelig si der selbe göt,
Von dem ich also edel bin
und han also hoch vertigen sin.

Noch nach der Kölner Synode von 1536 sollen die Pathen und Pathinnen, wozu man gesetztere Leute nehmen müsse, dem Kinde, sobald sein Geist anfange sich zu entwickeln, das Glaubensbekenntniß und das Gebet des Herrn beibringen und dasselbe bei jeder Gelegenheit ermahnen, es möchte ein Jesu Christo würdiges Leben führen, und es an die Verpflichtung erinnern, die es bei seiner Taufe eingegangen. Auch der Mainzer Domprediger Wild erinnert noch 1544 daran, daß es den Pathen obliege, ihre Pathenkinder in den Glaubensartikeln, den zehn Geboten, dem Paternoster und dem Sacramenten-Empfang zu unterweisen. „Ihr Pättern", sagt 1544 der Mainzer Domprediger Michael Helding, „ihr habt ihnen zum Tauff geholffen, ihr habt für sie versprochen, darum so seind auch ihr in der schuld. Glaubt nit, daß ihr ewer sach mit dem Gottenbeutel und Kindbetschlamb verrichtet habt; ewer versprechniß steht für Gott aufgeschrieben und Gott wird das Blut der jungen Täuffling

von ewern henden fordern, wo sie durch ewer versäumniss nicht lernen und leisten, was ihr für sie versprochen habt."

Wir kennen die Sorgfalt, welche im Mittelalter auf die häusliche Erziehung der vornehmen Mädchen, auf ihre Heranbildung zu höfischer Zucht und Wohlanständigkeit verwandt wurde, wir wissen, welchen Werth man den bekannten Aussprüchen des h. Cyprian und des h. Hieronymus über die weibliche Erziehung beimaß, wir wissen, wie eingehend pädagogische Theoretiker wie Maphaeus Vegius (1407—1458) und Vincenz von Beauvais († 1264) und didaktische Poeten, wie Thomas von Zerclaere und der Verfasser der Winsbeckin sich über die Mädchenerziehung ausgesprochen haben, und wir haben gewiß keinen Grund, diesen herrlichen Grundsätzen mittelalterlicher Pädagogik die Einwirkung auf die untern Volksklassen abzusprechen. Es war noch ganz im Geiste mittelalterlicher Pädagogik, wenn Luther schrieb: „Das ist gewiß der rechte Same gottseliger Lehre, ein festes Band aller Zucht und Ehrbarkeit, so die Jugend von den Ihren daheim treulich und fleißig unterwiesen wird."

Fünftes Capitel.

Die Arbeiterin in Lust und Freude.

Wichtig und charakteristisch für die Erziehung einer Epoche sind die Spiele und Unterhaltungsmittel, welche der Jugend geboten werden. „Indem wir das Volk spielen lehren", sagt der Engländer Fuller, „das heißt, indem wir seinen Geschmack für das Schöne und Gute bilden und seine Genußfähigkeit in edlem Sinne erhöhen, nehmen wir ihm zugleich die Neigung zu niedern Lüsten und vermindern die Versuchungen, die seinen Weg umringen." „Laß mich", könnte man mit Umwandlung eines alten Wortes sagen, „die Spiele eines Volkes machen, und ich frage nicht darnach, wer seine Gesetze macht."

Schon die Kinder der vorgermanischen Bewohner Deutschlands spielten nach Ausweis der Gräberfunde mit Kinderklappern, zwei birnförmigen, aneinander gebackenen Thonkugeln, die innen Klappersteine enthielten. Auch kannte die Urzeit Schnitzbildchen von Pferdchen, Schweinchen und Hündlein als Kinderspielzeuge, wie die Hausthiere, Hund und Katze, und namentlich die Vögel die geliebten Genossen der Kleinen waren. Zingerle hat die Citate gesammelt, welche uns von der Liebe der Mädchen zu Singvögeln, Staaren und Sittichen Kunde geben, und uns dadurch einen Einblick in den kindlich gemüthlichen Verkehr des Mittelalters mit der Thierwelt

gegeben. Dagegen war die übermäßige Hundeliebhaberei den Moraliſten des Mittelalters verhaßt. Johannes Pauli ſpricht von Frauensperſonen, „die me liebe vff die miſtbellerin vff die kleinen Hündlin legen dan vff got; ſie füren ſie zů der predig, das ſie die lüt vnd die predicanten irren; das ſein ire engel; die tüfel werden ſie in hundsgeſtalt lecken vnd küſſen, vnd wie ſie ſich jetz halten mit den hunden, alſo wirt inen der tüffel auch thůn.“ Aus dem neunten Jahrhundert wird uns vom h. Ewerwordus von Freckenhorſt erzählt, daß er der kleinen h. Thiadildis, als ſie in der Wiege lag, Aepfel zum Spielen gab, damit ſie nicht weine. Puppen oder „Tocken“ waren das Lieblingsſpielzeug der Mädchen, wie auch die glasgrünen Fingerringe und die Bickelſteine, die Conrad von Würzburg den Zeitvertreib „junger megde“ nannte. So ſagt das Dorfjungfräulein:

. . ich hân in mîme ſchrîn
beſlozzen driu pfunt vingerlîn,
Und zehen bikkelſteine;

und im Leben des h. Erminoldus, der erſten Abtes von Prüfening bei Regensburg, wird uns erzählt, eine gewiſſe Leucardis ſei von ihrem Manne verflucht worden, weil ſie nach Mädchenart noch mit Glasringen geſpielt habe.

Auch die Bauernmädchen ſpielten um die Ringlein, wie Neidhart ſingt:

Trûten ſweſter Brîde
ſpilt mit Eppen umbe ein vingerîde.

Die h. Catharina, die Tochter der h. Brigitta von Schweden (1381) fing im ſiebenten Jahre an ludis puparum intendere; doch meint ihr geſtrenger gleichzeitiger Biograph Ulpho, dadurch würde in den meiſten jugendlichen Gemüthern die Charakterfeſtigkeit untergraben, daher ſeien auch der kleinen Catharina die Puppen in der Nacht als Teufelchen erſchienen, die ſie geprügelt hätten.

Das Ballwerfen, welches erſt ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts zum bloßen Kinderſpiel ward, war im Mittelalter eine Lieblingsunterhaltung der herangewachſenen weiblichen Jugend. So ſingt Walther von der Vogelweide:

Saehe ich die mägede an der ſtrâze den bal
werfen, ſo kaeme uns der vogele ſchal.

und Johann von Würzburg:

lât ſich der meie ſchouwen,
ſô ſint geſit die frouwen,
junge man und meide,
daz ſie ſunder leide
ze velde hin mit ſchallen
gânt in die bluomen ballen.
daz iſt ir tageldê.

und im Gedichte: „der bal“:

wie die megde den selben lobent,
wie sî glîent, wie sî tobent
swenne er den bal ûz werfen sol!
sôst im wol;
wan er well, wem er den bal hôch durch die lüfte sende.
sî bietent im ir hende:
„dû bist doch mîn,
geveterlîn,
wirf mir her, an diz ende.“

Auch das Eislaufen war Mädchenspiel, die vierzehnjährige Lidwina von Schiedam (1433) zog sich durch einen Fall auf dem Eise ihre langjährige Krankheit zu.

Sonstige Mädchenspiele werden in der mittelalterlichen Literatur noch manche genannt, Reifen- und Ringeltänze, Fang- und Loosspiele, und es gibt fast keines der Spiele, die von dem Fleiße volksthümlicher Forschung in den vom Hauche der modernen Zeit weniger berührten Kreisen des Volkes aufgespürt worden, das nicht schon durch ein Citat der mittelalterlichen Dichtung belegt werden könnte. Der Reichthum mittelalterlicher Spiele ist unverkennbar und gibt uns von dem geweckten Volksgeiste jener Zeiten ein unwiderlegliches Zeugniß. Wer über das Wohlbefinden der arbeitenden Klasse im Mittelalter schreiben will, wer die glückliche Stimmung, das sociale Wohlbehagen derselben kennen lernen will, darf das mittelalterliche Spiel nicht unbeachtet lassen. Hier sehen wir eine Gruppe Mädchen, welche die Hände um einander wickeln und „Zirlin, mirlin, gaßentirlin“ machen, oder, wie Geiler sagt: „wan die feigen weiber müssig gon, so losen sie von einem winkel in den andern, dan under der thür und machen zirlin, mirlin gartenthürlin und stopfen dan mit dem messer in ein klinsen, und kumt dan ander leckerei nach“. Dort spielen andere „blinde maus“, „Eselin beschlagen“, oder machen aus geriebenem Ziegelmehl Safran, Süßwurz oder Imber, womit sie „Verkaufen“ und „Kochen“ spielen, „und wenn es nacht würt, so ist es alls üüt und stoßen es umb“. Hier erblicken wir Mädchen sich fröhlich schaukeln, „ûf dem schocke varn“ oder auf dem Seile reiten, wie Neidhart sagt:

dô sî reit mit kinden ûf dem seile;

dort andere das schon aus den Reichenauer Glossen bekannte Plumpsack spielen. Fröhlich zieht hier eine Mädchenschaar aus, um die ersten Veilchen zu suchen:

sô wil ich ûf des meien plân
den êrsten vîol suochen, —;

jubelnd wird das erste gefundene Veilchen begrüßt:

ir sult wesen alle vrô,
ich hân den sumer vunden,

es wird auf einer Stange befestigt, und Knechte und Mädchen umtanzen fröhlich den ersten Frühlingsboten. Bei allen Frühlingsfesten, den Maifahrten, beim Tod- und Winteraustreiben, bei den Erntefesten, überall spielen die Mädchen eine bedeutsame Rolle. Wie jubelte das Volk, wenn auf Sanct Burkhardus oder Martinus die alten Mägde in den Pflug gespannt wurden, wenn geputzte, oft achtzehnjährige Mädchen den „Tod", eine in einer Schachtel liegende Puppe, begruben:

Nun treiben wir den Tod hinaus
Den alten Weibern in das Haus,

oder wie es bei den Deutschböhmen hieß:

Todtenmädchen, Todtenmädchen,
was hast du gebracht uns?
Röthliche Eier,
Gelbliche Kuchen?
Wer will Eierkuchen wol
Ohne Gewürz und Eier versuchen?

oder wenn der Schönbart im Narrenkleide die Frauenzimmer mit Eiern warf, die mit Rosenwasser gefüllt waren, oder wenn die Mädchen beim Gregoriusfeste mit Körben, die für Eier, Butter, Salz, Gries und Erbsen bestimmt waren, den Umzug hielten.

Ein sinniges, von der Culturgeschichte noch unbeachtetes Jugendspiel ist das in der Legende so häufig berichtete Altärchenspiel. Während andere Knaben Häuser, Pferde und Menschen aus Lehm anfertigen, baut der kleine h. Ambrosius sich ein Altärchen mit einem Kreuz darüber, und betet davor mit gefaltenen Händchen. Als der spätere friesische Praemonstratenser-Abt Friedrich (1175) in seiner Jugend auf der Weide die Heerde hütete, de argillosa terra basilicas erexit, altaria construxit omnemque morem ecclesiasticum iuxta puerilem aetatem studuit imitari. Aehnliches wird uns erzählt von dem Predigermönch Mauritius von Ungarn (1336) und von Vincenz Ferrer, der als kleiner Knabe auf einen erhöhten Ort stieg und seinen Kameraden vorpredigte. Bei solchen Spielen werden auch die Mädchen als Zuschauerinnen zugegen gewesen sein. Ich erinnere ferner an die sinnigen Spiele des h. Hermann Joseph, durch dessen Spiele mit dem Jesuknaben die fromme Legende dem Kinderspiele eine edele Weihe gab.

Auch ließ man die jungen Leute gern an einem frohen Tanze auf der Matte, dem Tanzrain unter freiem Himmel sich erfreuen. In der Missionszeit, wo die Reigen um die alten Heiligthümer noch Ueberbleibsel

der heidnischen Opfertänze waren, mußte die Kirche dergleichen strenge verbieten. Noch im achten und neunten Jahrhundert wurden solche Tänze in den Städten auf den Straßen und bei den Kirchen gehalten. So tanzte das Mädchen, welches die aus dem Grabe der h. Gudula zu Brüssel geraubten Armbänder trug, mit andern Mädchen im Dreischritt singend auf der Straße. Wie im Ruodlieb berichtet wird, wurden abgerichtete Bären herumgeführt, die, einen Eimer im Maul, tanzten und Spielweiber

gracili voce cecinerunt deliciose.

Dergleichen Spiele und Tänze wurden als heidnische Vergnügungen in den Bußbüchern strenge verboten. Hierhin ist auch die Legende von den Christnachttänzerinnen zu zählen, die im Mittelalter allgemein bekannt war und uns von Trithemius überliefert ist. Weil sie (1012) während der Mette auf dem Kirchhof getanzt, wurden sie vom Fluche des Priesters getroffen, ein ganzes Jahr fortzutanzen. Sie tanzten Tag und Nacht, ohne Aufhören, sie aßen, tranken und schliefen nicht, kein Regen fiel auf sie, weder Kälte noch Wärme empfanden sie und wurden auch nicht müde. Sie traten die Erde so ein, daß sie endlich bis an die Hüften darin staken. Durch den h. Heribert von Köln wurden sie von dem Fluche losgesprochen.

Der altdeutsche Reihentanz wurde, wie wir noch aus seinem Ueberbleibsel, dem Ringelreihen der heutigen Kinderwelt, ersehen, nicht paarweise, sondern gesellschafts- und gleichsam gemeindeweise getanzt. Die Bauernmädchen, die Arbeiterinnen unter der Hofverfassung, bildeten mit ihren Tänzern oft zu Hunderten eine lange Linie, die singend den Windungen nachfolgten, die der Tänzer einschlug. Neidhart schildert in seinen Spottliedern auf das anschaulichste, wie die Dörflerinnen auf Anger und Haide oder unter der Dorflinde sich am Reihentanz zu verlustiren pflegten. Die Entartung der Bauerntänze machte sich aber schon um diese Zeit in der Einführung der höfischen Tänze geltend. Neidhart schildert uns solchen Stubentanz:

Rûmet ûcz die schaemel und die stüele!
heicz die schragen
vürder tragen!
hiute sul wir tanzens werden müeder.
Werfet ûf die stuben, so ist ecz küele,
dacz der wint
an diu kint
sanfte waeje durch diu übermüeder.

Sô die voretanzer danne swîgen,
sô sult ir alle sîn gebeten,
dacz wir treten
aber ein hovetänzel nâch der gîgen.

Dabei wurde die Tanzlust geregelt und gezügelt. Die Herrschaften hatten das Tanzen zu regeln, die Vögte und Amtleute alle Zerwürfnisse dabei zu verhüten. Namentlich galt dies von den Schnittertänzen. So sollten die Junker von Lindscheid bei Langenschwalbach „ein pfeiffer haben, der den schnittern pfeiffe, vnd wann die sonne noch baums hoch stehet, so sollen sie dantzen, bis es nacht wird". In St. Peter hatte ein luttpriester das recht, „das er mag verbieten zu tanczen und wenn er's verbüt, welche den tanzend, es seien frawen oder man, bessert jede person 3 β pfennige." Von Lauterbach im Hessischen wird berichtet, daß „bei menschen gedächtnus in der statt und der centh nach eintretung des advents kein spielleuth oder spielwerk sich hören lassen dörfen, viel weniger tanz gewesen oder zugegeben worden, bis so lang dieses gericht (auf dreikönigen) erst gehalten und die möller darauf zuvor getanzet haben."

Auch an den theatralischen Darstellungen nahm die Frauenwelt regen Antheil. Zwar sehen wir keine Frauenspersonen auf der Bühne auftreten, dazu war das Mittelalter zu decent. Schon das Verkleiden der Frauenspersonen ward ungern gesehen, ein Weib gar in Mannskleidern als Greuel betrachtet. Es war altgermanischer Glaube, Männerkleidung begabe das Weib mit der Macht der Weissagung, den Mann umgekehrt die Weiberkleidung. So sagt der h. Pirmin (743): „Männer dürfen sich nicht in Weiber, und Weiber nicht in Männer verkleiden an den ersten Tagen des Monats oder bei andern Spielen." Als Gudrun mit Hiltburg am Meere waschen mußte, wies sie Herwigs und Ortwin's Mäntel zurück, trotzdem sie vor Kälte zitterte:

Do bidemten vor der kelte diu schoenen meidin.
do sprach der vürste Herwic „möhte daz gesin,
daz ez iuch minniclichen diuhte nicht ein schande,
obe ir edelen meide unser mentel trüeget uf dem sande?"
do sprach diu Hildentohter „got laze iu saelic sin
iuwer beider mentel; an dem libe min
suln niemer iemens ougen gesehen mannes kleider."

In dem Beichtbüchlein des Frankfurter Capellans Johann Wolff (1478) heißt es: „Han ich mit den cleydern falsch gezugnisse gegeben in dem, das ich mich verstellet han an der fastnacht? Han ich mich gefelschet mit ferben myne antlitze?" In den Giessener Beichtfragen wird ähnlich inquirirt: „Hastu frouwenkleider angehat oder die Jungfrouwe mannes kleyder?"

Dagegen hatten die Mysterienspiele, mochten sie sich noch im Rahmen des kirchlichen Cultus bewegen, oder aus demselben heraustretend auf Kirchhöfen und Marktplätzen ihre Scene aufgeschlagen haben, eine tiefe pädagogische und sociale Bedeutung. Einfaches Spiel, treuer Anschluß an den Bibeltext, Declamation, abwechselnd mit Gesang, waren die Kennzeichen dieser theatralischen Darstellungen, die der kirchlichen Dramaturgik allzeit zu eigen blieben. Es sind ganz genau dieselben pädagogischen Motive, welche im sechszehnten Jahrhundert den h. Philippus Neri bewogen, mit Hülfe berühmter Tonkünstler wie Giovanni Animuccia und Palaestrina die Erbauungsstunden mit Musikpiecen über biblischen Text zu halten, welche den Ursprung der Oratorien bildeten. Die Dramaturgie im kirchlichen Vereinsleben würde viel gewinnen, wenn sie zu diesen alterprobten Grundsätzen zurückkehrte.

Ohne die dramatischen Gesetze der klassischen Schule zu kennen, machten diese Spiele auf das Volk einen tiefen Eindruck. Wenn schon ein Mann wie Landgraf Friedrich von Meißen von einer Darstellung der „weisen und thörichten Jungfrauen" so erschüttert wurde, daß er über das Walten der göttlichen Gerechtigkeit von der leidenschaftlichsten Aufregung ergriffen und vom Schlage gerührt wurde, wie tief müssen dann diese Spiele auf das niedere Volk, das oft tagelang ihnen zuschaute, eingewirkt haben, und Theologen wie Thomas von Aquin hatten allen Grund, für die Erlaubtheit solcher Spiele ein gewichtiges Wort einzulegen. Der Gedanke, der im alten Hellas nur einem einzigen Staatsmanne aufstieg, die Bühne zu einer Bildungsanstalt für die untern Volksklassen zu verwenden, ist im Mittelalter von der Kirche in umfassendster Weise und erfolgreich ausgeführt worden. Von der h. Wilburg, der Recluse von St. Florian (1289), wird erzählt, sie habe, da sie dem Osterspiel im Stifte nicht habe beiwohnen können, solchen Schmerz empfunden, daß sie Gott um eine besondere Gnade als Entschädigung gebeten habe. Noch der h. Franz von Sales wandte dieses pastorale Mittel an. Um die Bewohner von Annemasse zu gewinnen, ließ er 1597 durch seinen Vetter, den Canonicus von Sales und seinen Bruder Ludwig die Geschichte vom Opfer Abrahams in der Weise der Mysterien bearbeiten und trat bei der Aufführung selbst in der Rolle Gott des Vaters auf.

Wenn der Mensch so lange glücklich ist, als er noch imaginiren, noch den goldenen Träumen und Gebilden der Phantasie nachhängen kann, dann war die jugendliche Arbeiterin des Mittelalters recht glücklich. Ein Leben, und war es auch noch so ärmlich und unfrei, welches mit so reicher Poesie durchwoben war, war kein Proletarierleben.

Sechstes Capitel.

Die kirchliche Erziehung.

Der häuslichen Erziehung kam die religiöse Unterweisung durch die Organe der Kirche zu Hülfe. Knaben und Mädchen wurden gewöhnlich im siebenten Jahre zur Beichte geführt. So berichtet uns von der seligen Dorothea von Montau († 1394) ihr pomesanischer Biograph, daß sie „von dem sibenden jare irs alders ilete czur bichte.“ Schon die Synode von Lüttich (723) rechnete die Jahre der Unterscheidung, womit die religiöse Erziehung begann, mit dem siebenten Jahre, und einhellig waren die Prediger in der Ermahnung zu einem regelmäßigen Empfange des Bußsacramentes. „Vil liebin,“ so heißt es in einer zwischen 1172 und 1200 aufgezeichneten Predigt, „nv gant gerne ze bihte, div bihte ist daz jungiste vnde daz hereste lachentvom (Heilmittel) der svndon.“ Ebenso heißt es im zwölften Jahrhundert, daß es „unmugelich sie, daz jemen dem almahtigen got wol muge gevallen ane den rehten gelouben unde ane die heiligen pihte unde ane den heiligen paternoster.“ Wie eingehend die Kirche sich um die Erforschung des Gewissens der Einzelnen bemühte, mit welcher Sach- und Charakterkenntniß sie das Beichtinstitut benutzte, um die rauhen Germanenstämme an ein sittliches Leben zu gewöhnen und in den Geist einer höhern Cultur einzuführen, wie staunenswerth die Kirche ihre civilisatorische Aufgabe zu erfassen wußte, davon legen die Poenitentialbücher der Vorzeit beredtes Zeugniß ab. Auch Johannes Gerson, der große Kanzler und Kinderfreund († 1429), welcher vier Mittel der christlichen Erziehung kennt, die öffentliche Predigt, die seelsorgerische Ermahnung, die Zucht des Unterrichtes und die Beichte, nennt die letztere die wirksamste Führerin zu Christus. Mit welch' kindlicher Naivetät man sich der Kinderbeichte annahm, zeigt uns das von Johannes Pauli erzählte, allerdings nicht wiederzugebende Anekdötchen von dem „Döchterlin, das in das bet brünßlet“. Wie die fromme Christin zu beichten pflegte, geht aus den Sündenbekenntnissen Dorothea's von Montau hervor, die ihr Seelenführer aufgezeichnet hat: „Ich gebe mich schuldig, das ich myne hende dicke geczyret habe mit syngerlyn vnd hanczken vnd doran nicht gedocht han, das myne lyben hern syne hende dorchgraben worden mit stumpen nageln vnd ym dorvanne nicht volkomlich gedanket habe vnd och dorch synen willen dese czyrungen gelosen hette. Item das ich mich eytelich gefroyet cruczewis an deme reygen vnd das nicht bedocht habe, das myn lyber herre leit an deme crucze groſe smoheit,

das ich das reyen dorch synen willen gelosen hette. Item das ich meyne seyte habe geczyret mit schonem gesmyde vnd das nicht zu herczen genomen habe, das myne lyben here eyn scharf sper gyng dorch syne heiligen seyten. Item das ich meynen hals bespenget habe vnd doran nicht gedocht habe, das myn lyber herre an synen heiligen hals wart geslagen, das ich dis dorvanne volkomlich gelossen hette u. s. w."

Nach der Synode von Münster 1279 durften die Weiber nur mit verhülltem Haupt und mit bedecktem Halse den Beichtstuhl betreten. Aehnlich forderte auch noch Carl Borromäus in seinen Instructionen ein Kopftuch von Leinwand, Tuch oder dunkelfarbiger Seide für die beichtenden Weiber. Johannes Pauli eifert gegen die Gewohnheit, die Sünden auf ein „gedächtnißbrieflein" zu schreiben, das oft so groß als ein Buch war, „als die nunnen, so sie ganze beicht thün. Das sol nit sein."

Schwankend war die Praxis mit Bezug auf den Zeitpunkt des Empfanges der ersten h. Communion. Im Weisthum von Schillingen (1549) ist die Rede von „jungen Knaben von 13 oder 14 jaren, so zu dem h. sacrament gegangen", wie es im Nußdorfer Weisthum (1508) heißt: „all jung knaben, die zu dem sacrament sind gangen, sollen schweren der gemein eid." Dorothea von Montau war zehn Jahre alt, als sie zum ersten Mal den Leib des Herrn empfangen durfte, und erhielt bis zum vierzehnten Jahre die Erlaubniß, zweimal jährlich zu communiciren. Stephan Lanzkrana von Wien († 1477) schreibt in seiner „Himmelsstraß": „So die kinder anhebend vernunft gehaben, daß sie mügen underweist werden und in etlichermaß begreiffen oder gelauben, das under der gestalte des brots Christus der her ist mit seinem h. leichnam, und mugen bracht werden zu etlicher andacht, ob sy halt gar klein ist, so mugen sy gotes leichnam nemen. Auch ee denn sy zu rechtem alter kommen als jar 10 oder 11 jar oder dobei."

Dieser Gebrauch mag mit dem nach germanischem Rechte mit zwölf Jahren sich vollziehenden Eintritt der Mädchen in die Mündigkeit zusammenhängen: „So diu jungfrawe kumpt ze zwelf jaren, so ist sie zu iren tagen kumen," sagt das schwäbische Landrecht in Uebereinstimmung mit altfränkischer und longobardischer Gewohnheit.

Die Kirche schärfte stets sittliche Reinheit als Vorbedingung zum würdigen Empfange des Sacramentes ein und wirkte dadurch mächtig auf das sittliche Leben des Volkes ein. „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen," heißt es in einer Beichtformel, „daß ich das Heilige mit unreinem Leibe berührt und empfangen habe, daz ich so gireinit nit was, so se got habet gibodan". Dabei empfing man um diese Zeit, wie das Concil von Aachen 836 vorschrieb, alle Sonntage den Leib des Herrn. Ebenso streng suchte man aber auch den Mißbrauch des h. Sacramentes

zu verhüten, namentlich dem allzuhäufigen Communiciren des weiblichen Geschlechtes begegnete man mit Mißtrauen. „Ihr Weiber aus dem Weltstande," rief nach der Erzählung des Mönchs von Heisterbach ein Brüsseler Priester einer gewissen Halewigis zu, „ihr wollt immer communiciren, das ist nicht erlaubt." Auch Albertus Magnus spricht über das tägliche Communiciren der Frauleute einen scharfen Tadel aus.

Ueber den Kirchenbesuch wurde sorgfältig gewacht. Die Frauen hatten zuweilen besondere Theile der Kirche inne, so das nördliche Schiff. Doch war dies nicht allgemein der Fall; so tadelt Bruder Berthold das Vordrängen der Frauen bei festlichen Gelegenheiten: „Es ist gar ein schädlich Ding, ihr Frauen, daß ihr immer euch hinzudrängt, wo man Gott dient. Die Frauen stunden, ganz besonders im alten Testamente, daß sie andere Männer nicht sahen, wann man Gott diente... So sprechen sie nun in der Kirche, als ob es auf einem Jahrmarkte wäre, von einem hin zum andern, und prahlen und erzählen, was jeglicher gesehen habe, und ihrer einer stört leicht sechs oder acht oder zehn, die gar gerne schwiegen. Ihr Frauen, ihr lasset euern Mund nimmer stehen mit unnützem Gespräche. So sagt die der andern von ihrer Magd, sie schlafe gerne und wirke ungerne, die von ihrem Manne, die von ihren Kindern, das sei mühselig, das nehme nicht zu. Welchem Teufel klagst du das in der Kirche?" Mit diesem hartnäckigen Uebel des Schwätzens in dem Gotteshause hat die Kirche zu allen Zeiten kämpfen müssen. Ein Salzburger Synodalbeschluß von 799 verbot in den Kirchen zu plappern und spazieren zu gehen. Ebenso untersagte das Concil von Seligenstadt 1092 die „übelen Plaudereien in den Kirchen und deren Vorhöfen". Es wundert uns nicht, wenn nach der Anekdote des Caesarius von Heisterbach ein frommer Pilgersmann zu den Edeln aus der Umgegend von Königswinter sprach: „Ihr Herren, zum Beten ging ich in diese Kirche, aber weiß der Henker, ich hörte um mich ein solches Geräusch und Gesumme von Weiberstimmen, daß ich nicht beten konnte." Launig geißelt der Heisterbacher Mönch die Schlafsucht der Kirchenbesucher. Teufelchen in Gestalt von Katzen und Schlangen kriechen über Rücken und Antlitz der Schlaftrunkenen oder lesen in Gestalt von grunzenden Schweinchen die aus ihrem Munde gefallenen fruchtlosen Schoten auf, womit er die gedankenlos gesprochenen Gebete vergleicht.

Die Klage über die Unruhe in den mittelalterlichen Kirchen ist verständlich, da die Kirchhöfe die Mittelpunkte des Marktverkehrs und der öffentlichen Lustbarkeiten waren; aber es wäre ungerechtfertigt, daraus einen allgemeinen Schluß auf die kirchliche Andacht zu ziehen. Der Kirchenbesuch war im Allgemeinen ein erbaulicher. Auf dem Wege zur Kirche zu schwätzen galt schon für eine Sünde. So beichtet Dorothea

von Montau: „Item gebe ich mich schuldig, ab mir ymant in der kirchen adir of deme kirchhoffe adir kirchwege czu gesprochen hot, deme ich one not endelich geantwort habe, adir mit im gereet habe, do mete ich mich vnfruchtsam gemacht habe, wen ich wol fruchtsam geweest wer vnd hette wol mocht mit myme allerlybesten herze alleyne reden vnd czu ym mich keren." Im „Licht der Seele" (Lübeck, 1484) heißt es: „Hefstu in der kerken edder upp deme kerkhoue upp unde nedder gheganghen edder stille gestan und hefft gesproken van wertlicken unnutten saken?"

Den größten Werth legte man auf den künstlerischen Schmuck der Gotteshäuser und sah darin mit häufig ausgesprochener Absicht ein wesentliches Bildungsmittel des Volkes. Hierin bewahrheitete sich am mittelalterlichen Leben jenes Lob, welches Cicero einst den Römern glaubte spenden zu dürfen: Odit populus privatam luxuriam, publicam magnificentiam diligit. Die mittelalterliche Kirchenmalerei ersetzte eine Volksliteratur, aus ihren Schöpfungen las das Volk, was es aus dem geschriebenen Wort nicht lesen konnte. So sagt die Synode von Lüttich 723: „Nichts soll in den Kirchen angetroffen werden, was die Augen der Eintretenden von dem Gebete abziehen kann, so auch nichts vorwitziges, sondern alles und jedes soll dahin zielen, Feuer in das Herz des Gläubigen, der Gott anbeten und bitten will, zu senden." In dem neubekehrten Preußenlande legte man, wie es 1249 heißt, auf den Schmuck der Gotteshäuser darum ein größeres Gewicht, um gegenüber dem altheidnischen Waldcultus durch ihre Schönheit eine Anziehungskraft auf die Neubekehrten auszuüben. „Wande der livte ist vil," heißt es in einer Predigt des vierzehnten Jahrhunderts, „die der scrift nicht konnen, div an den buochen ist geschriben, darvmbe het inen got ein andir scrift gegeben, da sv an svn lernen, wie siv nach himelrich svn werben. Div scrift daz ist dv gemelze in der kilchen."

Die Verwendung von weiblichen Stimmen zum liturgischen Choralgesange war dem Mittelalter fremd. Bonifaz hatte schon in seinen Statuten erklärt, es sei nicht erlaubt, in der Kirche Reigentänze der Weltlichen oder Gesänge der Mädchen zu halten. Es sind darunter offenbar weltliche Cantilenen verstanden. Dagegen wird sich auch die weibliche Jugend an dem kirchlichen Volksgesange rege betheiligt haben. In den Synodalstatuten von Salzburg 799 heißt es: „Das ganze Volk soll anständig, mit Erbauung und Andacht, ohne Kleiderpracht, nicht in einem lustigen Gesang oder weltlichen Spiel mit der Procession gehen; es soll lernen Kyrie eleyson singen, und dies nicht so unordentlich wie bisher, sondern besser." Ein sehr begreiflicher Wunsch, wenn wir im Berichte des Johannes Diaconus von den „rohen, brüllenden, unbiegsamen Stimmen und heisern Kehlen der Deutschen" lesen, deren „abscheuerregenden Gesänge

dem Gepolter eines von der Höhe herabstürzenden Lastwagens glichen." Es waren kurze Grüße und Ausrufungen, die jedesmal mit dem Rufe „Kyrie eleyson" schlossen. „Wänt ihr Herschaft," sagt Bruder Berthold, „daz der kyrleise durch gestüppe erdâht si, der dâ sprichet:

Nu biten wir den Heiligen geist
umbe den rechten glauben allermeist,
daz er uns behüte an unserem ende
sô wir heim suln varn uz diesen elende.
Kyrie eleison.

Ez ist gar ein nüz sanc, ir sult es immer dester gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andâht unde mit inigen herczen hin ze gote singen unde rufen. Ez war gar ein gut funt unde ein nützer funt, unde ez war ein wiser man der daz selbe liet von êrste vant." Als der h. Bernhard 1146 in Deutschland das Kreuz predigte, rief das Volk bei jedem Wunder, das der Heilige wirkte und ließ seine Stimme zum Lobe Gottes durch die Wolken erschallen:

Christ uns genâde,
Kyrie eleison,
Die Heiligen alle helfen uns,

und Bernhard's Reisebegleiter schrieben an den Bischof Hermann von Constanz: „Am meisten bedauerten wir jedoch, als wir die deutschen Gegenden verlassen hatten, daß euer „Christ uns genâde" aufhörte und Niemand war, der zu Gott gesungen hätte. Denn das romanische Volk hat keine eigenen Lieder nach Art eurer Landsleute." Das kirchliche Volkslied entwickelte sich rasch und günstig. In kräftigen Tönen entfalteten sich die Leiche, wie der Osterleich „Christ ist erstanden", und die mystischen Nachtigallen der Frauenklöster sangen, wetteifernd mit dem weltlichen Minnegesang, die schmelzenden Lieder von der Gottesminne, die auch unter die weltliche Frauenwelt drangen.

In der religiösen Volkserziehung nahm der Kanzelvortrag natürlich eine der ersten Stellen ein. Es war selbstverständlich eine Dummheit, wenn von Forschern als eine feststehende Thatsache angenommen ward, das Volk sei im frühen Mittelalter von seinen Kanzelrednern lateinisch angepredigt worden. Lateinisch concipirte Predigtentwürfe, an Klostergeistliche gerichtete Kanzelvorträge waren der Grund, woraufhin man dreistweg behauptete, der deutsche Prediger des Mittelalters habe sich auch in seinen an Bauer und Bürger gerichteten Ermahnungen der lateinischen Sprache bedient. Dieser Wahn ist gründlich zerstört worden, und aus den verschiedenen Jahrhunderten liegen uns manche, meist von frommen Zuhörerinnen nachgeschriebene Predigten vor. Wenn ältere Synoden bei den Angelsachsen wie bei den Galliern und Deutschen darauf dringen,

daß ein jeder Priester an den Sonn- und Feiertagen dem Volke das Evangelium in seiner Landessprache verkündige, so richtet sich dieses Gebot nicht etwa gegen lateinische Predigten, sondern gegen die Nachlässigkeit, sich mit dem liturgischen Verkündigen des lateinischen Evangelientextes zu begnügen, und enthält also nur eine Anempfehlung des Kanzelvortrags überhaupt. Auf den Besuch der Predigt wie des ganzen Gottesdienstes wurde mit Strenge gehalten. Wer in Hemmendorf, Niedersachsen, die Predigt versäumte, mußte ein Pfund Wachs bezahlen. Im „Spiegel des Sünders" wird gefragt: „Hastu an dem feiertag in deinem hauß knaben oder maegt gehabt und die nit zu der kirchen gefürt, so sy manbar worden seind, das ist das maegetlein bey zwelff und den knaben bei viertzehen jaren, also das sy nit eyn gantz meß und predig gehoert haben?" Stephan von Landskrana († 1477) sagt in seiner „Himmelsstraß": „Ein yeder mensch, der zuo seinen beschaiden jaren kommen ist, ist am suntag oder an andern hoechzeitlichen tagen schuldig und punden, daz er hoere ein gancze meß, also daz er vor dem segen des briesters nit dauon gee". „Item so sol", heißt es in der Landesordnung des Conrad von Erlichshausen 1450, „eyn ydermann seyn gesynde czu deme glouben und kirchgang und prediget mit allem vleyse halden, so das sy ir paternoster vnd gelouben wol kunnen".

Volksthümlich gab sich die Predigt zu allen Zeiten. Schon zu Notker's Zeit nannten sich die Priester Volkspriester, Leutpriester, und wenn sie im achten Jahrhundert ihre Zuhörer mit den Worten „meine lieben Kinder" (chindili miniu, chindo liopostun) anredeten, so tritt darin das väterlich unterweisende Verhältniß, in welchem sich die Priester bei ihren Predigten zu ihren Zuhörern dachten, schon klar zu Tage. Die ältere Predigtweise war schlicht und einfach dem Bibelworte angepaßt, dessen Wort- oder mystischen Sinn sie zu erklären suchte. Schwunghaft, begeisterungerweckend ward sie zuerst durch die Kreuzpredigt. In der Folgezeit traten Volksprediger auf, welche für das sociale Leben eine phänomenale Bedeutung hatten. Ich erinnere an den h. Bernhard von Clairveaux, an Fulco von Neuilly (seit 1196), dem nach seinen Predigten das Volk hülfeflehend zu Füßen stürzte; an Johann von Vincenza, der einst an den Ufern der Etsch vor 400,000 Menschen über die Worte „Meinen Frieden lasse ich euch" mit solchem Eindruck predigte, daß sich allgemein ein lautes Weinen erhob, und solche, die sich gehaßt, als Ausgesöhnte sich umarmten; an Bruder Richard von Paris, an Vincenz Ferrer und namentlich an unsern deutschen Bruder Berthold von Regensburg. Welch eine Aufregung, welch' freudige Sehnsucht ging durch Stadt und Land, wenn Bruder Berthold an die Thore der rheinischen Städte klopfte und auf freiem Platz zu predigen begehrte. Ihm sprach es zu Herz und Sinn,

wenn sein Predigtstuhl unter offenem Himmel stand, wo die Sonne schien, und die Luft frisch über das grüne Land hinstrich und Bäume und Gewässer in das Wort des Predigers rauschten, und gern lenkte er Herz und Sinn auf diese lebendige, stets gegenwärtige Offenbarung Gottes. So tief wie Bruder Berthold hat wohl kein Deutscher in das sittlich-sociale Leben seines Volkes geblickt, und wie eng verwachsen er auch mit dem Leben der untern Volksklassen erscheint, mit kräftigem Schwunge wußte er sie zu der edelsten Weltanschauung emporzuheben. Ich glaube zum Beispiel nicht, daß unsere heutige Volksschule die Kunst besitzt, welche Berthold besaß, seine Zuhörer an die Betrachtung der Natur zu gewöhnen. Auch flocht er gerne eine Erzählung in seine Predigt ein: „daran wil ich ju ein Maerlein sagen, daz behaltet ir vil lihte danne die predige alle samt.“ Aehnlich erzählt Caesarius von Heisterbach, als Abt Gevard bei der Predigt bemerkte, daß seine Zuhörer schliefen, verstärkte er plötzlich seine Stimme und begann: „Horcht auf, eine ganz neue und merkwürdige Geschichte: Es war einmal ein König und der hieß Artus.“ Als Alle aufhorchten, fuhr er fort: „So, wenn ich von Gott rede, schlaft ihr, aber sobald ich dummes Zeug einflechte, dann spitzt ihr die Ohren.“

Ein wichtiges Erziehungsmittel war die Wallfahrt. Auf die eminent religiöse Bedeutung dieser Züge nach bevorzugten Gnadenorten haben wir hier nicht einzugehen, uns beschäftigt sie um ihrer Bedeutung für das Volksleben willen. Mit der Pilgrimasie genügte man einem Bedürfniß, dessen Erfüllung dem arbeitenden Volke ebenso noth thut als Luft und Speise, Wärme und Trank. Eine Unterbrechung der stabilen Arbeit, eine zeitweilige Raum- und Luftveränderung ist für den Arbeiter, die Arbeiterin körperlich und geistig eben so nöthig wie für die besser situirten Stände, und die Gentry, welche dieses Bedürfniß auf anderm Wege befriedigt, handelt thöricht, wenn sie auf die Pilgerfahrten des Volkes mißbilligend hinschaut.

Auch im Mittelalter gab es der Stimmen manche, die sich gegen die Ungebühr bei den Wallfahrten erhoben. Caesarius von Heisterbach meint, viele würden nach den Pilgrimasien noch schlimmer und fielen noch tiefer in die alten Laster zurück. Berthold von Regensburg spricht sich mehrmals scharf gegen das Wallfahren der Frauen aus: „Wallfahrten fahren soll Niemand thun als die Männer, die Frau soll nirgend hin fahren, als wo sie zu Nacht wieder heim kann kommen, oder wo sie übernachtet, daß sie da so sicher ist als in ihrem Hause oder in ihrer Kammer. Wo sie des Nachts nicht daheim ist, da soll sie nicht hingehen. Frauen sollen daheim büßen, Männer sollen ausfahren, Frauen sollen daheim sitzen und spinnen.“ So heißt es in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts: „Es ist vil menschen, so si getriben werdent oder gemant von got, so wend si alliu ding uß würken mit vßwendiger vebunge

vnd gand ze Rome vnd ze Auiun oder gegen Yherusalem. Vnd dieselben gnade, die inen got geben hat, die verzettelnt si vmb die ziune vnd dasselbe liplich guot, das sie hand, das vertuond sie ovch, vnd die liplichen craft, die sie hand, die verzeerend si, vnd so si her wider koment, so sint si zemale vnsinnig vnd raskopf. Giengest du aber in dich selber, do das rich gottes in warheit ist, do fundest du Auiun vnd Rom vnd ablas aller schulde vnd das jubiljar froelicher denne es alliu diu heilig kristenheit von ane rang der welt vntz an das ande der welt iemer vinden muge in vßwendigen werken".

Trotz dieser allerdings nur theilweise zutreffenden Einwendungen, trotz der vielfach damit verbundenen Mißbräuche, bleiben die Wallfahrten eine der interessantesten Seiten des mittelalterlichen Culturlebens.

Hut und Mantel mit Muscheln bedeckt, zog man mit denselben Pilgergesängen, unter denen heute das gläubige Volk zu den marianischen Gnadenorten auszieht, mit demselben Rhythmus, wie wir ihn schon im vierzehnten Jahrhundert finden:

In gotes namen fara wir,
seyner genaden gara wir,
Nw helff vns die gotes crafft
vnd das heylig grab,
da got selber ynne lag,
Kyrie leys.
Fronleichen fara wir,
nu hilff vns, edle maria, zw dir.
fronleichen unverczeit,
nun hilff vns, maria, reyne meyt.

nach Jerusalem, nach St. Jacob von Compostella, nach Aachen, Trier, nach St. Michael in der Normandie, nach St. Reine in der Bourgogne, nach Notredame du Puy in Languedoc. Wie uns das von Caesarius von Heisterbach erzählte Beispiel Hildegunde's von Neuß beweist, unternahmen selbst Mädchen im zarten Alter Pilgerfahrten nach Jerusalem. Auch erinnere ich an die Wallfahrt Kölner Kinder nach St. Michael im fünfzehnten Jahrhundert. Unter den Pilgern, die selbst aus Oesterreich und Ungarn zu vielen Tausenden an den Aachener Heiligthumsfahrten sich betheiligten, befanden sich unterschiedslos Männer, Weiber und Mädchen, und zwar meist aus der ärmern Klasse. Zu zwei, drei zog man vom Heimathsdorf aus, bis der Pilgerzug durch die allmäligen Zuzüge in's Unzählbare anschwoll. In den Städten, welche an den traditionellen Pilgerstraßen lagen, bestanden Pilgerherbergen, und Stadtcasse und Privatwohlthätigkeit sorgten hinreichend für den Unterhalt der ärmern Pilger. In den Städten wurden ihnen die Heiligthümer gezeigt, gruppenweise

durchzogen sie, fromme Lieder in der Sprache ihrer Heimath singend, die Straßen, und blieben sie länger, dann bereitete man ihnen, wie den Wienern in Köln, einen fröhlichen Tanz. Fromme Pilgerinnen besuchten auch die Spitäler auf ihrem Durchzug, um die Kranken zu trösten und zu pflegen. So lernte Pilger und Pilgerin Land und Leute kennen, wurden vertraut mit den Gewohnheiten und Anschauungen anderer Länder, bewunderten, wie auf der Rheinfahrt, die Spuren Gottes in der Natur und kehrten frisch, neugestählt in ihre Heimath zurück. Die Lust zu weiten Wallfahrten war so groß, daß auch in den Weisthümern kleinerer Höfe Bestimmungen über die Zinserhebung im Falle der Abwesenheit der Zinsigen getroffen werden mußten. So heißt es in dem von Uettenheim (Unterelsaß): „Begebe es sich, das einer von den hubern on geverde ein heilgenvart dete, die vere were, als gen Rome, zu s. Jacob dem verrern oder jen oche, wan er dan zu dem meiger ein urlop genommen hat das zu tunde, so soll er nit meineidig erkannt werden.“ In dem Chemnitzer Stadtrecht aus dem 13. Jahrhundert ist der Gattin erlaubt, ihren Mann wohl zu hindern an einem Gottesweg gen Rom, zu St. Jacob gen Compostella, ausgenommen übers Meer allein als gen Jerusalem zum h. Grabe, diese Fahrt mag sie ihn nicht verwehren.

Ueber den Schutz, den die körperliche und geistige Wohlfahrt der arbeitenden Klasse in der Sonn- und Feiertagsheiligung fand, wachte die Kirche mit unnachsichtiger Strenge. In einer Beichtformel des achten Jahrhunderts heißt es: „Ich beichte Gott dem Allmächtigen, wann ich sündig bin, daß ich den h. Sonntag und andere heilige Tage nicht so gefeiert noch geehrt habe, so Gott es geboten hat und meine Schuld war.“ Karl der Große untersagte 789 die landwirthschaftlichen Arbeiten, sowie alle Kriegs-, Lebensmittel- und Leichenfuhren. Nach dem Alemannengesetze stand auf der Sonntagsarbeit des Gesindes Prügelstrafe, bei den Bajuvaren wurde im Wiederholungsfalle dem Contravenienten die rechte Hand abgehauen. „Die Tage des Herrn,“ sagt das Mainzer Concil von 813, „sollen mit aller Ehrfurcht beobachtet werden unter gänzlicher Enthaltung von knechtlicher Arbeit. An diesen Tagen soll nicht Markt oder Gericht gehalten werden.“ Schon in dem Verbot der opera servilia liegt der Beweis, daß es sich dabei um eine sociale Maßregel zum Schutz der dienenden Klasse handelt. Die Zeit der Sonntagsfeier ward verschieden berechnet, bald in der heutigen Weise, bald, wie auf dem Frankfurter Concil von 794, von Vesper zu Vesper. Auch Ratherius in seiner Encyclica sagt: „Lehret den Sonntag von dem einen Abend bis zum andern ohne knechtliche Arbeit halten.“ Außer den Sonntagen ward auch eine größere Zahl Festtage der Ruhe und der Gottesverehrung geweiht. So feierte man Weihnachten, Ostern, Pfingsten entweder die ganze Woche

oder wenigstens vier bis fünf Tage, mehrere Muttergottesfeste, wie Mariä Lichtmeß, Mariä Geburt, Verkündigung, Mariä Himmelfahrt und Empfängniß, ferner Epiphanie, die Rogationen, Christi Himmelfahrt, sämmtliche Apostletage, Johann Baptist, Laurentius, Martinus, Michael, Allerheiligen, Kirchweihe und die Diöcesanfeste. Mit unwesentlichen Verschiedenheiten war dies seit den Tagen des h. Bonifacius die geltende Festtagsordnung, welche bei der Naturalwirthschaft des frühen Mittelalters auch nationalökonomisch vollkommen berechtigt war. Die Hofweisthümer wie die Beichtbücher sind daher auch einig in der gleich strengen Einschärfung der Sonntagsfeier. „Hastu nach vesperzeit an den feierabenden oder an den feiertagen", heißt es im »Spiegel des Sünders«, „dein har gezwagen, geschorn, gebadet, dein antlitz gesalbet, gefärbt, dein har gestossen und desgleichs, das du frawen oder mannen mer an den heiligen tagen also wolgefieleſt? Hast du an den feiertagen mit deinen eehalten gerechnet oder arbeyter bestoelet und gedinget, gelt geayschet oder den arbeytern außgeben, es zimpt sich nit." Stephan Landskron sagt: „Desgleichen die an den veiertagen aber lassen oder die den menschen scheren, das hare abschneiden on notturft, und vil mer die da krenzle machen und pinden." In Mörfeld bei Darmstadt wurde, „wer sontags oder andre hohe Feste im feld oder sonsten öffentliche arbeit thäte, dardurch der gottesdienst versäumt und gemeind geärgert werden," an den Herrn gewiesen. Das Weisthum von Muttanz im Basel'schen sagt: „Ouch sollent alle die gebannen firtag halten, als der lutpriester gebuttet zu halten, es irre denn herrn not oder libs not oder gemeyn werck." Contravenienten mußten fünf Schillinge an den Kirchenbau zahlen. Wer in Sasbach am Sonn- oder Feiertag beim Holzhauen betroffen ward, war um Leib und Gut verfallen. Die Strafe für die Sonntagsentheiligung ist ein Motiv, welches uns namentlich in der ältern Legenden-Literatur häufig begegnet. Einem Bauern, der Ostern arbeiten will, bleibt das Beil an der Hand kleben. Der h. Sulpitius (629) heilt ihn. Als ein Weib zur Vesperzeit des Ostersamstages Garben bindet, krümmen sich ihr die Finger in die hohle Hand, und nur ein Gebet am Grabe des h. Genulfus gibt ihr den Gebrauch der Hand wieder. Ein Weib in Paris pflückt Wolle am Feste Mariä Geburt. Eine Nachbarin verweist es ihr. „War nicht Maria auch ein Weib, und hat sie nicht auch knechtliche Arbeit verrichtet," lautet die Antwort. Da wachsen ihr die Wollkämme an den Händen fest, und nur auf Vermittelung der h. Genovefa wird sie von ihrer Qual befreit. Als ein Mädchen, so erzählt Gregor von Tours, am Sonntag sich den Kopf putzen wollte, blieb ihr der Kamm an den Händen hängen und verursachte ihr durch den Stich der Zähne große Schmerzen. Auf ein Gebet hin, welches sie am Grabe des Bischofs Gregorius verrichtete, fiel der Kamm ab.

Siebentes Capitel.

Recht und Sittlichkeit.

Recht, Sittlichkeit und Religion ſtanden im engſten Zuſammenhang, und die rechtliche Stellung der Arbeiterin gründete tief in dem von der Religiöſität durchwehten Sittengeſetze. Das ſogenannte „Recht auf Arbeit" war in der germaniſchen Hofverfaſſung verwirklicht, und die Beſeitigung von Noth und Armuth erfaßte man im katholiſchen Mittelalter nicht als einen freiwilligen Act der chriſtlichen Liebe, ſondern als eine geſetzliche Pflicht. Um die Vorzeit völlig zu verſtehen, müſſen wir von der iſolirten Stellung, die dem Individuum im modernen Recht angewieſen iſt, gänzlich abſehen. Dies ſind Anſchauungen, die unſern Vorfahren unverſtändlich waren. Ihnen war das Beſtreben, nur dem Einzelnen zur Erreichung ſeiner rechtlichen und materiellen Wohlfahrt freie Bahn zu ſchaffen, dieſer Renaiſſance-Begriff der Freiheit des Individuums, ganz unbekannt, ſie hatten in ihrer Socialpolitik nur das Wohl der Geſammtheit im Auge.

Dieſe tief ſittlich-religiöſe Auffaſſung tritt auch in der Auffaſſung des gegenſeitigen Verhältniſſes von Arbeiterin und Herrſchaft zu Tage. „Treue" nannte die Vorzeit den Inbegriff dieſer wechſelſeitigen Pflichten, inhaltreicher als unſere moderne Sprache dieſes Wort erfaßt, und geißelte die Untreue als einen „Abfall von der heiligen Chriſtenheit". Hören wir darüber den trefflichen Bruder Berthold. „Nun ſeht," ſo ruft er aus, „wie viele Tauſende durch dieſe Sünde zur Hölle fahren! Diener und Tagwerker, die dienen mit Untreue und mit großem Unrecht. Wenn es der Meiſter ſieht, wirken ſie die Arbeit gar emſig, aber wenn er ſie nicht mehr ſieht und den Rücken kehrt und nicht mehr Acht gibt, da wirken ihrer zwei oder drei etwan in einem Tag ein Tagwerk kaum. Daſſelbe thun Knechte und Mägde. Wenn die Katze auskommt, ſo herrſchen die Mäuſe. Wenn ihr Herrſchaften ausgeht, ſo erhebt ſich große Ungezogenheit und Ringen und Scherzen unter euern Dienſtboten; wenn die Herrſchaft dann wiederkommt, ſo iſt die Arbeit ungethan, und ſind leicht zwei oder drei Schaden geſchehen, die ſie wohl hätten verhüten ſollen. Du dienſt mit Untreue, darum wird dir nimmer Rath. Du ungetreuer Ehehalt; du heißeſt doch darum ein Ehehalt, daß du deine Ehe (deinen Vertrag) halten ſollſt mit Treue und für deine Herrſchaft mit Treue acht haben ſollſt auf alles, was dir von ihr empfohlen iſt in Haus oder Hof; darum gedenkt man in der Kirche deren, die daheim getreulich hüten."

„Du Diebin, die da Wolle spinnt! du stiehlst ein wenig davon und machst das Garn dann feucht, daß es schwer sei auf der Wage, du bist ungetreu; und mußt mit Armuth hin zur Hölle, daß dein nimmer Rath wird. Und du Schnitterin, die das Korn vom Felde schneidet, du alte Diebin, du hast ein junges Dieblin nach dir gehen und drückst ihm eine Hand voll nach der andern wieder in die Halme. Das ist alles Untreue und ihrer aller Seele wird nimmer Rath, die solche Dinge üben.“ Ebenso streng schärft der Franciscanerbruder aber auch den Herrschaften ihre Pflichten ein. „Ihr sollt ihnen auch genug zu essen geben; wenn ihr Werkleute habt und Diener und Dienerinnen, die euch das Jahr durch dienen, denen sollt ihr große Schüsseln vorsetzen und darauf genug legen und nicht einen Knochen darauf legen. Denn du siehst gar gerne, daß sie dir stark arbeiten, darum sollst du ihnen auch genug zu essen geben. Du setzest ihnen ein Schüsselein vor wie eine Katzenschüssel; gib das dir oder deinen Kindern oder deiner Katze. Du hörtest vordem gar gerne, daß ich sie ermahnte, sie sollten dir treu sein und verlässig, und daß ich sie dir getreulich zu arbeiten hieß; so sollst du nun das auch gerne hören und merken, und sollst es auch mit Werken vollbringen und sollst ihnen genug zu essen geben. Du sprichst: Eßt recht. Damit meinst du aber nicht, daß sie recht und genug essen, sondern daß sie bald vom Tische gehen, und daß sie dir desto mehr Brod und Speise auf dem Tische liegen lassen, und daß sie desto eher an die Arbeit kommen. Willst du, daß sie stark arbeiten, so sollst du sie auch in Muße essen lassen, bis sie genug haben. Und wenn es dir gedienet das Jahr aus, so sollst du ihm seinen Lohn geben desselben Tages, da es von dir geht, und sollst ihm immer etwas mehr geben, als du ihm verheißen hast.“ Namentlich aber legte man Werth darauf, christlich frommes Gesinde zu dingen und es in der Uebung der christlichen Frömmigkeit zu erhalten. „Du sollst reines Gesinde haben“, sagt Berthold in seiner Predigt von der Ehe, „so weit du es behüten kannst; nicht Näscher noch Näscherinnen, nicht Spieler noch Nachtschwärmer.“ „Kein ungotsforchtigen erhalten soltu nit halten“, heißt es im »Spiegel des Sünders«, „wider got von deiner zeitlichen arbeyt und narung; wann tuostu das, das du sy also wider got enthalteſt, so halteſt du auff den veind gotes und erzeygeſt dich eynen veind gotes, als dem die sünde, die ungehorsame, sein leiplich narung und bauchfülle, die dir dein erhalt gewint, liber dan got ist; davuor wisse dich zu hüten.“ Ferner: „Du oeberer oder herre deyner unterthon, vatter und muoter ihrer kinder, du meisterschaft deiner erhalten, höreſt du sollichs und wereſt es nit, das deinem naechsten von den deinen seine ere wirt abgeschnitten, du sündeſt daran toetlich.“ Recht sinnig schreibt Stephan Landskron die Gestaltung des häuslichen religiösen Lebens vor. Er wünscht in seiner

»Himmelsstraße«, daß der Hausvater „nach essens des ersten mit seinem voelcklin (Gesinde) ging zuo einer predig, darnach saß er daheim mit seiner haußfrauwen und mit seinen kindern und mit seinem voelcklin und fraget sy, was sy in der predig gemercket hetten und sagt, was er het gemerckt, verhoeret sy auch, ob sy die zehen gebott künnen und verstuenden, die siben todsünd, den paternoster und den glauben, und lernet sy und ließ im darzuo ein trünckle bringen und ein guottes liedlin von got oder von unser liben frawen oder etwas von den lieben heiligen singen und wer also froelich in got mit seinem voelcklin, das wär eine guotte kurczweil."

Die einzige mir bekannte Ueberlieferung der Vorzeit, worin die Lage der Arbeiterinnen als eine gedrückte geschildert wird, ist die schon angedeutete Stelle aus Hartmann's „Iwein". Auf seinen Zügen gelangt der fahrende Ritter zu einer Burg; darinnen war ein großes, nicht besonders schön gebautes Haus, darin er wohl dreihundert Weberinnen sah. „Die armen heten ouch den sin, daz gnuoge worhten under in, swaz iemen wurken solde von siden und von golde. gnuoge worhten an der rame: der werc was aber âne schame. und die des niene kunden, die lâsen, disiu wunden, disiu blou, disiu dahs, disiu hachelte vlahs, diese spunnen, diese nâten; und wâren doch unberâten: in galt ir arbeit niht mê, wan daz in allen zîten wê von hunger und von durste was." Von der schmalen Kost sahen sie blaß und hager aus. Als Iwein sie frug, wie sie zu ihrer traurigen Lage gekommen, erwiderten sie, sie seien den beiden Riesen der Burg von dem Herrn ihrer Heimath als Lösgeld übersandt worden und müßten hier am Hungertuche nagen, um durch ihrer Hände Arbeit ihren Feinden große Schätze zu bereiten. Iwein besiegt die Riesen und befreit die armen Weberinnen. Wie schon aus dem Zusammenhang hervorgeht, wird diese Behandlung gerade als eine exceptionelle geschildert, und mögen die Erklärer des Iwein Recht haben, welche in der dürftigen Lage der Weberinnen etwas specifisch Keltisches erblicken und diesen Zug auf das Mabinogi, die keltische Quelle Hartmann's, zurückführen.

In der Blüthezeit des Mittelalters war die Trunksucht kein hervorstechender Zug des deutschen Culturlebens mehr. Zwar hatte schon Tacitus behauptet, die Germanen könnten am wenigsten den Durst ertragen und die im Capitulare von 789 erwähnten Weinlieder deuten an, daß auch die Frauenklöster von diesem Nationalgebrechen nicht frei waren. Aber mit Entschiedenheit hatte die Kirche den Kampf gegen dieses Laster aufgenommen. In den altdeutschen Bußbüchern wird mit ergreifender Wahrheit die Trunkenheit als ein Zustand geschildert, bei welchem das Bewußtsein gestört, die Zunge schwer, die Augen unstät werden, und Schwindel und Schmerzen folgen, und drei- bis sechsundzwanzigtägige Fasten und Enthaltsamkeit von Wein wurde den Fehlenden aufgelegt. Dieser

Kampf ist von der Kirche mit Erfolg geführt vorden. Es ist darauf hingewiesen worden, daß in der ganzen Literatur des dreizehnten Jahrhunderts nur ein einziges den Wein betreffendes Gedicht vorkommt, und es ist unzweifelhaft, daß die Trunksucht zurückgedrängt war. Bier, Meth, Wein und Obstwein wurden reichlich consumirt, doch bildeten sie, ohne Mittel zur Ausschweifung zu sein, einen Theil der alltäglichen Nahrung des gemeinen Volkes.

Auch der weiblichen Streitsucht suchte man zu begegnen. „Welliche frow die ander in zorngemmut hüvet, verfallt eim vogtherren ein Pfund Haller," sagt das Weisthum von Flaach im Zürich'schen. In Oberwinterthur mußten, „wenn zwo frouwen mittenandern zurnend vnd an andern schlagend", sie achtzehn Heller büßen. Zu Mühlheim im Thurgau wurde gewiesen: „Wan auch frauwen oder tochteren ainanderen fräffenlich bluetrüßig machendt, verfallen ein pfundt pfening, vnd ob sy einanderen vnerberlich mißhandeln, schmähen oder schelten mit worten, mögendt die herren stroffen nach größe der schuldt, es sige mit stayn tragen oder gelt bueßen, wie sy das erkennen." Wenn sich in Enkenbach bei Kaiserslautern „zwei weiber mit einander balgen, ropfen, schelten oder schlagen", so waren sie dem Herrn ein Malter Käse und der Gemeinde zehn Schillinge, in Hochstetten an der Alfenz ein halbes Malter Käse verfallen. In Enkering an der Altmühl mußte „welche frau, magd oder tochter der andern an ihr ehr freventlich redt und flucht, geben hundert eier, darzu strafbar sein mit dem stein gegen dem gericht und dem beleidigten abtrag thun, nachdem und die wort grob oder verletzlich seind". Im Oesterreichischen mußten „solche frauenbilder, so verpoten wort göben", den Pagstein tragen. Auch das Fluchen verfiel der Strafe. Eine Frauensperson, die in Muttenz „vngewonlich schwüre vnd gott darzu mengt, es were mit dem verch oder one das verch, oder dem andern das vallend übel oder barly wunste", mußte am folgenden Sonntag während der ganzen h. Messe oder bis zum Imbiß im Halseisen stehen. In Theilheim bei Würzburg wurde gewiesen: „Welche frau imand mit verdachten mut die ehren beschuldigt oder an die ehre redet, und das nit darbrecht, wie recht ist, die sol oeffentlich vor einer gemein den stein tragen; were aber ein solchs in einer gehe oder in einem zorn geschen, so sol sie jenes mensch, das sie also gescholten, vor vier oder funfen bitten vmb gotteswillen, das er ir vergeben will, und dazu 45 heller geben uf gnade."

Besondere Rücksicht wurde im Mittelalter auf die Kindbetterinnen genommen. Vom zinspflichtigen Manne, dessen Frau im Kindbett lag, durfte der Bote das jährliche Zinshuhn nicht nehmen, vielmehr mußte er „dem hun das hopt abbrechen vnd sol das hun hinder sich in das hus werffen vnd sol aim herren das hopt bringen vnd sol die frow das hun

essen". In Laufenburg war jedes Haus, worin eine Kindbetterin lag, von Gericht und Klage, von Wache, Tagwan und Steuer sechs Wochen lang befreit. Den Wöchnerinnen war auch das Spinnen verboten, daher noch der alte Ammenspruch: „Eine Wöchnerin, die spinnt, spinnt ihrem Kindlein Garn zum Strang." (Vergl. auch die Schrift des Jenenser Prof. P. Müller de iure praegnantium. Jena, 1744).

Auf die verheiratheten Frauen wurde in den Hofrechten überhaupt gebührende Rücksicht genommen. „Wan ein armer sein fronetag thut," heißt es im Ramspacher Weisthum, „da ist sein frawe schuldig, nachdem sie ire kinder daheim versorgt hat, zu fronen gleich irem manne; doch soll den frawen erlaubt sein, abents desto zeytlicher widder anheyms zu geen, damit sie ire kinder und viehe versorgen mogen." Hatte in Wiltingen ein Mann seine Frau mit Getreide zur Bannmühle geschickt, „vnd ihr noth thette, heym zu iren kindern zu gehen, so soll der müller dieselbige mühl zusperren, alsdan der frauwen den schlüssel geben; so möge die frauw zu ihrem hauß gehn vnd ihr nothdurfft vnd ihr kinder bestellen vnd dan wieder zu der mühlen kommen; ob darbinnen die mühl breche, solle der müller bezahlen sonder der frawen schaden". Im Weisthum des Kirchspiels Buch bei Castellaun heißt es: „Ob in dieser arbeit ein frawenperson were, so soll sie vollmacht haben binnen rugen und schlaffzeit der mitarbeiter ire kinder mit gepürlicher zeit zu versehen und alsdann widderumb kommen." Anders half man sich zu Walmünster: „Were sach, daß ein fraw die froin thete, so magh sie mit ir bringhen ihr kindt vnd ihr magt, die das kindt hüete; die sollen alles das genießen, alß andere fröner."

Achtes Capitel.

Die Blüthezeit der Frauenarbeit.

Es kam uns im Vorhergehenden darauf an, alle diejenigen Punkte der Frauenarbeitfrage, welche gegenwärtig Gegenstand der Controverse bilden, in ihrer frühmittelalterlichen Gestaltung zu prüfen, und so mißlich es auch ist, eine Vergangenheit, deren eigenartiges Culturleben ein Product der verschiedensten Factoren ist, mit der Gegenwart zu vergleichen, man wird zugeben müssen, die meisten Forderungen, welche Christenthum und Humanität gegenwärtig in der Frauenarbeitfrage zu stellen haben, waren unter der Hofverfassung erfüllt. Gewiß, aber das frühe Mittelalter stand auf der Stufe der Naturalwirthschaft, so wird man einwenden, und

konnte Rücksichten nehmen, die bei der intensivern Thätigkeit der modernen Capitalwirthschaft nicht zu nehmen sind. Diesen Einwand würden unsere Altvordern nicht haben gelten lassen, sie würden es nicht haben verstehen können, wie man Lebensfragen der Religion, Sittlichkeit und des socialen Wohlbefindens der Entwickelung der Productionsweise unterordnen könne, und aus diesem Grunde würde man die Capitalwirthschaft als „Gitigkeit" auf das schärfste verurtheilt haben.

Trotz aller Verschiedenheiten lassen sich aber doch zwischen ehedem und jetzt lehrreiche Parallelen ziehen. Auch unter der Hofverfassung nahm die Arbeiterin nicht jene häusliche Stellung ein, welche man in der Neuzeit als Ideal verehrt. Auf der karolingischen Villa war auch die Arbeiterfrau nicht jene treue Hüterin des Heerdes, die nur des Hauses waltet und den ermüdet von der Arbeit heimkehrenden Gatten mit eigenhändig zubereiteter Speise erfreut. Nein, wie die moderne Arbeiterin zur Fabrik, so ging die Hörige zum Frauengemach und die Fröhnerin zum Tagwan. Aber nun tritt sofort der Unterschied ein. Während das moderne Factorysystem nicht darnach fragt, wie die Befriedigung der häuslichen Bedürfnisse in Ermangelung der weiblichen Kräfte sich gestalte, und sich weiter nicht darum kümmert, begnügte sich die Hofverfassung nicht damit, die weibliche Arbeitskraft auszunützen, sondern sie schuf auf gesetzlichem Wege auch einen Ersatz für die dem häuslichen Leben entzogene Kraft. Sie nahm die Beschaffung und Zubereitung der Nahrung ihres Arbeitspersonals, die Verrichtung der übrigen häuslichen Geschäfte mit in ihren Arbeits-Organisationsplan auf, und während die Arbeiterin auf dem Genecium der Industrie oblag, wußte sie, daß alle diese Bedürfnisse des Lebens für sie und die Ihrigen unterdessen durch andere Kräfte befriedigt wurden. Sie kam nicht, wie unsere Fabrikarbeiterin, an einen kalten Heerd, sie brauchte nicht in der knappen arbeitsfreien Mittagsstunde den Ihrigen ein nothdürftiges Mahl herzurichten. Arbeitgeber und Arbeiterpersonal bildeten eine große Familie. Dadurch war auch der mittelalterliche Grundherr in einer günstigern Stellung als der moderne Fabrikherr. Beide ernähren vielleicht dieselbe Anzahl von Menschen, und doch, wie wenig einflußreich ist der Fabricant auf die lose ihm anhängende Schaar seiner Arbeiter gegenüber dem Feudalherrn, dem seine Arbeiter als Gesinde alles verdankten. Er beschäftigte sie nicht nur, sondern unterhielt, kleidete, beköstigte, überwachte und unterstützte sie mit Rath und That. Die Gegenstände der Production waren bei Beiden dieselben. Aus dieser verschiedenen Stellung erklärt sich schon von selbst, daß auf das körperliche Wohl der Arbeiterin mehr geachtet und auf die sittlich-religiöse Erziehung und Ueberwachung größerer Werth gelegt wurde als nunmehr.

Ob wohl die Arbeit und die Productionskraft unter dieser sittlich und religiös geschützten Stellung der Arbeiterin gelitten hat? Die mittelalterlichen Producenten hatten darin völlig andere Ansichten als die modernen Volkswirthe. Eine Zeit, welche die Kirche tief in ihr Wirthschaftsleben eingreifen ließ, welche den Bischöfen die Aufsicht über die Märkte, über Maß und Gewicht, über den Sklavenhandel, über den gerechten Preis einräumte, welche es als wohlthuend empfand, daß die Kirche über die Reellität des geschäftlichen Verkehrs wachte, und welche der Kirche die erste Entwickelung des Binnenhandels verdankte, eine solche Zeit erblickte auch darin eine Förderung ihres materiellen und volkswirthschaftlichen Interesses, wenn ihre Arbeiterin ebenfalls im Geiste der Kirche erzogen ward. Und wahrlich nicht mit Unrecht. Arbeit und Industrie standen unter dem Einfluß des Christenthums im frühen Mittelalter hoch in Ehren. Unsere heutigen Arbeiterinnen können wir auf erlauchte Frauen hinweisen, die durch ihre Arbeit Königsthrone und Fürstensitze geschmückt haben. Es ist bekannt, wie Kaiser Karl der Große seine Töchter zu Woll- und Spinnarbeiten anhielt, und gibt die Sage einer derselben, Bertha, den ehrenvollen Namen: die Spinnerin. In demselben Rufe fleißiger Arbeiterinnen standen auch die Enkelinnen des angelsächsischen Königs Alfred. König Charibert, so erzählt Gregor von Tours, hatte in seinen Diensten zwei Mägde, Markovefa und Meroflede, zu denen er eine unordentliche Leidenschaft gefaßt hatte. Seine erzürnte Gemahlin ließ deren Vater, einen armen Wollenweber, in den königlichen Palast kommen und in einem königlichen Zimmer sein Handwerk ausüben, um bei dem König Reue über seine Leidenschaft zu den niedrig geborenen Mägden zu erwecken. Dieser aber, da er in's Zimmer trat, ergrimmte über sein Weib, verstieß es und heirathete die Wollenweberin Meroflede. Auf den ältesten böhmischen Münzen sehen wir Libussa abgebildet, zu jeder Seite einen Spinnrocken. Von Mathilde, König Heinrich's Gemahlin (968) sagen die Annalen, daß sie, die in Herford psalmodialem librum et industrias operum gelernt hatte, domesticos omnes famulos et ancillas variis artibus, literis quoque instruxit. Luitgard, die einzige Tochter Kaiser Otto's I., war als Spinnerin hochberühmt, und brachte man nach ihrem Tode die silberne Kunkel, die sie gebraucht, nach Mainz auf ihr Grabmal in St. Alban. Ein Siegel Bertha's, der Tochter des Herzogs Burkhard von Schwaben, verewigt diese wie sie auf dem Throne sitzt und spinnt. Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrich's II., legte nach dessen Tode dunkelfarbige Kleider an, die sie mit eigener Hand gewoben hatte. In der Besetzung der Kleider mit Gold und Edelsteinen, in der Anfertigung der Priestergewänder und Gürtel stand ihr Niemand nahe. Auch im Gelderland begegnet uns

eine solche fürstliche Arbeiterin, Adela, die Gattin des kaiserlichen Präfecten Balderich (starb 1017) und Mutter des h. Meinwerk von Paderborn, die wegen ihrer Greuelthaten die zweite Herodias genannt wurde. Sie hatte eine große Anzahl von Kammerdienerinnen um sich, die im Weben der verschiedensten Stoffe erfahren waren, und sie selbst übertraf, ohne Zweifel in ihrer Vaterstadt Gent in diese Kunst eingeweiht, alle Frauen des Landes in der Anfertigung kostbarer Gewänder. Hedwig, die Tochter Herzog Bertholds von Meran, arbeitete im Frauengemach mit ihren Mägden in Gold und Seide.

Die Balladen und Helden-Epen der Vorzeit ferner beweisen uns, wie man die Kunstfertigkeit der weiblichen Hand zu schätzen wußte, und in ihren Erfolgen werden die modernen Frauengewerbschulen von der gewerblichen Erziehung der alten Genecien in den Schatten gestellt. Die Gudrun der Edda erzählt von Hakons Tochter Thora:

In Gold stickte sie, mich zu erfreuen,
Deutsche Sääle und dänische Schwäne.
Wir bildeten künstlich der Krieger Spiel,
Die Helden der Herrscher im Handgewirke,
Wir wirkten und webten die Waffenthaten.

Die Achtung der Arbeit war so groß, daß man auch die Himmelskönigin, in welcher die Volkspoesie wie in einem Spiegel alle Tugenden der germanischen Jungfrau wiedererkannte, sich als fleißige Spinnerin dachte. So hieß es in einem volksthümlichen Kirchenliede:

Maria die kunt spinnen,
Des freit sy sich,
Joseph der kunt zimern,
Des nerten sy sich.
Jesus der kunt haspen garn.

Noch zwei andere Himmelsbewohnerinnen galten als Beschützerinnen der Frauenarbeit, die h. Athanasia und die h. Agatha, welche beide als Patroninnen der deutschen Weberinnen galten. Athanasia, die reiche Tochter des Nizetas von Aegina aus dem neunten Jahrhundert, hatte am Webstuhl eine himmlische Erscheinung, und Agatha, eine christliche Penelope, hatte durch Weben und nächtliches Auftrennen eines Schleiers die unerwünschten Freier ferngehalten. Von der h. Herlinde und Renilde von Maseik, welche beim Bau ihres Klosters selbst den Sand und die Bausteine von der Maas nach Maseik getragen, erzählt ihr im neunten Jahrhundert lebender Biograph: Eruditae erant in legendo, modulatione cantus, psallendo, scribendo, pingendo, creando ac suendo, in auro quoque ac margaritis in serico componendis. Die h. Lüftilde von

Lüftelberg nahm, wenn sie auf's Feld ging, um den Müßiggang zu meiden, den Spinnrocken mit und spann überwegs.

Wie sehr die Kirche namentlich die Frauenarbeit zu schätzen wußte, hat sie durch die Förderung derselben in den von ihr gegründeten Klosterniederlassungen bewiesen. In der französischen Klosterregel der h. Caesaria (530) heißt es: „Die Nonnen sollen in der Wollarbeit ihr Tagewerk mit Demuth annehmen und mit großem Fleiß fertig zu stellen suchen." Als die edele Meinsendis als Laienschwester im Kloster zu Dornik eintreten wollte, wurde sie gefragt, ob sie mit Nähen, Stricken, Wollkratzen und Weben sich ihren Lebensunterhalt verdienen wolle. Nach Beda waren im siebenten Jahrhundert die Webereien der angelsächsischen Nonnen berühmt. So wurde den Klosterfrauen von Coldingham (680) vorgeworfen, daß sie ihre Zeit zum Weben ungebührlich feiner Kleiderstoffe verwendeten. Auch in andern Ordensregeln, z. B. der des h. Caesarius, wurde den Klosterfrauen plumarische Arbeit, Stickerei und die Anfertigung vielfarbiger Zeuge untersagt. Wie sich aus der Legende des h. Vodalus (8. Jahrhundert) ergibt, schickten die höhern Palastbeamten ihre Kleider zum Nähen in das Benedictinerinnenkloster zu Soissons. Das Concil von Aachen 816 empfahl den Canonissinnen das Spinnen und Weben. Im Jahre 861 gestattete Ludwig der Deutsche der Aebtissin Amalberga von Brescia, für den Kaufmann Venuarius, der in ihrem Auftrage die Klosterproducte verkaufte, die Zollfreiheit. Nach den Statuten des elsässischen Klosters Andlau von 892 stand eine Nonne dem Vestiarium vor; sie erhielt Wolle und Lein von den einzelnen Mansen und gab sie den foeminis operantibus, die sie für das Kloster und alle ihre Bediensteten verarbeiteten. Wie die Nonnen die Industrie pflegten, zeigt folgende Stelle aus Hagen's Gesammtabenteuern:

Da waren vrouwen inne, die dienten got mit sinne,
Die alten und die jungen lasen und sungen
Ze jeslicher ir tage zit, sie dienten Gote ze wider strit,
So si aller beste kunden, und muosen under stunden,
So si nicht solden singen, naen oder borten dringen
Oder würken an der ram; jeglichin wold des haben scham,
Diu da muezik waere beliben.

Nach den Gesta Trevirorum übertrug Bischof Poppo von Trier (um 1028) einer Canonissin von Pfalzel die Anfertigung der bischöflichen Gewänder. Auch in den weiblichen Cistercienserklöstern wurden die Handarbeiten eifrig gepflegt; gerühmt werden die Stickereien der „Töchter Jephta's". Sie wählten dazu nur heilige Motive aus dem alten und neuen Testamente, um mit ihnen die Altäre zu schmücken und die An-

betung Gottes zu fördern. Nicht minder große Arbeitsamkeit wird den Recluſen nachgerühmt, ſo der h. Haſeka in Weſtfalen. Aus dem Frauenkloſter Töß bei Winterthur (1233—1350) gibt uns Greith eine intereſſante Schilderung: Zur Arbeit wie zum gemeinſamen Gebete gab die Glocke jedesmal das Zeichen; darauf begaben ſich die Schweſtern in das Arbeitshaus, ſpannen da ihren Flachs oder lagen andern weiblichen Arbeiten ob. Wiewohl Schweſter Adelheid von Frauenberg von hohem Adel war, ſtellte ſie ſich, gar oft mit krankem Leibe, der Erſten eine zur gemeinſamen Arbeit ein und ſpann da ſo emſig, daß ihr oft die Finger davon aufſchwollen. Unter der Arbeit beteten die Schweſtern oder ſangen geiſtliche Lieder oder unterhielten ſich, wenn das Stillſchweigen nicht geboten war, in erbauenden Geſprächen. Schweſter Metzi Sidwibri war bei ihrem Spinnrade ſo voll Andacht, daß ſie von Gefühlen wie zerfloß, und ſprach dann oftmal: Herr, ich bitte dich, daß du um einen jeden Faden, den ich ſpinne, eine Seele erlöſen mögeſt. Zuweilen fing ſie an, ſüße Worte zu ſprechen, wie Propter Sion non tacebunt, und wurde ihr dann ſo freudenreich zu Muthe, daß ſie in die Hände ſchlug, daß es weithin widerhallte. Sie ſang auch in der Arbeitsſtube oft gar ſüße Lieder von unſerm Herrn wohlgemuth, beſonders oft ſang ſie das Lied von der falſchen Minne:

Weiſes Herz, flieh' die Minne,
Die mit Leide muß zergan;
Zum höchſten Gut richt' deine Sinne,
Das mit Freuden mag beſtan.
Biſt du falſcher Minne voll,
Dir wird davon nimmer wohl;
Reiß dich los von ihr,
Gott verleide ſie dir.

Fleiß und Pünktlichkeit bei der Arbeit wurden für beſondere Tugenden angeſehen. Von Schweſter Anna von Klingnau wird gerühmt, daß ſie nach Beendigung der gemeinſamen Arbeit noch gar viel in der Zelle bei ihrem Bette ſpann, und an ihrer Kunkel war der Denkſpruch zu leſen: „Je kränker du biſt, deſto lieber du mir biſt; je verſchmähter, deſto lieber du mir biſt; je ärmer du biſt, deſto gleicher du mir biſt.“ Als der Tod ſich der h. Clara von Aſſiſi nahte, ſaß ſie auf ihrem Bette, durch Kiſſen geſtützt, und ſpann und nähte. Von der h. Roſa von Lima erzählt uns die Legende: „Wenn ſie nähte, webte, ſtickte, wenn ſie mit Andern redete, aß, wandelte, in der Kirche, im Garten, zu Hauſe, auf der Straße, überall und ſtetig war ſie in der Gegenwart der Majeſtät, der die Engel dienten.“

Zweites Buch.

Unter dem Zunftregiment.

Erstes Capitel.

Die zünftige Gewerbereform und die Frauenarbeit.

Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert schufen ein Wirthschaftsleben auf neuer Basis. Die Lehnsverfassung, deren wohlthätiger Einfluß es dem germanischen Volke ermöglicht hatte, in die Reihen der Culturvölker einzutreten, zerbröckelte, und aus ihren Trümmern erwuchs das zünftige Handwerkerleben. Wenn auch die Ableitung der deutschen Zunftgenossenschaften aus den römischen Handwerkercollegien abzuweisen ist, so läßt sich, wie auch Schmoller bemerkt, der Einfluß romanisch staatlicher Anschauungen auf das ältere Gewerberecht, wie es in den genannten Jahrhunderten entstand, nicht verkennen. Anderseits lagen auch schon in der germanischen Hofverfassung selbst die Keime der spätern zünftigen Genossenschaftsbildung. Namentlich auf den größern Kammergütern bildete die Gleichheit der Beschäftigungen ein natürliches Band der hörigen Handwerker, und es liegen Urkunden genug vor, um die Existenz solcher Verbände der Dienstleute zu beweisen. Als sich die Fesseln der persönlichen Hörigkeit lockerten, sehen wir aus diesen Verbänden, ohne den Zusammenhang nachweisen zu können, in unscheinbaren Anfängen die freien Handwerkergenossenschaften erwachsen, die unter langsamem Fortschritt ihrer Befugnisse allmälig eine völlige Umwälzung in der nationalen Arbeit und damit auch in dem gesammten Culturleben herbeiführten. Die großen Aristokratien des Geistes und des Besitzes, Königthum, Kirche und Großgrundbesitz, wurden in ihrer bisherigen beherrschenden Stellung zurückgedrängt, und neben diesen Culturmächten erhob sich der selbständige Handwerker als mächtiger Factor im gesammten Leben des Volkes.

Einen Einfluß auf die Frauenarbeit gewahren wir im Anfange dieser gewerblichen Reform nicht, wenngleich sie auch, wie wir später hören

werden, eine totale Umänderung der Stellung der Arbeiterin in ihrem Keime schon in sich schloß. Die Spindel blieb auch, nachdem die Landindustrie der städtischen gewichen, Gerechtsame der Frau. So schreibt Hermann Weinsberg in seinem Gedenkbuch: „Anno 1528, in einer Zeit, wo mit dem Zapfen nicht viel zu thun war, beschäftigte sich meine Mutter viel mit Spinnen, früh und spät, mit ihren Mägden und Töchtern, die sie anführte. Sie hielt viel auf das Spinnen, und sie spannen viel Garn, machten viel leinenes Tuch, denn man bedarf dessen viel zur Haushaltung, und es ist ein köstliches Kleinod. Nun hatten sie mich gewöhnt, daß ich haspeln mußte, und ich habe viel Garn gehaspelt. Hiermit hielten sie mich von der Straße. Wenn ich aber lau zum Haspeln war, gaben sie mir von einer gewissen Anzahl Spillen dieses oder jenes und machten mich damit lustig für die Arbeit."

In der Wollenweberei, die am Niederrhein so fleißig betrieben wurde, sehen wir allenthalben Frauen beschäftigt. In Bonn beschränkte Erzbischof Walram von Köln 1341 die Anzahl der Weber auf zwölf Personen beiderlei Geschlechts. In Dortmund wurden Spinnerinnen (1472) und Weberinnen (1542) zum Amte zugelassen. Die Statuten des Wollenamtes zu Wesel (1426) kennen Webergehülfinnen, Mägde genannt, und Wollkämmerinnen. Die Speierer (1360) und Münchener Weberstatuten kennen Lehrdirnen und Lehrtöchter. Zahlreich war die Klasse der schlesischen Garnzieherinnen.

Im vierzehnten Jahrhundert tritt neben der altgermanischen Leinen- und Wollenweberei auch die Baumwollweberei urkundlich sicher auf, und auch in ihr ward die fleißige Frauenhand verwerthet. In der süddeutschen Barchent-Industrie wurde die Frauenarbeit wie in der gesammten Textil-Industrie verwandt. In Ulm mußte 1425 der Rath die Webermeister gegen die Unredlichkeit der Spinnerinnen schützen, welche gesponnene und ungesponnene Baum- und Schafwolle bei den Juden versetzten.

In Köln finden wir weibliche Arbeiter bei den Gewandmachern, Beutelmachern, Wappenstickern, Nadelmachern, Decklakenmachern und Seidenfärbern. Die Kölner Goldspinnerinnen hatten — das einzige mir bekannte Beispiel in Deutschland — eine besondere Bruderschaft, zu der aus den Spinnerinnen zwei Meisterinnen und aus den Goldschlägern zwei Meister gewählt wurden. Die Paternostermacher oder Bernsteindreher in Lübeck (1360) hatten Mägde im Handwerk, ebenso die Riemenschneider und Lohgerber in Bremen (1300).

In der Landwirthschaft blieb die Stellung der Frauen dieselbe wie unter der Hofverfassung. Der Bauer kennt ja auch heute noch nicht die Emancipation von der Frauenarbeit. Im französischen Pyrenäengebirge sieht man Frauen und Mädchen auf ihren Schultern die Ernte, den

Dünger, sogar die Erde hinaufschleppen, welche der Regen heruntergespült hat, und noch 1772 verrichteten die schottischen Weiber die meiste schwere Arbeit, so daß, wie Lord Mahon in seiner Geschichte Englands erzählt, ein Bauer, der seinen Ochsen verloren hatte, wohl heirathete, um auf solche Art den wohlfeilsten Ersatz zu haben. Noch ist einer besondern Spezies Erwähnung zu thun, der Marktweiber. Diese Marktweiber waren schon früh ihrer Dreistigkeit willen bekannt. In Augsburg wurde 1276 den Bäckermägden nahegelegt, ihr Marktgeschäft artig und ohne Zank „gezogenlichen unde ane schaeltwort" zu verrichten, und den Bürgern wurde die Erlaubniß eingeräumt, eine seitens derselben erfolgte Beleidigung sofort mit einer Tracht Prügel auf offenem Platze rächen zu dürfen. Aus demselben Grunde wurde in Augsburg und Rottenburg den Fischweibern der Markt ganz verboten.

Wie das zünftige Gewerberecht unter Mitwirkung der Bischöfe entstand, so ist auch der christliche Einfluß auf das Zunftleben nicht zu verkennen. Dabei denke ich weniger an den Anschluß der zünftigen Bruderschaften an das religiöse Leben der Kirche, an die Wahl eines Heiligen zu ihrem Schutzpatron, an die religiösen Verpflichtungen der Zunftmitglieder, denn dies alles vollzog sich zumeist erst nach der Beendigung der gewerblichen und politischen Emancipation; aber die gesammten Einrichtungen der Zunft waren vom Geiste christlicher Humanität durchweht. Das Dringen der Zünfte auf die Reellität des Gewerbes, die Sicherung der Consumenten gegen unsolide Waaren und Uebervortheilung ist ein durchaus christlicher Zug. Alle Einrichtungen des zünftigen Lebens, welche dahin zielen, werden am besten durch die Worte Bruder Berthold's erläutert: Zum ersten der sechs Chöre der Christenheit gehören „alle, die Gewand wirken, was für Gewand die Leute bedürfen; die gehören allesammt zu einander in Ein Amt, sie wirken seiden Gewand oder wollenes oder pelzenes Gewand, oder Schuhe oder Handschuhe oder Gürtel, oder was es ist, das zum Gewande gehöret; die sind alle zu einem Chor geordnet, und ihrer kann man in keiner Weise entbehren. Sie sollen alle getreu sein und redlich in ihrem Amte, den Pfaffen und den Laien, den Geistlichen und den Weltlichen, den Fürsten und den Dienstmannen, den Rittern und den Knechten, dem Armen und dem Reichen, dem Bauer wie dem Kaufmann. Das ist der Dienst, den ihr den drei höchsten Chören schuldig seid, daß ihr mit euerm Amte ihnen dienet. Damit sollt ihr ihnen dienen, daß ihr es ihnen getreulich macht, nicht halb stehlet oder andere Untreue thuet, Haar unter die Wolle mischet, oder auseinander dehnet. Du ungetreuer Fälscher, daß du um einen kleinen Nutzen ein Tuch oder ein Leder oder andere Dinge verdirbst, dadurch wirst du abtrünnig und kannst nimmer bleiben in der Gemeinde der heiligen Christen-

heit, man wirft dich zu den abtrünnigen Teufeln, wo dein nimmermehr Rath wird. Und die obern Chöre sollen dich vertilgen wegen deiner Betrügerei, denn sie sind recht dazu geordnet, daß sie alle Betrügerei richten."

Strenge wurde auf die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage gehalten. Die Schweidnitzer Schneider durften (1347) Sonn- und Feiertags nicht arbeiten von ein Uhr Mitternacht bis zur andern Mitternacht, außer für den Herrn und für Brautkleider oder Trauerkleider zur Leiche. Die Schweidnitzer Tucher durften (1335) mit der Sonntagsvesper kein Tuch mehr waschen. Fünfzehn Schillinge mußten die Sonntagsarbeiter in der Bremer Pantoffelmachergilde zahlen. In Köln war es den Färbern verboten, den Waid zu begießen, doch durften die Zunftvorsteher besonders für die Apostelтage Ausnahmen zulassen (1392). In Liegnitz durfte an Sonn- und Apostеltagen weder gespult, noch ein Faß geöffnet, am Samstagnachmittag kein Tuch gewaschen werden (14. Jahrhundert). Das Karten und Scheren durfte erst am Sonntag-Abend, wenn man Licht anzündete, wieder beginnen. In Frankfurt war den Gewandmachern die Sonn- und Feiertagsarbeit verboten (1355).

Auch die Arbeitsdauer war in den meisten Zünften nach vernünftigen Grundsätzen geregelt. Unter der Hofverfassung war der Arbeitstag nach Sonnen-Auf- und Untergang geregelt. In Frankreich fanden darüber schon frühzeitig Streitigkeiten statt. Philipp von Valois setzte die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang 1330 gesetzlich als Arbeitstag fest, und 1467 setzte Ludwig XI. zur Controle dieser Bestimmung Inspectoren ein (des gardes des heures chargés de veiller à ce que les heures ne commencent pas trop matin et ne finnissent pas trop tard). So sagt der Schweizer noch:

Giggeri-güh:
z' Morgen am drü,
z' Morges am vieri,
laufet alli Thierli,
d' Herre in Rath,
d' Frauen i's Bad,
d' Bueben in Kath,
d' Maidli a's Spinnrad,
d' Bueben i d' Schuel,
d' Maidli an Näistuel.

Durch die Zunftordnung wurde die Arbeitsdauer festgestellt. Namentlich in der Textil-Industrie war die Nachtarbeit strenge verboten. In vielen Weberordnungen wurde auf das Arbeiten bei Licht eine Geldstrafe und

Zurückweisung vom Handwerk für ein Jahr gesetzt. Solche Bestimmungen finden wir bei den Frankfurter (1377), den Beeskower (1344), den Stendaler, Liegnitzer, Schweidnitzer und Kölner Wollenweber- und Tuchmacher-Innungen. Den Frankfurter Leinewebern war 1430 die Lichtarbeit noch verboten, dagegen wurde ihnen schon 1500 gestattet, zwischen Michaeli und Petri Stuhlfeier bei Licht zu arbeiten, Morgens um 5 Uhr anzufangen und Abends bis um die Steinglocke zu arbeiten. Auch an andern Orten gab die Kirchenglocke das Zeichen zum Beginn und zum Schluß der Arbeit. So durften die Kölner Kannegießer anfangen, wenn man im Dom die Metten läutete, und mußten beim Zeichen der Nachtglocke schließen. Den Kölner Taschenmachern war von Fastnacht bis Remigius, den Gürtelmachern von Mariä Lichtmeß bis Remigius die Lichtarbeit verboten; außer dieser Zeit durften sie bis neun Uhr arbeiten. Die Kölner Goldschmiede durften von Remigius bis Fastnacht mit Kerzen wirken, aber nur bis zur „Nachlichtzyt", wenn man in St. Laurenz und in St. Alban geläutet hatte (1397). Die wendischen Schmiede arbeiteten von 3 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, die Kölner Gürtler bis zehn Uhr Abends, die Waffenschmiede von fünf bis neun, die Lübecker Kistenmacher von vier bis sieben. Man hat diese Abneigung der mittelalterlichen Zunft gegen die Nachtarbeit auf die größere Feuersgefahr bei der Bauart der mittelalterlichen Städte zurückzuführen gesucht. Aber mit Unrecht, denn wo diesen Bestimmungen ein Motiv beigefügt wird, wird auf die durch die Nachtarbeit gefährdete Qualität der Waare hingewiesen. Man vermied es, die menschlichen Kräfte über ihre normale Leistungsfähigkeit hinaus anzustrengen.

Zweites Capitel.

Arbeiterinnen-Vereinigungen unter dem Zunftregiment.

Wie wir später vernehmen werden, schloß die Zunftverfassung im Keime schon die Abschaffung der Frauenarbeit in sich. Für die zünftige Industrie konnte es nur eine Frage der Zeit sein, sich der Beihülfe der weiblichen Hand zu entledigen. Die Auflösung des Hofverbandes und die Bildung der Zünfte konnte auf die rechtliche Stellung der Bewohnerinnen der alten Genecien nicht ohne Einfluß bleiben. Unter der Hofverfassung hatte das deutsche Weib als Arbeiterin eine selbständige Stellung eingenommen, im eigenen Arbeitsraum, unter eigenen Meisterinnen hatte sie unabhängig vom männlichen Gesinde in der Gewand-Industrie ihr eigenes Arbeitsfeld besessen. Die gewerbliche Reform, welcher die

Frohnhofverfassung zum Opfer fiel, stellte sie nun vor die Wahl, entweder in die Handwerkerstube überzusiedeln, die technische Gehülfin des Mannes zu werden oder in selbständiger Weise die Lebensweise der Genecien fortzusetzen. Ein großer Theil der Arbeiterinnen, namentlich die unverheiratheten, wählte den letztern Weg. Auf diese Weise entstanden die Beginenvereine.

Man hat sich bisher mit vielem Aufwand gelehrten Materials bemüht, den Beginen-Conventen einen gemeinsamen Stifter nachzuweisen und hat dazu entweder die h. Begga oder den Lütticher Priester Lambert le Beghe gewählt. Die darüber geführten Kämpfe haben das Eine zur Genüge bewiesen, daß keine der angeführten Meinungen auf einem festen Grunde beruht. Die Beginenvereine sind ein culturgeschichtlich nothwendiges Correlat der Zünfte und unter dem Einfluß der Gewerbereform mit socialer Nothwendigkeit entstanden. Diese weiblichen Einigungen tauchen wenige Jahrzehnte nach der Entstehungszeit der Handwerkergilden mit eben so dunkeln Anfängen wie diese in der Geschichte auf. Es war in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als in Trier, Köln, Mecheln, Cambray die Verbrüderungen der Handwerker zuerst in der Geschichte auftreten und durch ihre Statuten und Conjurationen, wodurch sie, ähnlich wie im achten Jahrhundert, sich eine rechtliche Existenz zu verschaffen suchten, die Verbote Heinrich's VI. (1131) und Friedrich's I. (1157) gegen sich hervorriefen. Nicht lange darauf tauchen auch in den niederländischen Industriestädten und namentlich in den Städten, wo ehedem das Hofrecht gegolten, die Beginen auf. In den Niederlanden nennt man sie Beginen, in Deutschland Selschwestern oder auch Sammlungsschwestern.

Der Name Begine ist unzweifelhaft ein Spottname, welcher den jungfräulichen Mitgliedern dieser Einigungen beigelegt wurde. Dagegen weist uns der Name Selschwestern auf ihren hofrechtlichen Ursprung hin. Wenn auch das spätere Mittelalter, den Ursprung vergessend, aus ihren Ansiedelungen conventus animae machte, so hatte das „Sel" mit anima nichts zu schaffen, ebenso wenig wie die Selbäder, die nicht für die Seele, sondern für den Leib dienten. Es ist für den hofrechtlichen Ursprung der ersten Gilden nicht ohne Bedeutung, daß manche zünftige Benennungen auf den Sel- oder Salhof der Hofverfassung zurückweisen. So nannten die zünftigen Verbrüderungen ihr Gildehaus „op dem Sel", das Gildebier oder das Zunftgelage überhaupt „Selbier". Auch im Norden nannte man es Siaele-Oel oder Samburdar-Oel, Gildebier. So ist auch die Selschwester nichts anderes als die femina salica, das „Selwyf", die auf dem Selhof Beschäftigte, die diesen Namen auch in's zünftige Leben mit hinübertrug.

Wo sollte man mit dem weiblichen Ingesinde der Genecien bleiben? Wenn auch die Reform keine plötzliche war, so hatten doch die Kreuzzüge unter den Männern so gewaltig aufgeräumt, daß auf einen Mann sieben Mädchen kamen. Das Mittelalter stand hier vor einer socialen Frage, die durch die Beginen-Niederlassungen hinlänglich gelöst wurde. Wie aus der altgermanischen Dunk das Genecium, so entwickelte sich aus dem Genecium der Beginenhof. Darum wurden auch diese Niederlassungen nicht claustra, nicht Klöster genannt, sondern, den frohnhöfischen Ursprung schon im Namen andeutend, curtis, curia beghinarum. Wie schon im Genecium die Mägde eine sororitas gebildet hatten, so pflanzten sie dieses gemeinsame Leben auch in den Beginenhof hinüber, und die maiorissa des Frohnhofes lebte fort in der magistra des Beginenhofes, ähnlich wie dies auch an den Meistern der Zünfte nachgewiesen ist.

Die Spuren eines corporativen Lebens lassen sich schon in den Genecien nicht verkennen, die ohne eine strenge gemeinsame Hausordnung nicht verwaltet werden konnten. Aus späterer Zeit sind uns solche Mägdeordnungen erhalten, die uns auch ein Bild der Ordnung in den Genecien geben können. So heißt es beim baierischen Klosterhof Thierhaußen: „Item die diernen sollen der milichfrawen gehorsam sein und bei ir in der kamer liegen und mit ir niedergan und auffstan, wan sis weckt, und die milichfrau soll darob sein, das sie nichts unerlich thuend und si besonders an dem Feirtag zu der kirchen fürdern und zu andern seligen sachen weisen und lernen, als ein Muetter ir Dochter. Item si sollen zu nachts nit ausgen mit dem rocken noch iendarts hin dann mit wissen und erlauben der milichfrawen.“ In ähnlicher Weise wird man auch in den älteren Genecien das gemeinsame Leben und Wirken so vieler Frauen und Mädchen haben ordnen müssen, und nicht anders sind auch die Corporationen der Beginen geordnet gewesen. Es ist ja leicht erklärlich, daß unter Einwirkung frommer Priester die im Frauenhause befindlichen Jungfrauen auch unter den auflösenden Zeitverhältnissen beisammenblieben und in einer besser geregelten Form ihr gemeinsames Leben fortsetzten. Später, als die Frauenarbeit von den Zünften ausgeschlossen wurde, gab es auch keinen andern Weg, um der selbständigen Frauenexistenz und Frauenarbeit in den Städten Bürgerrecht zu sichern, als durch die Beginenqualität, und in den Gründungs-Urkunden einzelner Beginenhöfe wird ausdrücklich das dadurch erlangte Bürgerrecht hervorgehoben. Wie Mosheim zugibt, waren die ersten Beginenvereine Weberinnen-Sodalitäten, die durch ihren Fleiß den Zünften solchen Abbruch thaten, daß ihrer Thätigkeit engere Grenzen gezogen werden mußten. Auch der Lütticher Canonicus Fanius nannte den dortigen Beginenhof einen Bienenkorb, aus dem zahlreiche Arbeitsbienen (industriae apes) ausflögen. Auch aus Köln wissen

wir, daß sie dort mit Weben, Sticken, Spinnen, Gold- und Seidespinnen und Nähen ihren Lebensunterhalt gewannen. Die Beginen-Convente waren die ateliers nationaux der mittelalterlichen Frauenarbeit, sie waren Asyle, welche dem unbeschützten, auf der Hände Arbeit angewiesenen Theile des weiblichen Geschlechtes Aufnahme boten und sittlichen Schutz mit industrieller Beschäftigung verbanden.

Die Beginen wohnten theils in Conventen, theils in Ansiedelungen, welche aus mehrern kleinen Wohnungen bestanden, theils in den Städten zerstreut. In Köln wurden von 1252 bis 1452 über hundert Beginenconvente gegründet, die durchschnittlich je acht Bewohnerinnen hatten. In Aachen wohnten die Beginen zerstreut in den einzelnen Pfarreien und wurden erst 1261 von dem Bischof Heinrich von Lüttich in einem nach Burtscheid liegenden Hofe vereinigt. Sie hatten vier Meisterinnen, die sich einen Geistlichen mit vollem Pfarrvorrechte wählten und dem Aachener Pleban zur Bestätigung vorschlugen. In Kempen besaßen die Beginen bei der Kirche einen Hof. In Stralen finden wir dieselben um 1500 ebenfalls, wo ein Pater Beguardus ihre Leitung besorgte, ebenso in Wamel und Repelen, wo der Hof „in gen Toemoelen" ungefähr vierzig Beginen faßte. Im Herzogthum Westfalen bestanden Höfe zu Marsberg (1259), Brilon (1264) und Soest (1373). In Dornik arbeiteten sechszig Beginen unter verschiedenen Meisterinnen. In Basel waren die Beginen über fünfzehnhundert Köpfe stark und in einigen zwanzig Sammlungen oder Gesellschaftshäusern vereinigt. In Frankreich stiftete Ludwig der Heilige mehrere Beginenhöfe, und zählten die Pariser Höfe eben so viele Bewohnerinnen wie die Baseler.

Schon die Farbe des Beginenhabits verräth ihren Ursprung. Grau und blau waren im frühen Mittelalter die Leibfarben der Hörigen, eine Satzung, die man von dem herleitete, dem man gewohnt war, alle rechtliche Grundlegung des deutschen Lebens zuzuschreiben, nämlich von Karl dem Großen. Die Kaiser-Chronik sagt vom Kaiser:

ich wil ju sagen umbe de bûman
wacz er solde tragen,
ecz sî swarz oder grâ,
nicht anders erloubete er dâ.

Noch zu König Rudolph's Zeiten war die vestis rusticalis tunica grisei coloris, und 1300, „dô man dem (oesterreichischen) lant sîn reht maz, man erloubt im (dem Bauern) hûsloden grâ und des vîretages blâ". Darum galt auch grau als die Demokratenfarbe. So waren auch die Beginen entweder als „graue und grise Schwestern" oder wie in Stade als „blaue Süstern" bekannt. Sie standen alle unter selbstgewählten Meisterinnen,

welche namentlich in sittlicher Beziehung die Aufsicht führten, die Beginen vor dem müßigen Pflastertreten zu behüten und ihnen auf den Capitelsversammlungen ihre Fehler vorzuhalten und zu bestrafen hatten. Namentlich aber sah man darauf, daß „die Kinder (ein gebräuchlicher Name für die Beginen) vnder einander liebliche, gütliche vnd eindrechliche lebin zu aller zit mit worthen vnd mit werkin". Nach den Lütticher Statuten (1325) durften die Beginen sich nicht ohne Aufsicht auf der Straße zeigen und keine unanständigen Lieder singen. Die Vorsteherin gab die Erlaubniß zum Ausgehen. Nach dem Läuten der Abendglocke durfte keine Begine vor der Thüre an der Straße sitzen, und nur im Nothfalle ausgehen. Auch körperliche Strafen scheinen bei ihnen üblich gewesen zu sein.

Ich weiß zwar, daß die Beginen und Selschwestern in späterer Zeit sich vorzugsweise der Krankenpflege und andern Werken der christlichen Charitas gewidmet haben. Aber dies stößt die Thatsache nicht um, daß sie ursprünglich Arbeiterinnen gewesen und diesen Charakter in den Industrieorten auch beibehalten haben. Wo christliche Jungfrauen sich beisammenfinden, da wird von selbst der Trieb zur Pflege der Nächstenliebe sich wecken. Schon auf den Frohnhöfen wird man in Erkrankungsfällen gewiß am ersten Hülfe aus den Frauenhäusern requirirt haben. Nirgends waren ja die Nachbarenpflichten, das ius viciniae schöner ausgebildet als in dem vom Christenthum durchhauchten alten deutschen Recht, nichts wurde in den Predigten den Christen so an's Herz gelegt, als die „Erbärmde", und wenn man in Feuersgefahr, bei Bauten, bei der Beerdigung rechtlich die starke Hand des Hofbruders in Anspruch nehmen durfte, so wird man zur Pflege der Kranken die zartere Hand der Spinnerinnen und Weberinnen der Genecien begehrt haben. So nahm man auch in den Städten seine Zuflucht zu den Beginenhäusern, und vielfach gewährten die Magistrate den Selfrauen nur dann das Bürgerrecht, wenn sie sich auch zur Krankenpflege verpflichteten. Drum galten auch späterhin die Selschwestern als bewährte Krankenpflegerinnen, und wo man letztere bedurfte, gründete man Selconvente, welche eigens diesem Zwecke dienten.

Von den Beginen zieren manche mit ihren Namen die Annalen der Heiligen. In Delft lebte die Begine Gertrud von Dosten, aus Voorburg gebürtig. Mit zwei andern Mägdlein, Lielt und Diewardis, ging sie auf die Brücken der Stadt und sang ein Lied, das sie zu Ehren des Erlösers gedichtet hatte. Wenn andere Dirnen sie frugen, wovon sie im Beginasium lebten, dann gab sie die kurze Antwort: „Mädchen, die Gott dienen, brauchen nur mit gutem Willen die Spindel anzurühren, dann haben sie zu essen." Gertrud, deren Leben in manchen Zügen von dem lieblichen Hauche ihrer Zeit durchweht ist, starb 1358. Aus dem Leben der seligen

Christina von Stommeln (1242—1312), welche mit dreizehn Jahren in Köln unter die Beginen aufgenommen wurde, ersehen wir, daß es auch in den kleinen Orten Stommeln und Brauweiler zahlreiche Beginen gab. „Wenn sie auch den Spinnrocken in der Hand hielt und recht fleißig spann oder sonst eine Handarbeit verrichtete," erzählt ihr Biograph, Meister Johannes, „so war während dessen ihre begnadigte Seele oft in Verzückung und in die wunderbaren Geheimnisse ihres himmlischen Bräutigams vertieft." Auch Caesarius von Heisterbach erzählt uns aus seinen Erlebnissen zu Brabant ein Beispiel von dem Gebetseifer und dem Einfluß der Frömmigkeit der Beginen. In gläubigen Kreisen wurde die Frömmigkeit der Beginen auch noch zu Ende des Mittelalters hochgeachtet. So bittet Suster Kornute im Lübecker „Todestanz" (1489):

Och dôt, schone miner noch umme Jesus willen!
Sus lange hebbe ik mi erneret mit der spillen,
Dârto hebbe ik geknuttet unde gewracht
Unde mit klenen sorgen min levent hengebracht.

Auch die Angriffe der Reformationszeit haben diese Achtung nicht zu erschüttern vermocht; die reizende Dichtung „Van dem begingin van Paris" hätte sonst um 1510 in Köln keinen Drucker gefunden. Ein junges Mädchen will bei den Beginen eintreten:

Sie gink vur ir moeder stain
ind bat sie umb ir hulde,
dat sie durch die liefde van goede
uiz ir ein begingin maichen woulde.

Die moder spraich: „dochter, lieve kint,
die begingin dragen orden,
simpel soe is al ir dink
van werken und van woirden."

Sie spraich: o lieve moder min,
der beginchin plegen
dat zo behalten wil ich bereit sin
und gerne gehoirsam wesen.

Sie erhält die Erlaubniß, eilt zur „moeder van dem beginen hoeve" und bittet sie, „ein arm beginchen werden unde den harden grauwen rock" anziehen zu dürfen:

Sie bede den grauwen rock an
ind nam ein ummedoichelgin.
Man setzte ouch der wailgedain
bi ein alt kamersustergin,

Dat ſie ouch ſolde leren
wirken, neen und ſpinnen,
ſoe dat ſie mit iren leden
ir broitgin moichte gewinnen,

Und vaſten nae irem alden
und penitentie beſtain
und ſich dair ſimpel halden
und vro zo der kirchen gain.

Darauf folgt eine überaus zarte Schilderung des myſtiſchen Lebens, welche deutlich zeigt, daß der Geiſt der Vorzeit auch unter den Beginen des Reformationszeitalters noch nicht erloſchen war.

Drittes Capitel.

Die Tertiarierinnen des h. Franciscus.

Die Beginen-Vereine hatten gleich nach ihrem Entſtehen viele Kämpfe durchzufechten. Ihre vom Pfarrverbande losgelöste kirchliche Stellung weckte häufig den Aerger der Pfarrgeiſtlichkeit, gegen den ſie aber meiſt durch den römiſchen Stuhl geſchützt wurden. Den mannichfachen Gefahren, welche in dem regel- und hausordnungsloſen Zuſammenleben ſo vieler weiblichen Perſonen lag, ſuchte man dadurch zu begegnen, daß man das religiöſe Element, welches ihnen urſprünglich fern lag, unter ihnen zu wecken ſuchte. Hier und da wurde das votum castitatis und die Abhaltung der canoniſchen Stunden eingeführt, und mit Ordensklöſtern traten ſie in Gebetsbündniſſe. Trotzdem wäre der Verfall dieſer Arbeiterinnen-Vereinigungen nicht zu hemmen geweſen, wenn ſich ihrer nicht ein entſchiedenes religiöſes Element bemächtigt hätte.

Dies geſchah durch den dritten Orden des h. Franciscus von Aſſiſi. Große ſociale Bewegungen haben das Abendland erſchüttert, ſeitdem es chriſtlich geworden, und die Kirche hat es nie daran fehlen laſſen, die reichen Mittel ihrer geiſtigen Macht zur Beſchwichtigung der Leidenſchaften, zur Heilung der Wunden, zur Abwehr der Gefahren und zur Befriedigung der gerechten Anſprüche zu verwerthen — eine glücklichere Hand hat aber die Kirche auf dem Gebiete der praktiſchen Socialiſtik nicht gefunden, als bei Franz von Aſſiſi. Volksmann, und zugleich vertraut mit den Idealen des Culturlebens ſeiner Zeit, übte er eine geheimnißvolle Macht auf das Volk aus. In ſeinen Jugendjahren Troubadour, hatte er im Geiſte des mittelalterlichen Frauendienſtes die Armuth

zu seiner Herrin auserkoren und mit meisterhafter Gewalt wußte er die großen Massen aus dem Schmutz der Alltäglichkeit emporzuziehen und sie in ein höheres geistiges Leben einzuführen. Zu seinen Krippenspielen eilte das Volk in Schaaren herbei, und durch die von ihm gestifteten Tertiarier-Verbindungen ist der socialen Frage bis zur französischen Revolution die Spitze abgebrochen worden. In dem Geiste des Meisters wirkten auch seine Jünger, und was die Franciscaner, die nicht wie ihre vornehmern Ordensbrüder an den malerischen Punkten des Landes ihre großartigen Sitze schufen, sondern in den engen Gäßchen der tumultuarischen Städte, inmitten der aufrührerischen arbeitenden Klassen ihre ärmlichen Klöster und ihre bescheidenen, niedrig bethürmten Kirchlein bauten, zur Lösung der socialen Frage beigetragen haben, wird noch immer zu wenig anerkannt. Sie waren es, welche die populäre Predigt kunstmäßig ausbildeten und Volksprediger hervorbrachten wie einen Berthold von Regensburg. Doch es handelt sich hier nicht um den Orden der Franciscaner, sondern um Verbindungen, welche, allerdings im Anschluß an jenen, ohne Gelübde, nur mit gewissen, auf Gebet und Lebensweise sich beziehenden Verpflichtungen die große Volksmasse im Zaume hielten und im Stillen Jahrhunderte lang unter der arbeitenden Klasse ungemein viel Segen verbreitet haben. Wenn die Behauptung Schanz' in seiner Geschichte der deutschen Gesellenverbände richtig ist, daß die meisten Bruderschaften, die bis in das letzte Dorf hinein zu mehrern vertreten waren, auch dem Verbande der Tertiarier beitraten, so können wir uns einen annähernden Begriff von der Ausdehnung des dritten Ordens machen.

Hier kommt jedoch nur seine Bedeutung in den Kreisen der weiblichen Arbeiter in Betracht. Es war längst erkannt worden, daß der Fehler der Beginenvereine in dem Mangel einer verpflichtenden Regel bestand, und da bot sich in der Tertiarierregel ein Mittel, diese Lücke auszufüllen. So finden wir denn auch, daß die Beginenhöfe sich allenthalben in Convente von Tertiarierinnen verwandelten, zu denen in den Industriegegenden neue hinzutraten. Köln war reich an solchen Conventen, von denen die Angehörigen des Vincenz-Conventes zur Zeit des Gelenius die Gesangeskunst mit solchem Erfolge übten, daß, wie dieser Schriftsteller sagt, ihnen darin Niemand gleichkam, und sie nicht weniger durch ihren Lebenswandel als durch ihre melodischen Stimmen den Engelschören glichen. Der Kölner Erzbischof Dietrich, aus dem für volksthümliche Bedürfnisse überhaupt feinfühlenden Geschlechte der von Mörs, welcher auch zum Suffragan einen Minoriten-Wyard von Groeningen hatte, war den Ansiedelungen der Tertiarierinnen besonders günstig, und ihm verdankt der Niederrhein die Gründung mancher dieser Convente. So gab es dieser in Wesel, in Goch, wo sie mit dem Gocher Wollenamt

wegen der Anzahl ihrer Webstühle in Conflict kamen, in Wachtendonk (1430 gegründet, „um te verheuden, dat sommighe maeghde en vrouwe persoonen toe nedervalt, tot oneere en tot den torne Godes comen muchte"), zu Hüls 1468, zu Marienfeld in der Pfarre Friemersheim 1472 durch Graf Vincenz von Mörs gestiftet, zu Rath bei Kaiserswerth, zu Viersen 1408, Stralen 1420, Venlo, Geldern 1437, Aldekerk u. s. w. Wie uns Knippenbergh in seiner Geldrischen Kirchengeschichte versichert, lebten die Conventualinnen dieser Niederlassungen von der Handarbeit, zumeist vom Weben. Wie aus einem Proceß, den 1551 der Viersener Convent führte, hervorgeht, wurde dort die Leinenfabrication getrieben, und brachte man aus der Umgegend das Garn dorthin, „omb daervon guet duch to machen". Eine Notiz der Rheinberger Sustern aus dem Hessenkrieg (1642) sagt: „do ist viel volchs heher komen, dat unse closter so voll ist gewessen, dat wer net en wusten, waer wy ons laten solden. Do seynt wir von unse spincamer af geganen an heben die den volch in gegeben en heben den calden winter op den reuender gesponen en heben so menigen Schrechen geleden, dat wir duck minden, wir mosten sterven." Auch in Ulm traten die Selfrauen, Sammlungsschwestern, bettelgrauen Nonnen, welche 1220 dort zuerst genannt werden, unter die Obedienz der Franciscaner. Sie hatten ihre Oratorien, wo sie die Sacramente empfingen, waren aber dem Pfarrer zu Ostercommunion, Opfer und Bannpfennigen verpflichtet. Sie scheinen aber in Ulm ihrer Verbindung mit dem Orden von der Buße Schwierigkeiten entgegengesetzt zu haben, denn 1313 versprachen sie dem Ulmer Rath, hundert Pfund Heller an den Minoritenorden zu zahlen, wenn sie sich dessen Meisterschaft entzögen. Die Schwestern legten nicht das Gelübde der Keuschheit ab. Dagegen sah man strenge darauf, daß alle reinen und lauteren Wandels seien. Verging sich eine, beging sie einen Diebstahl, lief aus der Sammlung weg, zeigte sich ungehorsam gegen die Meisterin, hielt sich gegen die Schwestern widerwärtig, unfriedsam und unredlich, oder störte den geistlichen Frieden, so mußte sie so lange im Gefängnisse sitzen, als es dem Custos der Barfüßer in Schwaben, dem Guardian und Lesemeister des Barfüßerklosters und den Sammlungsschwestern selbst, ohne deren Zustimmung keine Disciplinarstrafe verhängt werden konnte, gutdünkte. Kam die Sünderin aus dem Gefängniß, so wurde es für Christenpflicht gehalten, ihre Missethat sie nicht entgelten zu lassen, sondern man versuchte, sie durch freundliches Benehmen auf den Weg des Bessern zu führen. Jede Tertiarierin durfte mit Wissen der Meisterin und zweier Schwestern ihr Privateigenthum vertestiren. Starb eine unvorhergesehenen Todes und hatte eine „liebe Heimliche", d. h. eine Freundin unter den Schwestern der Sammlung, so war deren Aeußerung über den letzten Willen der Verstorbenen rechts-

gültig. Anfangs nahm man mit zwölf, später mit zehn Jahren schon in die Sammlung auf. In Frankreich war es Ludwig XI., welcher den Beginen den dritten Orden substituirte.

Ueber Tracht und Verhalten der Tertiarierinnen sagt die deutsche Franciscanerregel des 13. Jahrhunderts: „Die swestern suln och gecleidet sin mit mantil und mit rokken von solchem demuthigem tuch. Sie mugin och haben mit dem mantel ein obergewant von wizzem oder von swarzem barchat oder von schamlat oder von linim tuch ane velte oder wachheit. An der demuttikeit des gewandes der swestern, an mantil und an kuosenne und an den belzen nach der lute und des landes gewonheit mag man in gnade tun, also doch daz die kursennen lembrin sin. Hullen och und omeler von siden suln sie nicht haben. Gurteln och und butel suln sie han von leder ane alle siden gesteppet. In sie och verboten vesteclichen. unersamiu wirtschaft und verlazzen lugen und kaphen und tanz und hove, da weltlichiu verlazzenheit ist. Spilluten och umbe ir uppikeit suln sie nichtz nit geben und suln och ir gesinde verbeiten, daz sie in nichtz nit geben." Sie mußten an allen Montagen, Mittwochen, Freitagen und Samstagen die Abstinenz von Fleischspeisen und die Quadragesimal- und Adventfasten (von St. Martin an) beobachten, ausgenommen „die da arbeitent uf der verte und die swestern, die swangir sint biz an der tag daz sie ze kirchen gende sint".

Das Genrebildchen einer mittelalterlichen Tertiarierin zeichnet uns Butzbach, der Verfasser des „Wanderbüchleins eines fahrenden Schülers", in der Jungfer Gutta Kortenhoff, bei der er während seines Aufenthaltes in Deventer (1498) dreiviertel Jahr wohnte. „Diese hatte schon früh ihr Magdthum Gott angelobt und führte ein stilles, ganz den Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe gewidmetes Leben. Sie übte die strengste Abtödtung, trug unter ihren Kleidern eine eiserne Kette und ein rauhes Cilicium, wie sich solches nach ihrem Tode vorfand. Aber je strenger sie gegen sich selbst war, desto milder und liebreicher war sie gegen arme, hülfsbedürftige Menschen. Sie war eine große Verehrerin des h. Franciscus. Die Predigten, welche sie hörte, behielt sie Wort für Wort auswendig, und als einst ein berühmter Redner, der Minderbruder Dietrich, in Deventer gepredigt hatte, war sie nachher bei Tisch im Stande, fünfzig verschiedene Stellen aus der h. Schrift und den Kirchenvätern, welche in der Predigt vorgekommen waren, der Reihe nach ohne den mindesten Anstoß zu wiederholen. Dabei war es ihre süßeste Freude, in der h. Schrift zu lesen und zu betrachten."

Viertes Capitel.

Die mittelalterliche Schule.

Die erziehliche Aufgabe der Kirche, sowie die Grundsätze und Mittel, womit sie dieselbe erfüllte, blieben unter dem Zunftregiment dieselben wie unter der Hofverfassung. Es erübrigt uns aber noch, auf ihre Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule hinzuweisen, da gerade in der Folge der Schule eine wichtige Aufgabe zufallen sollte. In der mittelalterlichen Erziehung des weiblichen Theiles der arbeitenden Klasse ist der Schule ein größerer Antheil zugefallen, als man gewöhnlich annimmt. Natürlich müssen wir dabei von dem modernen Begriff des Schulzwanges ganz absehen, wie auch von der Ueberfülle des Lehrstoffes. Die Conversen bei den Cistercienſern durften nur Vater unser, Ave Maria, Credo, Kyrie eleison und einige andere Gebete lernen, und auch diese nicht aus einem Buche, sondern durch mündliche Unterweisung, um dadurch auf das gründlichste jede Versuchung, die sie von der Arbeit abziehen könnte, abzuschneiden. Aehnlich wird die Erziehungsmethode für die arbeitende Klasse überhaupt gewesen sein. In den Capitularen von 801 und 802 wurde es den Priestern eingeschärft, allen ihnen anvertrauten Gläubigen Credo und Vater unser beizubringen. Dasselbe gebot Bischof Garibald von Lüttich in seiner Encyclica an die Priester seiner Gemeinde (804), und zwar für Groß und Klein, für Männer und Kinder (infantes). Bischof Theodulph von Orleans (starb 821) befahl den Pfarrern seiner Diöceſe, in allen Höfen und Dörfern Schulen zum Unterricht der Kleinen einzurichten und sich mit den Liebesgaben begnügen zu lassen, welche ihnen dafür dargebracht wurden. Karl der Große bestand erst auf der Aneignung der dort zu erlernenden Kenntnisse. Nach dem Capitulare von 804 mußten diejenigen, denen diese Kenntnisse fehlten, bei bloßem Wasser fasten und wurden gegeißelt, bis sie Credo und Paternoster erlernt hätten. Dieselbe Strafandrohung galt auch den Müttern. Wir würden aber fehlgreifen, wollten wir annehmen, die Capitulare hätten das mechanische Eintrichtern der christlichen Gebetsformeln als Ziel der Schule hingestellt; Credo und Vaterunser war das Gerippe, der Lehrplan, wonach die mittelalterliche Schule den gesammten Stoff der christlichen Glaubens-, Sitten- und Cultuslehre katechisirte, totius religionis studium et christianitatis cultum, wie das Capitular von 801 sagt. Auch ist es ein Irrthum, zu glauben, die Wohlthaten dieser Schulen seien nur den Vornehmern zu Gute gekommen; im Gegentheil war es, wie das Capitular von 789 beweist, eine Eigenheit der Geistlichkeit, mehr die Kinder der

Frohnhofverfassung zum Opfer fiel, stellte sie nun vor die Wahl, entweder in die Handwerkerstube überzusiedeln, die technische Gehülfin des Mannes zu werden oder in selbständiger Weise die Lebensweise der Genecien fortzusetzen. Ein großer Theil der Arbeiterinnen, namentlich die unverheiratheten, wählte den letztern Weg. Auf diese Weise entstanden die Beginenvereine.

Man hat sich bisher mit vielem Aufwand gelehrten Materials bemüht, den Beginen-Conventen einen gemeinsamen Stifter nachzuweisen und hat dazu entweder die h. Begga oder den Lütticher Priester Lambert le Beghe gewählt. Die darüber geführten Kämpfe haben das Eine zur Genüge bewiesen, daß keine der angeführten Meinungen auf einem festen Grunde beruht. Die Beginenvereine sind ein culturgeschichtlich nothwendiges Correlat der Zünfte und unter dem Einfluß der Gewerbereform mit socialer Nothwendigkeit entstanden. Diese weiblichen Einigungen tauchen wenige Jahrzehnte nach der Entstehungszeit der Handwerkergilden mit eben so dunkeln Anfängen wie diese in der Geschichte auf. Es war in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als in Trier, Köln, Mecheln, Cambray die Verbrüderungen der Handwerker zuerst in der Geschichte auftreten und durch ihre Statuten und Conjurationen, wodurch sie, ähnlich wie im achten Jahrhundert, sich eine rechtliche Existenz zu verschaffen suchten, die Verbote Heinrich's VI. (1131) und Friedrich's I. (1157) gegen sich hervorriefen. Nicht lange darauf tauchen auch in den niederländischen Industriestädten und namentlich in den Städten, wo ehedem das Hofrecht gegolten, die Beginen auf. In den Niederlanden nennt man sie Beginen, in Deutschland Selschwestern oder auch Sammlungsschwestern.

Der Name Begine ist unzweifelhaft ein Spottname, welcher den jungfräulichen Mitgliedern dieser Einigungen beigelegt wurde. Dagegen weist uns der Name Selschwestern auf ihren hofrechtlichen Ursprung hin. Wenn auch das spätere Mittelalter, den Ursprung vergessend, aus ihren Ansiedelungen conventus animae machte, so hatte das „Sel" mit anima nichts zu schaffen, ebenso wenig wie die Selbäder, die nicht für die Seele, sondern für den Leib dienten. Es ist für den hofrechtlichen Ursprung der ersten Gilden nicht ohne Bedeutung, daß manche zünftige Benennungen auf den Sel- oder Salhof der Hofverfassung zurückweisen. So nannten die zünftigen Verbrüderungen ihr Gildehaus „op dem Sel", das Gildebier oder das Zunftgelage überhaupt „Selbier". Auch im Norden nannte man es Siaele-Oel oder Samburdar-Oel, Gildebier. So ist auch die Selschwester nichts anderes als die femina salica, das „Selwyf", die auf dem Selhof Beschäftigte, die diesen Namen auch in's zünftige Leben mit hinübertrug.

Wo sollte man mit dem weiblichen Ingesinde der Genecien bleiben? Wenn auch die Reform keine plötzliche war, so hatten doch die Kreuzzüge unter den Männern so gewaltig aufgeräumt, daß auf einen Mann sieben Mädchen kamen. Das Mittelalter stand hier vor einer socialen Frage, die durch die Beginen-Niederlassungen hinlänglich gelöst wurde. Wie aus der altgermanischen Dunk das Genecium, so entwickelte sich aus dem Genecium der Beginenhof. Darum wurden auch diese Niederlassungen nicht claustra, nicht Klöster genannt, sondern, den frohnhöfischen Ursprung schon im Namen andeutend, curtis, curia beghinarum. Wie schon im Genecium die Mägde eine sororitas gebildet hatten, so pflanzten sie dieses gemeinsame Leben auch in den Beginenhof hinüber, und die maiorissa des Frohnhofes lebte fort in der magistra des Beginenhofes, ähnlich wie dies auch an den Meistern der Zünfte nachgewiesen ist.

Die Spuren eines corporativen Lebens lassen sich schon in den Genecien nicht verkennen, die ohne eine strenge gemeinsame Hausordnung nicht verwaltet werden konnten. Aus späterer Zeit sind uns solche Mägdeordnungen erhalten, die uns auch ein Bild der Ordnung in den Genecien geben können. So heißt es beim baierischen Klosterhof Thierhaußen: „Item die diernen sollen der milichfrawen gehorsam sein und bei ir in der kamer liegen und mit ir niedergan und aufstan, wan sis weckt, und die milichfrau soll darob sein, das sie nichts unerlich thuend und si besonders an dem Feirtag zu der kirchen fürdern und zu andern seligen sachen weisen und lernen, als ein Muetter ir Dochter. Item si sollen zu nachts nit ausgen mit dem rocken noch iendarts hin dann mit wissen und erlauben der milichfrawen.“ In ähnlicher Weise wird man auch in den älteren Genecien das gemeinsame Leben und Wirken so vieler Frauen und Mädchen haben ordnen müssen, und nicht anders sind auch die Corporationen der Beginen geordnet gewesen. Es ist ja leicht erklärlich, daß unter Einwirkung frommer Priester die im Frauenhause befindlichen Jungfrauen auch unter den auflösenden Zeitverhältnissen beisammenblieben und in einer besser geregelten Form ihr gemeinsames Leben fortsetzten. Später, als die Frauenarbeit von den Zünften ausgeschlossen wurde, gab es auch keinen andern Weg, um der selbständigen Frauenexistenz und Frauenarbeit in den Städten Bürgerrecht zu sichern, als durch die Beginenqualität, und in den Gründungs-Urkunden einzelner Beginenhöfe wird ausdrücklich das dadurch erlangte Bürgerrecht hervorgehoben. Wie Mosheim zugibt, waren die ersten Beginenvereine Weberinnen-Sodalitäten, die durch ihren Fleiß den Zünften solchen Abbruch thaten, daß ihrer Thätigkeit engere Grenzen gezogen werden mußten. Auch der Lütticher Canonicus Fanius nannte den dortigen Beginenhof einen Bienenkorb, aus dem zahlreiche Arbeitsbienen (industriae apes) ausflögen. Auch aus Köln wissen

wir, daß sie dort mit Weben, Sticken, Spinnen, Gold- und Seidespinnen und Nähen ihren Lebensunterhalt gewannen. Die Beginen-Convente waren die ateliers nationaux der mittelalterlichen Frauenarbeit, sie waren Asyle, welche dem unbeschützten, auf der Hände Arbeit angewiesenen Theile des weiblichen Geschlechtes Aufnahme boten und sittlichen Schutz mit industrieller Beschäftigung verbanden.

Die Beginen wohnten theils in Conventen, theils in Ansiedelungen, welche aus mehrern kleinen Wohnungen bestanden, theils in den Städten zerstreut. In Köln wurden von 1252 bis 1452 über hundert Beginenconvente gegründet, die durchschnittlich je acht Bewohnerinnen hatten. In Aachen wohnten die Beginen zerstreut in den einzelnen Pfarreien und wurden erst 1261 von dem Bischof Heinrich von Lüttich in einem nach Burtscheid liegenden Hofe vereinigt. Sie hatten vier Meisterinnen, die sich einen Geistlichen mit vollem Pfarrvorrechte wählten und dem Aachener Pleban zur Bestätigung vorschlugen. In Kempen besaßen die Beginen bei der Kirche einen Hof. In Stralen finden wir dieselben um 1500 ebenfalls, wo ein Pater Beguardus ihre Leitung besorgte, ebenso in Wamel und Repelen, wo der Hof „in gen Toemoelen" ungefähr vierzig Beginen faßte. Im Herzogthum Westfalen bestanden Höfe zu Marsberg (1259), Brilon (1264) und Soest (1373). In Dornik arbeiteten sechszig Beginen unter verschiedenen Meisterinnen. In Basel waren die Beginen über fünfzehnhundert Köpfe stark und in einigen zwanzig Sammlungen oder Gesellschaftshäusern vereinigt. In Frankreich stiftete Ludwig der Heilige mehrere Beginenhöfe, und zählten die Pariser Höfe eben so viele Bewohnerinnen wie die Baseler.

Schon die Farbe des Beginenhabits verräth ihren Ursprung. Grau und blau waren im frühen Mittelalter die Leibfarben der Hörigen, eine Satzung, die man von dem herleitete, dem man gewohnt war, alle rechtliche Grundlegung des deutschen Lebens zuzuschreiben, nämlich von Karl dem Großen. Die Kaiser-Chronik sagt vom Kaiser:

ich wil ju sagen umbe de bûman
wacz er solde tragen,
ecz sî swarz oder grâ,
nicht anders erloubete er dâ.

Noch zu König Rudolph's Zeiten war die vestis rusticalis tunica grisei coloris, und 1300, „dô man dem (oesterreichischen) lant sîn reht maz, man erloubt im (dem Bauern) hûsloden grâ und des vîretages blâ". Darum galt auch grau als die Demokratenfarbe. So waren auch die Beginen entweder als „graue und grise Schwestern" oder wie in Stade als „blaue Süstern" bekannt. Sie standen alle unter selbstgewählten Meisterinnen,

welche namentlich in sittlicher Beziehung die Aufsicht führten, die Beginen vor dem müßigen Pflastertreten zu behüten und ihnen auf den Capitelsversammlungen ihre Fehler vorzuhalten und zu bestrafen hatten. Namentlich aber sah man darauf, daß „die Kinder (ein gebräuchlicher Name für die Beginen) vnder einander liebliche, gütliche vnd eindrechliche lebin zu aller zit mit worthen vnd mit werkin". Nach den Lütticher Statuten (1325) durften die Beginen sich nicht ohne Aufsicht auf der Straße zeigen und keine unanständigen Lieder singen. Die Vorsteherin gab die Erlaubniß zum Ausgehen. Nach dem Läuten der Abendglocke durfte keine Begine vor der Thüre an der Straße sitzen, und nur im Nothfalle ausgehen. Auch körperliche Strafen scheinen bei ihnen üblich gewesen zu sein.

Ich weiß zwar, daß die Beginen und Selschwestern in späterer Zeit sich vorzugsweise der Krankenpflege und andern Werken der christlichen Charitas gewidmet haben. Aber dies stößt die Thatsache nicht um, daß sie ursprünglich Arbeiterinnen gewesen und diesen Charakter in den Industrieorten auch beibehalten haben. Wo christliche Jungfrauen sich beisammenfinden, da wird von selbst der Trieb zur Pflege der Nächstenliebe sich wecken. Schon auf den Frohnhöfen wird man in Erkrankungsfällen gewiß am ersten Hülfe aus den Frauenhäusern requirirt haben. Nirgends waren ja die Nachbarenpflichten, das ius viciniae schöner ausgebildet als in dem vom Christenthum durchhauchten alten deutschen Recht, nichts wurde in den Predigten den Christen so an's Herz gelegt, als die „Erbärmde", und wenn man in Feuersgefahr, bei Bauten, bei der Beerdigung rechtlich die starke Hand des Hofbruders in Anspruch nehmen durfte, so wird man zur Pflege der Kranken die zartere Hand der Spinnerinnen und Weberinnen der Genecien begehrt haben. So nahm man auch in den Städten seine Zuflucht zu den Beginenhäusern, und vielfach gewährten die Magistrate den Selfrauen nur dann das Bürgerrecht, wenn sie sich auch zur Krankenpflege verpflichteten. Drum galten auch späterhin die Selschwestern als bewährte Krankenpflegerinnen, und wo man letztere bedurfte, gründete man Selconvente, welche eigens diesem Zwecke dienten.

Von den Beginen zieren manche mit ihren Namen die Annalen der Heiligen. In Delft lebte die Begine Gertrud von Oosten, aus Voorburg gebürtig. Mit zwei andern Mägdlein, Lielt und Diewardis, ging sie auf die Brücken der Stadt und sang ein Lied, das sie zu Ehren des Erlösers gedichtet hatte. Wenn andere Dirnen sie frugen, wovon sie im Beginasium lebten, dann gab sie die kurze Antwort: „Mädchen, die Gott dienen, brauchen nur mit gutem Willen die Spindel anzurühren, dann haben sie zu essen." Gertrud, deren Leben in manchen Zügen von dem lieblichen Hauche ihrer Zeit durchweht ist, starb 1358. Aus dem Leben der seligen

Christina von Stommeln (1242—1312), welche mit dreizehn Jahren in Köln unter die Beginen aufgenommen wurde, ersehen wir, daß es auch in den kleinen Orten Stommeln und Brauweiler zahlreiche Beginen gab. „Wenn sie auch den Spinnrocken in der Hand hielt und recht fleißig spann oder sonst eine Handarbeit verrichtete," erzählt ihr Biograph, Meister Johannes, „so war während dessen ihre begnadigte Seele oft in Verzückung und in die wunderbaren Geheimnisse ihres himmlischen Bräutigams vertieft." Auch Caesarius von Heisterbach erzählt uns aus seinen Erlebnissen zu Brabant ein Beispiel von dem Gebetseifer und dem Einfluß der Frömmigkeit der Beginen. In gläubigen Kreisen wurde die Frömmigkeit der Beginen auch noch zu Ende des Mittelalters hochgeachtet. So bittet Suster Kornute im Lübecker „Todestanz" (1489):

Och dôt, schone miner noch umme Jesus willen!
Sus lange hebbe ik mi erneret mit der spillen,
Dârto hebbe ik geknuttet unde gewracht
Unde mit klenen sorgen min levent hengebracht.

Auch die Angriffe der Reformationszeit haben diese Achtung nicht zu erschüttern vermocht; die reizende Dichtung „Van dem begingin van Paris" hätte sonst um 1510 in Köln keinen Drucker gefunden. Ein junges Mädchen will bei den Beginen eintreten:

Sie gink vur ir moeder stain
ind bat sie umb ir hulde,
dat sie durch die liefde van goede
uiz ir ein begingin maichen woulde.

Die moder spraich: „dochter, lieve kint,
die begingin dragen orden,
simpel soe is al ir dink
van werken und van woirden."

Sie spraich: o lieve moder min,
der beginchin plegen
dat zo behalten wil ich bereit sin
und gerne gehoirsam wesen.

Sie erhält die Erlaubniß, eilt zur „moeder van dem beginen hoeve" und bittet sie, „ein arm beginchen werden unde den harden grauwen rock" anziehen zu dürfen:

Sie bede den grauwen rock an
ind nam ein ummedoichelgin.
Man setzte ouch der wailgedain
bi ein alt kamersustergin,

Dat ſie ouch ſolde leren
wirken, neen und ſpinnen,
ſoe dat ſie mit iren leden
ir broitgin moichte gewinnen,

Und vaſten nae irem alden
und penitentie beſtain
und ſich dair ſimpel halden
und vro zo der kirchen gain.

Darauf folgt eine überaus zarte Schilderung des myſtiſchen Lebens, welche deutlich zeigt, daß der Geiſt der Vorzeit auch unter den Beginen des Reformationszeitalters noch nicht erloſchen war.

Drittes Capitel.

Die Tertiarierinnen des h. Franciscus.

Die Beginen-Vereine hatten gleich nach ihrem Entſtehen viele Kämpfe durchzufechten. Ihre vom Pfarrverbande losgelöste kirchliche Stellung weckte häufig den Aerger der Pfarrgeiſtlichkeit, gegen den ſie aber meiſt durch den römiſchen Stuhl geſchützt wurden. Den mannichfachen Gefahren, welche in dem regel- und hausordnungsloſen Zuſammenleben ſo vieler weiblichen Perſonen lag, ſuchte man dadurch zu begegnen, daß man das religiöſe Element, welches ihnen urſprünglich fern lag, unter ihnen zu wecken ſuchte. Hier und da wurde das votum castitatis und die Abhaltung der canoniſchen Stunden eingeführt, und mit Ordensklöſtern traten ſie in Gebetsbündniſſe. Trotzdem wäre der Verfall dieſer Arbeiterinnen-Vereinigungen nicht zu hemmen geweſen, wenn ſich ihrer nicht ein entſchiedenes religiöſes Element bemächtigt hätte.

Dies geſchah durch den dritten Orden des h. Franciscus von Aſſiſi. Große ſociale Bewegungen haben das Abendland erſchüttert, ſeitdem es chriſtlich geworden, und die Kirche hat es nie daran fehlen laſſen, die reichen Mittel ihrer geiſtigen Macht zur Beſchwichtigung der Leidenſchaften, zur Heilung der Wunden, zur Abwehr der Gefahren und zur Befriedigung der gerechten Anſprüche zu verwerthen — eine glücklichere Hand hat aber die Kirche auf dem Gebiete der praktiſchen Socialiſtik nicht gefunden, als bei Franz von Aſſiſi. Volksmann, und zugleich vertraut mit den Idealen des Culturlebens ſeiner Zeit, übte er eine geheimnißvolle Macht auf das Volk aus. In ſeinen Jugendjahren Troubadour, hatte er im Geiſte des mittelalterlichen Frauendienſtes die Armuth

zu seiner Herrin auserkoren und mit meisterhafter Gewalt wußte er die großen Massen aus dem Schmutz der Alltäglichkeit emporzuziehen und sie in ein höheres geistiges Leben einzuführen. Zu seinen Krippenspielen eilte das Volk in Schaaren herbei, und durch die von ihm gestifteten Tertiarier-Verbindungen ist der socialen Frage bis zur französischen Revolution die Spitze abgebrochen worden. In dem Geiste des Meisters wirkten auch seine Jünger, und was die Franciscaner, die nicht wie ihre vornehmern Ordensbrüder an den malerischen Punkten des Landes ihre großartigen Sitze schufen, sondern in den engen Gäßchen der tumultuarischen Städte, inmitten der aufrührerischen arbeitenden Klassen ihre ärmlichen Klöster und ihre bescheidenen, niedrig bethürmten Kirchlein bauten, zur Lösung der socialen Frage beigetragen haben, wird noch immer zu wenig anerkannt. Sie waren es, welche die populäre Predigt kunstmäßig ausbildeten und Volksprediger hervorbrachten wie einen Berthold von Regensburg. Doch es handelt sich hier nicht um den Orden der Franciscaner, sondern um Verbindungen, welche, allerdings im Anschluß an jenen, ohne Gelübde, nur mit gewissen, auf Gebet und Lebensweise sich beziehenden Verpflichtungen die große Volksmasse im Zaume hielten und im Stillen Jahrhunderte lang unter der arbeitenden Klasse ungemein viel Segen verbreitet haben. Wenn die Behauptung Schanz' in seiner Geschichte der deutschen Gesellenverbände richtig ist, daß die meisten Bruderschaften, die bis in das letzte Dorf hinein zu mehrern vertreten waren, auch dem Verbande der Tertiarier beitraten, so können wir uns einen annähernden Begriff von der Ausdehnung des dritten Ordens machen.

Hier kommt jedoch nur seine Bedeutung in den Kreisen der weiblichen Arbeiter in Betracht. Es war längst erkannt worden, daß der Fehler der Beginenvereine in dem Mangel einer verpflichtenden Regel bestand, und da bot sich in der Tertiarierregel ein Mittel, diese Lücke auszufüllen. So finden wir denn auch, daß die Beginenhöfe sich allenthalben in Convente von Tertiarierinnen verwandelten, zu denen in den Industriegegenden neue hinzutraten. Köln war reich an solchen Conventen, von denen die Angehörigen des Vincenz-Conventes zur Zeit des Gelenius die Gesangeskunst mit solchem Erfolge übten, daß, wie dieser Schriftsteller sagt, ihnen darin Niemand gleichkam, und sie nicht weniger durch ihren Lebenswandel als durch ihre melodischen Stimmen den Engelschören glichen. Der Kölner Erzbischof Dietrich, aus dem für volksthümliche Bedürfnisse überhaupt feinfühlenden Geschlechte der von Mörs, welcher auch zum Suffragan einen Minoriten-Wyard von Groeningen hatte, war den Ansiedelungen der Tertiarierinnen besonders günstig, und ihm verdankt der Niederrhein die Gründung mancher dieser Convente. So gab es dieser in Wesel, in Goch, wo sie mit dem Gocher Wollenamt

wegen der Anzahl ihrer Webstühle in Conflict kamen, in Wachtendonk (1430 gegründet, „um te verheuden, dat sommighe maeghde en vrouwe persoonen toe nedervalt, tot oneere en tot den torne Godes comen muchte"), zu Hüls 1468, zu Marienfeld in der Pfarre Friemersheim 1472 durch Graf Vincenz von Mörs gestiftet, zu Rath bei Kaiserswerth, zu Viersen 1408, Stralen 1420, Venlo, Geldern 1437, Aldekerk u. s. w. Wie uns Knippenbergh in seiner Geldrischen Kirchengeschichte versichert, lebten die Conventualinnen dieser Niederlassungen von der Handarbeit, zumeist vom Weben. Wie aus einem Proceß, den 1551 der Viersener Convent führte, hervorgeht, wurde dort die Leinenfabrication getrieben, und brachte man aus der Umgegend das Garn dorthin, „omb daervon guet duch to machen". Eine Notiz der Rheinberger Sustern aus dem Hessenkrieg (1642) sagt: „do ist viel volchs heher komen, dat unse closter so voll ist geweszen, dat wer net en wusten, waer wy ons laten solden. Do seynt wir von unse spincamer af geganen an heben die den volch in gegeben en heben den calden winter op den reuender gesponen en heben so menigen Schrechen geleden, dat wir duck minden, wir mosten sterven." Auch in Ulm traten die Selfrauen, Sammlungsschwestern, bettelgrauen Nonnen, welche 1220 dort zuerst genannt werden, unter die Obedienz der Franciscaner. Sie hatten ihre Oratorien, wo sie die Sacramente empfingen, waren aber dem Pfarrer zu Ostercommunion, Opfer und Bannpfennigen verpflichtet. Sie scheinen aber in Ulm ihrer Verbindung mit dem Orden von der Buße Schwierigkeiten entgegengesetzt zu haben, denn 1313 versprachen sie dem Ulmer Rath, hundert Pfund Heller an den Minoritenorden zu zahlen, wenn sie sich dessen Meisterschaft entzögen. Die Schwestern legten nicht das Gelübde der Keuschheit ab. Dagegen sah man strenge darauf, daß alle reinen und lauteren Wandels seien. Verging sich eine, beging sie einen Diebstahl, lief aus der Sammlung weg, zeigte sich ungehorsam gegen die Meisterin, hielt sich gegen die Schwestern widerwärtig, unfriedsam und unredlich, oder störte den geistlichen Frieden, so mußte sie so lange im Gefängnisse sitzen, als es dem Custos der Barfüßer in Schwaben, dem Guardian und Lesemeister des Barfüßerklosters und den Sammlungsschwestern selbst, ohne deren Zustimmung keine Disciplinarstrafe verhängt werden konnte, gutdünkte. Kam die Sünderin aus dem Gefängniß, so wurde es für Christenpflicht gehalten, ihre Missethat sie nicht entgelten zu lassen, sondern man versuchte, sie durch freundliches Benehmen auf den Weg des Bessern zu führen. Jede Tertiarierin durfte mit Wissen der Meisterin und zweier Schwestern ihr Privateigenthum verteſtiren. Starb eine unvorhergesehenen Todes und hatte eine „liebe Heimliche", d. h. eine Freundin unter den Schwestern der Sammlung, so war deren Aeußerung über den letzten Willen der Verstorbenen rechts-

gültig. Anfangs nahm man mit zwölf, später mit zehn Jahren schon in die Sammlung auf. In Frankreich war es Ludwig XI., welcher den Beginen den dritten Orden substituirte.

Ueber Tracht und Verhalten der Tertiarierinnen sagt die deutsche Franciscanerregel des 13. Jahrhunderts: „Die swestern suln och gecleidet sin mit mantil und mit rokken von solchem demuthigem tuch. Sie mugin och haben mit dem mantel ein obergewant von wizzem oder von swarzem barchat oder von schamlat oder von linim tuch ane velte oder wachheit. An der demuttikeit des gewandes der swestern, an mantil und an kuosenne und an den belzen nach der lute und des landes gewonheit mag man in gnade tun, also doch daz die kursennen lembrin sin. Hullen och und omeler von siden suln sie nicht haben. Gurteln och und butel suln sie han von leder ane alle siden gesteppet. In sie och verboten vesteclichen unersamiu wirtschaft und verlazzen lugen und kaphen und tanz und hove, da weltlichiu verlazzenheit ist. Spilluten och umbe ir uppikeit suln sie nichtz nit geben und suln och ir gesinde verbeiten, daz sie in nichtz nit geben." Sie mußten an allen Montagen, Mittwochen, Freitagen und Samstagen die Abstinenz von Fleischspeisen und die Quadragesimal- und Adventfasten (von St. Martin an) beobachten, ausgenommen „die da arbeitent uf der verte und die swestern, die swangir sint biz an der tag daz sie ze kirchen gende sint".

Das Genrebildchen einer mittelalterlichen Tertiarierin zeichnet uns Butzbach, der Verfasser des „Wanderbüchleins eines fahrenden Schülers", in der Jungfer Gutta Kortenhoff, bei der er während seines Aufenthaltes in Deventer (1498) dreiviertel Jahr wohnte. „Diese hatte schon früh ihr Magdthum Gott angelobt und führte ein stilles, ganz den Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe gewidmetes Leben. Sie übte die strengste Abtödtung, trug unter ihren Kleidern eine eiserne Kette und ein rauhes Cilicium, wie sich solches nach ihrem Tode vorfand. Aber je strenger sie gegen sich selbst war, desto milder und liebreicher war sie gegen arme, hülfsbedürftige Menschen. Sie war eine große Verehrerin des h. Franciscus. Die Predigten, welche sie hörte, behielt sie Wort für Wort auswendig, und als einst ein berühmter Redner, der Minderbruder Dietrich, in Deventer gepredigt hatte, war sie nachher bei Tisch im Stande, fünfzig verschiedene Stellen aus der h. Schrift und den Kirchenvätern, welche in der Predigt vorgekommen waren, der Reihe nach ohne den mindesten Anstoß zu wiederholen. Dabei war es ihre süßeste Freude, in der h. Schrift zu lesen und zu betrachten."

Viertes Capitel.

Die mittelalterliche Schule.

Die erziehliche Aufgabe der Kirche, sowie die Grundsätze und Mittel, womit sie dieselbe erfüllte, blieben unter dem Zunftregiment dieselben wie unter der Hofverfassung. Es erübrigt uns aber noch, auf ihre Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule hinzuweisen, da gerade in der Folge der Schule eine wichtige Aufgabe zufallen sollte. In der mittelalterlichen Erziehung des weiblichen Theiles der arbeitenden Klasse ist der Schule ein größerer Antheil zugefallen, als man gewöhnlich annimmt. Natürlich müssen wir dabei von dem modernen Begriff des Schulzwanges ganz absehen, wie auch von der Ueberfülle des Lehrstoffes. Die Conversen bei den Cistercienſern durften nur Vater unser, Ave Maria, Credo, Kyrie eleison und einige andere Gebete lernen, und auch diese nicht aus einem Buche, sondern durch mündliche Unterweisung, um dadurch auf das gründlichste jede Versuchung, die sie von der Arbeit abziehen könnte, abzuschneiden. Aehnlich wird die Erziehungsmethode für die arbeitende Klasse überhaupt gewesen sein. In den Capitularen von 801 und 802 wurde es den Priestern eingeschärft, allen ihnen anvertrauten Gläubigen Credo und Vater unser beizubringen. Dasselbe gebot Bischof Garibald von Lüttich in seiner Encyclica an die Priester seiner Gemeinde (804), und zwar für Groß und Klein, für Männer und Kinder (infantes). Bischof Theodulph von Orleans (starb 821) befahl den Pfarrern seiner Diöceſe, in allen Höfen und Dörfern Schulen zum Unterricht der Kleinen einzurichten und sich mit den Liebesgaben begnügen zu lassen, welche ihnen dafür dargebracht wurden. Karl der Große bestand erst auf der Aneignung der dort zu erlernenden Kenntnisse. Nach dem Capitulare von 804 mußten diejenigen, denen diese Kenntnisse fehlten, bei bloßem Wasser fasten und wurden gegeißelt, bis sie Credo und Paternoster erlernt hätten. Dieselbe Strafandrohung galt auch den Müttern. Wir würden aber fehlgreifen, wollten wir annehmen, die Capitulare hätten das mechanische Eintrichtern der christlichen Gebetsformeln als Ziel der Schule hingestellt; Credo und Vaterunser war das Gerippe, der Lehrplan, wonach die mittelalterliche Schule den gesammten Stoff der christlichen Glaubens-, Sitten- und Cultuslehre katechisirte, totius religionis studium et christianitatis cultum, wie das Capitular von 801 sagt. Auch ist es ein Irrthum, zu glauben, die Wohlthaten dieser Schulen seien nur den Vornehmern zu Gute gekommen; im Gegentheil war es, wie das Capitular von 789 beweist, eine Eigenheit der Geistlichkeit, mehr die Kinder der

Hörigen (servilis conditionis) heranzuziehen, und unterlassen die Capitularien nie, auf die allgemeine Verbindlichkeit der erlassenen Schulverordnungen hinzuweisen. Eben so wenig waren diese Schulen auf das männliche Geschlecht beschränkt. Im Capitular von 809 wird ausdrücklich der Unterricht auch des weiblichen Geschlechtes hervorgehoben. Aehnlich wie in der altirischen Kirche widmeten sich die Frauenklöster noch in umfassendster Weise dem Unterricht, und der Bischofsconvent zu Salz (804) verbot, daß Mädchen in Knaben- und Knaben in Mädchenschulen aufgenommen wurden. Während die zum Klosterleben bestimmten Mädchen in der „innern Schule" der Frauenklöster unterrichtet wurden, sorgte für die „äußere" eine vom Bischof oder Pfarrer dazu bestellte Jungfrau oder Matrone.

Wir haben keinen Grund, in Karl dem Großen den ersten Stifter des Volksschulwesens zu erblicken. Die Schulthätigkeit der Kirche beginnt gleichzeitig mit der Christianisirung Deutschlands, und sehen wir des Frankenkönigs Verdienst darin, daß er das erkaltende pädagogische Interesse von neuem entflammte und in seiner energischen Weise einen Schulorganismus in's Leben rief, der den Vergleich mit dem heutigen nicht zu scheuen braucht. Praktische Religiösität, sittliche Tüchtigkeit und Berufstreue waren die Ziele, die sich diese Schulbildung gesetzt hatte. Ihre Zöglinge glänzten nicht durch einen Reichthum mannichfaltiger Kenntnisse; aber was sie wußten, das wußten sie fest und mit Sicherheit, das war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, das stand in ihrem Geiste so firm und fest, wie aus Erz gegossen. Mit Kraft und Einfalt wirkte die Schule dahin, daß in dem Volksleben ein einfacher, aber nicht ungeschliffener, ein kräftiger, aber nicht roher, ein frommer, christgläubiger Geist herrschte. Dort vernünftelte man nicht, nein, wie ein Cherub mit flammendem Schwerte trat das „Du sollst nicht" der zehn Gebote vor die Zöglinge hin, und wie ein ehernes Firmament wölbte sich über sie des Credo's festes Gebäude. Wenn der Besitz einer festen, abgeschlossenen Weltanschauung, ein unerschütterlicher Glaube, das Aufwachsen in sichern Traditionen ein Volk glücklich machen kann, dann ist das Volk im Mittelalter glücklich gewesen. Dieses Volk sah Männer niedersinken, die in der Hierarchie so hoch standen wie die Cedern des Libanon, es sah Zeiten kommen, wo die Hirten zu Wölfen wurden, es hörte, wie seine Lieblingsprediger das Privatleben seiner eigenen Seelenführer verdammen mußten, und dennoch wankte dieses Volk nicht, und wir müssen diejenigen bewundern, welche einen so festen religiösen Kern in der Menschen Herzen zu legen gewußt hatten.

Die Obsorge, die schon im karolingischen Zeitalter für Mädchenschulen getroffen worden, erlahmte in der Folgezeit nicht. Auch den

niedern Klassen bot sich das Mittelalter hindurch Gelegenheit, ihren Töchtern Schulunterricht zukommen zu lassen. Bruder Berthold bemerkt zwar, „die armen Leute hätten keine Zuchtmeisterin, wie hohe Herren solche ihren Töchtern gäben, die sie allzeit Zucht und Tugend lehrten"; dabei aber hatte Berthold die Hauserzieherinnen oder Gouvernanten im Auge, denen die Heranbildung der vornehmen Mädchen in der höfischen Sitte anvertraut war. Dagegen kannte man das ganze Mittelalter hindurch Lehrfrauen, weltliche Lehrerinnen, welche die Mädchen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichteten. 1378 gab es in Paris außer 41 Lehrern noch 22 Lehrfrauen. So sehen wir auf dem Titelholzschnitte des altdeutschen Gedichtes „Der wälsche Gast" aus dem Jahre 1215 eine Schulmeisterin dargestellt, welche, während auf dem Schooße eine Fibel liegt, in der Hand die Ruthe hält und den vor ihr stehenden Wolf buchstabiren lehrt. Der Wolf schaut jedoch rückwärts nach einem Lamme. Selbst in kleinern Orten befanden sich solche Lehrerinnen, wie in Stommeln bei Köln. Als Christina von Stommeln (1242—1312), so erzählt ihre Legende, elf Jahre alt war, ging sie zur Schule, um lesen zu lernen. Schreiben hatte sie nie gelernt. Sie lernte den Psalter, die Psalmen Davids. Wenn sie in diesem Buche las, so schien es ihr, als wenn der göttliche Heiland ihr die Worte zuflüstere, welche sie lesen sollte. Davon wurde sie jedesmal so getröstet, daß sie vor Freuden laut weinte. Die Lehrerin aber, welche die Ursache dieses Weinens nicht kannte, suchte sie zu trösten und sprach zu ihr: „Warum weinst du, du kannst ja deine Lection ganz gut." Christina aber schwieg. So hatte sie in sieben Wochen den Psalter lesen gelernt. Aehnlich wird uns von der Adelheid Langmann zu Engelthal (starb 1375) erzählt: „Zu einen zeiten do si in der schul was, do het si unsern herren empfangen. Eines tages nach tische do si in der schul was und saze ob dem zeln, do kome si aller dinge vor ir selber. do kom unser herre und lernt für si und tet ir auch gar gutlichen. des morgens sprach ir maisterin zu ir: wa wer du gestern? sie sprach: ich lernt hie. do sprach ir meisterin: unser herre lernt oder du. si pat ir meisterin flizzik, daz si swige. sie konde ir zeln fürpaz immer mer wol." Die h. Adelheid von Villich (1015) besuchte häufig die Schule, und wenn eine Schülerin ihr eine Frage, die sie aus der Sprachlehre zu stellen pflegte, richtig beantwortete, so küßte sie dieselbe mit mütterlichem Kusse und belebte ihren Eifer durch eine kleine Anerkennung. Schwester Petrina von Balma erzählt von der h. Coleta (1447), diese habe, da sie als Kind die „Alphabetschule" in Corbey besuchte, ihre Brödchen den Armen ausgetheilt. Ein interessantes Zeugniß für das Alter des Anschauungsunterrichtes gibt uns die Lebensbeschreibung des Ambrosius von Siena (1287): Pater eius libellos quosdam cum non-

nullis secularium hominum diversorum statuum figuris pingi fecit; alium vero, in quo religiosorum imagines pictae erant, ut ex hoc experimentum sumeret, an puer sic in inspectione figurarum sicut in linearum aspectu delectaretur.

Auch ist es unzweifelhaft, daß die mittelalterlichen Küsterschulen auch von Mädchen besucht wurden. Die älteste bekannte Küsterschule ist wohl die zu Bigge in Westfalen, deren Ordnung 1270 von Erzbischof Engelbert bestätigt wurde: „Hirto sall de küster verbunden syn, die kirspels Jugent in schriben unt lesen den summer morgens von siben, des winters von achten bis teen vhren vnt namitdags des summers von een bis drey oder vir, des winters bis drey vhren in egener person vnterrichten. Daby dan och die Kirspels Ingesessene by straaf twelf marcken verbunden syen sollen die kinder nach der schulen to senden, damitten der annoch in vielen herzen gliemmender heydendumb dadurch gentzlich erloschen werden moge, weylen denselben an irem fleesch vnt bluett auch egener tydiger vnt ewiger wolsaert am hosgden angelegen to syen, die natuer selbst an den wilden dieren so gar den antrieb vorwyset, freweler werden. Auch soll der syende schulmeister monatlich dem pastorn schriftlichen Bericht einbringen, wy die schulere sick in Christligen sitten, schriben vnt lessen verhalden vnt von dag to tag in der gottesfurcht to nemmen, domitten by tiden det bosse vermindert vnt det gudde ferner befudert werde."

Während die ältern Klosterschulen vom Benedictinerorden ausgingen, waren später die Bettelmönche und namentlich die Franciscaner für den Volksunterricht bedacht. Als Wanderschullehrer zogen diese Mönche umher, und man sah sie nicht selten in Privathäusern die Kleinen um sich versammeln, um sie im Lesen, Schreiben und in der Religion zu unterrichten. „Und damit der unermüdete Mönch bei seiner Wiederkunft des freundlichen Willkommens um so gewisser sein könne, unterließ er es selten, die Kinder beim Abschiede mit Heiligenbildchen zu beschenken." An manchen Orten nahmen sich auch die Beginen und Tertiarierinnen der Jugend an, ähnlich wie auch die Tertiarierin Deianara Valmarana, die Wittwe eines Juristen von Vicenza, (1572) im Venetianischen Mädchenschulen gründete (la congrégation des filles et veuves Dimesses).

Die Fertigkeit der Frauenspersonen im Lesen war im Mittelalter so groß, daß die Bücher auch in den kleinern Stadtfreiheiten ausdrücklich als ein Theil des „Jungfrauengerades" (ornamenta muliebria, quae rhedo vocant) aufgeführt werden. Wie schon der Sachsenspiegel die „saltere und alle böke, die to godes deneste horet, die vrouwen pleget to lesene", zum Frauengerade zählt, so auch die Hammer Stadtfreiheit: „ein boich, dar sie teglichs ut leset," und Berthold sagt: „Unser Herr will, daß man ihn um seiner Werke willen preiset, wie ihr Frauen in dem Psalter lesen könnt."

Fünftes Capitel.

Im Minnegarten der Mystik.

Ihren Glanzpunkt erreichte die kirchliche Erziehungskunst des Mittelalters in der Mystik. In ihr rief die Kirche in den Menschenherzen ein tropisch duftendes Minneparadies in's Leben. Die Periode der Mystik war eine Idylle in Wirklichkeit, wie sie poetisch schöner niemals, nicht einmal gedacht worden ist. In ihr wandeln wir durch einen frischen, frühlingsgrünen Wald, lieblich tönt von allen Zweigen der schmelzend süße Sang, das begeisterte Jubiliren der gottminnenden Seelen, unser Fuß schwebt leicht über die grünen Matten, und unsere Seele athmet trunken den kostbaren, würzigen Hauch der Gottesminne ein.

Aus der Missionszeit gewährt die Correspondenz des h. Bonifacius uns einen tiefen Einblick in das Frauengemüth seiner Zeit. Wie ungefüge wallt aber in ihr noch die fromme Leidenschaft auf. Vergleichen wir damit den Briefwechsel und die Offenbarungen, die uns von gottminnenden Seelen aus der Blüthezeit der Mystik hinterlassen sind, dann müssen wir staunen über die Erfolge, welche die Kirche in der Erziehung des Volkes errungen. Die Gluth der frommen Leidenschaft ist dieselbe geblieben, aber das Barbarische ist weggeschliffen, ein zarter Schmelz ist über sie hingegossen, und aus diesen minnetrauten Frauengemüthern quillt uns ein unerschöpflicher Born göttlicher Poesie entgegen. Man rühmt das geistige Leben an den Dichtersitzen der Neuzeit; wie trocken, wie prosaisch nüchtern und wie unrein ist es gegen die reine Gluth der religiösen Empfindungen, gegen die Kraft der alles verklärenden Gottesliebe, welche die Klöster und Behausungen dieser schlichten Töchter des Volkes durchpulste.

Auch waren es gerade die untern Volksklassen, in welche die veredelnde Erziehung der Mystiker am tiefsten eindrang. Man lese den Briefwechsel, welchen Christina von Stommeln, das schlichte Bauernmädchen, welches als Kölner Begine sich seinen Lebensunterhalt erbetteln ging, mit Petrus von Dacien führte, und man wird die Zartheit und Feinheit der darin bekundeten Herzens- und Geistesbildung bewundern müssen. Schwester Mechthild von Magdeburg (1250) bespricht das Verhältniß der Gottesminne zu den „armen Leuten". „Ich habe", sagt sie, „zweierlei Leute arm gesehen. Die einen sind minniglich arm und haben immer Angst, daß ihnen zu viel werde von dieser armen Erde. Die andern sind, ohne daß es ihnen nützt, sehr peinlich arm und laufen immer um-

her in großer Angst, es möchte ihnen nichts werden von dieser armen Erde. Hierzu antwortet unser Herr und spricht: Die peinlich Armen stehen in meiner Gerechtigkeit, denn hätten sie auch viel irdische Dinge, sie würden mich doch nicht minniglich minnen, noch offen bekennen, darum muß ich sie mit dem Härtesten gewinnen. Den minniglich Armen gebe ich mehr als sie zu begehren wagen, denn ich kann den Staub an ihnen nicht dulden, daß sie sich mit irdischen Dingen zu sehr beschweren, und ich will, daß ihr Herz mir immer offen stehe, und daß ich ohne Hinderniß und ohne Unterlaß leuchten möge durch die Minne." Schwester Mechthild schildert die sociale Bedeutung der Mystik sehr treffend in ihrem Gedicht von den „sechszehn Arten der Minne":

Die milde Minne von heiliger Barmherzigkeit
Vertreibt eitle Ehre und böse Krankheit.
Die wahre Minne von göttlicher Weisheit
Bringt das Genügen und vertreibt die schwächliche Begierlichkeit.
Die demüthige Minne von heiliger Einfalt
Siegt allein über die Hoffart und bringt die Seele mit Gewalt
In heilige, wahre Erkenntniß.
Die stete Minne, an guten Sitten gelegen,
Mag keiner Falschheit pflegen.
Die hochherzige Minne von kühner That
Weiß ihr in allen Dingen guten Rath.
Die erfahrene Minne von Gottes Heimlichkeit
Ueberwindet das Irdische ohne Arbeit.
Die gebundene Minne von heiliger Gewohnheit
Ruht nimmer und lebt in ihr selbst ohne Arbeit.
Die eingehende Minne überströmend liegt wie todt
Und ihr sind alle Ding bitter außer Gott.
Die rufende Minne von edler Ungeduld
Schweigt nimmer und hat selig vergessen alle Schuld.
Die deutsche Minne von Gottes Lehre
Die beugt sich noch zu einem Kind viel gerne.
Die schöne Minne von hoher Gewalt
Verjüngt die Seele, nur der Leib wird alt.
Die minnigliche Minne von offner Gabe
Vertilgt des sauren Herzens Klage.
Die gewaltige Minne und reiche Kost
Hat in Gott die süßeste Lust.
Die verborgene Minne trägt kostbaren Schatz
Von gutem Willen in heiliger That.

Die klare Minne von ſpielender Fluth
Thut der Seele ſüße Noth,
Sie tödtet ſie auch ohne Tod.
Die wetterwendiſche Minne von Uebermacht
Iſt die, welche Niemand erklären mag.

Wie die Myſtik auch bei den untern Klaſſen Anklang fand, zeigt ein Gedicht, das in einer Einſiedler-Handſchrift aufbewahrt iſt:

Es was ein ſêlige dorfmaget,
ir rinder hette ſie ûz gegaget
mit einer vil langen ruoten:
ir was ſô wol zuo muote.
dô begegetent ir zwêne predière.
ſû ſprach: vil lêben hêren,
gedenkent mîn.
dô ſprach der eine predière: uns mac ſô wol ſîn,
daz wir wol vergeſſent dîn.
ſû ſprach: vil liebir hêre, vergeſſent ir mîn in der ûſerkeit,
ſô gedenket mîn in der inerkeit.
dô ſprach der eine predière: nu ſage
mir, vil liebe dorfmaget,
dû redeſt ſo rehte wislîche:
wie verdrieſſtû dîne zît
mit diſen dorflûten?
dô ſprach ſie: vil lieber hêre,
das wil ich ſagen ûch.
ſô ich des morgens fro ûf ſtân,
ſô milke ich mîne kuo;
mîne metten bette ich darzuo.
ſô ich die milch ſihe,
ſô bette ich mîne prîme.
alſe ich die rinder drîbe,
ſô hân ich kirwîhe.
alſe ich die kêſe mache,
alle dinc ich fürſache.
Als ich ſchrôte das krût,
alle mîne zîte bette ich uberlût.
ſô wrt es denne, hêre, mitten tac,
ſô fülle ich, hêre, mînen ſac;
ſô graſe ich mîme kalbe,
ſô bette ich mîne ſiben ſalmen.

sô ich strouwe den stal,
mîne vesper bette ich dan.
sô ich das für betriche,
mîne gumpelête ich spriche.
des ôbendes sô ich für mîn bette gon,
an mir eine ich stôn.
des tages rede ich von ime,
des nahtes getreumet mir von ime.
das gebet ist alles guot,
das die vil sêlige dorfmaget duot.

Die volksthümlichen Bestrebungen der Mystik wurden fortgesetzt durch die Hieronymiten oder die „goldenen Priester", wie sie das Volk nannte. Johannes Ruysbroek (starb 1381) hatte schon im Kloster Grünthal im Sonjenbusch bei Brüssel fromme Frauen für das beschauliche Leben gewonnen. Ueberspannter Frömmelei war der milde, freundliche Greis recht gram, einer Brüsseler Begine, welche unter dem Volke den Glauben verbreitet hatte, sie werde, wenn sie zum Tisch des Herrn gehe, von zwei Seraphim begleitet, trat er entschieden entgegen. Gerhard de Groot (1384), der Stifter der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben, von welchem der Ausspruch herrührt: „Für alles Gold Arabiens möchte ich nicht, auch nur eine einzige Nacht, die Sorge der Seelen übernehmen," hatte in einem besondern Hause auch eine Gemeinschaft von Frauen gegründet, welche, mit Handarbeit, besonders mit Nähen und Weben, mit Uebungen der Frömmigkeit und mit dem Unterricht der weiblichen Jugend beschäftigt, einfach und zurückgezogen lebten. Johann Binkerink aus Zütphen, ein sittlich-ernster, frommer junger Geistlicher, legte außerhalb Deventer ein neues Frauenhaus an und stand beiden Häusern sechsundzwanzig Jahre vor. Er hatte sechszehn Schwestern vorgefunden und hinterließ bei seinem Tode 150. Aehnlich den Beginenhäusern breiteten sich auch diese Schwestern-Anstalten rasch aus und erhielten eine den Beginasien ähnlich geordnete Verfassung. Eine Pflegerin, Martha, stand an der Spitze des Hauses; ihr war eine Untermartha beigegeben; eine Obermartha in Utrecht führte die Aufsicht über alle Vereine jener Gegenden und visitirte sie jährlich wenigstens einmal. Neben der Martha, welche mehr die Obsorge für das äußere Leben und seine Ordnung hatte, stand ein Priester, der die geistliche Leitung führte. Dagegen scheint, abweichend von den Beginasien, in diesen Schwesteranstalten Gütergemeinschaft geherrscht zu haben.

Das dreizehnte und das vierzehnte Jahrhundert, die Glanzzeit der kirchlichen Erziehung, sahen auch Deutschland auf dem Höhepunkt der

Cultur. Im dreizehnten Jahrhundert sang Walther von der Vogelweide seine Lieder, 1248 ward im Kölner Dom das herrlichste Denkmal deutscher Baukunst begonnen, 1241 ward die deutsche Hansa gegründet, die im vierzehnten Jahrhundert zu Land und Wasser herrschte, Kronen nahm und verlieh, und „unter dem befruchtenden Sonnenblick eines gewissen Gleichgewichtes der Kräfte und Interessen, einer im Ganzen herrschenden Friedensstimmung und langen Friedenszeit folgte jene Nachblüthe mittelalterlicher Volkswirthschaft, jene Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes, jene Glanzzeit deutscher Kunst und deutschen Erfindungsgeistes, die den Neid und die Bewunderung der Nachbar-Nationen erregte, nach der wir theilweise heute noch wie nach einem verlorenen Paradies zurückblicken."

Sechstes Capitel.

Verfall und Kleiderluxus.

Wir haben die Entwickelung der deutschen Frauenthätigkeit bis zum Höhepunkt der mittelalterlichen Cultur verfolgt, und die Art und Weise kennen gelernt, wie das christliche Mittelalter seine Arbeiterinnen erzog. Es wäre gewiß unrichtig, das sociale Leben und die industrielle Gestaltung des Mittelalters als das einzige Ideal lobpreisen zu wollen. Die mittelalterliche Cultur ging von ganz andern Voraussetzungen aus, als die moderne. Sie fand ein uncivilisirtes, wenn auch edel angelegtes Volk vor, das von der Vorsehung oft auf rauhen und steilen Wegen zu höhern Graden der Gesittung hinaufgeführt werden mußte; vorgefundene Einrichtungen und geschichtliche Ereignisse wirkten zusammen, um dem socialen Bau des Mittelalters die ihm eigene Gestalt zu geben. Die Idealität des Mittelalters liegt in etwas Anderm. Sie beruht in der Harmonie, welche die christliche Vorzeit dem Ausbau des socialen Lebens zu geben gewußt hat. Mag die Lebensweise unserer Ahnen eine noch so primitive, und ihre Culturstufe im Vergleich mit den Triumphen der modernen Technik eine noch so niedrige gewesen sein, ihr sociales Leben war ein völlig ausgebautes Gebäude, das keine Lücken, keine Vernachlässigung wichtiger Theile aufzuweisen hat. Durch die Culturgeschichte des Mittelalters hat die Kirche bewiesen, daß die sociale Idee, die sie in der Ausbildung des mittelalterlichen Lebens verwirklicht hat, die Idee des Christenthums selbst, der Entstehung der socialen Noth den Eingang versperrt. Die Kirche ist der Ausnutzung der industriellen Kräfte des Volkes, auch der ausgedehntesten Verwerthung der Frauenarbeit, nicht entgegengetreten; mit allen ihr gegebenen Mitteln hat sie die materielle Blüthe geför-

dert; Production und Handel der ihrer Leitung folgenden Völker nahmen einen glänzenden Aufschwung. Aber dabei versäumte die Kirche auch nicht, durch eine sorgfältige Erziehung, durch religiöse und sittliche Schutzmittel der mannichfaltigsten Art, durch ihre Einwirkung auf die gewerbliche Gesetzgebung den aus der Industrie sich ergebenden Mißständen auf das entschiedenste vorzubeugen, und die Geschichte hat uns bewiesen, daß die Interessen des Handels und der Industrie unter dem Schutze der Kirche keinen Schaden genommen haben.

Aber die in voller Blüthe prangende Rose der mittelalterlichen Cultur trug in ihrem Innern schon den nagenden Wurm. Gründe, die wir im Folgenden näher zu erörtern haben, machen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Wendepunkt unserer Culturgeschichte; rückläufige Bewegungen, die durch Jahrhunderte hindurch systematisch ausgebildet werden sollten, beginnen den glücklichen Aufschwung des socialen Lebens zu hemmen, neue Formen des gewerblichen Lebens treten auf, und die alterprobten Grundsätze der Kirche werden über Bord geworfen. Die Reformation, der prägnanteste Ausdruck dieser Bewegung, ist kein Protest gegen den schon seit anderthalb Jahrhundert beginnenden Umsturz, sondern die consequente Fortbildung dieser revolutionären Ideen. Huldigten auch die ersten Reformatoren auf dem praktisch-socialen Gebiete, namentlich in der Erziehung, äußerst conservativen Grundsätzen, ihre Manchester-Principien auf religiösem Gebiete haben dem socialen Manchesterthum seinen spätern Sieg gesichert.

Religio peperit divicias; diviciae religionem destruxerunt; qua destructa simul et diviciae perierunt. Diese Aeußerung eines Mönches von Prüm (1222) gibt in kurzen Worten die Geschichte des deutschen Volkes wieder. Der Wohlstand, das Zuströmen reicher Mittel weckte im Volke eine Sucht nach Genüssen des irdischen Lebens, die es mit der strengen kirchlichen Zucht in Widerspruch setzen mußte. Dieser Wohlstand äußerte sich auch bald in dem Luxus der arbeitenden Klasse.

Die Kirche ist keine Feindin des Luxus, insofern man darunter einen gewissen Comfort des Lebens versteht. Reinlichkeit, eine nahrhafte Kost, luftige Wohnungen, zweckentsprechende Bekleidung, dies alles sind Bedürfnisse, deren Befriedigung die Kirche für die arbeitende Klasse gerade fordert; und nur dasjenige Volk, welches im sittlichen Geiste des Christenthums lebt, wird Mittel finden, diese humanen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Was die Kirche bekämpft, ist jener schrankenlose Luxus, der die ihm gebotenen Mittel den wirklichen Bedürfnissen entzieht, um eitele und unnütze damit zu befriedigen, und sie in übermüthiger Weise aufzehrt und vergeudet. So lange daher das Vermögen im Volke ungleich vertheilt ist, wird auch die Kirche auf die Standesunterschiede hinweisen und

den untern Klassen eine weise Sparsamkeit in der Befriedigung überflüssiger Bedürfnisse anempfehlen.

In der Frauentracht betonte das Mittelalter daher den Standesunterschied, eine zweckentsprechende einfache Kleidung, die es jedoch zu aesthetischer Vollendung zu entwickeln wußte, und verabscheute den launischen Wechsel der Mode. In der Blüthezeit des Mittelalters bestand die Frauenkleidung der arbeitenden Klasse in der nationalen weißlinnenen oder wollenen Tunica, die in edel fließendem Faltenwurf bis zu den Knöcheln reichte und höher als über die Hüften gegürtet war; das Haar wurde in Zöpfe geflochten, aufgebunden und mit einem schleierartigen Tuche bedeckt. „Die Mädchen und Frauen," so schildert Falke nach Malereien des ausgehenden Mittelalters die Tracht der untern Klasse, „die auf dem Markt sitzen und ihre Waare feil bieten, weißes Brod in den Körben, Butter und Eier, und Milch in den Krügen, andere, die Tauben und junge Hühner in vergitterten Körben auf dem Kopf herbeitragen — es ist fast ganz ein Bild aus unsern Tagen. Die Kleider, einfarbig blau, roth, grün, sind vom einfachsten Schnitt. Dem Oberkörper liegen sie an, alles verhüllend bis zum Hals, mit mäßig engen Aermeln, in bequemer Enge um den Leib, und fallen weit bis auf die Füße herab, ohne durch zu große Länge hinderlich zu werden. Eine weiße Schürze ist vorgebunden, und das Haar, auf der Stirne gescheitelt, fällt den jungen Mädchen vom Lande frei herunter, während ältere oder die aus der Stadt es mit einem weißen, gelben oder rothen Tuch verhüllt haben, welches sie entweder lose herabfallen lassen oder unter dem Kinn zusammengebunden haben." Die österreichischen Lande sahen zuerst das niedere Volk von der alten ehrbaren Sitte abweichen. So klagt der Dichter Heinrich, wahrscheinlich ein Sohn der Frau Ava (starb in Göttweich 1127): „Wir sehen ce gazzen unt ze chirchen um die arm tagewurchen, diu nieht mêr erwerben mac: si gelebt ir nimmer guoten tac, si enmache ir gewant alsô lanc, daz der gevalden nâchswanc den stoub erweche, dâ sie hin gê, sam daz reiche al deste baz stê. mit ir höhvertigem gange unt mit vrömder varwe an dem wange unt mit gelvem gibende wellent sich die gebiurinnen an allem ende des reichen mannes tochter ginôzzen, mit ir chratzen unt mit ir stôzzen, daz si tuont an ir gewande." Demnach suchten schon damals die österreichischen Bauerndirnen mit jenen langen Schleppkleidern, auf deren Schwänzen auch der Heisterbacher Mönch spöttelnd Teufelchen herumspringen sieht, und mit dem farbigen Gebende, der Kopftracht der Ritterdamen, zu glänzen. Heinrich's Klage beweist, daß auch die Spottlieder des österreichischen Minnedichters Neidhard nicht unbegründet waren. Nach seiner Schilderung legten die Dirnen ihre Röcke von kostbarer Leinwand in eine Menge kleiner Falten und schnürten sie eng um die Hüfte.

Die Gürtel trugen sie schmal nach höfischer Art, aber kostbar verziert, und das Haar bedeckten sie mit seidenen Hüten und seidenen Gebenden. An der Seite führten sie an einer langen seidenen Schnur oder an einer reich verzierten, mit erhabener, goldener Arbeit versehenen Borte einen Handspiegel. Dieser Handspiegel, die zur Toilette der vornehmen Damen gehörten, besaß die von Neidhard genannte Dirne Friderune vier, und in einem andern Minnelied bindet eine Gesellschaft Dorfmädchen ihre Spiegel an einen Schleier, um damit einen Maibaum zu zieren.

Was wir hier als vereinzelte Erscheinung getadelt finden, ward in Folge der nivellirenden socialen Bewegung, die der Reformation voran und mit ihr Hand in Hand ging, ein Gegenstand allgemeiner Klage. Eine Zeit, die für die Fürsten und Geistlichkeit, für die Vornehmen und Reichen nur Worte der schärfsten Kritik und des derbsten Tadels hatte, die aber mit den in Gährung gebrachten untern Volksklassen so vortrefflich zu coquettiren wußte, mußte auch die schlichte Einfachheit des gewöhnlichen Mannes zu Fall bringen. Während die Vorzeit an den Standesunterschieden festgehalten, und den untern Volksklassen, wie in der Edda, besondere Stammeltern gegeben oder, wie in der spätern christlichen Legende, sie von den ungewaschenen Kindern Eva's hatte abstammen lassen, heißt es im fünfzehnten Jahrhundert, es solle nur Niemand auf edele Geburt sich etwas zu Gute thun, „da wir allesammt von einem Vater und von einer Mutter hergekommen sind; man liest nicht, daß unser Herr einen silbernen Adam gemacht, davon die Edlen gekommen wären". Diese Lehren fielen nicht auf unfruchtbaren Boden, und der Luxus der untern Stände nahm überhand. „Handwerker und Bauern, Knecht und Viehmagd," heißt es in der »Clag eines einfeltig Klosterbruders«, „wenden ihr Geld an köstlich Kleidung und Geschmuck und wollen als Edelherrn und Edelfrauen stolziren, und was sie übrig hant, geet in den Wirthshüsern durch den Hals." Wie die Landjunker und ihre Frauen, kleideten sich Bauern und Bäuerinnen in Sammt und Seide, trugen goldene Ketten und übertrafen oft Adel und Städter in „vil Zehrungen, vil Schleck, vil Spiel". „Ich kenne Bauern," schrieb Wunpheling, „die bei der Hochzeit von Söhnen und Töchtern oder bei Kindtaufen so viel Aufwand machen, daß man dafür ein Haus und ein Ackergütchen nebst einem kleinen Weinberg kaufen könnte." Dieselbe Erscheinung finden wir auch im Handwerkerstande. „Der wachsende Reichthum der Städte," sagt Falke, „das bewegtere Leben der Bürger, ihre Unabhängigkeit und oft ihr Uebermuth hatten dem Realismus oder dem Materialismus Thür und Thor geöffnet; mit ihm war aber die alte sittliche Ordnung über den Haufen geworfen, Ehrbarkeit, Scham und Zucht verschwanden aus dem Leben, und eine Sittenlosigkeit trat ein in so abschreckender, schamloser Gestalt, daß man

sich entsetzt von den Schilderungen abwendet." Was nutzten gegen diesen Unfug die Reichstagsabschiede und die städtischen Kleiderordnungen; wirkungslos gingen sie vorüber. Eine Ulmer Kleiderordnung aus dem vierzehnten Jahrhundert erlaubte den Handwerksfrauen nur einen Schleier von zwölf Fäden zu tragen, während die Geschlechterin einen seidenen Schleier von zwanzig Fäden, Marderhut und Marderpelz tragen durfte. Keine Frau noch Jungfrau sollte Perlen, Gold, Borten und vielfarbige oder seidene Bändel außen am Gewande tragen. Fremde Dienstboten, hieß es 1411 in Ulm, sollen keine seidenen, sondern nur wollene und leinene Bändel im Werth von einem Schilling Heller tragen. Auf dem Reichstag zu Lindau 1499 wurden die Fürsten und Städte darauf hingewiesen, die verschiedenen Stände in strenger Sonderung zu halten. Dem Bauer und der arbeitenden und dienenden Klasse in den Städten wurde der Preis des Tuches vorgeschrieben, die Elle sollte nicht über einen halben Gulden kosten. Gold, Perlen, Sammt, Seide, bunt zusammengesetzte Kleider waren weder ihnen noch ihren Frauen und Kindern gestattet. Sebastian Brant sagt:

Es kunt da har ein burgerswib
vil stölzer dan ein gräfin dût;
wo jetz gelt ist, do ist hochmût;
was ein ganß von der andern sicht,
daruf on underloß sie dicht,
das müß man han, es dût sunst we.
der adel hat kein vorteil me.
man findt eins hantwerksmannes wib,
die bessers wert dreit an dem lib
von röck, ring, mäntel, borten schmal,
dan si im huß hat überal;
do mit verdirbt manch biderman,
der mit sim wib müß bättlen gan,
im winter drincken uß ein krûg,
das er sim wib mög tûn genûg;
wan si hüt hat alls das sie gelangt,
gor bald es vor dem köufler hangt.
wer frouen glüst will hengen noch,
den frürt gar dick, so er spricht: schoch!
in allen landen ist groß schand,
keinen benügt me mit sim stand,
niemand denkt, wer sin vorderen woren,
des ist die welt jetz ganz voll doren.

„Es ist ziemlich und gebührend," sagte der Nürnberger Reichstag 1524, „daß ein Jeder seinem Stand nach durch mäßige und unterscheidliche Kleidung und Geschmuck von den Fremden erkannt und geehrt werden möge. Darin aber wird dieser Zeit der Widersinn gehalten, also daß viel Leut von geringer Geburt sich mit Kleidung und Geschmuck viel köstlicher halten dann die, die viel mehreren Standes sind." Der Breslauer Magistrat drohte, die Mägde, die Seide trügen, in den Stock setzen zu lassen, und die Nürnberger verboten ihnen, ausgenommen den Ladendienerinnen, Sammt- und Seidenzeuge, Gold- und Silberborte zu tragen. Da 1582 der Augsburger Rath erfahren, daß „die Köstlichkeit der Kleider und Gezierden bei Vielen sehr überhand genommen, also daß es dahin gerathen, daß schier kein Stand von dem andern zu erkennen gewesen, welches aber nicht allein wider gute Polizei, sondern auch zu merklichem verderblichem großem Schaden und Nachtheil gereichen thut," so verfügte er, daß die Handwerksfrauen und Mädchen als Unterfutter zu ihren Röcken sich keines anderen Pelzwerkes bedienen als der Wolfs- und Fuchspelze, auch zum Ueberzug nichts Köstlicheres verwenden durften als Arlas, Purschat, Satin, Macheyer, Grobgrau oder Wolle. Die Oberröcke durften sie sich nur mit einer Elle Sammt und die Unterröcke mit zwei Ellen Bubensammt verbrämen lassen, doch alles unausgenäht und unausgestickt. Sonst aber sollten sie weder Ring, Perlen, Ketten oder dergleichen aus hartem oder gesponnenem Golde oder vergoldet zu tragen Macht haben. Die Dienstmägde durften einen silberbeschlagenen Gürtel von drei bis vier Gulden, ein Kränzle, doch nicht über einen Gulden werth tragen. Zum Unterrock durften sie nur Wollzeug oder eine Elle Bubensammt nehmen, die Brustlätzle mit einem Wülstle von einer halben Elle Sammt verbrämen und ein sammtnes Haarband oder eine Haube mit Fuchspelz tragen. „Es ist jetzt kein Bürger so arm," heißt es im »Schrapteufel« des Milichius, „kein Handwerksgesell und Pflugbengel so gering, welcher nit wölle Sammet und Seiden tragen, der Barchent und Harras und gemeines Tuch ist alles zu schlecht worden. Manch armer Tropf und manch arme Magd bringen kaum zehn Gulden zusammen, wenn sie zur Ehe greifen, und hänget jedes irgend für zwanzig oder dreißig Gulden Kleider an sich." Auch in der Folge sehen wir die Dirnen der unteren Stände jeder, auch den lasciviten und coquettsten Wandlungen der Mode folgen. Heidelberger, Frankfurter und Nürnberger Mägde tragen die netzumsponnene Goldhaube und das Barett mit buntem Rauchwerk umrändert, ebenso wie die spanische Halskrause, die krausen Manchetten und die Wülste um die Schulter. Als zur Perrückenzeit die thurmhohe Fontage moderne Damenfrisur ward, nahmen auch die Dirnen der arbeitenden Klasse sie gar bald an, wie der Hamburger Dichter sagt:

Wat schall ick van der dullen Dracht, van den Fontangen seggen,
De nu de Jungfern alltomahl ohn Underscheed anleggen?
Man legt dat Hohr up Isern Drat mit sünderlicken Flyt,
Man neiht dat Band up Isern up: o rechte Isern Tydt,
Man mackt se uther wysen hoch und hett de Maht verlohren,
Man bout hier Pyramiden up. O recht hochbeende Jahren!

Als im achtzehnten Jahrhundert die glockenartigen Reifröcke aufkamen, klagen die Mägde über die Theure des Fischbeins:

Man klaget sonst auch noch bei dieser neuen Tracht,
Daß man das Fischbein hat dadurch sehr rar gemacht,
So daß dasselbig an allen End und Orten,
Wie Jedermann wohl weiß, viel theurer ist geworden.
Es ist das Mägdevolk darüber voll Verdruß,
Weil es das Fischbein itzt so theuer zahlen muß.

Auch mit falschem Haar suchte man sich zu schmücken, trotz aller Abmahnung der Geistlichkeit. So erzählt der Franciscanermönch Johannes Pauli: „Zu Pariß was ein fraw, die het einer doten frawen ir hor abgeschnitten, wan sie het gar ein hübsch hor vnd flächt es in ir hor vnd ließ da vornen herfür gon, das man meint, sie het so hübsch hor gar vnd trieb also hoffart mit. Vff ein mal gar ein groß hochzeit oder brutlauff, daruff war sie auch vnd da sie zu der kirchen wolt gon vnd ein groß welt da was, da was ein aff ledig worden vnd thet nieman nichtz dan der frawen, der zohe ir iren schleier ab vnd das abgeschnitten hor heruß, da sahe man, das sie kein hor vff dem kopf het. O kem der aff jetz auch vnd zühe mancher frawen ihr haub vff dem kopf auch ab, so würd man sehen, wie in den grosen köpfen etwan baderhütlin stecken vnd dotenhor. Wan man einer frawen zů büß geb, sie solt dotenhor in dem seckel tragen, so thet sie es nit, aber vmb ir hoffart willen tragen sie es vff dem kopf. Die weiber thuon wie ein roßthüscher, wan ein pferd kein schwantz hat, so binden sie im einen yn, der macht es dan keuffig, vnd wan es der kauffmann dan heimbringt, so bleibt im der schwantz in den henden. Also die frawen werfen ir hor in ein laden, bis sie es wider bedörfen, das macht sie köffig."

Gerade unter den Weberinnen war der Uebermuth ein großer. So heißt es in dem von Valentin Holl (um 1595) aufgezeichneten Volkslied:

Wann si gen dem tanz will gon,
so můß sie siben krenzlen auf hon,
daß man si darbei tů kennen,
zwů bschlagen pantofflen můß sie hon
und daß si sei deſt lenger.

So macht si gar ain großen kopf,
als hab sie nun ains maiers hof,
dannocht müß sie spinnen,
ir vatter würkt den knappenstül,
will er ir ze essen gwinnen.

Je mehr Deutschland verarmte, um so größer wurde die Modesucht und der Luxus der untern Stände. Nur in denjenigen Landestheilen, welche zu einer conservativen Gesinnung zurückkehrten, wurden die Frauentrachten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts constant und erhielten sich, in gemäßigter Gestalt, als particularistische Volkstrachten bis auf den heutigen Tag.

Siebentes Capitel.

Häresie und Frömmelei.

Häresie und Frömmelei, beide auf das innigste verbunden, waren die zwei Factoren, die, namentlich in den untern weiblichen Volksschichten wirkend, den größten Antheil an der Zerstörung des socialen Baues des Mittelalters hatten. Die manichäischen Irrlehren, die schon in ihrer africanischen Heimath so manches Frauengemüth bethört hatten, waren frühzeitig nach Deutschland gelangt, hatte doch schon Gregor I. die Deutschen vor den eingewanderten Africanern gewarnt, und sollten hier, anfangs verborgen fortglimmend, im Verlauf der Zeit in ihrer zerstörenden socialen Bedeutung aufflammen. Der Friesländer Tanchelm fand seine ersten Anhänger unter den Fischweibern, die er durch seine Geschwätzigkeit und durch sein frömmelndes Wesen einzunehmen wußte und zu seinen Vertrautesten machte. Wenn Tanchelm neben ein Muttergottesbild seine Opferbüchse aufstellte, dann warfen die Weiber ihren kostbarsten Schmuck und ihre goldenen Ringe hinein, „um sich von den Männern den Vorrang der Liebe nicht streitig machen zu lassen". Von den Catharern erzählt der h. Bernard, daß man häufig Kleriker sah, die ihre Gemeinden und Kirchen verließen und sich, Haare und Bart lang wachsen lassend, unter die Weberinnen setzten, um die geheime Kirche zu verherrlichen. Die Catharer überhaupt waren Leute niederer Herkunft, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Nach dem Bericht Heinrich's von Corvei drangen die Ideen Arnold's von Brescia gerade bei den schwäbischen Webern am tiefsten ein, und in Ulm las um 1150 die niedere Volksklasse die Bibel, verachtete die Kirchengebräuche, entzog sich der Bilder- und Reliquienverehrung, aß

Kraut und niemals oder selten Fleisch, und gab sich ähnlichen manichäischen Irrlehren hin. Als Anhänger der Manichäer in Norditalien, das durch den Handel mit Deutschland auf's engste verbunden war, werden besonders Weber und Krämer genannt. Die rheinischen Waldenser waren, wie auch die h. Hildegard bezeugt, meist Weber und Weberinnen, die in ihren Kellern und Webstuben ihre geheimen Versammlungen hielten, und die französischen Waldenser waren so vorherrschend Weber, daß sie sogar allgemein den Namen Tisserands erhielten. Bruder David von Augsburg erzählt, die Ketzer hätten die kleinen Mädchen die Evangelien und Apostelbriefe gelehrt, und Bruder Berthold wirft ihnen vor, sie seien am liebsten auf die Dörfer und Weiler gegangen und zu den Kindern, die auf dem Felde die Gänse hüteten. Abt Rudolf erzählt uns in seiner Klostergeschichte von St. Trond folgende charakteristische Begebenheit. Um 1133 habe ein Bauer von Cornelimünster den hoffärthigen Webern einen Schabernack zu spielen beschlossen. Man habe nach altheidnischem Brauch ein Fastnachtsschiff gebaut, die Weber davor gespannt und sie gezwungen, den Wagen durch die ganzen Niederlande zu ziehen. Während das Schiff allenthalben mit Jubelgesang und Tänzen der Weiber sei empfangen worden, hätten die Weber den Allerhöchsten als Rächer über ihre Peiniger herabgerufen. „Sie lebten nach der richtigen Weise der alten Christen und apostolischer Männer von ihrer Hände Arbeit. Sie arbeiteten Tag und Nacht, um sich zu nähren, zu kleiden und ihre Kinder zu versorgen; es gebe unter den Christen verächtlichere Beschäftigungen als die ihrige; nur das sei unehrhaft, was der Seele den Schmutz der Sünde zuziehe, und man möge ihnen einen solchen heidnischen Schandbrauch nicht anthun." Schon in frühester Zeit herrschte in den Weberfamilien der Hang zum contemplativen Leben, der natürlich bei der sitzenden Lebensweise, durch das Arbeiten in unterirdischen Werkstätten noch genährt wurde; man verachtete die volksthümlichen Feste als heidnische Gebräuche, berief sich gern auf altchristliche, apostolische Ueberlieferungen und beanspruchte, ein mehr innerliches Christenthum zu pflegen als die übrigen Menschen.

Gegen die falsche Frömmigkeit und Bekschwesterei, gegen den Hochmuth, womit diese von Gott sich besonders begnadigt glaubenden Menschen auf die „grimmen, liebeleeren Herzen" ihrer Mitmenschen hinabsahen, ist die mittelalterliche Kirche stets strenge aufgetreten und hat ihnen auch den derbsten Hohn nicht erspart. „Die tummen magde," so heißt es in einer um 1380 aufgezeichneten Predigt über die klugen und thörichten Jungfrauen, „die versmahent den elichen hyrat vnd wellent hailiger sin vnd ist in lieb, daz si die liut hailiger haizzen vnd si lobend vmb ihr magtuom, daz weltlich lob ist ir lon. Ir ist och layder genuog der gemuet vnd aller ir gedanch hin zuo den mannen stavt." Ein Prediger, gleichfalls

aus dem vierzehnten Jahrhundert, eifert gegen diejenigen, „die sich sondirre dinge vznemint von der samenvnge, die wen lüzil ezzen vnd noch minre slafin vnd wen niemer irwarmen an dem bette vnd ginemint also vil venien vnd disciplinen, daz si also tovp werdint, daz siv in wizzen, was si schaffint.“ Sich gegen die Separationsgelüste wendend fährt er fort: „Intrvwen so die wenint fliegin, so vallent si vnd werdent dicke die hindersten, die die vordersten wen sin; vnd da von sprichit der wissage, daz die aller sichirlichiste varint, die in der menigi varint.“ Auch Meister Eckard sagt, „das göttliche Leben liege nicht in süßen Worten und heiligen Geberden, und daß unser Name fernhin getragen werde, und daß wir größlich genennet werden von Gottesfreunden, und daß wir von Gott so verwöhnt und verzärtelt werden, daß uns dünke, Gott habe aller Creaturen bis auf uns allein vergessen“.

Gerade in den Genossenschaften der Beginen fand der Mysticismus der mittelalterlichen Schwärmer, der oft in Ausschweifungen umschlug, Eingang, und es gab Zeiten, wo man kirchlicherseits schonungslos gegen die Convente vorgehen mußte. Gar mancher Begine hat die Inquisition auf dem Scheiterhaufen oder in den Fluthen des Rheines ihr Grab bereitet. Auch sind uns manche Züge von dem geistlichen Stolz und der selbstgefälligen Frömmelei erhalten, in welche die Beginen-Convente, einer strammen kirchlichen Leitung entbehrend, verfielen. So wendet sich ein belgischer Inquisitor in einem Gutachten, welches er 1399 über die Organisation der dortigen Beginen abgab, vornehmlich gegen die außerordentlichen Machtbefugnisse der Vorsteherinnen, welche auch dort „Marthas“ genannt wurden. „Die Süstern,“ bemerkt er mit höhnendem Sarkasmus, „dürfen nicht essen, trinken, sitzen, stehen, sich erheben, ausgehen, sprechen und schlafen, ohne von der Martha oder Untermartha specielle Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Wer, wann, wo und bei wem sie beichten, wird ihnen von der Martha angegeben, und dann müssen sie beichten genau nach der Instruction derselben.“ Auch der Franciscanermönch Johannes Pauli weiß davon ein ergötzliches Stücklein zu erzählen: „Man sagt, wie ein mal eine grose zal beginen bei einander waren vnd kamen in die hoffart, das sie einander wollten beicht hören vnd nit ein priester, vnd erwölten zwo vnd schickten sie zů dem babst, semliche gnad zu erwerben, das sy einander möchten beicht hören. Der babst wolt sie versůchen, ob sie es auch verschwygen möchten vnd thet ein föglin in ein büchs vnd gab es inen vnd ein brief, da was nichtz in geschriben, vnd solten es irer meisterin bringen. Die waren fro, vnd da sie vf das feld kamen, da verwundert sie, was in dem büchßlin wer, vnd theten das büchßlin vf, da flog das föglin daruon. Sie kamen zů dem babst vnd begerten, er solt inen ein ander föglin geben, das wer inen emflogen. Also wůsch er inen den

halß vnd sprach: was man inen beichten wird, vnd wan sie vber ein ander zornig würden, so würden sie die büchß vfthůn, das ist, sie würden es sagen, vnd würden das föglin heruß fliegen lassen." Wo selbst die Geistlichkeit einen leisen Spott über der Beginen Treiben nicht unterdrücken konnte, da ergoß gewiß das Volk seinen Hohn in vollen Strömen; unter einer Begine dachte man sich nur eine augenverdrehende, schleichende, fromme Geberden und Worte erheuchelnde Betschwester, und Priester, die sich gern mit der Leitung solcher Personen befaßten, nannte man doctores beginarum. Es läßt sich nicht leugnen, daß manche dieser Beginen sich auch einem unthätigen, faulen Leben hingaben. So heißt es in einer niederländischen Sotternie des vierzehnten Jahrhunderts:

Swesters, beghinen, lollaerde,
Si sijn also lui (faul) van aerde,
dat se qualijc pinen moghen,
maer se drulen (treiben sich umher) wel grote toghen,
als sire connen ane gheraken.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zogen sie am Niederrhein als Bettlerinnen mit Drehbrett und Unrathsbroden auf den Jahrmärkten, Kirmessen und Hochzeiten umher. Graf Vincenz ließ sie in Mörs an den Pranger stellen. Doch war diese Erscheinung nur eine vereinzelte. Im Allgemeinen muß die in der Reformationszeit am schärfsten betonte Faulheit der Beginen nicht so groß gewesen sein, sonst wäre in den Weberdistricten die Erbitterung der Zünftler gegen die Concurrenz der Beginenhöfe nicht eine so große gewesen. Nichtsdestoweniger dürfen wir zugeben, daß mit der Reformationszeit das Institut der Beginenhäuser sich überlebt hatte.

Auch zur Reformationszeit ging die religiöse Schwärmerei und die sociale Revolution Hand in Hand. Als Hans Böheim, das Pfeiferhänsle von Niklashausen, um 1476 im Würzburgischen seine aufrührerischen Predigten begann, da strömten ihm aus ganz Deutschland die Zuhörer aus den untern Volksschichten zu Tausenden zu, die Handwerksgesellen liefen von ihren Werkstätten, die Grasemägde kamen mit ihren Sicheln, und fast jede Dirne ließ zu Niklashausen ihre Zöpfe zurück als einen unnützen, frevlen Putz. Als Luther das Signal zum Abfall gab, da war die orthodoxe Gesinnung gerade der Weberbevölkerung vollständig von diesen schwärmerischen Neigungen unterminirt, und wenn wir im Kleinen an den einzelnen Orten der Stellung nachforschen, die das gewöhnliche Volk zu der in höhern Ständen geplanten Revolution einnahm, so finden wir, daß gerade die Textilarbeiter im Volke die Hauptstütze der Reformatoren bildeten.

Während später der Protestantismus im Großen und Ganzen andere Wege einschlug, blieb jener schwärmerische Charakter den protestantischen Textilbezirken zu eigen, und war der Pietismus, der unter anderm Namen die mittelalterlichen Häresieen fortsetzte, auch diejenige Seite der Reformation, die ihr im gewöhnlichen Volke zumeist Bahn gebrochen hat. Wer die Versuche, die sociale Frage praktisch zu lösen, studiren will, darf die Geschichte der pietistischen Gemeinden nicht unberücksichtigt lassen. In den separatistischen Bewegungen der evangelischen Kirche wird der sociale Politiker manch lehrreichen Wink, aber auch manch abschreckende Warnung finden. Neben reiner Begeisterung für ein frommes christliches Leben, neben einer Betriebsamkeit, welche zu Zeiten die pietistischen Arbeiter zu den Großherren der Industrie machte, neben Erscheinungen, die an die schönsten Zeiten der mittelalterlichen Mystik erinnern, finden wir auch die abscheulichsten Greuel. Wo die Pietisten in der evangelischen Kirche zur Herrschaft kamen, wurde über das junge Volk eine strenge Zucht geführt, da wurden alle Comödien, auch die geistlichen, alle Kirchweihfeste und sonstige Lustbarkeiten, wie 1664 und 1665 durch die Jülich'sche Synode, verboten, und wo in den Synoden die Pietisten in der Mehrzahl sich befanden, dort wurde auch gegen Tanz, Spiel und Sonntags-Entheiligung strenge vorgegangen. Im achtzehnten Jahrhundert wurden von den Bergischen und Jülich'schen Synoden solche, welche öffentliche Tanzbelustigungen besucht, mehrere Mal, auch gegen den Protest der weltlichen Behörden, ausgeschlossen. Auch waren die pietistischen Prediger meist eifrige Seelsorger und fleißig im Hausbesuch ihrer Gemeindemitglieder. In Dresden wurde es Spener ja übel genommen, daß er so viel mit gemeinen Leuten verkehre. Sein Schüler Israel Clauder (1670—1721) nahm sich in dem Ravensberger Leinen-Industrie-Bezirk besonders der confirmirten Jugend an, die er in wöchentlichen Bibelstunden um sich versammelte. Bei den geselligen Vergnügungen im Freien liebte er nach erbaulichen Unterredungen den Gesang eines geistlichen Liedes und Gebet.

Im siebenzehnten Jahrhundert hatten die Mennoniten fast den ganzen niederrheinischen Flachs- und Leinenhandel an sich gebracht, so daß man in Montjoie 1638 vorschlug, ihnen das Heirathen zu untersagen, und 1678 zu München-Gladbach ihre Häuser niedergerissen wurden. Ueberhaupt waren die niederrheinischen Industriestädte Heerde der verschiedensten pietistischen Secten; in Crefeld dominirten die Mennoniten, die Labadisten oder Feinen in Mülheim, Duisburg, Mörs, Wesel, die lutherischen Mystiker im Clevischen. Von den Erfolgen des Pietisten Hofmann in Mülheim an der Ruhr wird uns erzählt: „Hörte man etwa Handwerks- oder Arbeitsleute Lieder singen, so waren solches nicht ruchlose, sondern heilige, den Psalmen David's oder andern geistlichen

Gesangbüchern entnommene Lieder. Man würde nicht leicht einen gefunden haben, der nicht selbst bei seinem beschwerlichen Tagewerk entweder einen Katechismus zu den bevorstehenden katechetischen Uebungen oder auch ein anderes Buch zur beständigen Aufflammung der Gottseligkeit und Tugend bei sich gehabt hätte. Selbst annoch zarte Knaben und Mägdlein konnte man auf dem Felde bei der Viehherde gleichfalls mit solchen versehen antreffen." Die Eller'sche Sekte in Ronsdorf bestand meist aus Elberfelder Siamosenwebern. Schwarzenau im Ederthale wurde unter dem Schutze zweier pietistischen Gräfinnen von Wittgenstein-Berleburg ein Sitz der Sargeweberei. Auch Mägde traten als Prophetinnen auf, so 1693 Anna Marmede in Schwelm, Bärbchen Heinemann aus dem Elsaß, unter deren Einwirkung sich 1820 die alten philadelphischen Gemeinden im Wittgensteinischen reorganisirten. Wir wissen ferner, wie Jean de Labadie (1610—1674), der Stifter der Labadisten, vorzüglich die Frauenherzen zu rühren wußte, und seine adeligen Verehrerinnen im Bunde mit labadistischen Schustern, Gerbern und andern Gewerbtreibenden sich bürgerlichen Handwerken widmeten. Auch die Herrnhuter, die Inspirationsgemeinden mit ihren Liebesvereinigungen für fromme Frauen und Jungfrauen lebten vorzugsweise vom Zeugmachen und Strumpfwirken. Der wackere Mystiker Tersteegen, dem nur das Eine fehlte, ausgesprochener Katholik zu sein, und der, so lange er mit eigener Hand arbeitete, ein Seidenbandweber war, zählte auch seine Hauptanhänger unter den Frauen der Textil-Industrie-Gegenden. Wie Tersteegen auf der Otterbeck seine „Pilgerhütte" als Versammlungssaal, so hatte Evertsen, der alte Freund Tersteegen's, in Barmen eine neue Pilgerhütte für einsam und gemeinsam lebende Frauen gestiftet; diese wie auch die in der Diaspora lebenden „Herzensschwestern" sahen in dem „lieben Vater Tersteegen" einen hochverehrten Seelenführer.

Es hindert uns nichts, den anfänglich gewiß in all' diesen pietistischen Bewegungen vorhandenen guten Willen anzuerkennen, womit man auf die Förderung eines zum Herzen dringenden Christenthums namentlich unter der arbeitenden Klasse bedacht war; aber an denselben Klippen, an denen das Beginenwesen des Mittelalters scheiterte, mußte auch und muß jede pietistische Neubildung zu Grunde gehen. Die Pietistengemeinden separirten sich vom allgemeinen kirchlichen Verbande, es entstanden ecclesiolae in ecclesia, die Prediger und Führer suchten die Separirten an ihre Person zu fesseln und aus den collegia pietatis, aus den gemeinsamen Hausandachten und Bibelstunden wurden übel beleumundete Zusammenkünfte. Schon aus natürlichen Gründen ist zwar in den Textilbezirken die pietistische, beginöse Frömmelei unsterblich, aber durch eine stramme kirchliche Subordination, durch Unterdrückung aller frömmelnden Sonder-

thümlichkeiten kann diese krankhafte Disposition unschädlich gemacht werden. Darum erweist sich gegen dieses Uebel auch nur der lebensfrische Hauch des Katholicismus als wirksam.

Achtes Capitel.

Die Schulerziehung der Arbeiterinnen.

Auch die Schulerziehung der untern Stände, die ehedem als ein Substitut der häuslichen und kirchlichen Erziehung gegolten hatte, nahm unter dem Einflusse der socialen Revolution und des Pietismus eine ganz andere Basis an.

Es ist nichts ungerechtfertigter, als den Mönch von Wittenberg zum Propheten der neuen Schulaera zu stempeln. In seinen Ansichten über Erziehung ist Luther conservativ gewesen und hat die mittelalterlichen Grundsätze nicht verlassen. Allerdings legte Luther ein Hauptgewicht auf die Errichtung von Schulen. Aber dies Bestreben theilte er auch mit gläubigen Katholiken. Und war es anders möglich? Hatten nicht durch die auflösenden Tendenzen des ausgehenden Mittelalters die häusliche und kirchliche Erziehung, diese beiden Hauptstützen der frühmittelalterlichen Cultur, arg gelitten? Auch in Ländern, die vom Protestantismus nicht berührt wurden, kam diese Erkenntniß zum Durchbruch, und auch dort wandten treffliche Männer der Schule ihre Aufmerksamkeit zu. Hieronymus Aemilianus (1527), in dessen Biographie uns die Bollandisten ein beachtenswerthes Lehrerbild erhalten haben, durchwanderte mit gereiftern Knaben, die Schelle in der Hand, die Dörfer der Lombardei, unterrichtete die zu Hause vernachlässigten Kleinen im Symbolum, den zehn Geboten, dem Kreuzzeichenmachen, Vater unser, Ave Maria und suchte allenthalben Schulen zu errichten, und während er im Tage unermüdlich beschäftigt war, betete er in der Nacht, um neue Kraft für den folgenden Tag zu sammeln. Hieronymus mußte die traurigsten Erfahrungen über die mangelhafte häusliche Erziehung machen. So bemerkt auch Luther zu seinem Vorschlag, Schulen zu errichten: „Ja, sprichst du, ein jeglicher mag seine Söhne und Töchter wohl selber lehren und ziehen mit Zucht. Antwort: Ja, man siehet wohl, wie sich's lehret und zeucht." Auch in den Kirchen muß es nicht immer erbaulich zugegangen sein. Sebastian Brant klagt mehrmal über die, so in der Kirche sich ihr „Klapperbenkli" und ihren „Gensmerkt" eingerichtet und durch ihr „klappern und schwätzen und schnipschnap mit den Holzschuh machen" die Leute im Beten störten.

Allerdings wurde durch die Reformation nichts gebessert. Keller sagt: „Herzzerreißend sind die Klagen, welche die Reformatoren selbst über die damaligen sittlichen Zustände erhoben. Ganze Bände könnte man mit Aussprüchen füllen, welche es klar beweisen, wie bald die Reformatoren selbst bekennen mußten, daß die neue Lehre nicht die erhoffte Frucht bringen wolle, sondern daß vielmehr der frühere, so vielfach geschmähte Kirchenglaube edelere Früchte getragen." Melanchthon sagt: „Betrachtet man, warum die Regierungen einen immer schwierigern Stand bekommen, so findet man als Haupturſache das sich mehrende Verderbniß der Sitten des Volkes; Luxus, Zügellosigkeit, Frechheit nehmen im Volke immer mehr zu, daher läßt Gott auch die Regierungen immer härter werden." Imgleichen bekennt Luther: „Ich halte, es müsse also sein, daß die, so evangelisch werden, ärger sind nach dem Evangelio, denn sie zuvor vor dem Evangelio gewesen sind. Wir erfahren's leider täglich, daß die Leute jetzt unter dem Evangelium größern und härtern Haß und Neid tragen, ärger sind mit Geizen, Scharren, Kratzen, denn zuvor unter dem Papstthum." Justus Menius klagt in seinem Buche von christlicher Haushaltung: „Es will jetzt Niemand Kinder anders ziehen, denn auf Witz und Kunst zur Nahrung, denken schlecht nicht anders, denn daß sie frei seien und stehe in ihrer Willkür, die Kinder zu ziehen, wie es sie gelüstet, gerade als wäre kein Gott, der ihnen anders geboten hätte, sondern sie selbst seien Gott und Herren über ihre Kinder."

Ein Hülfsmittel gegen diese Noth erblickte Luther in den Gemeindeschulen, denen er aber eine durchaus conservative christliche Erziehung zur Aufgabe stellte. „Die Welt bedarf," so sagte er, „auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun, solche Männer müssen aus Knaben und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden; darum ist's zu thun, daß man Knäblein und Mägdlein recht lehre und aufziehe." Die Schulzeit will aber der Wittenberger Reformator auf eine ganz kurze Zeit beschränkt wissen. „Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tages lasse eine Stunde oder zwo zu solchen Schulen gehen und nichts destoweniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will. Also kann ein Mägdlein ja so viel Zeit haben, daß sie des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch ihres Geschäftes im Hause warte; verschläft's und vertanzt es und verspielet es doch wohl mehr Zeit." Auch in den zahlreichen Kirchenordnungen, welche von Buggenhagen herrühren und auf die Einrichtung von Mägdleinschulen in Stadt und Land dringen, wird noch eine solche mäßige Schulzeit festgesetzt. So heißt es in der Braunschweiger Kirchen-

ordnung von 1531: „Und die Jungfrauen sollen nur eine Stunde oder zum höchsten zwo Stunden des Tages in die Schule gehen. Die andere Zeit sollen sie überlesen, item den Eltern dienen und lernen haushalten und zusehen." Dort sollten die Mädchen lernen „etliche Deutungen über die zehn Gebote Gottes, auch den Glauben und Vaterunser, und was die Taufe ist und das Sacrament des Leibes und Blutes Christi, und lernen auswendig aufsagen etliche Sprüche aus dem Neuen Testament von dem Glauben, von der Liebe und Geduld oder Kreuz und etliche heilige, den Jungfrauen dienende Historien oder Geschichten zur Uebung ihrer Memorien, auch mit solcher Weise einzubilden das Evangelium Christi, dazu auch christliche Gesänge lernen." Die hessische Reformationsordnung von 1526 besagt: „In den großen und kleinen Städten, wo möglich auch in den Dörfern sollen Mädchenschulen eingerichtet werden unter der Leitung gebildeter, in den Jahren vorgerückter und frommer Frauen, welche die Mädchen nicht bloß in den Hauptstücken der Religionslehre, sondern auch im Lesen, Nähen und Sticken hinlänglich unterrichten und zur Pünktlichkeit und Geschäftigkeit anhalten sollen, damit sie späterhin tüchtige Hausfrauen seien. Außerdem wollen wir, daß die Mädchen Vor- und Nachmittags in der h. Schrift geübt werden, daß sie einen Psalm gemeinschaftlich, und eins von ihnen ein Capitel lese." Die Pommern'sche Kirchenordnung von 1563 bestimmt: „Die Jungfrauen sollen des Werktages vier Stunden in die Schulen gehen; die andere Zeit sollen sie bei den Eltern lernen haushalten. Vor allen Dingen sollen sie im Catechismus, in Psalmen, christlichen Gesängen, Sprüchen aus der h. Schrift fleißig unterrichtet, auch zum Gebet und zur Predigt angehalten werden." Wir wissen, wie diese Bestimmungen der ältern Kirchenordnungen im Gebiet der frommen Wünsche stecken blieben; aber wir müssen den vernünftigen, praktischen Sinn derselben unbedenklich anerkennen. Das Schul-Ideal der ältern evangelischen Kirche war noch die useful education des Mittelalters.

Das bedenkliche Verdienst, die Schulen auf andere Bahnen gelenkt zu haben, kommt andern Leuten zu. Eberlin von Günzburg, der socialistische Agitator im Bauernkrieg, forderte 1521 unentgeltlichen Schulunterricht und allgemeinen Schulzwang vom dritten bis zum achten Jahre, wobei alle Kinder nicht bloß Religion, sondern auch Lateinisch, etwas Griechisch und Hebräisch, dann Saitenspiel, Messen, Rechnen, Sternkunde, sowie etwas Kräuter- und Arzneikunde lernen sollten. Diesen Anforderungen der Communisten des Reformationszeitalters wurde Vorschub geleistet durch die Leistungen, womit einzelne humanistisch gebildete Schulmänner zu brilliren suchten. So wird erzählt, die Hieronymitenschule in Amersfoort hätte es so weit gebracht, daß die Dienstmägde auf den Straßen lateinische Lieder sangen. Auch Valentin

Trotzendorf (1490 bis 1556) sah seinen Ruhm darin, Knechte und Mägde Latein reden zu hören, „so daß man Goldberg nach Latium versetzt glaubte".

Dies waren allerdings Erscheinungen aus der Humanistenzeit, die eben so rasch verschwanden, wie sie aufgetaucht waren. Um so allseitiger und erfolgreicher wurde die Umwandlung der Schulzwecke durch das achtzehnte Jahrhundert in's Werk gesetzt. Zwar gesteht Francke, der pietistische Stifter des modernen Schulwesens, noch ein, „daß ein Quentchen lebendigen Glaubens höher zu schätzen sei als ein Centner bloß natürlichen Wissens, und ein Tropfen wahrer Liebe höher als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse". Aber es ist eine anerkannte Thatsache, daß der Pietismus durch die stoffliche Fülle seines Lehrplanes, durch seine Ueberladung des Gedächtnisses, durch die Einführung der Realien in den Unterrichtsplan der Bahnbrecher der rationalistischen Pädagogik geworden ist. War ehedem die Schule ein Substitut der häuslichen und kirchlichen Erziehung gewesen, so wurde sie nun in der Hand des Rationalismus ein Mittel, die religiöse Erziehung durch die Ueberfülle „nützlicher" Unterrichtsfächer zu ersticken, die Kinderherzen dem Christenthum zu entfremden und eine neue Culturepoche auf neuen Basen einzuweihen. Im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts ward in den meisten deutschen Dorf- und Stadtschulen die Geographie und Geschichte als obligatorischer Unterrichtsgegenstand eingeführt, und die gequälten Dorfkinder mußten eher vom Pindus und den Karpathen reden können, als sie das Vaterunser und die zehn Gebote gehörig kannten. Von Jesu, dem göttlichen Kinderfreund, hörten die Kleinen wenig, denn der Schulmeister hatte viel Zeit nöthig, um ihnen von den Balgereien der Spartaner mit den Messenern, der Römer mit den Volskern zu erzählen, oder ihnen die Regierungsform China's auseinander zu setzen, oder ihnen „von Tyrannen, von Glück und Unglück bei Hofe, von großen Wirkungen gleicher Ursachen" erbauliche Mittheilungen zu machen. Die Dorfkinder kamen nicht dazu, die nöthigen häuslichen Beschäftigungen zu erlernen, erschien es doch jener Zeit rathsamer, ihre Mädchen von den römischen Vestalinnen papageienartig Worte schwätzen zu lassen, als sie zu christlichen Vestalinnen zu erziehen, und die Kinder mußten so viel von der Erfindung des Spinnrades, von dem Feuerreiben der Wilden, von der Erfindung des Feuers und der Kochkunst lernen, daß ihnen keine Zeit übrig blieb, diese Künste selbst sich anzueignen. Die Diätetik der Seele und die Herzensbildung mußte in den Hintergrund treten, denn die Kenntniß „von dem wunderbaren Bau des Körpers und seiner Organe Function", „von Mitteln, die Gesundheit zu erhalten oder die verlorene wieder herzustellen," hielt man für nöthiger. Die religiösen Uebungen und christlichen Volksfreuden ersetzte man, um „den Aberglauben zu vertreiben", durch

physikalische Spielereien, durch den Mann mit der Säge, durch die Lampe der Cardanus oder den chinesischen Treppenläufer mit seinen Purzelbäumen. Man wollte selbst in den kleinlichsten Punkten dem Kinde beweisen, daß man auch ohne Religion fertig werde. Zudem ist es sehr charakteristisch, wie diese Methoden und Systeme, welche Männer wie Basedow für die höhern Stände aufgestellt hatten, gerade für den Unterricht der niedern Volksklassen adoptirt wurden. So kam es, daß man in der Folge durch den auf den Schild erhobenen Grundsatz der allgemeinen Bildung nicht allein nivellirte, sondern dabei auch von Voraussetzungen ausging, die bei den untern Volksschichten gar nicht zutreffend waren. Wie unwahr darum die Erziehung jener Zeit und wie blasirt das Schulleben derselben war, zeigt uns die Muse des Pfarrers Herbing in Nachterstädt im Halberstädtischen. Derselbe ließ die Bauernmädchen seines Instituts auch dramatische Spiele aufführen, z. B. „Die Festkuchen (Ein Dorfmädchengespräch)". Dahlin: „Sind Sie gestern Nachmittag nach geendigtem Gottesdienst nicht in Gesellschaft gewesen?" und so spinnt sich der Dialog dieser „Dorfmädchen" in einer Weise fort, gegen die der altverständigste Pensionärinnenton noch natürlich ist. Die Nützlichkeitserziehung, die nüchterne, das Religiöse verschmähende, rationalistische Moral, der blasirte Ton, welche die Pädagogik des achtzehnten Jahrhunderts kennzeichnen, waren so tief eingedrungen, daß selbst so wackere und einflußreiche Jugendbildner unseres Jahrhunderts wie ein Christoph von Schmid sich nicht völlig davon zu befreien wußten. Was Ramsauer von dem Wirken Pestalozzi's in Yverdun sagte, ist bis heute ein noch nicht ausgetilgtes Kennzeichen der modernen Pädagogik geblieben: „Der Unterricht, nur auf die Entwickelung des Geistes berechnet, nährte die Selbstsucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes geben konnte, kannte man nicht. Anstatt die Schüler mit der Bibel vertraut zu machen, kam Pestalozzi von Jahr zu Jahr immer tiefer in ein leeres Moralisiren," und was Raumer sagt: „In Yverdun hatte er viel weniger die christlich-sittliche als die intellectuelle Bildung im Auge. Durch letztere wollte man der Welt augenfällige Resultate der Methode vorlegen; wie soll man aber durchreisenden Fremden Resultate der christlich-sittlichen Bildung, demüthige und liebevolle Herzen der Kinder zeigen oder gar durch ein Examen roh enthüllen?" Doch nein, Pestalozzi selbst hat uns die Folgen dieser socialen Revolution durch die Schule am trefflichsten geschildert. „Die Tage, in denen wir leben," sagt er, „sind wirklich Tage einer hohen und raffinirten Verkünstelung unseres Geschlechts gegen den reinen und hohen Sinn der Unschuld, der Liebe und des Glaubens und der aus ihnen hervorgehenden kraftvollen Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht. Wer von uns, der nicht ein Fremdling und weder die

Tage unserer Gegenwart und ihren Geist kennt, noch die Tage der Väter und ihren Geist erforscht hat, muß nicht eingestehen: die Tage unserer Väter waren bessere Tage, ihr Geist war ein besserer Geist, die Reinheit ihres Willens war durch Religiösität des Herzens, durch kraftvollen Ernst im häuslichen und bürgerlichen Leben und durch tägliche Uebungen des Fleißes in den guten Werken eines einfachen, befriedigenden Berufslebens unendlich tiefer und besser begründet, als es in unserm unermeßlichen Zutodkünsteln unserer Leibes- und Seelenkräfte möglich sein kann. Die Alten waren in hoher Einfachheit gutmüthig, verständig und wohlwollend. Ihre Umgebungen waren kraftvoll geeignet, sie täglich und stündlich in aller Unschuld im Glauben und in der Liebe zur Gutmüthigkeit, zur Ueberlegung, zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit hinzulenken; aber das Leben unserer Väter und die Quellen ihrer sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Höhe sind uns durch unsere Verkünstelung zum Ekel geworden. Wir sind gleichsam ganz aus ihrem Geist und aus ihrem Leben herausgefallen. Darum aber ist es auch, warum wir in Rücksicht auf Armenbildung und Volkserziehung in die Tiefen versunken, in denen wir leben." „Ich wollte durch mein Leben nichts," sagte er 1801, „als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie wenige es elend fühlen."

Während die Rationalisten die Schule nach ihren Grundsätzen ummodelten, wußten andere Leute aus dieser umgewandelten Schule ein sehr materielles Capital zu schlagen. Im Zeitalter „der Humanität und Aufklärung" wurde die Schule zur Fabrik, in die man Mädchen und Knaben in frühester Jugend hineinsteckte, um ihre jugendlichen Kräfte im Interesse der Cameralkassen und Gutsherrschaften auszubeuten. Es ist empörend, die hochtrabenden Phrasen des „pädagogischen Jahrhunderts" zu lesen und damit die bedeutenden Summen zu vergleichen, welche aus den Schulen, diesen Zwangsarbeitshäusern der Jugend, in die öffentlichen und privaten Kassen flossen. Man nannte diese Kinderfabriken euphemistisch Industrie- und Erwerbsschulen. So gab es im Herzogthum Westfalen 1808 156 solcher Industrieschulen mit 5591 arbeitenden Kindern und einer Production im Werthe von 11,756 Thalern. Ferdinand Kindermann verordnete 1777 für die böhmischen Mädchenschulen, daß allenthalben Spinnmeisterinnen angestellt wurden. Würtemberg wurde seit 1795 mit solchen Schulen gesegnet, da Herzog Karl in Birkach eine Spinnanstalt für die Schuljugend einrichtete. Pestalozzi hatte 1775 in Neuhof eine solche Spinnanstalt gegründet, die aber zu Grunde ging, weil er in der Hoffnung auf größern Ertrag die Kräfte der Kinder überschätzt hatte. „Ich wollte das feinste Gespinnst erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Festigkeit und Sicherheit in die Hand gebracht." Im Sächsischen wurde 1793 eine Arbeitsschule zu Miltitz

angelegt, in welcher die Kinder namentlich zur Baumwollspinnerei angehalten wurden. Im Gothaischen beschäftigte man seit 1785 die Schulmädchen mit Seidezupfen und andern Arbeiten. In der 1800 zu Gotha errichteten Werkschule war die Arbeitszeit von 7 bis 11 Uhr Vor- und von 1 bis 6 Uhr Nachmittags. In Hannover mußten die Kinder seit 1790 feine Kammwolle spinnen. Im Würzburgischen befahl Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal 1789 ebenfalls die Einrichtung von Industrieschulen. Die Schulcommission bezeichnete es als die Absicht des Fürsten, „die Kräfte der Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes vom sechsten bis zum zwölften Jahr, als welche Zeit sonst lediglich mit dem literarischen Schulunterricht dahin ging, und wovon außer diesem Unterricht alle übrigen Stunden in Nichtsthun vertändelt wurden, besser, und zwar dahin zu benutzen, daß sie schon in diesen Jahren die Arbeit liebgewinnen, vom Müßiggang entwöhnt werden, daß mithin ihre Erziehung im Ganzen praktischer werde, und also die Kinder beiderlei Geschlechts mehr dazu gebildet werden, was sie meistens ihrer Bestimmung nach sein, und womit sie sich zeitlebens beschäftigen und ernähren müssen." Diese Ausnutzung der Kinderarbeit nannte man damals „den nationalen Wohlstand und die Volkswohlfahrt heben, die Arbeitslust wecken, den verderblichen Müßiggang abwehren und zur Besserung des Schulwesens beitragen".

August Hermann Niemeyer hatte gewiß Recht, wenn er dagegen lauten Protest erhob: „Schulen sollen nicht Fabriken, sondern Bildungs-Anstalten sein. Das Lernen wie das Arbeiten darin soll den Körper und den Geist ausbilden und zum Handeln stark und willig machen, nicht aber soll der Mensch und am wenigsten das Kind bloß als Maschine benutzt werden."

Neuntes Capitel.

Die Beschränkung der weiblichen Erwerbsfähigkeit.

In der Auflösung der Hofverfassung lag der Keim einer Umgestaltung der Frauenarbeit. Bei der Arbeitstheilung der Höfe und der theilweisen Benutzung männlicher Kräfte zur Zubereitung der Speisen war es möglich gewesen, einen großen Theil der weiblichen Arbeitskräfte in der Industrie zu beschäftigen. Sobald sich nun aber der Hofverband auflöste, und der Hofhörige frei wurde, gründete er ein selbständiges Heimwesen, wodurch Frau und Tochter mehr durch die häuslichen Geschäfte in Anspruch genommen wurden. In der Gewand-Industrie, die in Altdeutschland unbestrittene Domäne der Frauen gewesen war, begann jetzt der männliche

Theil der Bevölkerung der weiblichen Arbeit entschiedene Concurrenz zu machen; der Webstuhl, der in der Feudalzeit im Frauengemach gestanden, siedelte in die Stube des Handwerkers über, und die Kleideranfertigung beschäftigte viele männliche Hände.

Diese Tendenz, die Frauen-Industrie zu beschränken, entwickelte sich bis zur französischen Revolution in zunehmendem Maße. Schon mit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts enthalten die Zunftbriefe mancher Gewerke Bestimmungen über die Frauenarbeit, Bestimmungen, die erst nach hartnäckigen Kämpfen mit den in ihren Interessen geschädigten Frauen durchgesetzt wurden. Gutwillig ließen sich die mittelalterlichen Frauen nicht unter die gewerbliche Abhängigkeit von den Männern bringen, und es regte sich in ihnen etwas vom Geiste der alten Brunhilde, die vor der Dienstbarkeit unter dem Manne sich sträubte und für ihre Unabhängigkeit kämpfte. Aber der Kampf war ein ungleicher, und schließlich mußte der weibliche Theil resigniren gleich dem Schwanenmädchen, das, da es von Wieland und seinen Brüdern seiner Federkleider sich beraubt sah, um den Verlust seiner Freiheit weinte.

In Frankreich hatte die Industrie eine der Frauenarbeit günstigere Entwickelung genommen. Zwar waren nach den Statuten der Pariser Handwerker aus dem dreizehnten Jahrhundert bei den Teppichwebern und den Tuchwalkern die Frauen von der Arbeit ausgeschlossen, bei jenen jedoch mit Rücksicht auf den eigentlichen Beruf der Frau und Mutter, bei diesen in Folge der Gesellen-Agitation (1258). Bezeichnend für die französischen Zustände waren die Vorschriften der Gerber-Innung. In ihr durfte eine Gerberstochter selbständig arbeiten, aber sie mußte verheirathet sein; denn „die Dirnen hatten vor Alters häufig Vater und Mutter verlassen, Lehrlinge und Gesellen angenommen, mit denselben in Saus und Braus gelebt, und waren dann, nachdem sie ausgewirthschaftet, mit weniger Geld und mehr Sünden zu ihren Eltern zurückgekehrt". Aus demselben Grunde mag es auch in den meisten Innungen den selbständigen Frauen verboten gewesen sein, Lehrlinge selbst anzusetzen. Im Uebrigen war in allen Gewerken erlaubt, Frauen anzusetzen. Auch war die Zahl der Innungen, die nur aus Frauen bestanden, größer als in Deutschland. Dazu gehörten die Seidenspinnerinnen, die Seidenweberinnen, die Weberinnen der seidenen Queuvrechiers, die Verfertigerinnen der gestickten Ofroishüte und der orientalischen Almosentäschchen. Theilweise hatten diese Innungen rein weibliche Vorstände, Meisterinnen (preudefame), welche die Zunftgeschäfte besorgten, die Lehrmädchen aufnahmen, die Arbeit überwachten, die Strafen erhoben u. s. w. Bei einigen waren die Vorstände gemischt. Beachtenswerth ist, daß diese französischen Arbeiterinnen vielfach an Männer aus andern Gewerken verheirathet waren.

In Deutschland war die Stimmung von vorneherein der Frauenarbeit ungünstig. Die ersten Streitigkeiten, die sich erhoben, galten der Concurrenz der unzünftigen Arbeiterinnen. So zwang nach mancherlei Reibereien 1317 der Rath zu Soest die Verfertigerinnen von Wollenkleidern, der Schneiderzunft, aber ohne Berechtigung zur Theilnahme an der Morgensprache, beizutreten. Lehrreich ist die Entwickelung in Straßburg. Dort geriethen zuerst die Leinen- und Tuchweberinnen in Conflict mit der Weberzunft. 1330 entschieden die Schöffen, daß die Leinenweberinnen vom Handwerk frei sein, die Wollen-, Serge- und Stuhllaken-Weberinnen oder die, welche Gesellen ansetzten, mit den Webern dienen sollten. Dieses Schöffenurtheil muß auf Opposition gestoßen sein, da es 1334 nochmals bestätigt wurde. Im folgenden Jahrhundert wurde auch die Selbständigkeit der Schleier- und Leinenweberinnen vernichtet. Nach einem Vergleich von 1430 mußten sie nach Anzahl ihrer Stühle, deren manche mehr als drei hatten, einen jährlichen Beitrag in die Zunftbüchse legen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fordert eine Beschwerde der Weber, den Frauenspersonen, sie seien „beginen, geistlich oder weltlich", überhaupt nur das Weben von Leinen und Schleiern zu gestatten, und wird ausdrücklich auf die Concurrenz hingewiesen, welche die männliche Halbtuchweberei sonst erleide. 1378 erklärte die Kölner Hutmacherzunft, daß ihr Amt, „manne zo gebürt", und daß keine Frau noch Magd unter Androhung von zwei Mark Strafe wagen dürfe, ihr Amt zu üben noch zu wirken. Im Zunftbrief von 1397 erklärten die Kölner Tuchscheerer die weibliche Arbeit bei Tag oder Nacht unter zwei Pfund Wachs Strafe für verboten. Die Kölner Schneider erlaubten den Frauen nur Weibergewänder, Gebild-Saarröcke, Unterwamms von Tirteys und andere Unterkleider zu machen. Die Schneiderordnung von Lübeck verbot 1370, Mägde zum Nähen anzusetzen. In Constanz führten 1457 die Schneider Beschwerde, daß die Näherinnen goldene Meßgewänder und alle Kleider zuschnitten und machten; der Rathsentscheid lautete dahin: daß die Näherinnen in Constanz jetzt und künftig nur nähen sollen Leinen und Tuch, sonst nichts, weder wollenes noch Kürschnerarbeit; aber den weiblichen Kunden mögen sie wohl Unterbarchent machen, auch seidene Ueberröcke, auch Alben und seidene Mistachel, das die Elle einen halben Gulden kostet und nicht mehr. Auf die Klage, daß sie zu viel Gehilfinnen hätten, wurde ihnen nur gestattet, zwei Näherinnen, Lohn- oder Lehrtöchter, zu halten. Auch die Schneider von Hohenzollern wehrten sich 1593 dagegen, daß Näherinnen Schneiderarbeit von Wolle, Engelseide, Stiesling und Barchent machen dürften. Die Wollenweber von Goch durften nur zwei Kämmerinnen halten und nur eine Lehrmagd anstellen (1439). Die Tendenz des Arbeiterstandes ist unverkennbar, aus der Gewand-Industrie

die weibliche Arbeit zu verdrängen. Mit dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts ist auch die Frauen-Industrie auf ein Minimum beschränkt.

Allerdings brachte die Folgezeit manche technische Erfindungen, welche theilweise auch der Frauen-Industrie zu Gute kamen. Während das ganze Mittelalter hindurch die Spindel geherrscht hatte, erfand Johann Jürgens zu Watenmül (1530) das Tretspinnrad. Barbara Uttmann zu Annaberg erfand vor 1561 die Kunst, feine Spitzen und Kanten zu klöppeln. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts soll in Spanien die Strickkunst erfunden worden sein; sie verbreitete sich 1564 nach England und Schottland, und dort erfand 1589 William Lee den Strumpfstrickerstuhl, wie man sagte, um seiner Braut, einer fleißigen Strickerin, mehr freie Muße zu verschaffen. Nach Deutschland soll derselbe 1685 durch französische Protestanten gekommen sein; jedoch ist die Strickkunst, wie wir gleich sehen, hier ältern Datums. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ersann ein Deutscher die Bandmühle, 1758 ein Engländer die Scheermühle, 1774 ein Schwede, Scheele, die Schnellbleiche, 1737 Johann Kay den Schnellschützen, der beim Weben nur eine Hand nothwendig machte. Ferner wurden erfunden die Tuchpresse, die Handschuhmacherei, die Barettstrickerei und das Aufdrucken von Formen auf das Zeug.

Aber auch in den neuern Industrie-Branchen trat man der Frauenarbeit feindlich entgegen. 1535 saßen auf dem Grümpelmarkt zu Straßburg Weiber und Kinder, welche Hosen und Socken strickten; andere waren, „welche gewalkte Arbeit von Baretlein, Hütlein, Hembdern, Handschuhen, Hosen und Socken lieferten". Die letztern wurden 1574 zu einem Handwerk erhoben. 1603 wurde ihnen aber verboten, „in künftigem keine weibsbilder, alt oder jung, zu lehren, anzunemen noch zu underweisen, es seyen denn ihre eheliche weiber oder kinder". Desgleichen wurde in der Hosenstricker- und Barettmacher-Ordnung von 1653 bestimmt: „Kellerin und magdlein teutscher oder französischer Nation anzunehmen und das stricken oder galissmen zu lehren oder auch zu befürdern sollen sich die meister fürtershin bey straf vier reichstalern enthalten, doch solle jedem meister seine kinder, es seyen knäblein oder mägdlein, ein solches zu lehren und treiben zu lassen, deßgleichen andere mägdlein zum streichen oder spinnen zue gebrauchen, ohnbenommen sein."

Die spätern Handwerks-Juristen suchten diese Bekämpfung der Frauenarbeit auf allerlei Weise zu begründen. So faßte der herzoglich sächsische Kammerprocurator Adrian Beier in seinem Tractat Tyro die Gründe dagegen in Folgendem zusammen: 1) steht es für das weibliche Geschlecht besser an, für den Haushalt und die Küche zu sorgen; das Mädchen sei zum Heirathen bestimmt, und man könne nicht wissen, wen sie einmal heirathe; eine gelernte Schusterin zum Beispiel sei aber einem Manne,

der eine Schmiede habe, nichts nütze, 2) liege in dem durch die zünftige Beschäftigung bedingten Verkehr der Frauen mit den Männern eine Gefahr für die Sittlichkeit, 3) sei die industrielle Arbeit publici iuris, die Weiber aber von allen öffentlichen Functionen und Collegien ausgeschlossen, 4) die industrielle Technik finde die nothwendige Ausbildung auf der Wanderschaft, welche jedoch dem weiblichen Geschlechte nicht gezieme; denn „von ungewanderten Junggesellen und gewanderten Jungfern werde beyderseits wenig gehalten", und 5) könnten die Bürgerpflichten der Gildegenossen „Wachen und gaffen" von Weibern nicht erfüllt werden. Historisch ist diese Motivirung, die sich bei den rechtsgelehrten Bearbeitern der Handwerkerfrage im achtzehnten Jahrhundert, so bei G. M. Bonhoefer und Tobias Grantz wiederholt, nicht. Hinsichtlich der Wacht- und andern Dienste hatte sich das frühe Mittelalter zu helfen gewußt, die Frauen und Jungfrauen, die im Amte waren, hatten ihre Stellvertreter im Dienste. So mußten die Straßburger Weberinnen für die Nachthut ihren Stellvertretern im Sommer sieben, im Winter zehn Pfennige geben. Der historische Grund ist die Furcht vor der Concurrenz, und läßt sich leicht nachweisen, daß dort, wo die Arbeit stockte, und Nahrungssorgen eintraten, man am ehesten dazu überging, auf Abschaffung der weiblichen Concurrenzarbeit zu dringen.

Es liegt auf der Hand, daß durch die Niederdrückung der Frauenarbeit nicht allein der ohnehin im Niedergang begriffenen Industrie unzählige fleißige Hände entzogen, sondern auch das weibliche Geschlecht mehr auf ein anderes Arbeitsfeld hingewiesen wurde, und zwar war dies die Befriedigung der alltäglichen häuslichen Bedürfnisse. Die Besorgung der Küche, die Reinhaltung des Hauses, die Gartenarbeit und Kindererziehung, dies alles ward nun zur Hauptdomaine der Frau, und die freie Zeit widmete sie der Spindel. Wie Fischart 1590 sagte, wurde die Frau „der lebendige Haspel und Bratspieß im Hause und des Mannes Kunkelgräfin und spindelscepterige Windelkönigin".

Da wir in der Gegenwart unter dem Joche eines Fabriksystems stehen, welches die Häuslichkeit zerstört und nichts Neues an dessen Stelle gesetzt hat, so ist der conservative Socialpolitiker geneigt, nach diesen Zuständen unter dem Zunftregiment zurück zu verlangen und sie als den idealen Zustand zu betrachten. Von einem Ideal kann aber hier nicht die Rede sein; es gibt keine Stellung der Frau, welche wir als die absolut beste bezeichnen können. Welche Beschäftigung dem weiblichen Theile der arbeitenden Klasse zufällt, ergibt sich aus dem gesammten Culturleben einer Zeit, und religiöse, politische, industrielle, technische Bewegungen wirken dabei vereint mit. Die einzige Frage, die man stellen kann, lautet nur, ob unter den jeweiligen Verhältnissen die Arbeiterin

und ihre Familie in ihren religiösen, sittlichen und materiellen Interessen geschützt ist, und ob der jeweilige Frauenberuf einer Epoche nicht Mißstände im Gefolge hat. Sentimental angelegte Naturen mögen sich für die bürgerliche Häuslichkeit begeistern können, aber selbst conservative Politiker werden sich sagen müssen: Vor dem Dasein der bürgerlichen Verfassung haben wir in der Hofverfassung einen Zustand kennen lernen, welcher der Arbeiterin jeden erstrebenswerthen Schutz gewährte, und welcher, trotzdem er ihr nicht die häusliche Stellung der Arbeiterin in der Zunftzeit gewährte, keines ihrer berechtigten Interessen verletzte. Ob also das Weib nur geborene Köchin, Putzfrau, Kindererzieherin, Gemüsegärtnerin und Ziegenmelkerin ist, muß demnach als eine vorab offene Frage betrachtet werden.

Prüfen wir zunächst die Bewegungen allgemeinerer Natur, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert dieses Ideal von vier Jahrhunderten, die bürgerliche Hausfrau, zur Reife gebracht haben. In dem Niedergang der Industrie und in der Concurrenzfurcht der männlichen Arbeiter haben wir schon eine der Ursachen kennen gelernt, die Frau auf die Führung der eigenen Haushaltung zu beschränken. Zu diesen Ursachen gehört auch der Einfluß des römischen Rechtes und die durch die Renaissance vermittelte Bekanntschaft mit dem antiken Frauenideal. Allerdings hatte Deutschland schon frühzeitig antike Elemente in sich aufgenommen. So tragen Haus- und Ackerwesen zumeist Namen, die aus lateinischen Worten entstanden und ihren Ursprung den Missionaren verdanken, welche die entwickeltere romanische Cultur nach Deutschland brachten. Ebenso lassen sich im mittelalterlichen Gewerbe- und Städterecht, wenn es sich auch autochthon entwickelte, die Einwirkungen römischer Begriffe nicht bestreiten. Dagegen war es der Humanismus, der antik heidnisches Leben in verderblichster Weise in unserm Vaterland einbürgerte und die Geister, nicht allein der Gelehrten, sondern der maßgebenden Kreise überhaupt, mit antiken Ideen tränkte. In Griechenland war die Schöpfung des Bürgerstaates ein Werk frühester Zeit gewesen, und nirgends hatte sich der Bürgerstaat mit seinen Licht- und Schattenseiten so vollständig entwickelt, als in dem in so viele Duodezstaaten gespaltenen Hellas. Nachdem sich daher in Deutschland die zünftige Städteverfassung entwickelt hatte, fühlte man sich auch hier von dem durch die Humanisten gefeierten Alterthum verwandtschaftlich angeweht, und man war nur zu sehr geneigt, antike Culturzustände als Ideal anzusehen.

Xenophon hat am deutlichsten und ansprechendsten das Ideal einer antiken Hausfrau in seiner „Oeconomia" geschildert. Eine gute Hausfrau, sagt er, müsse das Innere ihrer Wohnung hüten, den Sklaven ihre Geschäfte und Arbeiten zutheilen, das dadurch für's Haus Erworbene

sparsam verwenden und besondere Sorge tragen, daß der Hausstand geordnet, die Schuhe, Gefäße und Kleider immer an ihrem bestimmten Platze seien. Dem Manne das Leben zu versüßen, wurde als die Hauptaufgabe des weiblichen Geschlechtes betrachtet, dabei war die Arbeit verachtet und wurde als der Freien unwürdig betrachtet. Das unzüchtige Leben der Alten steht mit diesem Ideal seines häuslichen Daseins in engstem Zusammenhang.

Dieses antike Bild der guten Hausfrau, das weit davon entfernt ist, christlichen Ursprungs zu sein, hatten die in der Schule der Humanisten groß gezogenen Reformatoren vor Augen, wenn sie dem deutschen Volke das Lob der Häuslichkeit verkündeten. Die Reformation war der geistlichen und weltlichen Frauenarbeit eben so gram wie die Zünfte, aus denen sich die große Masse ihrer Anhänger recrutirte. Dazu kam ihre Abneigung gegen die altkirchliche Institution des Cölibates, die sie veranlaßte, dem ehelichen Leben einen größern Glorienschein zu weben. Alles dies wirkte zusammen, um der Verachtung, womit die Gaffelbrüder auf die Frauen-Industrie wie auf unstatthaftes Bönhasen- und Pfuscherwerk hinabsahen, idealere Motive unterzuschieben. Daß aber die Beschränkung der Frauenarbeit auf die Haushaltungsgeschäfte, daß die Neigung, es dem Weibe als einzigen Beruf zuzuweisen, dem allein zur Industriearbeit berechtigten Manne eine idyllische Häuslichkeit zu schaffen, sittigend auf die Menschheit eingewirkt habe, wird Niemand behaupten können. Die Culturgeschichte erzählt es laut auf allen Blättern, daß die Männer, anstatt unabhängiger zu werden, gerade unter dem Einflusse der bürgerlichen Gesellschaftsordnung die Knechte der Weiber geworden sind. Aus demselben Bürgerthum, welches die Frauen-Industrie verdrängte, ist auch die süffisante Auflehnung gegen den alten kirchlichen Glauben, ist auch der eiskalte Egoismus des Manchesterthums entstanden, und es gab wohl keine abstoßendere Entartung der Sitten, als die unter der Einwirkung des spießbürgerlichen Geistes der letzten Jahrhunderte.

Der sinkenden Industrie konnte die Beschränkung der Frauenarbeit nicht aufhelfen. Die Zersplitterung der Nation in so viele kleine Haushaltungen mußte die Productionsfähigkeit des Volkes mindern. Nicht die Zerstörung, sondern die weitere Ausbildung der Hofverfassung hätte die Macht und den Wohlstand unseres Vaterlandes zu sicherer Größe erheben können. Großartige, die gesammten Kräfte der Nation in Anspruch nehmende Gedanken waren es, von denen sich das katholische Mittelalter auf dem Gebiete der Nationalökonomie leiten ließ; kleinliche, genußsüchtige Rücksichten waren es, die unter dem Zunftregiment den Ausschlag gaben.

Die selbständige Arbeiterinnen-Existenz, welche im freien Mittelalter so herrliche Früchte getragen und durch die Zunft erschüttert worden,

ward durch den Polizeistaat ganz vernichtet. Unverheirathete Mädchen von geringem Herkommen sollten gehindert werden, einem selbständigen Berufe nachzugehen, und gezwungen werden, sich als Mägde zu verdingen. Schon die Statuten von Zittau 1567 verboten, „solche Megde oder Weibspersohnen, die zu ledigem Sattel liegen," aufzunehmen. Die Oberlausitzer Gesinde-Ordnung (1767) und die churhannoverische Dienstboten-Ordnung (1732) legen den „Eigenzimmerinnen", welche sich nicht vermiethen wollten, eine außerordentliche Abgabe auf. Auch die Cameralisten jener Zeit, wie Johann Lorenz Dorn („Gesinderecht", 1794), brachen über das „Sitzen auf eigene Hand der Unverheiratheten" entschieden den Stab. Dorn klagt bitter über die große Anzahl der Nürnberger Spitzenklöpplerinnen und wünscht zur Beseitigung des Gesindemangels strenge Maßregeln der Polizeiämter gegen diese selbständigen Arbeiterinnen. Die sächsische Ordnung von 1661 befiehlt, daß „Bauernmegde, so sonsten bey der Bauern- und Feldarbeit herkommen, sich aber aufs Wollespinnen, Klöppeln, Strumpfstricken ꝛc. verlegen", gezwungen werden sollen, sich zu verdingen. Nur die Rückkehr zur Landarbeit konnte sie vom Dienstzwang befreien.

Ueberhaupt war der Polizeistaat, wenn er auch gewisse humanitäre Rücksichten, aber in wirkungsloser Weise, zu betonen liebte, darauf bedacht, den Arbeiterstand zu erniedrigen. Handelt es sich um Lohnfragen, dann berufen Juristen jener Zeit sich auf Sprüchwörter, wie „Spatzenarbeit, Zeischens Futter" oder „Kupfernes Geld, kupferne Seelmessen". Die meisten Polizei-Ordnungen (zuerst, so viel ich weiß, die österreichische von 1688) kennen die Lohnliste oder Lohntaxe. Aber während es dem Dienstherrn freigestellt ist, unter der Lohnliste zu accordiren, ist es bei Strafe verboten, die Taxe zu überschreiten. In Preußen betrug die Strafe zwanzig Reichsthaler. Um dieselbe Zeit kamen auch die Lohnbücher auf. Erkrankte das Gesinde, auch in Folge seiner Dienstleistungen, so war der Dienstherr nicht verpflichtet, sich um Pflege und Kurkosten zu kümmern. Also die Stadtrechte von Hamburg, Lübeck und Rostock, die Landrechte von Sachsen, Bayern und Magdeburg. Nur die Ansbacher Gesinde-Ordnung 1769 macht hierin eine Ausnahme: „Es soll auch eine Dienstherrschaft einen Ehehalten um einer geringen Unpäßlichkeit willen nicht gleich verstossen, sondern ausser dem Fall einer anhaltenden bettlägerigen Krankheit, welche eine besondere Pfleg und Wart erfordert, auch den Ehehalten seiner Arbeit vorzustehen ganz und gar untüchtig macht, solchen zu dulden schuldig seyn." Wer das Gesinde gegen den Dienstherrn aufhetzte oder mit andern complottirte, um von ihm einen höhern Lohn zu erzwingen, oder es von seinem Herrn abspenstig machte, ward in den meisten Staaten schwer bestraft. In Rudolstadt, Blankenburg,

physikalische Spielereien, durch den Mann mit der Säge, durch die Lampe der Cardanus oder den chinesischen Treppenläufer mit seinen Purzelbäumen. Man wollte selbst in den kleinlichsten Punkten dem Kinde beweisen, daß man auch ohne Religion fertig werde. Zudem ist es sehr charakteristisch, wie diese Methoden und Systeme, welche Männer wie Basedow für die höhern Stände aufgestellt hatten, gerade für den Unterricht der niedern Volksklassen adoptirt wurden. So kam es, daß man in der Folge durch den auf den Schild erhobenen Grundsatz der allgemeinen Bildung nicht allein nivellirte, sondern dabei auch von Voraussetzungen ausging, die bei den untern Volksschichten gar nicht zutreffend waren. Wie unwahr darum die Erziehung jener Zeit und wie blasirt das Schulleben derselben war, zeigt uns die Muse des Pfarrers Herbing in Nachterstädt im Halberstädtischen. Derselbe ließ die Bauernmädchen seines Instituts auch dramatische Spiele aufführen, z. B. „Die Festkuchen (Ein Dorfmädchengespräch)". Dahlin: „Sind Sie gestern Nachmittag nach geendigtem Gottesdienst nicht in Gesellschaft gewesen?" und so spinnt sich der Dialog dieser „Dorfmädchen" in einer Weise fort, gegen die der altverständigste Pensionärinnenton noch natürlich ist. Die Nützlichkeitserziehung, die nüchterne, das Religiöse verschmähende, rationalistische Moral, der blasirte Ton, welche die Pädagogik des achtzehnten Jahrhunderts kennzeichnen, waren so tief eingedrungen, daß selbst so wackere und einflußreiche Jugendbildner unseres Jahrhunderts wie ein Christoph von Schmid sich nicht völlig davon zu befreien wußten. Was Ramsauer von dem Wirken Pestalozzi's in Yverdun sagte, ist bis heute ein noch nicht ausgetilgtes Kennzeichen der modernen Pädagogik geblieben: „Der Unterricht, nur auf die Entwickelung des Geistes berechnet, nährte die Selbstsucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes geben konnte, kannte man nicht. Anstatt die Schüler mit der Bibel vertraut zu machen, kam Pestalozzi von Jahr zu Jahr immer tiefer in ein leeres Moralisiren," und was Raumer sagt: „In Yverdun hatte er viel weniger die christlich-sittliche als die intellectuelle Bildung im Auge. Durch letztere wollte man der Welt augenfällige Resultate der Methode vorlegen; wie soll man aber durchreisenden Fremden Resultate der christlich-sittlichen Bildung, demüthige und liebevolle Herzen der Kinder zeigen oder gar durch ein Examen roh enthüllen?" Doch nein, Pestalozzi selbst hat uns die Folgen dieser socialen Revolution durch die Schule am trefflichsten geschildert. „Die Tage, in denen wir leben," sagt er, „sind wirklich Tage einer hohen und raffinirten Verkünstelung unseres Geschlechts gegen den reinen und hohen Sinn der Unschuld, der Liebe und des Glaubens und der aus ihnen hervorgehenden kraftvollen Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht. Wer von uns, der nicht ein Fremdling und weder die

Tage unserer Gegenwart und ihren Geist kennt, noch die Tage der Väter und ihren Geist erforscht hat, muß nicht eingestehen: die Tage unserer Väter waren bessere Tage, ihr Geist war ein besserer Geist, die Reinheit ihres Willens war durch Religiösität des Herzens, durch kraftvollen Ernst im häuslichen und bürgerlichen Leben und durch tägliche Uebungen des Fleißes in den guten Werken eines einfachen, befriedigenden Berufslebens unendlich tiefer und besser begründet, als es in unserm unermeßlichen Zutodkünsteln unserer Leibes- und Seelenkräfte möglich sein kann. Die Alten waren in hoher Einfachheit gutmüthig, verständig und wohlwollend. Ihre Umgebungen waren kraftvoll geeignet, sie täglich und stündlich in aller Unschuld im Glauben und in der Liebe zur Gutmüthigkeit, zur Ueberlegung, zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit hinzulenken; aber das Leben unserer Väter und die Quellen ihrer sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Höhe sind uns durch unsere Verkünstelung zum Ekel geworden. Wir sind gleichsam ganz aus ihrem Geist und aus ihrem Leben herausgefallen. Darum aber ist es auch, warum wir in Rücksicht auf Armenbildung und Volkserziehung in die Tiefen versunken, in denen wir leben." „Ich wollte durch mein Leben nichts," sagte er 1801, „als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie wenige es elend fühlen."

Während die Rationalisten die Schule nach ihren Grundsätzen ummodelten, wußten andere Leute aus dieser umgewandelten Schule ein sehr materielles Capital zu schlagen. Im Zeitalter „der Humanität und Aufklärung" wurde die Schule zur Fabrik, in die man Mädchen und Knaben in frühester Jugend hineinsteckte, um ihre jugendlichen Kräfte im Interesse der Cameralkassen und Gutsherrschaften auszubeuten. Es ist empörend, die hochtrabenden Phrasen des „pädagogischen Jahrhunderts" zu lesen und damit die bedeutenden Summen zu vergleichen, welche aus den Schulen, diesen Zwangsarbeitshäusern der Jugend, in die öffentlichen und privaten Kassen flossen. Man nannte diese Kinderfabriken euphemistisch Industrie- und Erwerbsschulen. So gab es im Herzogthum Westfalen 1808 156 solcher Industrieschulen mit 5591 arbeitenden Kindern und einer Production im Werthe von 11,756 Thalern. Ferdinand Kindermann verordnete 1777 für die böhmischen Mädchenschulen, daß allenthalben Spinnmeisterinnen angestellt wurden. Würtemberg wurde seit 1795 mit solchen Schulen gesegnet, da Herzog Karl in Birkach eine Spinnanstalt für die Schuljugend einrichtete. Pestalozzi hatte 1775 in Neuhof eine solche Spinnanstalt gegründet, die aber zu Grunde ging, weil er in der Hoffnung auf größern Ertrag die Kräfte der Kinder überschätzt hatte. „Ich wollte das feinste Gespinnst erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Festigkeit und Sicherheit in die Hand gebracht." Im Sächsischen wurde 1793 eine Arbeitsschule zu Miltitz

angelegt, in welcher die Kinder namentlich zur Baumwollspinnerei angehalten wurden. Im Gothaischen beschäftigte man seit 1785 die Schulmädchen mit Seidezupfen und andern Arbeiten. In der 1800 zu Gotha errichteten Werkschule war die Arbeitszeit von 7 bis 11 Uhr Vor- und von 1 bis 6 Uhr Nachmittags. In Hannover mußten die Kinder seit 1790 feine Kammwolle spinnen. Im Würzburgischen befahl Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal 1789 ebenfalls die Einrichtung von Industrieschulen. Die Schulcommission bezeichnete es als die Absicht des Fürsten, „die Kräfte der Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes vom sechsten bis zum zwölften Jahr, als welche Zeit sonst lediglich mit dem literarischen Schulunterricht dahin ging, und wovon außer diesem Unterricht alle übrigen Stunden in Nichtsthun vertändelt wurden, besser, und zwar dahin zu benutzen, daß sie schon in diesen Jahren die Arbeit liebgewinnen, vom Müßiggang entwöhnt werden, daß mithin ihre Erziehung im Ganzen praktischer werde, und also die Kinder beiderlei Geschlechts mehr dazu gebildet werden, was sie meistens ihrer Bestimmung nach sein, und womit sie sich zeitlebens beschäftigen und ernähren müssen." Diese Ausnutzung der Kinderarbeit nannte man damals „den nationalen Wohlstand und die Volkswohlfahrt heben, die Arbeitslust wecken, den verderblichen Müßiggang abwehren und zur Besserung des Schulwesens beitragen".

August Hermann Niemeyer hatte gewiß Recht, wenn er dagegen lauten Protest erhob: „Schulen sollen nicht Fabriken, sondern Bildungs-Anstalten sein. Das Lernen wie das Arbeiten darin soll den Körper und den Geist ausbilden und zum Handeln stark und willig machen, nicht aber soll der Mensch und am wenigsten das Kind bloß als Maschine benutzt werden."

Neuntes Capitel.

Die Beschränkung der weiblichen Erwerbsfähigkeit.

In der Auflösung der Hofverfassung lag der Keim einer Umgestaltung der Frauenarbeit. Bei der Arbeitstheilung der Höfe und der theilweisen Benutzung männlicher Kräfte zur Zubereitung der Speisen war es möglich gewesen, einen großen Theil der weiblichen Arbeitskräfte in der Industrie zu beschäftigen. Sobald sich nun aber der Hofverband auflöste, und der Hofhörige frei wurde, gründete er ein selbständiges Heimwesen, wodurch Frau und Tochter mehr durch die häuslichen Geschäfte in Anspruch genommen wurden. In der Gewand-Industrie, die in Altdeutschland unbestrittene Domäne der Frauen gewesen war, begann jetzt der männliche

Theil der Bevölkerung der weiblichen Arbeit entschiedene Concurrenz zu machen; der Webstuhl, der in der Feudalzeit im Frauengemach gestanden, siedelte in die Stube des Handwerkers über, und die Kleideranfertigung beschäftigte viele männliche Hände.

Diese Tendenz, die Frauen-Industrie zu beschränken, entwickelte sich bis zur französischen Revolution in zunehmendem Maße. Schon mit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts enthalten die Zunftbriefe mancher Gewerke Bestimmungen über die Frauenarbeit, Bestimmungen, die erst nach hartnäckigen Kämpfen mit den in ihren Interessen geschädigten Frauen durchgesetzt wurden. Gutwillig ließen sich die mittelalterlichen Frauen nicht unter die gewerbliche Abhängigkeit von den Männern bringen, und es regte sich in ihnen etwas vom Geiste der alten Brunhilde, die vor der Dienstbarkeit unter dem Manne sich sträubte und für ihre Unabhängigkeit kämpfte. Aber der Kampf war ein ungleicher, und schließlich mußte der weibliche Theil resigniren gleich dem Schwanenmädchen, das, da es von Wieland und seinen Brüdern seiner Federkleider sich beraubt sah, um den Verlust seiner Freiheit weinte.

In Frankreich hatte die Industrie eine der Frauenarbeit günstigere Entwickelung genommen. Zwar waren nach den Statuten der Pariser Handwerker aus dem dreizehnten Jahrhundert bei den Teppichwebern und den Tuchwalkern die Frauen von der Arbeit ausgeschlossen, bei jenen jedoch mit Rücksicht auf den eigentlichen Beruf der Frau und Mutter, bei diesen in Folge der Gesellen-Agitation (1258). Bezeichnend für die französischen Zustände waren die Vorschriften der Gerber-Innung. In ihr durfte eine Gerberstochter selbständig arbeiten, aber sie mußte verheirathet sein; denn „die Dirnen hatten vor Alters häufig Vater und Mutter verlassen, Lehrlinge und Gesellen angenommen, mit denselben in Saus und Braus gelebt, und waren dann, nachdem sie ausgewirthschaftet, mit weniger Geld und mehr Sünden zu ihren Eltern zurückgekehrt". Aus demselben Grunde mag es auch in den meisten Innungen den selbständigen Frauen verboten gewesen sein, Lehrlinge selbst anzusetzen. Im Uebrigen war in allen Gewerken erlaubt, Frauen anzusetzen. Auch war die Zahl der Innungen, die nur aus Frauen bestanden, größer als in Deutschland. Dazu gehörten die Seidenspinnerinnen, die Seidenweberinnen, die Weberinnen der seidenen Queuvrechiers, die Verfertigerinnen der gestickten Ofroishüte und der orientalischen Almosentäschchen. Theilweise hatten diese Innungen rein weibliche Vorstände, Meisterinnen (preudefame), welche die Zunftgeschäfte besorgten, die Lehrmädchen aufnahmen, die Arbeit überwachten, die Strafen erhoben u. s. w. Bei einigen waren die Vorstände gemischt. Beachtenswerth ist, daß diese französischen Arbeiterinnen vielfach an Männer aus andern Gewerken verheirathet waren.

In Deutschland war die Stimmung von vorneherein der Frauenarbeit ungünstig. Die ersten Streitigkeiten, die sich erhoben, galten der Concurrenz der unzünftigen Arbeiterinnen. So zwang nach mancherlei Reibereien 1317 der Rath zu Soest die Verfertigerinnen von Wollenkleidern, der Schneiderzunft, aber ohne Berechtigung zur Theilnahme an der Morgensprache, beizutreten. Lehrreich ist die Entwickelung in Straßburg. Dort geriethen zuerst die Leinen- und Tuchweberinnen in Conflict mit der Weberzunft. 1330 entschieden die Schöffen, daß die Leinenweberinnen vom Handwerk frei sein, die Wollen-, Serge- und Stuhllaken-Weberinnen oder die, welche Gesellen ansetzten, mit den Webern dienen sollten. Dieses Schöffenurtheil muß auf Opposition gestoßen sein, da es 1334 nochmals bestätigt wurde. Im folgenden Jahrhundert wurde auch die Selbständigkeit der Schleier- und Leinenweberinnen vernichtet. Nach einem Vergleich von 1430 mußten sie nach Anzahl ihrer Stühle, deren manche mehr als drei hatten, einen jährlichen Beitrag in die Zunftbüchse legen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fordert eine Beschwerde der Weber, den Frauenspersonen, sie seien „beginen, geistlich oder weltlich", überhaupt nur das Weben von Leinen und Schleiern zu gestatten, und wird ausdrücklich auf die Concurrenz hingewiesen, welche die männliche Halbtuchweberei sonst erleide. 1378 erklärte die Kölner Hutmacherzunft, daß ihr Amt, „manne zo gebürt", und daß keine Frau noch Magd unter Androhung von zwei Mark Strafe wagen dürfe, ihr Amt zu üben noch zu wirken. Im Zunftbrief von 1397 erklärten die Kölner Tuchscheerer die weibliche Arbeit bei Tag oder Nacht unter zwei Pfund Wachs Strafe für verboten. Die Kölner Schneider erlaubten den Frauen nur Weibergewänder, Gebild-Saarröcke, Unterwamms von Tirteys und andere Unterkleider zu machen. Die Schneiderordnung von Lübeck verbot 1370, Mägde zum Nähen anzusetzen. In Constanz führten 1457 die Schneider Beschwerde, daß die Näherinnen goldene Meßgewänder und alle Kleider zuschnitten und machten; der Rathsentscheid lautete dahin: daß die Näherinnen in Constanz jetzt und künftig nur nähen sollen Leinen und Tuch, sonst nichts, weder wollenes noch Kürschnerarbeit; aber den weiblichen Kunden mögen sie wohl Unterbarchent machen, auch seidene Ueberröcke, auch Alben und seidene Mistachel, das die Elle einen halben Gulden kostet und nicht mehr. Auf die Klage, daß sie zu viel Gehilfinnen hätten, wurde ihnen nur gestattet, zwei Näherinnen, Lohn- oder Lehrtöchter, zu halten. Auch die Schneider von Hohenzollern wehrten sich 1593 dagegen, daß Näherinnen Schneiderarbeit von Wolle, Engelseide, Stiefling und Barchent machen dürften. Die Wollenweber von Goch durften nur zwei Kämmerinnen halten und nur eine Lehrmagd anstellen (1439). Die Tendenz des Arbeiterstandes ist unverkennbar, aus der Gewand-Industrie

die weibliche Arbeit zu verdrängen. Mit dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts ist auch die Frauen-Industrie auf ein Minimum beschränkt.

Allerdings brachte die Folgezeit manche technische Erfindungen, welche theilweise auch der Frauen-Industrie zu Gute kamen. Während das ganze Mittelalter hindurch die Spindel geherrscht hatte, erfand Johann Jürgens zu Watenmül (1530) das Tretspinnrad. Barbara Uttmann zu Annaberg erfand vor 1561 die Kunst, feine Spitzen und Kanten zu klöppeln. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts soll in Spanien die Strickkunst erfunden worden sein; sie verbreitete sich 1564 nach England und Schottland, und dort erfand 1589 William Lee den Strumpfstrickerstuhl, wie man sagte, um seiner Braut, einer fleißigen Strickerin, mehr freie Muße zu verschaffen. Nach Deutschland soll derselbe 1685 durch französische Protestanten gekommen sein; jedoch ist die Strickkunst, wie wir gleich sehen, hier ältern Datums. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ersann ein Deutscher die Bandmühle, 1758 ein Engländer die Scheermühle, 1774 ein Schwede, Scheele, die Schnellbleiche, 1737 Johann Kay den Schnellschützen, der beim Weben nur eine Hand nothwendig machte. Ferner wurden erfunden die Tuchpresse, die Handschuhmacherei, die Barettstrickerei und das Aufdrucken von Formen auf das Zeug.

Aber auch in den neuern Industrie-Branchen trat man der Frauenarbeit feindlich entgegen. 1535 saßen auf dem Grümpelmarkt zu Straßburg Weiber und Kinder, welche Hosen und Socken strickten; andere waren, „welche gewalkte Arbeit von Baretlein, Hütlein, Hembdern, Handschuhen, Hosen und Socken lieferten". Die letztern wurden 1574 zu einem Handwerk erhoben. 1603 wurde ihnen aber verboten, „in künftigem keine weibsbilder, alt oder jung, zu lehren, anzunemen noch zu underweisen, es seyen denn ihre eheliche weiber oder kinder". Desgleichen wurde in der Hosenstricker- und Barettmacher-Ordnung von 1653 bestimmt: „Kellerin und magdlein teutscher oder französischer Nation anzunehmen und das stricken oder galissmen zu lehren oder auch zu befürdern sollen sich die meister fürtershin bey straf vier reichstalern enthalten, doch solle jedem meister seine kinder, es seyen knäblein oder mägdlein, ein solches zu lehren und treiben zu lassen, deßgleichen andere mägdlein zum streichen oder spinnen zue gebrauchen, ohnbenommen sein."

Die spätern Handwerks-Juristen suchten diese Bekämpfung der Frauenarbeit auf allerlei Weise zu begründen. So faßte der herzoglich sächsische Kammerprocurator Adrian Beier in seinem Tractat Tyro die Gründe dagegen in Folgendem zusammen: 1) steht es für das weibliche Geschlecht besser an, für den Haushalt und die Küche zu sorgen; das Mädchen sei zum Heirathen bestimmt, und man könne nicht wissen, wen sie einmal heirathe; eine gelernte Schusterin zum Beispiel sei aber einem Manne,

der eine Schmiede habe, nichts nütze, 2) liege in dem durch die zünftige Beschäftigung bedingten Verkehr der Frauen mit den Männern eine Gefahr für die Sittlichkeit, 3) sei die industrielle Arbeit publici iuris, die Weiber aber von allen öffentlichen Functionen und Collegien ausgeschlossen, 4) die industrielle Technik finde die nothwendige Ausbildung auf der Wanderschaft, welche jedoch dem weiblichen Geschlechte nicht gezieme; denn „von ungewanderten Junggesellen und gewanderten Jungfern werde beyderseits wenig gehalten", und 5) könnten die Bürgerpflichten der Gildegenossen „Wachen und gaffen" von Weibern nicht erfüllt werden. Historisch ist diese Motivirung, die sich bei den rechtsgelehrten Bearbeitern der Handwerkerfrage im achtzehnten Jahrhundert, so bei G. M. Bonhoefer und Tobias Grantz wiederholt, nicht. Hinsichtlich der Wacht- und andern Dienste hatte sich das frühe Mittelalter zu helfen gewußt, die Frauen und Jungfrauen, die im Amte waren, hatten ihre Stellvertreter im Dienste. So mußten die Straßburger Weberinnen für die Nachthut ihren Stellvertretern im Sommer sieben, im Winter zehn Pfennige geben. Der historische Grund ist die Furcht vor der Concurrenz, und läßt sich leicht nachweisen, daß dort, wo die Arbeit stockte, und Nahrungssorgen eintraten, man am ehesten dazu überging, auf Abschaffung der weiblichen Concurrenzarbeit zu dringen.

Es liegt auf der Hand, daß durch die Niederdrückung der Frauenarbeit nicht allein der ohnehin im Niedergang begriffenen Industrie unzählige fleißige Hände entzogen, sondern auch das weibliche Geschlecht mehr auf ein anderes Arbeitsfeld hingewiesen wurde, und zwar war dies die Befriedigung der alltäglichen häuslichen Bedürfnisse. Die Besorgung der Küche, die Reinhaltung des Hauses, die Gartenarbeit und Kindererziehung, dies alles ward nun zur Hauptdomaine der Frau, und die freie Zeit widmete sie der Spindel. Wie Fischart 1590 sagte, wurde die Frau „der lebendige Haspel und Bratspieß im Hause und des Mannes Kunkelgräfin und spindelscepterige Windelkönigin".

Da wir in der Gegenwart unter dem Joche eines Fabriksystems stehen, welches die Häuslichkeit zerstört und nichts Neues an dessen Stelle gesetzt hat, so ist der conservative Socialpolitiker geneigt, nach diesen Zuständen unter dem Zunftregiment zurück zu verlangen und sie als den idealen Zustand zu betrachten. Von einem Ideal kann aber hier nicht die Rede sein; es gibt keine Stellung der Frau, welche wir als die absolut beste bezeichnen können. Welche Beschäftigung dem weiblichen Theile der arbeitenden Klasse zufällt, ergibt sich aus dem gesammten Culturleben einer Zeit, und religiöse, politische, industrielle, technische Bewegungen wirken dabei vereint mit. Die einzige Frage, die man stellen kann, lautet nur, ob unter den jeweiligen Verhältnissen die Arbeiterin

und ihre Familie in ihren religiösen, sittlichen und materiellen Interessen geschützt ist, und ob der jeweilige Frauenberuf einer Epoche nicht Mißstände im Gefolge hat. Sentimental angelegte Naturen mögen sich für die bürgerliche Häuslichkeit begeistern können, aber selbst conservative Politiker werden sich sagen müssen: Vor dem Dasein der bürgerlichen Verfassung haben wir in der Hofverfassung einen Zustand kennen lernen, welcher der Arbeiterin jeden erstrebenswerthen Schutz gewährte, und welcher, trotzdem er ihr nicht die häusliche Stellung der Arbeiterin in der Zunftzeit gewährte, keines ihrer berechtigten Interessen verletzte. Ob also das Weib nur geborene Köchin, Putzfrau, Kindererzieherin, Gemüsegärtnerin und Ziegenmelkerin ist, muß demnach als eine vorab offene Frage betrachtet werden.

Prüfen wir zunächst die Bewegungen allgemeinerer Natur, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert dieses Ideal von vier Jahrhunderten, die bürgerliche Hausfrau, zur Reife gebracht haben. In dem Niedergang der Industrie und in der Concurrenzfurcht der männlichen Arbeiter haben wir schon eine der Ursachen kennen gelernt, die Frau auf die Führung der eigenen Haushaltung zu beschränken. Zu diesen Ursachen gehört auch der Einfluß des römischen Rechtes und die durch die Renaissance vermittelte Bekanntschaft mit dem antiken Frauenideal. Allerdings hatte Deutschland schon frühzeitig antike Elemente in sich aufgenommen. So tragen Haus- und Ackerwesen zumeist Namen, die aus lateinischen Worten entstanden und ihren Ursprung den Missionaren verdanken, welche die entwickeltere romanische Cultur nach Deutschland brachten. Ebenso lassen sich im mittelalterlichen Gewerbe- und Städterecht, wenn es sich auch autochthon entwickelte, die Einwirkungen römischer Begriffe nicht bestreiten. Dagegen war es der Humanismus, der antik heidnisches Leben in verderblichster Weise in unserm Vaterland einbürgerte und die Geister, nicht allein der Gelehrten, sondern der maßgebenden Kreise überhaupt, mit antiken Ideen tränkte. In Griechenland war die Schöpfung des Bürgerstaates ein Werk frühester Zeit gewesen, und nirgends hatte sich der Bürgerstaat mit seinen Licht- und Schattenseiten so vollständig entwickelt, als in dem in so viele Duodezstaaten gespaltenen Hellas. Nachdem sich daher in Deutschland die zünftige Städteverfassung entwickelt hatte, fühlte man sich auch hier von dem durch die Humanisten gefeierten Alterthum verwandtschaftlich angeweht, und man war nur zu sehr geneigt, antike Culturzustände als Ideal anzusehen.

Xenophon hat am deutlichsten und ansprechendsten das Ideal einer antiken Hausfrau in seiner „Oeconomia" geschildert. Eine gute Hausfrau, sagt er, müsse das Innere ihrer Wohnung hüten, den Sklaven ihre Geschäfte und Arbeiten zutheilen, das dadurch für's Haus Erworbene

sparsam verwenden und besondere Sorge tragen, daß der Hausstand geordnet, die Schuhe, Gefäße und Kleider immer an ihrem bestimmten Platze seien. Dem Manne das Leben zu versüßen, wurde als die Hauptaufgabe des weiblichen Geschlechtes betrachtet, dabei war die Arbeit verachtet und wurde als der Freien unwürdig betrachtet. Das unzüchtige Leben der Alten steht mit diesem Ideal seines häuslichen Daseins in engstem Zusammenhang.

Dieses antike Bild der guten Hausfrau, das weit davon entfernt ist, christlichen Ursprungs zu sein, hatten die in der Schule der Humanisten groß gezogenen Reformatoren vor Augen, wenn sie dem deutschen Volke das Lob der Häuslichkeit verkündeten. Die Reformation war der geistlichen und weltlichen Frauenarbeit eben so gram wie die Zünfte, aus denen sich die große Masse ihrer Anhänger recrutirte. Dazu kam ihre Abneigung gegen die altkirchliche Institution des Cölibates, die sie veranlaßte, dem ehelichen Leben einen größern Glorienschein zu weben. Alles dies wirkte zusammen, um der Verachtung, womit die Gaffelbrüder auf die Frauen-Industrie wie auf unstatthaftes Bönhasen- und Pfuscherwerk hinabsahen, idealere Motive unterzuschieben. Daß aber die Beschränkung der Frauenarbeit auf die Haushaltungsgeschäfte, daß die Neigung, es dem Weibe als einzigen Beruf zuzuweisen, dem allein zur Industriearbeit berechtigten Manne eine idyllische Häuslichkeit zu schaffen, sittigend auf die Menschheit eingewirkt habe, wird Niemand behaupten können. Die Culturgeschichte erzählt es laut auf allen Blättern, daß die Männer, anstatt unabhängiger zu werden, gerade unter dem Einflusse der bürgerlichen Gesellschaftsordnung die Knechte der Weiber geworden sind. Aus demselben Bürgerthum, welches die Frauen-Industrie verdrängte, ist auch die süffisante Auflehnung gegen den alten kirchlichen Glauben, ist auch der eiskalte Egoismus des Manchesterthums entstanden, und es gab wohl keine abstoßendere Entartung der Sitten, als die unter der Einwirkung des spießbürgerlichen Geistes der letzten Jahrhunderte.

Der sinkenden Industrie konnte die Beschränkung der Frauenarbeit nicht aufhelfen. Die Zersplitterung der Nation in so viele kleine Haushaltungen mußte die Productionsfähigkeit des Volkes mindern. Nicht die Zerstörung, sondern die weitere Ausbildung der Hofverfassung hätte die Macht und den Wohlstand unseres Vaterlandes zu sicherer Größe erheben können. Großartige, die gesammten Kräfte der Nation in Anspruch nehmende Gedanken waren es, von denen sich das katholische Mittelalter auf dem Gebiete der Nationalökonomie leiten ließ; kleinliche, genußsüchtige Rücksichten waren es, die unter dem Zunftregiment den Ausschlag gaben.

Die selbständige Arbeiterinnen-Existenz, welche im freien Mittelalter so herrliche Früchte getragen und durch die Zunft erschüttert worden,

ward durch den Polizeistaat ganz vernichtet. Unverheirathete Mädchen von geringem Herkommen sollten gehindert werden, einem selbständigen Berufe nachzugehen, und gezwungen werden, sich als Mägde zu verdingen. Schon die Statuten von Zittau 1567 verboten, „solche Megde oder Weibspersohnen, die zu ledigem Sattel liegen," aufzunehmen. Die Oberlausitzer Gesinde-Ordnung (1767) und die churhannoversche Dienstboten-Ordnung (1732) legen den „Eigenzimmerinnen", welche sich nicht vermiethen wollten, eine außerordentliche Abgabe auf. Auch die Cameralisten jener Zeit, wie Johann Lorenz Dorn („Gesinderecht", 1794), brachen über das „Sitzen auf eigene Hand der Unverheiratheten" entschieden den Stab. Dorn klagt bitter über die große Anzahl der Nürnberger Spitzenklöpplerinnen und wünscht zur Beseitigung des Gesindemangels strenge Maßregeln der Polizeiämter gegen diese selbständigen Arbeiterinnen. Die sächsische Ordnung von 1661 befiehlt, daß „Bauernmegde, so sonsten bey der Bauern- und Feldarbeit herkommen, sich aber aufs Wollespinnen, Klöppeln, Strumpfstricken ꝛc. verlegen", gezwungen werden sollen, sich zu verdingen. Nur die Rückkehr zur Landarbeit konnte sie vom Dienstzwang befreien.

Ueberhaupt war der Polizeistaat, wenn er auch gewisse humanitäre Rücksichten, aber in wirkungsloser Weise, zu betonen liebte, darauf bedacht, den Arbeiterstand zu erniedrigen. Handelt es sich um Lohnfragen, dann berufen Juristen jener Zeit sich auf Sprüchwörter, wie „Spatzenarbeit, Zeischens Futter" oder „Kupfernes Geld, kupferne Seelmessen". Die meisten Polizei-Ordnungen (zuerst, so viel ich weiß, die österreichische von 1688) kennen die Lohnliste oder Lohntaxe. Aber während es dem Dienstherrn freigestellt ist, unter der Lohnliste zu accordiren, ist es bei Strafe verboten, die Taxe zu überschreiten. In Preußen betrug die Strafe zwanzig Reichsthaler. Um dieselbe Zeit kamen auch die Lohnbücher auf. Erkrankte das Gesinde, auch in Folge seiner Dienstleistungen, so war der Dienstherr nicht verpflichtet, sich um Pflege und Kurkosten zu kümmern. Also die Stadtrechte von Hamburg, Lübeck und Rostock, die Landrechte von Sachsen, Bayern und Magdeburg. Nur die Ansbacher Gesinde-Ordnung 1769 macht hierin eine Ausnahme: „Es soll auch eine Dienstherrschaft einen Ehehalten um einer geringen Unpäßlichkeit willen nicht gleich verstossen, sondern ausser dem Fall einer anhaltenden bettlägerigen Krankheit, welche eine besondere Pfleg und Wart erfordert, auch den Ehehalten seiner Arbeit vorzustehen ganz und gar untüchtig macht, solchen zu dulden schuldig seyn." Wer das Gesinde gegen den Dienstherrn aufhetzte oder mit andern complottirte, um von ihm einen höhern Lohn zu erzwingen, oder es von seinem Herrn abspenstig machte, ward in den meisten Staaten schwer bestraft. In Rudolstadt, Blankenburg,

sparsam verwenden und besondere Sorge tragen, daß der Hausstand geordnet, die Schuhe, Gefäße und Kleider immer an ihrem bestimmten Platze seien. Dem Manne das Leben zu versüßen, wurde als die Hauptaufgabe des weiblichen Geschlechtes betrachtet, dabei war die Arbeit verachtet und wurde als der Freien unwürdig betrachtet. Das unzüchtige Leben der Alten steht mit diesem Ideal seines häuslichen Daseins in engstem Zusammenhang.

Dieses antike Bild der guten Hausfrau, das weit davon entfernt ist, christlichen Ursprungs zu sein, hatten die in der Schule der Humanisten groß gezogenen Reformatoren vor Augen, wenn sie dem deutschen Volke das Lob der Häuslichkeit verkündeten. Die Reformation war der geistlichen und weltlichen Frauenarbeit eben so gram wie die Zünfte, aus denen sich die große Masse ihrer Anhänger recrutirte. Dazu kam ihre Abneigung gegen die altkirchliche Institution des Cölibates, die sie veranlaßte, dem ehelichen Leben einen größern Glorienschein zu weben. Alles dies wirkte zusammen, um der Verachtung, womit die Gaffelbrüder auf die Frauen-Industrie wie auf unstatthaftes Bönhasen- und Pfuscherwerk hinabsahen, idealere Motive unterzuschieben. Daß aber die Beschränkung der Frauenarbeit auf die Haushaltungsgeschäfte, daß die Neigung, es dem Weibe als einzigen Beruf zuzuweisen, dem allein zur Industriearbeit berechtigten Manne eine idyllische Häuslichkeit zu schaffen, sittigend auf die Menschheit eingewirkt habe, wird Niemand behaupten können. Die Culturgeschichte erzählt es laut auf allen Blättern, daß die Männer, anstatt unabhängiger zu werden, gerade unter dem Einflusse der bürgerlichen Gesellschaftsordnung die Knechte der Weiber geworden sind. Aus demselben Bürgerthum, welches die Frauen-Industrie verdrängte, ist auch die süffisante Auflehnung gegen den alten kirchlichen Glauben, ist auch der eiskalte Egoismus des Manchesterthums entstanden, und es gab wohl keine abstoßendere Entartung der Sitten, als die unter der Einwirkung des spießbürgerlichen Geistes der letzten Jahrhunderte.

Der sinkenden Industrie konnte die Beschränkung der Frauenarbeit nicht aufhelfen. Die Zersplitterung der Nation in so viele kleine Haushaltungen mußte die Productionsfähigkeit des Volkes mindern. Nicht die Zerstörung, sondern die weitere Ausbildung der Hofverfassung hätte die Macht und den Wohlstand unseres Vaterlandes zu sicherer Größe erheben können. Großartige, die gesammten Kräfte der Nation in Anspruch nehmende Gedanken waren es, von denen sich das katholische Mittelalter auf dem Gebiete der Nationalökonomie leiten ließ; kleinliche, genußsüchtige Rücksichten waren es, die unter dem Zunftregiment den Ausschlag gaben.

Die selbständige Arbeiterinnen-Existenz, welche im freien Mittelalter so herrliche Früchte getragen und durch die Zunft erschüttert worden,

ward durch den Polizeistaat ganz vernichtet. Unverheirathete Mädchen von geringem Herkommen sollten gehindert werden, einem selbständigen Berufe nachzugehen, und gezwungen werden, sich als Mägde zu verdingen. Schon die Statuten von Zittau 1567 verboten, „solche Megde oder Weibspersohnen, die zu ledigem Sattel liegen," aufzunehmen. Die Oberlausitzer Gesinde-Ordnung (1767) und die churhannoverische Dienstboten-Ordnung (1732) legen den „Eigenzimmerinnen", welche sich nicht vermiethen wollten, eine außerordentliche Abgabe auf. Auch die Cameralisten jener Zeit, wie Johann Lorenz Dorn („Gesinderecht", 1794), brachen über das „Sitzen auf eigene Hand der Unverheiratheten" entschieden den Stab. Dorn klagt bitter über die große Anzahl der Nürnberger Spitzenklöpplerinnen und wünscht zur Beseitigung des Gesindemangels strenge Maßregeln der Polizeiämter gegen diese selbständigen Arbeiterinnen. Die sächsische Ordnung von 1661 befiehlt, daß „Bauernmegde, so sonsten bey der Bauern- und Feldarbeit herkommen, sich aber aufs Wollespinnen, Klöppeln, Strumpfstricken ꝛc. verlegen", gezwungen werden sollen, sich zu verdingen. Nur die Rückkehr zur Landarbeit konnte sie vom Dienstzwang befreien.

Ueberhaupt war der Polizeistaat, wenn er auch gewisse humanitäre Rücksichten, aber in wirkungsloser Weise, zu betonen liebte, darauf bedacht, den Arbeiterstand zu erniedrigen. Handelt es sich um Lohnfragen, dann berufen Juristen jener Zeit sich auf Sprüchwörter, wie „Spatzenarbeit, Zeischens Futter" oder „Kupfernes Geld, kupferne Seelmessen". Die meisten Polizei-Ordnungen (zuerst, so viel ich weiß, die österreichische von 1688) kennen die Lohnliste oder Lohntaxe. Aber während es dem Dienstherrn freigestellt ist, unter der Lohnliste zu accordiren, ist es bei Strafe verboten, die Taxe zu überschreiten. In Preußen betrug die Strafe zwanzig Reichsthaler. Um dieselbe Zeit kamen auch die Lohnbücher auf. Erkrankte das Gesinde, auch in Folge seiner Dienstleistungen, so war der Dienstherr nicht verpflichtet, sich um Pflege und Kurkosten zu kümmern. Also die Stadtrechte von Hamburg, Lübeck und Rostock, die Landrechte von Sachsen, Bayern und Magdeburg. Nur die Ansbacher Gesinde-Ordnung 1769 macht hierin eine Ausnahme: „Es soll auch eine Dienstherrschaft einen Ehehalten um einer geringen Unpäßlichkeit willen nicht gleich verstossen, sondern ausser dem Fall einer anhaltenden bettlägerigen Krankheit, welche eine besondere Pfleg und Wart erfordert, auch den Ehehalten seiner Arbeit vorzustehen ganz und gar untüchtig macht, solchen zu dulden schuldig seyn." Wer das Gesinde gegen den Dienstherrn aufhetzte oder mit andern complottirte, um von ihm einen höhern Lohn zu erzwingen, oder es von seinem Herrn abspenstig machte, ward in den meisten Staaten schwer bestraft. In Rudolstadt, Blankenburg,

Zittau, in Böhmen und Mähren wurden solche Dienstleute der Stadt verwiesen.

Wie überzeugt man von der geringen Erwerbsfähigkeit der Frauen war, ergibt sich aus dem Vorschlag des Leipziger Rechtslehrers Christoph Kuppener (starb 1511), Wittwen, Frauen und Jungfrauen, die nur ihre Dos besitzen, und andern „miserabeln und dürftigen Personen“ das sonst so strenge verpönte Zinsnehmen zu gestatten.

Zehntes Capitel.

Sittliche Nothstände.

Die revolutionäre Bewegung im ausgehenden Mittelalter übte auf das ganze sociale Leben der untern Volksschichten einen ungünstigen Einfluß aus.

Durch die Entwickelung des Städtewesens war an die Stelle der Cottagebauart der Frohnhöfe das Beisammenwohnen in engen, schmalen Gäßchen getreten. Vom Frohnhof aus schweifte der Blick in's Freie, und der Charakter blieb gerade, offen und bieder. In den schmalen Zunftgäßchen dagegen entartete und verkümmerte das alte deutsche Wesen, das engherzige Spießbürgerthum mit seiner Beschränktheit und seinem Eigensinn bildete sich heran; die kleinlichen Leidenschaften, Neid, Familienhader, Ohrenbläserei, fanatische Gesinnung wurden durch dieses zusammenpferchende Wohnen in den engen Gäßchen genährt, und die leibliche und geistige Gesundheit des socialen Körpers wurde durch die Entwickelung des Städtewesens auf das schlimmste gefährdet. Wie unreinlich es in den Häusern aussah, davon sind uns manch drastische Beweisstellen überliefert. Thomas Platter (geb. 1499) sagt in seiner Selbstbiographie von Dresden: „Doselbst was nit vast eine gutte schul und uff der schul in den habitatzen voll lüß, das wir sy zu nacht im strow under uns ghorten kräßmen.“ Von Breslau sagt er: „Die schuler und bacchanten sind so voll lüsen, das nicht gloubar ist. Ich hette schier als offt man gwelt hette, drei lüß mit ein andern uß dem busen zogen. Bin ouch offtermal bsunder im summer ußhi an die Ader (Oder), das wasser, das do für flüßt, gangen, min hembdlin gwäschen, an ein studen ghenkt, getröcht, darzwischen den rock geluset, ein gruben gmacht, ein huffen lüß drin geworffen, zugedeckt mit hert und ein krütz druff gesteckt.“ Aehnliche Klagen über Ungeziefer und Hautkrankheiten stößt Butzbach aus. Als Hermann Weinsberg 1534 von Emmerich zurückkehrte, schrieb er in seinem

Gedenkbuch: „Ich war diesmal ganz voll von Läusen, wie früher oftmals, so daß meine Eltern, Schwestern und das Gesinde sich sehr verwunderten, weil sie so viele Läuse noch nie gesehen hatten; Hosen, Wamms, Hemd, Rock, alles war voll.“ Wenn es so in den Bursen aussah, wie groß mag dann die Unreinlichkeit in den Weberwohnungen und Kellern gewesen sein, — und damit möge man dann den Luxus der Zünfte in Parallele setzen.

Wie es in Hinsicht der Sittlichkeit mit der untern Volksschichte stand, beweist am besten das Volksdrama nach dem dreißigjährigen Krieg. „Es bedurfte der allerstärksten Reizmittel,“ sagt Falke, „um nur auf die abgestumpften Sinne einen Eindruck hervorzurufen. Eine Begebenheit drängte die andere, ohne Faden der Ordnung, Gefahr folgte auf Gefahr, Abenteuer auf Abenteuer; politische Begebenheiten, Heldenthaten und Greuelscenen, Zauberstücke, Verwandlungen, Traumerscheinungen, Himmel und Hölle, die Allegorie, das Ballet, die Musik, Illumination und Feuerwerk, gemischt mit Prügeleien und den unfläthigen Possen Hanswursts, mit equilibristischen und akrobatischen Künsten bilden den Inhalt einer Haupt- und Staatsaction.“ Ein Hauptmittel des Reizes für das männliche und weibliche Publicum war die Erregung der geheimen Lust des Grausens und Entsetzens. So wurden alle ekelhaften Scheußlichkeiten auf der Bühne offen aufgeführt. Judas erhängt sich, der Bauch platzt, und die Gedärme fallen heraus; das Aufhängen und Köpfen geschieht in möglichster Natürlichkeit, und die Leichen und abgeschlagenen Köpfe bleiben zur Ausstellung liegen, Gespenster erscheinen mit dem abgehauenen Kopf in der Hand. Das war die Augenweide des guten bürgerlichen Publicums nach dem dreißigjährigen Kriege. Die Volksbühne war schon entartet durch die Verdrängung der Mysterien. Das Moral-Play, das älteste bürgerliche Volksdrama, welches an ihre Stelle trat und wie es gleich im Anfang, zum Beispiel in Frankreich durch die Bazoche vom Geiste des römischen Rechts getränkt wurde, so später am entschiedensten in den Dienst der Reformation trat, bahnte frühzeitig jene Wege an, welche später die „Haupt- und Staatsaction“ so breit ausgetreten hat. Dem jungen Volk auf den Dörfern und in den Städten mußte stets Neues geboten werden; es hatte den alten genügsamen Sinn verloren, und die frühern, vom religiösen Geiste durchhauchten und von der sinnigsten Poesie erfüllten Naturvolksfeste allein befriedigten es nicht mehr. Allerlei marktschreierisches Volk trieb sich durch die Städte, Gaukler und Seiltänzer, Mißgeburten oder Frauenzimmer mit Bärten ließen sich auf den Märkten besehen. Bald waren es Puppenspiele, die das Volk anzogen, bald Theriakkrämer, die auf den Märkten ganze Stücke Arsenik verschluckten, um die Heilkraft ihres Theriak zu beweisen, und „die ein größer Zulauff

bekommen als der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hatte". „Ein anderer kombt aus einer Gassen gestrichen, hat ein junges Mägdlein bey sich in bubenkleidern, welches springen, sich durch einen Reiff wie ein Aff überwerfen kann und endlich seine Waar herfürbringt." Die Frawe von Rom, der Magnificus von Venedig, die Ruffiana von Padua wurden die beliebtesten Gauklerfiguren. Dazu kamen Affen, Meerkatzen, Murmelthiere, die gezeigt wurden, Hunde, welche die Tonleiter singen konnten, „und das gemeine Volk lauft denselben haufenweise zu, sperren Maul und Nasen auf, höret ihnen einen ganzen Tag zu und vergißt aller anderen Sorgen". So klagte Th. Garzonus (1549—1589). Um dieselbe Zeit kamen auch die Glückshäfen, Wuchertöpfe und Lotterien in Deutschland auf.

Ein bedenkliches Symptom der entarteten Sittlichkeit boten die Volkstänze. Nicht als ob man mehr als ehedem getanzt hätte, aber die Volkstänze, die unter dem Einflusse des Christenthums eine ehrbare Weise angenommen hatten, wurden wilder und entarteter als im Heidenthum. Die mittelalterlichen sittsamen Schleiftänze und die fröhlichen, mit Gesang begleiteten Reigen verschwanden, und beim niedern Stande wie unter den ehrsamen Städtern begann man, wie Angerstein sagt, „die niedrigste Rohheit und die unumwundenste Unfläthigkeit" zu zeigen. „Die tenz," so heißt es in einer Züricher Handschrift von 1393, „sint des tiuuels jarmeg. Wan er gewinnet damit menig selen. Es ist daran gnuog, daz zuo rechten elichen hohziten tanzen erlovbt ist. Vnd die sülen dennoch mit messikeit geschehen vnd mit zuht der sitten vnd in götlicher vorht, niut mit keiner verlassenheit oder vnfuor." „Es sol kein frumer man sein frawen noch sein dochter zů dem dantz lassen gon," sagt der Franciscaner Johannes Pauli; „du bist sicher, das sie nit als gůt wider heim kumbt, als sie das ist gangen. Sie begeren oder werden begert vnd haben ire hend in einer vnreinen hand. Ja, sprichstu, man thůt nichtz böses da; man zetlet aber da, das man darna vß wept." Wie der Züricher Orelli (1555) und manche städtische Verordnungen bezeugen, nahm gerade nach dem Siege der Reformation der Tanz äußerst freche Weisen an. Es ist darum auch nicht zu verwundern, wenn die protestantischen Kirchenordnungen gegen den Tanz angehen. Es war nöthig geworden. Die bergische Synode von 1594 sagt: „Das heutige üppige und unzüchtige Tanzen ist in Gottes Wort allen Christgläubigen verboten." Die bergisch-märkisch-jülich'sche Synode von 1687 schloß solche, welche getanzt, vom Abendmahl und vom Aeltesten-Amt aus. Die Generalsynode von 1674 sagt: „Von den Hochzeiten sollen alle Spielleute, woraus nur ein unordentlich Leben folgt, abgeschafft sein und bleiben. Contravenienten solle die kirchliche Copulation verboten werden." Es

war dies die Zeit, da der Sackpfeifer Auguſtin lebte, der auf das ſpäter zum Tanzliede gewordene: „Ach, du lieber Auguſtin“ hin dem Volke zum Walzer aufſpielte. Die bergiſche Synode von 1750 ſagt: „Des Tanzens Berüchtigte und Ueberführte ſind, ehe ſie cenſurirt worden und Leidweſen bezeugt haben, nicht eligibel zum Aelteſten-Amt.“ Der evangeliſchen Kirchenordnungen, welche, wie die Solms-Braunsfelſer von 1582, zwiſchen erlaubten ehrlichen und leichtfertigen Tänzen unterſcheiden, gibt es wenige.

In ähnlicher Weiſe überſtieg auch die Trunkſucht alle Schranken. Im frühen Mittelalter bietet der Genuß der geiſtigen Getränke nichts Anſtößiges, er war geregelt und diente zur Nahrung. Unter dem Zunftregiment aber fing das unmäßige Saufen an. Bruder Berthold klagt, daß die Frauen den Schleier vom Haupte vertränken, und namentlich die franzöſiſchen Farcen und Spiele geben uns ein widerliches Spiegelbild von der Trunkſucht der ſtädtiſchen Frauen. Dort ſehen wir ſie des Morgens, ehe ſie zur Kirche oder zum Markte gehen, „mit kleinem Schritt zur Trinkſtube trippeln“, über die herzerquickende Qualität der Weine ſich unterhalten, und ein Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts meint:

Baillez-leur à boire,
Car je croy, tandis qu'ilz bevrent,
Que alors point ilz ne parlerent.

Seit dem fünfzehnten Jahrhundert wurden die ſtädtiſchen Verordnungen häufig, der Trunkſucht Schranken zu ſetzen, und die Predigten der Volksredner, wie eines Geiler von Kaiſersberg, ſind reich an Warnungen vor dieſem Laſter. Zugleich trat auch der Branntweingenuß auf. Urſprünglich faſt nur als Arznei gebraucht, ging er gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in die allgemeine Conſumtion über. Conrad Celtes (ſtarb 1508) wollte die Luxuspolizei mit aller Energie auch gegen den Branntwein ausgedehnt wiſſen, und in Heſſen zum Beiſpiel ward 1530 verordnet, daß ihn nur die Apotheker ausſchenken ſollten. Nichtsdeſtoweniger iſt er ſeit dem dreißigjährigen Kriege allgemein geworden.

Die Lüderlichkeit des Geſindes wuchs in's Große. Noch hielten die Feudalherren auf ein ſittliches Verhalten der Dienſtboten, aber auch unter ihnen brach der Unfug ein. Fiſchart ſchildert in ſeiner Geſchichtsklitterung 1590 das Geſinde ſeiner Zeit „eſeltreibig, lonſorgig, augendienſchafft, murriſch, widerbefftzig, diebraumig, vnvertreglich, futerſtichiſch, Mayſterloß, kiſiſch, balgiſch vmb ans anderen haar, geſchwetzig, außträgiſch auß dem Hauß vnd im Hauß, träg, baurenſtoltz, fußſpazirig, ſchlauderig, wolffsfräſig, Kloſterkatzenart, ſtudfaul, ſchlaffdürmelig, kopfkratzig. Wie viel Geſind, ſo viel Feind.“ Es machte ſich auch unter den Arbeiterinnen

das Verlangen geltend, lieber Lohnarbeit zu verrichten, als in ein festes dienstliches Verhältniß zur Herrschaft zu treten. „Nachdem die Taglöhner, Ehehalten, Diener und Dienerinnen," sagt die bayerische Landesordnung von 1553, „um ziemlichen Liedlohn und Besoldung wie vor Zeiten nit mehr überkommen werden, sondern die Inwohner unseres Herzogthums Bayern etliche Zeit her über die gewöhnliche Belohnung merkliche Höherungen und Steigerung haben leiden müssen, so sollen alle ledigen Manns- und Weibspersonen, die ihrer Leib halben zu dienen geschickt, häuslich nicht angesessen, noch von ihrem eigenen Gute oder sonderer Hanthierung so viel Nahrung haben, sich selber zu nähren, bei Leibesstrafe sich füran zu diensten verdingen und nicht mehr im Taglohn arbeiten, was ihnen ganz verboten sein soll." Nur die Mäherinnen und Schnitterinnen wurden davon ausgenommen. Das Reichsgesetz von 1530 hatte schon den Obrigkeiten geboten, den Arbeitern, Manns- wie Weibspersonen, den Arbeitslohn zu fixiren und den willkürlichen Dienstwechsel zu verbieten.

Besonders die Spinnstuben oder Heimgärten wurden zum Schauplatz der Ungebundenheit, und geistliche und weltliche Behörden sahen sich veranlaßt, auf das energischste gegen diesen Unfug einzuschreiten. Man nannte es auch Rockenreise, Kunkelstube oder Lichtkerze. Die Mädchen fanden sich an den langen Winterabenden mit ihrem Spinnrad, ihrer Näh- oder Strickarbeit abwechselnd bei einer Freundin ein und unterhielten sich mit Singen, Lachen und dem Erzählen „grausiger" Geschichten. An manchen Orten mögen die Mädchen selbst und ihre Eltern über den sittlichen Ton der Spinnstuben gewacht haben, und an und für sich wäre gegen diese Volkssitte auch nichts einzuwenden gewesen. Ausarten aber mußten sie dort, wo auch die jungen Männer zu den Kunkelstuben Zutritt fanden, und der gemeinsame Heimgang erst zu später Nachtzeit angetreten wurde. Das Würtembergische Generalrescript von 1542 sagt: „Es sollen auch die Nachtkärtze (Spinnstuben), außerhalb so nur Weibspersonen allein, etwa zur Ersparung des Lichts wegen spinnens oder Verrichtung anderer nützlichen Geschäften und darüber gottseliger erbawlicher gespräch, an unverdächtigen Orten zusammen kommen, mit angelegenem scharfen Ernst stracks abgeschafft und fürterhin dergleich keineswegs mehr im Geringsten geduldet werden." Ein herzoglicher Befehl von 1652 verbot die „Mißbräuch der Kunkelhäuser und Rockenstuben, welche neben dem nächtlichen Gaßenlauffen und Zusammenschlupfen nichts Gutes mit sich bringen". Die Adelberger Gerichtsordnung von 1502 besagt: „Item welche auch ohn Erlaubnuß ein körtz- oder gunckelstuben halten bey nächtlicher weyle, soll das büessen mit einem mittelfrevel." Im Oberamt Blaubeuren mußten die Scharwächter und Landjäger die Lichtstuben,

welche von Personen beiderlei Geschlechtes besucht wurden, auflösen, und im Unterland die Hausfrauen für die gute Aufführung der Spinnerinnen haften. Auch bei den Spitzenklöpplerinnen von Reutlingen war es Sitte, daß sich die jungen Männer bei der „Karz" einfanden. Die Wittgensteiner Kirchenordnung von 1746 sagt: „Spinnstuben und andere liederliche Zusammenkünfte sind gänzlich abzustellen."

Auch der Aberglaube, durch die Kirche kaum unterdrückt, schoß wieder üppig in's Kraut. Das frühe Mittelalter hatte den Hexenglauben als einen Ueberrest des Heidenthums abgewiesen. Carl der Große hatte in einem Capitular bestimmt: wenn Jemand nach heidnischer Weise glaube, daß ein Weib eine Hexe sei und einen Menschen verzehren könne, und wenn er sie aus diesem Grunde verbrenne, dann solle er mit dem Tode bestraft werden. Ebenso hatte ein Gesetz Rotharis verboten, eine Sklavin als Hexe zu verbrennen, denn es sei des Christen unwürdig, zu glauben, daß ein Weib einen Menschen bei lebendigem Leibe von Innen verzehren könne. Strenge gingen die Bußbücher gegen jeden Aberglauben vor, unter anderm auch gegen die Sitte der Lein- und Wollweberinnen, welche durch heidnische Beschwörungen ihr Werk segneten. Die Synode von Riesbach 799 beauftragte die Archipresbyter, gegen die Wahrsagerinnen und Wettermacherinnen vorzugehen. Es ist auch eine von Historikern der verschiedensten Richtung zugegebene Thatsache, daß die Bemühungen der Kirche, dem Aberglauben ein Ende zu machen, nicht erfolglos gewesen, und mehrere Jahrhunderte hindurch Spuren des Aberglaubens äußerst selten sind. Aber gerade in der städtischen Industriebevölkerung, die sich auch den excentrischen Ausschreitungen der manichäischen Häresieen geneigt zeigte fand bei hysterischen Weibern Aberglaube und Hexenwahn neue Nahrung, und unter fortwährender Reaction der Geistlichkeit tauchten die halb vergessenen Ueberlieferungen heidnischen Aberwitzes wieder auf. Es waren ja auch Städte in den Weberbezirken der Rhein- und Niederlande, in denen seit dem dritten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts namentlich unter den Mädchen und Frauen der arbeitenden Klasse die Tanzplagen, der St. Johannistanz, der Vitstanz und andere hysterisch-nervöse Erscheinungen mit oft kraß sinnlicher Beimischung auftraten, die aber durch das energische Einschreiten der Geistlichkeit unterdrückt wurden. Mit ihnen steht auch das Wiedererwachen des Hexenwahns in naher Beziehung. Beides gewährt uns einen unwillkommenen Einblick in die Gedankenrichtungen und Empfindungen der Frauenwelt, namentlich in den untern Volksschichten, beim Ausgange des Mittelalters, und strotzen die Beicht- und Predigtbücher des fünfzehnten Jahrhunderts von Mahnungen gegen die sonderlichsten Auswüchse des Aberglaubens. Wie wüst muß es nicht in den Gemüthern

dieſer Weiber ausgeſehen haben, die nach ihren wenigſtens nicht allein aus der Phantaſie der Unterſuchungsrichter ſtammenden Geſtändniſſen nur vom Hans Flederwiſch oder Junker Stutzebuſch im Sammetwamms und der bunten Feder auf dem Hute faſelten.

Die katholiſche nicht minder wie die evangeliſche Kirche hat fortwährend gegen den Aberglauben zu kämpfen Gelegenheit gefunden, und in den Beichtſpiegeln des fünfzehnten, wie in den proteſtantiſchen Kirchenordnungen der ſpätern Jahrhunderte ſind die ſchärfſten Ahndungen des Aberwitzes enthalten. Letztere haben jedoch vielfach das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, indem ſie einen unerbittlichen Vernichtungskrieg auch gegen die ihrer heidniſchen Bedeutung längſt entkleideten Volksgebräuche führten, und an die Stelle eines vielbewegten, poetiſch angehauchten Volkslebens die Ruhe des Kirchhofes, an die Stelle der längſt im Geiſte des Chriſtenthums umgewandelten volksthümlichen Ueberlieferungen ein kalt laſſendes rationaliſtiſches Kirchenleben zu ſetzen ſuchten. Hagelfeier, Mailehen, Faſtnacht, Walpurgis-, Johannisfeuer und viele andere „ſo recht heidniſche, abgöttiſche und abergläubiſche Dinge“ kamen namentlich im ſiebenzehnten Jahrhundert durch die proteſtantiſchen Kirchenverbote in Wegfall. Dies Streben der proteſtantiſchen Kirche paßt ganz in den Rahmen der Zeit; ſie folgte hierin einem Zuge des Bürgerthums, das ſich in ſeiner Lebensweiſe von dieſen in der freien Natur und unter ganz andern Vorausſetzungen erwachſenen Freuden des Volkes abgeſtoßen fühlte. Dieſe mit der Reformation eingetretene Abſchaffungsmänie traf ſelbſt das harmloſe Kinderſpiel. In Zürich wurde im ſechszehnten Jahrhundert das „Grad- und Ungradmachen, Stöckeln“ und das Klickerſpielen, und durch die Synode zu Bedbur 1576 das Ballſchlagen den Chriſten verboten.

Noch ſchlimmer für das Volk war die durch die Reformation geweckte Neigung, den Sonntag und die Feiertäge, dieſe magna charta des Volkes, abzuſchaffen. Luther ſchon hatte den Anſtoß dazu gegeben, indem er das Sonntagsgebot für ein „ganz äußerliches Ding“ erklärte, das keine religiöſe Verpflichtung enthalte, ſondern nur für den gemeinen Haufen, Knechte und Mägde, einen Sinn habe, welche die ganze Woche gearbeitet und darum einen Ruhetag nöthig hätten. Damit nahm er, wie Janſſen richtig bemerkt, dem gemeinen Mann den einzigen Grund, den Sonntag in Ehren zu halten, nämlich den göttlichen Charakter dieſes Gebotes, weg, und die Klage über die Entheiligung des Sonntags ward unter ſeinen Zeitgenoſſen eine allgemeine. Mit der Abſchaffung der Feiertage ging man langſam, aber ſicher vor. Die älteſten proteſtantiſchen Kirchenordnungen behielten noch die katholiſchen Feiertage bei. Die Kirchenordnung von Minden 1530 erkennt unter andern noch als zu Recht

bestehend an: Pauli Bekehrung, Mariä Lichtmeß, Mariä Verkündigung, Johann Baptist, Mariä Kirchgang, Laurentius, Mariä Himmelfahrt, Michael und sämmtliche Apostelтage. Aehnlich waren die Bestimmungen der Lahner Kirchenordnung von 1555, der Nassauischen von 1617 und der Soester von 1619. Aber schon 1597 decretirte die Bergische Synode: „Die Feste der Apostel und anderer verstorbener Heiligen solle man sich befleißigen abzuschaffen. Dringt die Obrigkeit darauf, so muß man an denselben Gotts-Wort predigen; doch soll man sich bemühen, solche Feste den Leuten aus den Herzen zu predigen." Sehr charakteristisch! Im siebenzehnten Jahrhundert zwangen die Synoden von Jülich und Mark die Reformirten, an den katholischen Feiertagen die Arbeit nicht zu unterlassen.

Elftes Capitel.

Resultate.

Es kam mir in den vorhergehenden Capiteln darauf an, die veränderte gewerbliche und sittlich-sociale Stellung der Arbeiterin unter dem Regime des Bürgerthums zu schildern, und, wie mir dünkt, ist die Einwirkung des bürgerlichen Wesens auf die Arbeiterin keine günstige gewesen. Weil die Naturalwirthschaft des frühen Mittelalters geschichtlich sich zur zünftigen und dann zur Capitalwirthschaft entwickelte, glaubt man diesen Gang als den naturgemäßen, nothwendigen hinstellen zu müssen; und doch mag die Volkswirthschaft der Zukunft, an frühere Gestaltungen anknüpfend, die spätern als Irrwege erkennen, die unbeschadet der Wohlfahrt der Nation hätten vermieden werden können. Hat die Entwickelung des Bürgerthums Deutschland groß gemacht und den socialen Wohlstand gemehrt? Wahrlich nicht. Wie lange imponirt uns das deutsche Bürgerthum? Nur so lange, als in ihm noch die Reste des aus der Hofverfassung geretteten kernigen Wesens, die alte Biederkeit, Religiosität und Arbeitsamkeit waltete. Aber es währte nicht lange, bis die im Bürgerthum schlummernde revolutionäre Beweglichkeit erwachte, die nationale Entwickelung hemmte und ihr neue Bahnen zu weisen suchte. Aus dem Bürgerthum wuchsen die religiösen Zwiste und Sonderbestrebungen, die Verachtung der kirchlichen Auctorität; im Bürgerthum bildete sich jene Philosophie des Geldsacks, welche, die Interessen der Gesammtheit verachtend, nur egoistischen Zwecken diente; durch die religiöse Spaltung verursachte das Bürgerthum Deutschlands politische

Schwäche und wirthschaftlichen Niedergang; das Bürgerthum beförderte die Bildung des fürstlichen Absolutismus und jener verknöcherten Verwaltungsmaschine, die ein so unschönes Abbild der fürstlichen Gewalt bildet; durch das Bürgerthum verarmte und versimpelte Deutschland.

Roscher spricht von einer „schnell vorübergegangenen vielseitigen und herrlichen Blüthe, welche das deutsche Volksleben in der Reformationszeit getrieben", gesteht aber gleich darauf ein, „wie beinahe alles, was uns an den Epigonen der Reformation gegen Ende des Jahrhunderts betrübt, zum Spotte reizt oder empört, auch in der besten Zeit des Jahrhunderts schon vorhanden war". Für uns stellt sich das Bild von einer andern Seite dar: wir haben von einer Blüthe des Volkslebens in der Reformationszeit auch nicht die geringste Spur bemerkt, für uns ist die Reformation nur ein einzelnes Glied in jener Kette von Erscheinungen, welche den Verfall deutschen Lebens herbeiführten, eine von lang her vorbereitete Thatsache, die mit dem bürgerlichen Wesen sich entwickelte und — auch mit dem Bürgerthum fallen wird.

Einerseits hatten, wie Schmoller sagt, „die tiefreligiösen Anschauungen des Mittelalters von Verachtung des irdischen Besitzes, von einem Leben nur für das Jenseits längst und besonders im fünfzehnten Jahrhundert einer allgemeinen Sucht nach dem Genusse dieses Lebens und aller irdischen Güter Platz gemacht". Anderseits wuchs ein Proletariat und ein Pauperismus heran, dem schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine allgemeine Verarmung nachfolgte. Schon im dreizehnten Jahrhundert zeigt sich die sociale Noth in Bruder Berthold's Predigt gegen die Habgier seiner Zeit: „Nun seht, ihr armen Leute, wie vielerlei sie auf euere Arbeit setzen; davon seid ihr auch so arm, daß diese Unseligen so manche gierige List auf euch wenden, darum habt ihr so wenig, und habt so manchen übeln Tag gelebt mit großer Arbeit früh und spät, und müßt alles arbeiten, was die Welt bedarf; und für das alles wird euch mit Noth kaum so viel, daß ihr ein wenig besser esset als euere Schweine, und doch hat Gott alles um eueretwillen so gut erschaffen wie um ihretwillen. Ihr Habgierigen aber thut ihnen Abbruch mit so mancher Betrügerei, daß ihnen nicht so viel übrig bleibt, daß sie je Hunger und Durst recht vertreiben können."

Mit dem fünfzehnten Jahrhundert sehen sich die einzelnen Städte in die Nothwendigkeit versetzt, der Bettelei Schranken zu setzen und sich der eindringenden Fluth verarmter Leute zu erwehren. Schon 1363 wurde in Colmar den Frauen bei Strafe vierwöchentlicher Ausweisung untersagt, ohne Erlaubniß des Rathes Männer anzubetteln. Die ausführlichsten Bettler-Ordnungen wurden 1478 in Nürnberg und 1522 in Augsburg erlassen, ähnliche 1523 in Straßburg und 1528 in Baden-

Baden. Die dichten Haufen verarmten Volkes, welche zu jenen Zeiten die Kirchthüren umlagerten, sind ein drastischer Protest gegen die behauptete Blüthe des Volkslebens in der Reformationszeit. Allenthalben regte sich die sociale Noth. In den Textilgegenden tauchten zuerst die hohläugigen Webergesichter auf. 1579 klagten die Brandenburger Weber, sie verdienten mit Weib und Kind nicht mehr das trockene Brod, und die Kaufleute nannten die den Arbeitern um das halbe Geld abgepreßten Tücher um der dabei geflossenen Thränen willen mit frivolem Spott: „Weinelaken". Auch die Mildthätigkeit, die nur aus einem wahrhaft christlichen Gemüthe entspringt, kam immer mehr in Abnahme. Man wiegte sich in den Wahn, durch Systeme, durch Klügeleien der fortschreitenden Verarmung zu steuern, und vergaß darüber, die dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen.

Auch auf dem flachen Lande wurden die Verhältnisse immer unerträglicher. Man hatte dem gemeinen Manne eingeredet, er bilde das „auserwählte Volk", er hatte sich erhoben zum Kampfe gegen die Reichen, die „Philister", und die Folge seiner Niederlage in diesem Kampfe war eine vollständige Unterjochung, eine neue Leibeigenschaft, welche drückender war als die alte Hörigkeit. Nihil est, sagte Sebastian Münster von den deutschen Bauern, quod servilis et misera gens dominis debere non dicatur, nihil etiam, quod iussa facere absque periculo recusare audeat. Darum ist es auch erklärlich, weshalb die städtischen Zünfte mit solcher Geringschätzung auf die Landbevölkerung hinabschauten und namentlich in den Textilgegenden jede Berührung und Zusammenstellung mit den Landwebern zurückwiesen.

Wir sind am Endpunkte jener Zeit, der unsere Untersuchung gegolten, angelangt. Welches ist das Ergebniß? Der Stand der Arbeiterin, den die Kirche aus der tiefsten Erniedrigung zu erheben gewußt hatte, der unter dem Beistande des Christenthums zu glänzenden Ehren im Reiche der Gnade und auf dem Gebiete der Industrie gelangt war, ist wieder gesunken, vielleicht so tief, als er lag, da die Kirche sich seiner erbarmte. Gewiß glimmte in Dorf und Stadt unter der Pflege wohlmeinender Seelsorger das ehedem entzündete Feuer des Christenthums in den Herzen fort, und selbst in den trostlosen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts werden wir, wenn uns etwa die Lebensbeschreibung eines berühmten Zeitgenossen einen Einblick in das Familienleben jener Epoche gewährt, wohlthuend überrascht von dem anheimelnden Geiste der Liebe und Frömmigkeit, der auch in den Familien der niedern Stände herrschte. Aber es war auch nur ein Glimmen unter der Asche — bis zur öffentlichen Anerkennung vermochte es nicht durchzubrechen. Die Macht der Kirche war gebrochen; die Zeitströmung hatte sich selbst der Prälatur bemächtigt,

die nun an andere Dinge dachte, als an das Wohl des Volkes; alles was nicht dem Eigennutz diente, den man euphemistisch das „Staatswohl“ nannte, oder was sich nicht mit einer Phrase der aufklärerischen Philosophie decken ließ, ward nicht mehr verstanden; die Augen einer engherzigen Cameralistik schauten ängstlich nach Oben, unter dem Druck schwerer Calamitäten verkroch sich die kurzsichtige Zunftpolitik in immer enger gezogene Kreise — die Frauenarbeit hatte auf deutschem Boden keine Stätte mehr, die Berufsarbeiterin als solche war in Deutschland friedlos geworden.

Wir müssen diesen Zustand wohl in's Auge fassen, um die zwei Bewegungen zu würdigen, welche die Neuzeit beschäftigen und welche sich, aber nur anscheinend, widersprechen: den Ruf nach Frauen-Emancipation, nach dem Recht der Frauenarbeit, und die Forderung der Beschränkung und Aufhebung der Frauenarbeit. Wäre die zünftige Vernichtung der gewerblichen Frauenarbeit aus christlichen Beweggründen hervorgegangen, hätte man ihrem ehemaligen Arbeitsrecht ein anderes sittliches Recht substituirt, dann wäre in der Gegenwart zu diesen beiden socialen Fragen kein Boden vorhanden. Aber die zünftige Beschränkung der Frauenarbeit ging nicht aus sittlichen, sondern aus egoistischen Beweggründen hervor. Als das Fabriksystem auftritt, da findet es das Weib rechtlos, da macht es sich gerade die von der Zunftpolitik verachtete weibliche Arbeitskraft in den ersten Jahrzehnten, wie ich zeigen werde, in der schamlosesten Weise zu Nutze. Die Integrität des Familienlebens, mit dessen Schutz Idealisten die beschränkende Zunftpolitik rechtfertigen und beschönigen wollten, ging unter dem Umsturz der gewerblichen Verhältnisse eben ganz zu Grunde. Darin liegt die zwiespältige Natur der modernen Arbeiterinnenfrage. Beim Beginn der französischen Revolution war die Rechtslage die, daß das Weib auf dem Boden der Industrie völlig schutzlos war. Einerseits durfte sie nicht berufsmäßig arbeiten, und anderseits ward ihre Arbeitskraft trotzdem bis zur völligen Entartung ihres Geschlechtes ausgebeutet. Und wäre die Macht der christlichen Ideen nicht stärker gewesen als die des Egoismus, wahrlich, es wäre noch so bis auf den heutigen Tag.

Die Fürstin Amalie von Gallitzin

und ihre Freunde.

Von

Joseph Galland.

Zweiter Theil.

Die Fürstin

Amalie von Gallitzin

und ihre Freunde.

Von

Joseph Galland.

Zweiter Theil.

Köln, 1880.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Inhalt.

Seite.

6. Der Magus im Norden 105
7. Bernhard Overberg 125
8. Die fürstlichen Kinder und die Brüder von Droste 132
9. Geselliges Leben und geistiges Streben im Münster'schen Freundeskreise . . . 146
10. Die Fürstin Gallitzin und Goethe. — Münster und Weimar 161
11. Zeitstürme — Wandsbeck und Eutin 182
12. Rückkehr des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg zur katholischen Kirche . . 198
13. Christliches Leben, christlicher Tod. — Schluß 213

VI.

Der Magus im Norden.

Die Fürstin Gallitzin zählte in der ersten Hälfte ihres Lebens Männer von der verschiedensten religiösen Stellung zu ihren Freunden; war ja damals nicht religiöse Gesinnung und Handlung, sondern lediglich wissenschaftliches und menschlich edeles Streben und Schaffen bei der Wahl derselben für sie maßgebend.

Nachdem sie aber in Münster die Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums wiedergewonnen hatte, theilte sie mit ihrem nachherigen Freunde, dem Grafen Stolberg, die Ansicht: „Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart in kleinen Dingen, wenn die edelste Seite des Einen so ganz anders als die des Andern gestimmt ist? Weswegen soll ich Berührungspunkte an einem Manne aufsuchen, dessen Wahn ihn von dem hochheiligen Centro der edelsten Empfindungen entfernt?“ [1])

Seitdem wählte sie dann unter religiös gleichgestimmten, gläubigen Zeitgenossen ihre Freunde; von den Münster'schen abgesehen, war der erste und einflußreichste unter jenen der christliche Philosoph Hamann. Und wie vordem Hemsterhuis die Verbindung der Fürstin mit Fürstenberg eingeleitet hatte, so mußte jetzt der nicht gläubige und darum ihr entfremdete Jacobi die neue Bekanntschaft vermitteln helfen.

Johann Georg Hamann, geb. zu Königsberg in Preußen am 27. August 1730, gehört seiner Persönlichkeit, seinen Schriften und seiner Lebensschicksale nach zu den merkwürdigsten, aber auch geistig bedeutendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. In seiner Jugend von guten und schlechten Lehrern vorgebildet, hatte er anfangs dem Studium der (protestantischen) Theologie sich hingegeben, dann aber Rechts-, Finanz- und Handelswissenschaft und nebenbei orientalische Sprachen und klassische Literatur studirt. Er ward dann Jugenderzieher, Handlungsreisender,

[1]) Fr. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel. I. 502.

Copist beim Magistrat in Königsberg, Kanzlist der Kriegs- und Domainenkammer daselbst, um endlich zu dem bescheidenen Amte eines königlichen Packhofverwalters in seiner Vaterstadt zu gelangen. Obgleich von frommen Eltern gut erzogen, hatte er doch unter der schlimmen Einwirkung solcher unsteten Verhältnisse, in Folge ungezügelter Lectüre und gefährlicher Bekanntschaft seine Jugend manchfach befleckt, bis er endlich nach traurigen Verirrungen, harten Leiden und schweren Seelenkämpfen zur Einsicht kam. Er unternahm nun, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß, las mit Aufrichtigkeit die h. Schrift und ward in der Tiefe seiner Seele von der Macht des göttlichen Wortes und der Gnade so ergriffen, daß er mit bitterstem Schmerze seine Vergehen erkannte, diese mit schonungsloser Offenheit in den „Gedanken über meinen Lebenslauf“ [2]) niederschrieb und so kräftige Vorsätze der Besserung faßte, daß er sie bis zu seinem Tode getreulich gehalten hat.

Seine eigentliche schriftstellerische Thätigkeit begann Hamann im Jahre 1759 mit der Publication der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“. Dieselbe war und blieb eine gelegentliche, da er nur schrieb, wenn der Geist ihn drängte und die Zeichen der Zeit ihn besonders dazu mahnten; sie war eine fragmentarische, da sie seinem Grundsatze entsprach: „Wir leben von Brocken! Unsere Gedanken sind nichts als Stückwerk!“ Und wie er auf fast allen Gebieten des menschlichen Wissens bewandert und in den verschiedensten Stellungen thätig war, so befaßte er sich auch in seinen Schriften mit den manchfaltigsten Gegenständen, mit Handel und Verkehr, Recht und Gesetzgebung, mit Poesie, Literatur, Geschichte und Philosophie, vornehmlich aber mit „Religion, Mosaismus und Christenthum“. „Seine Schriften — sagt Lessing mit Recht — scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt, die sich für Polyhistores ausgeben, denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu.“ Aber alles, was Hamann geschrieben, ist voll Kraft und Leben, reich an leuchtenden Gedankenblitzen, hochsinnigen Ideen und großartigen Bildern. Freilich sind seine Schriften an vielen Stellen schwer verständlich, dunkel und orakelhaft wie „sibyllinische Blätter“. Indeß ist doch jene Dunkelheit nicht selten auf den Mangel einer genauen Kenntniß unsererseits von den damaligen Personen und Verhältnissen zurückzuführen, oder aber erklärbar und bedingt durch die Tiefe und Fülle des Inhalts, wie das in ähnlicher Weise von Görres' Schriften gilt. Jean Paul hat ein

[2]) Mitgetheilt in Friedr. Roth's Sammlung von Hamann's Schriften I. Band. Leipzig 1821. Neuerdings bei M. Petri, J. G. Hamann's Schriften und Briefe. (Hannover 1878.) I. 78 ff.

Mal in seiner Weise, aber zutreffend von ihm gesagt: „So ist der große Hamann ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löset kein Auge auf. — Kürze ist Klarheit, nur die Hamann'sche ausgenommen, deren Kommata zuweilen aus Planetensystemen und deren Perioden aus Sonnensystemen bestehen, und deren Worte ganze Sätze sind. Sein Stil ist ein Strom, den ein Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen." Wenn übrigens Hamann gesagt hat: „Ich verstehe mich selbst nicht, und mein fester Vorsatz und Wunsch ist, anders zu schreiben, ruhiger und deutlicher, aber die altera natura läßt sich mit keiner furca austreiben" [3]), so hat er damit dem bekannten Ausspruch: Le style c'est l'homme, das Wort geredet und so den eigentlichen Grund der Dunkelheit seiner Schriften angedeutet, indem in der That das Dunkele, Räthselhafte und Magische ein Stück seines innersten Wesens, seiner Persönlichkeit war. Den „Magus im Norden" nannte ihn darum sein Freund, der darmstädtische Präsident von Moser. Treffend ist das Urtheil, welches Graf Stolberg nach einer Zusammenkunft mit Hamann in Königsberg (1785) über denselben gefällt hat: „Hamann ist ein sehr interessanter, sehr sonderbarer Mann. Er hat zuweilen das Ansehen, nicht drei zählen zu können, und gleich darauf strömt er über von Genie und Feuer. So kindlich im Wesen, zuweilen so but und doch so tief, so wahrhaft philosophisch, und das mit einer Herzlichkeit, Naivetät, Offenheit, Entfremdung von allem, was Welt heißt, daß er mir sehr lieb und interessant ward." [4]) Dem Sinne nach gleich, im Ausdruck freilich schärfer lautet Jacobi's Urtheil: „Ich kann dir (Lavater) nicht sagen, wie der Umgang mit Hamann mich gestimmt hat, schwere Dinge zu glauben. Ein wahres *näv* ist dieser Mann an Gereimtheit und Ungereimtheit, an Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus." [5])

Indeß sind diese und ähnliche Aussprüche nicht buchstäblich und in der Weise zu verstehen, als ob der Geist des merkwürdigen Mannes nur immer in wildem Gährungsprocesse sich befunden und ohne alle Durchbildung und Harmonie geblieben sei. Hamann wußte vielmehr sehr wohl, was er wollte, er hatte wie wenige seiner Zeitgenossen feste Principien und verfolgte seine klar erkannten Ziele mit unabläßigem Eifer und auf geraden Wegen. „Meine Worte mögen zweideutig und dunkel sein, in meinen Handlungen — so versichert er — hoffe ich einen reinen und

---

[3]) Fr. H. Jacobi's Werke IV. 3. Abthl. S. 342. — [4]) Janssen, Leopold Graf zu Stolberg I. 170. — [5]) Jacobi's Auserl. Briefwechsel I. 446.

klaren Ausdruck der innigsten Gesinnungen zu äußern und denselben treu zu bleiben“ [6]).

Welcher Art waren diese Gesinnungen? Er selbst hat darauf in einem Briefe an Jacobi [7]) also geantwortet: „Religion, Patriotismus, wahre Selbstliebe und Freundschaft sollten die Leuchtthürme unsers Lebens sein.“ Von der flachen, gottentfremdeten Strömung seiner Zeit wollte er nichts wissen: „Die Aufklärung unseres Jahrhunderts — schrieb er an Professor Kraus in Königsberg — ist ein bloßes Nordlicht, aus dem sich kein kosmopolitischer Chiliasmus als in der Schlafmütze und hinter dem Ofen wahrsagen läßt, ... ein kaltes, unfruchtbares Nordlicht ohne Aufklärung für den feigen Verstand und ohne Wärme für den feigen Willen; und die ganze Beantwortung der aufgeworfenen Frage eine blinde Illumination für jeden Unmündigen, der im Mittage wandelt.“ In solcher Zeit sollen darum „unsere Kinder erst Christen, hernach schöne Geister, und wenn sie können, auch Philosophen werden; nicht umgekehrt, die Pferde hinter'n Wagen angespannt“ [8]). Die Schöngeister ohne Religion, die sogenannten beaux esprits und esprits forts sind in seinen Augen „bei aller ihrer moralischen Engelgestalt Lügenapostel“ [9]).

Wie freut es ihn, daß es bei dem verwirrenden Getriebe der Religionsspötter jener Tage „hoch über den Sternen ein Wesen gibt, das von sich sagen kann: Ich bin, der ich bin — Alles unter dem Monde sei wandelbar und wetterwendisch [10]). — Wie kindisch, wie nichtig mir alles vorkömmt! Was ist der Mensch, daß Gott seiner denkt! Unser Verdienst und unsere Würdigkeit bewegt ihn gewiß nicht dazu. Seine grundlose Barmherzigkeit ist das Einzige, worauf wir im Leben und im Tode uns verlassen können; und — welchen Abgrund für unsere Schminke des Vernunftglaubens! — Wenn ich nicht eine Hand der Vorsehung ahnte, die durch unsere Vorurtheile, Thorheiten und Schwachheiten regiert und den Gang der Dinge zur höchsten Ehre und zu der Menschen wahrem Besten lenkt, so würde ich vielleicht wirklich in all' das Elend schon gerathen sein, das ich jetzt nur fürchte und mir einbilde. Ich sehe allenthalben Spuren der Vorsehung, die jeden meiner Schritte lenkt und mir den rechten Weg zeigt.“ [11])

So gehört Hamann zu der kleinen Schaar der Gläubigen und Frommen, welche in den schlimmen Tagen der Aufklärungsperiode wie einsame Rufer in der Wüste, aber mit beharrlichem Muthe Gott

---

[6]) Hamann's Schriften VII. 338. — [7]) Jacobi's Werke a. a. O. 179.
[8]) Hamann's Schriften VII. 191, 198. — [9]) Jacobi's Werke a. a. O. 425.
[10]) Hamann's Schriften VII. 419. — [11]) Jacobi's Werke a. a. O. 328. 319. 370.

und die Religion verkündet haben, in Wahrheit ein vir christianus, wie sein Grabdenkmal ihn nennt, der es verschmähte, mit dem Strom der Zeit auf den seichten und trüben Wassern des Rationalismus zu schwimmen, aber eben darum auch von denen, die damals die Literatur beherrschten, nach Goethe's Ausdruck für einen abstrusen Schwärmer gehalten ward, und zwar vom ersten Anfange seiner Autorschaft an bis zum Ende seines Lebens hin, da er mit seiner inhaltreichen Schrift „Golgatha und Scheblimini" gegen den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn zu Felde zog. Seine Gesinnungsgenossen aber schützten und verehrten ihn als einen ihrer trefflichsten Wortführer. Hamann's Sokratische Denkwürdigkeiten, bezeugt selbst Goethe, erregten Aufsehen und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnte hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er, von knappen häuslichen Umständen gepeinigt, sich dennoch diese hohe und schöne Sinnesweise zu erhalten verstand. Lavater, Claudius, Nicolovius, Stolberg und andere Männer von gleicher Richtung zählte Hamann zu seinen besten Freunden. Auch Katholiken zollten ihm ihre Hochachtung, wie denn Bischof Sailer von ihm gesagt: „Bibliothekenwerth haben Hamann's Sokratische Denkwürdigkeiten, die nur 64 Seiten stark sind; solche Wurzelmänner kannst du vergessen, liebe Zeit, um dein Laub und Gras andächtig auf den Altar zu setzen." Vor allem aber ist es die Fürstin Gallitzin, welche ihm die dankbarste und rührendste Verehrung entgegengebracht, vielleicht aber auch das tiefste Verständniß für die Schriften und das Wesen des Magus im Norden bewiesen hat.

Es war zu Anfang der achtziger Jahre, als bei Gelegenheit eines Besuches Jacobi's und Kleuker's in Münster die Rede auf Hamann und seine Schriften kam. Die Fürstin wünschte sehr, diese zu lesen; indeß Jacobi widerrieth es ihr. Aber das allerseits denselben gespendete Lob machte sie nur noch begieriger. Während ihres Aufenthaltes in Hofgeismar im Sommer 1784 las sie dann mehrere Abhandlungen von Hamann, welche sie von Franz Bucholz, einem ihrer Münster'schen Freunde, erhalten hatte, und war von den Sokratischen Denkwürdigkeiten und Anderm „sehr erbaut" [12]). „Manches

[12]) Fr. H. Jacobi's Werke. IV. 3. Abthl. S. 22.

darin," schrieb sie später an Jacobi [13]), „war mir unverständlich, was ich aber darin verstand, machte mich begierig, Alles zu verstehen. Ich las sie zum zweiten Male, verstand mehr, zum dritten Male, verstand wieder mehr, und doch sind für mich noch dunkele Stellen darin, die ich aber zum Theil für Beziehungen auf Bücher halte, die ich sehr unbelesenes und im Lesen untüchtiges Geschöpf nicht kenne. Ich war von Manchem in diesem Buche so getroffen, so äußerst angezogen, daß ich mir nun alle Mühe gab, mir noch mehr Werke von diesem Manne zu verschaffen. Je mehr ich deren sammelte (ich habe ihrer etwa fünfzehn), desto mehr entwickelte sich meine Attraction zu dem Verfasser und zugleich meine Begierde, etwas Näheres von ihm zu wissen, da ich theils aus seinen Werken, theils durch Menschen, die mit ihm im Verhältniß stehen oder gestanden haben, eine ziemliche Menge einzelner, aber ganz unverbundener Daten gesammelt hatte: z. B. daß sein Schicksal nicht glücklich wäre, ohne daß ich von diesem Schicksal etwas Bestimmtes erfahren konnte. Was mich vollends gewaltig an Hamann zog, waren unsere gemeinschaftlichen Freunde Platon, Homer, Sokrates und vor allem die heilige Schrift, von der sein ganzes Wesen imprägnirt ist. Mit dieser, mit der Schrift insonderheit, die in den letzten Jahren für mich die reichste Quelle des Lebens, fast die einzige wirkliche Nahrung meiner Seele geworden ist, die mir nach der zwanzigsten Lectüre noch eben so neu bleibt und bei jeder ein neues Licht in meiner Seele ansteckt, die mir an und für sich ein größeres Wunderwerk ist, als alle Wunder, deren Urkunde sie ist — mit dieser hat Hamann sich in meiner Vorstellung dargestellt und auf eine Art, die ich mit Worten in einem Briefe nicht zu sagen vermag, eingewebt, daß ich wie an einem heimlichen Ansatze von Liebe zu ihm krank wurde, der mich trieb, etwas Näheres von ihm zu erfahren."

Sie sprach nun oft und mit hoher Achtung von Hamann, und Jacobi meldete diesem am 7. April 1786: „Die Fürstin läßt Ihnen mit ihrem herzlichen Gruße sagen, daß Ihre Schriften jetzt fast das Einzige seien, was ihr wohl mache" [14]).

Einige Zeit nachher sandte Bucholz durch Kleuker's Vermittelung einen Brief an Hamann, worin er diesem für den reichen Gewinn, den er aus seinen Schriften gewonnen, enthusiastischen Dank sagt, und ihn als Sohn aufzunehmen bittet. Hamann antwortete offen und zutraulich und machte auch aus seinen ärmlichen häuslichen Verhältnissen kein Hehl, worauf Bucholz großmüthig ein Geschenk von mehrern tausend Thalern nach Königsberg hinübersandte, zu denen die Fürstin jedenfalls

[13]) A. a. O. 25 f. — [14]) A. a. O. 206.

ihren Theil beigetragen hatte. Sie ihrerseits schrieb inzwischen an eine Gräfin Kaiserlingk, um von derselben einige thatsächliche Nachrichten über Leben und Charakter des Philosophen sowie die ihr noch fehlenden Schriften desselben zu erhalten. — „Wie kommt Minerva dazu, sich um einen Eulenspiegel zu bekümmern?“ fragte Hamann verwundert, als er von dem Interesse der Fürstin für seine Person Kunde erhielt; übrigens sammelte er nach Möglichkeit seine Schriften, um sie durch Vermittelung der genannten Gräfin nach Münster gelangen zu lassen [15]). Der Fürstin aber waren dieselben in ihrer damaligen körperlich und geistig bedrängten Lage ein wahres Labsal.

Wie gern hätte sie nebst ihren Freunden nun auch die persönliche Bekanntschaft des verehrten Mannes gemacht! In solchem Wunsche wurden denn Briefe von Münster nach Königsberg gesandt, welche in freundlich drängender Weise den Philosophen zu einem längern Besuche im Westen einluden. Freund Jacobi unterstützte diese Wünsche. Hamann war äußerst erfreut und gerührt über so viel Güte und folgte endlich nach Ueberwindung manchfacher Schwierigkeiten jener Einladung [16]). Am 16. Juli 1787 kam er in Münster an und nahm im Bucholz'schen Hause seine Wohnung. Aber schon länger kränkelnd und sehr erschöpft von der Reise mußte er für einige Wochen das Bett hüten. Gleichwohl fühlte er sich bald zufrieden und heimisch. „Ich liege wie in Abraham's Schooß,“ schrieb er zwei Tage nach seiner Ankunft an Jacobi [17]), „und lebe als Augenzeuge einer Harmonie, die der erste Philosoph unter den Sternen wahrzunehmen glaubte.“ Und an seinen Freund Reichardt: „Ich hoffe alles hier gefunden zu haben, was ich gesucht und gewünscht habe, und ein freies, neues Herz zum Genuß der Freude und des Lebens wird die Ausbeute meiner Wallfahrt hier bald sein . . . Die Fürstin lebt auf dem Lande (in Angelmodde) und wird morgen erwartet. Sie soll ein Goethe ihres Geschlechts sein“ [18]).

Dieselbe kam denn auch des andern Tages in die Stadt und an Hamann's Krankenbett. „Mittwochs überraschte mich die Fürstin Aspasia in praesepio — berichtet er in seiner Weise —; mein (Sohn) Michael begleitete Alcibiades (Bucholz) zu ihr und kam voller Entzückung nach Hause, weissagte mir viel Genuß und hatte den würdigen Perikles (Fürstenberg) auch kennen gelernt“ [19]).

---

[15]) Vgl. Hamann's Schriften VII. 160 ff. 196. — Jacobi's Werke IV. 3. Abth. 10. 26. — Gildemeister, J. G. Hamann's Leben und Schriften. (2. Ausgabe) III. 60. 98 f.

[16]) Hamann's Schriften VII. 380. — [17]) Jacobi's Werke a. a. O. 381.

[18]) Hamann's Schriften VII. 362.

[19]) Jacobi's Werke a. a. O. 381. — Gildemeister a. a. O. 330.

Am 9. August war der Königsberger Gast zum ersten Male in der Wohnung der Fürstin. „Hemsterhuis' Diotime — so berichtet er nach Hause — überhob mich der Reise nach ihrer Bauernhütte zu Angelmodde, speiste bei uns und führte uns in ihr schön angelegtes Hotel und den dazu gehörigen Garten, der mir eben so gefiel, als auch die Bibliothek mich in Erstaunen und Entzücken versetzte. Wie sehr würden Sie von dieser einzigen Frau ihres Geschlechts eingenommen sein, die an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens siech ist" [20]).

Inzwischen hatte Jacobi seinen Besuch in Münster angekündigt. Die Fürstin meldete dies an Hemsterhuis und gedenkt dabei Hamann's in folgender Weise: „Jacobi kommt dieses Mal weniger unseretwegen, als wegen eines gewissen Gelehrten Namens Hamann, der hieher gekommen ist, um den Winter über bei Bucholz zu bleiben, welcher ihn anbetet, ohne daß sie sich bis jetzt persönlich kannten. Bei meiner Eigenschaft eines Fasses ohne Boden kann ich Ihnen aus eigenem Urtheil noch nicht sagen, wie es mit diesem Hamann eigentlich bewandt ist, obschon ich ihn zwei Mal gesehen habe. Alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er ein großer Grieche, Hebräer, Lateiner, Orientale ist u. s. w., der manche Schriften verfaßt hat, die, mit Ausnahme einiger Stellen, für mich sehr dunkel sind, unter andern auch eine kleine Broschüre über Sokrates, wo ich mit einem Blicke schöne und sehr tiefe Gedanken gesehen zu haben glaube" [21]).

Zwei Tage später kam Jacobi zu einem längern Besuche in Münster an. Bei seiner Abreise lud er dringend die gemeinsamen Freunde und vor Allem Hamann zu sich nach Pempelfort ein. Letzterer folgte auch bald und blieb daselbst von Mitte August bis Anfangs November [22]). Die herzliche Aufnahme, die er hier wie in Münster gefunden, erfüllte ihn mit rührender Freude: „Wie oft entfährt mir der Seufzer: Deus nobis haec otia fecit! Ich lebe in einer wahren Feenwelt und Sie können sich leicht denken, — so schrieb er an Professor Kraus — wie schwer es mir anfänglich geworden, meinen fünf Sinnen zu trauen. Die Fürstin ist ein wahres Wunder ihres Geschlechts; der alte Perikles ihr Schatten, und Sie können sich leicht von einer Frau einen Begriff machen, die unausgesetzt jede Woche zwei Briefe von ihrem Sokrates im Haag bekommt und eben so genau antwortet" [23]).

---

[20]) Hamann's Schriften VII. 367.

[21]) Schlüter, Briefe der Fürstin an Hemsterhuis 143 f.

[22]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Gallitzin. Neue Folge 170 f. — Gildemeister a. a. O. III. 333. — [23]) Hamann's Schriften VII. 380.

Mitte September kamen dann auch die Münsteraner nach „Elysium-Pempelfort", die Fürstin freilich in krankem Zustande, aber „die Liebe meiner dortigen Freunde, — so berichtet sie selbst[24]) — die angenehme Zerstreuung, die ihre Unterhaltung und zärtliche Sorgfalt mir verschaffte, befreiten mich in 24 Stunden gänzlich davon". Nach viertägigem Aufenthalte reisten die Münster'schen Freunde weiter nach Bonn, Frankfurt, Aschaffenburg, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg und Mainz und kehrten über Düsseldorf nach Hause zurück.

Hamann aber verweilte noch etwa zwei Monate im gastlichen Hause Jacobi's. Der Verkehr zwischen den beiden Männern war ein sehr inniger, die tiefsten Gedanken und Wünsche ihrer Seelen berührend. Jacobi hatte schon früher dem väterlichen Freunde sein trauriges Innere erschlossen: „Wie habe ich nicht gestrebt! Wo habe ich nicht gesucht? Ich fand, nur anders eingehüllt, mein eigenes Elend, meine eigene Armuth, bald mit, bald ohne Quacksalberei, und ich werde nun bald 44 Jahre alt. Sie werden nach und nach immer besser einsehen lernen, lieber Vater Hamann, wo der eigentliche empfindliche Fleck meiner Seele ist, und wie alles auf die schwermüthige Trauer über die Natur des Menschen hinausläuft"[25]). Hamann suchte ihm Trost und Muth zuzusprechen, tadelte aber seine Art zu philosophiren und wies ihn auf das Evangelium Christi hin[26]). Jacobi indeß fuhr fort, dem kindlich einfältigen Glauben, wie der „Magus im Norden" ihn hatte, seine Zweifelsucht, dem demüthigen Gottvertrauen stolzen Selbstverlaß entgegenzusetzen; und was ihn mehr und mehr von der Fürstin entfernt hatte, das machte auch eine wahre Seelengemeinschaft zwischen ihm und Hamann unmöglich. „Seiner Kunst zu leben und glücklich zu sein, — so muß der unglückliche Philosoph bekennen — bin ich nicht auf den Grund gekommen, wie sehr ich es mir auch habe angelegen sein lassen." Wie gern doch hätte Hamann dem ruhelos forschenden Freunde zu der Ruhe und dem Frieden verholfen, mit welchen er selbst inmitten der Stürme des Lebens seine Bahn fortwandelte. „O, daß auch mir die Hand erschiene, — rief dann mit schmerzvoller Sehnsucht Jacobi aus — die Hand, die mich lehren könnte, zu gehen auf dem Wege menschlichen Daseins!" „Die Hand, die Hand, rief ich mehrmals meinem Hamann zu. ‚Vielleicht!'[27]) — war eins der letzten Worte unter einem Strome von Thränen, die ich aus seinem Munde hörte!" So berichtet Jacobi selbst über seine letzte derartige Unterredung mit seinem väterlichen Freunde.

Hamann war plötzlich von Düsseldorf abgereist und kam am Abend des elften November (1787) wieder in Münster an. Er freute sich, die

[24]) Schlüter, Neue Folge 184. — [25]) Jacobi's Werke a. a. O. 285. 219.
[26]) A. a. O. 290. 347. 372. — [27]) Gildemeister a. a. O. III. 346.

ihm liebgewordene Stadt „zum ersten Male in der nächtlichen Erleuchtung zu sehen. Die Straßen schienen nur lauter Hallen eines vom Altare erleuchteten großen Tempels zu sein. Meine Ankunft war ein sehr herzliches Willkommen“ [28]). Zwei Tage später schrieb er nach Königsberg: „Vormittags habe ich hier die ersten Kirchen besucht und den würdigen Exminister von Fürstenberg, meinen hiesigen Perikles, der sich herzlich freute, mich so ziemlich erneuert oder verjüngt wieder zu sehen ... Er bot mir sehr großmüthig den Gebrauch seiner ganzen Bibliothek an. Seine Adelheid und Hemsterhuisens Diotime, ich meine unsere Fürstin, hat gleichfalls die Schlüssel zu der ihrigen für mich zurückgelassen. Sie ist auf ihrem Bauernsitz Angelmodde. — O, wie viel werde ich Ihnen von dieser großen und guten Seele erzählen können“ [29]). Er sah sie dann auf einige Tage in der Stadt, und besuchte sie am 1. December in Angelmodde, wo er auch Fürstenberg und andere Freunde antraf. Von den hier geführten wichtigen Gesprächen hat die Fürstin in ihren Tagebüchern einige Mittheilungen gemacht. Namentlich gedenkt sie folgender Worte Hamann's, die ihr „tief in's Herz fuhren: „Wenn ich einen Samen in die Erde säe, so bleibe ich nicht stehen und horche und sehe zu, ob er auch wachse, sondern ich säe und gehe von dannen, weiter zu säen, und überlasse Gott das Wachsen und Gedeihen.“ Ich fühlte mich in meinem Innersten durch diesen erhabenen Grundsatz gerührt und getroffen, — fügt sie hinzu — als wenn ein helles Licht in meine Seele käme und nun mit einem Male meine schon längst gefühlte dunkele Ahnung erleuchtete. Ich las nun diese Ahnung in deutlichen Worten: „Unglaube ist es im Grunde, versteckter Unglaube und Genußsucht, was deine vielen eigenen Anstalten und Sorgen herbeiführt, um den Samen, den du säest, zu behorchen und wachsen zu sehen!“ Ich war froh, diese Worte deutlich in mir zu hören, obschon ich nicht das vermessene Zutrauen zu mir hatte, mir vorzunehmen, dem hohen Winke zu folgen; aber eine heimliche süße Hoffnung belebte meine Seele bei der lebendigen Erinnerung, wie Gott so väterlich bisher meiner Schwäche geschont und mir immer nur so viel Licht aufgesteckt habe, als ich ertragen und in demüthiger Mitwirkung zu befolgen fähig war; ich dankte also fröhlich“ [30]).

Auch die folgenden Tage noch beschäftigte sich die Fürstin ernstlich mit jenem Gedanken, den Hamann in ihre Seele geworfen hatte. Sie bat ihn brieflich, sich darüber noch näher äußern zu wollen. Hamann antwortete ihr von Wellbergen aus, einem Gute seines Freundes Bucholz,

---

[28]) A. a. O. 349. — [29]) Hamann's Schriften VII. 389 f.

[30]) Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin Gallitzin. Stuttgart bei Liesching S. 19 f. — Schlüter, Neue Folge 268.

nicht weit von Münster, woselbst er die Wintermonate zuzubringen gedachte. Anknüpfend an seinen „verlornen Einfall", wie er sagt, gibt er zunächst einige einschränkende und erläuternde Gedanken und fährt dann fort: „Eine willige Ergebung in den göttlichen Willen der Vorsehung und eine muthige Verleugnung unserer eigensinnigsten Schooßneigungen bleibt also wohl das kräftigste Universalmittel gegen jeden Wechsellauf der Dinge und menschlicher Urtheile, sie mögen für oder wider uns scheinen. Ohne sich also auf Grundsätze zu verlassen, die mehrentheils von Vorurtheilen des Zeitalters abgezogen sind, noch selbige ohne Prüfung zu verschmähen, weil sie zu den Elementen der gegenwärtigen Welt und unserm Zusammenhange mit derselben gehören, ist wohl der unerschütterlichste Grund einer sichern Ruhe: alle unsere Sorge auf den zu werfen, der uns zugesagt hat, daß er für uns sorgen (1. Petr. V. 6), weder uns noch die Unserigen verlassen noch versäumen (Matth. XXVIII. 20), den Geist und Einfluß seiner Gegenwart uns gönnen wird — alle Tage bis an der Welt Ende (1. Petr. II. 2). Wir haben an der logischen, lautern Milch des Evangelii ein festes, prophetisches Wort (2. Petr. I. 19), dessen Leuchte die Dunkelheit unseres Schicksals vertreibt, bis der Tag aufbrechen und der Morgenstern aufgehen wird. Wir haben einen Versöhner und Fürsprecher, der uns erlöst hat von dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise und dessen Blut bessere Dinge redet als das des ersten Martyrers und Heiligen (1. Thess. I. 3). Ihm trauen Sie, daß er jedes Werk des Glaubens, jede Arbeit der Liebe und die Geduld unserer Hoffnung an's Licht bringen, treu und reichlich vergelten wird. Hierin besteht das Alpha und Omega meiner ganzen Philosophie, an der ich täglich zu meinem Troste und Zeitvertreibe saugen und kauen muß. Mehr weiß ich nicht, und verlange auch nichts mehr zu wissen. Trotz meiner unersättlichen Lüsternheit und Neugierde finde ich nirgends — als in diesem Einzigen das wahre All und Ganze für Jedermann, ohne Ansehen der Person und des Geschlechts" [31]).

Am 4. Februar des folgenden Jahres besuchte die Fürstin den Freund auf Wellbergen für einige Tage. „Hier ward mir — schrieb

[31]) Größtentheils abgedruckt in Hamann's Schriften VII 402—405. Unverändert und vollständig bei Liesching 156—159. — Hegel (Werke VII. 103) nennt den Brief interessant, doch seien dessen Anfang und Veranlassung nicht klar. Giesebrecht (Damaris 1862, S. 306 und 316) kennt letztere ebenfalls nicht und seine Annahme, daß Hamann's Mahnwort an die Fürstin bezüglich ihres zu lebhaften Vervollkommnungstriebes bei dem früher gedachten Besuche am 9. August 1787 gefallen und daß eben darauf der übrigens nicht bekannte Brief der Fürstin an Hamann um nähere Erklärung sich beziehe, beruht auf irriger Combination.

sie nachher in ihr Tagebuch[32]) — an der mir oft beinahe übertrieben scheinenden Herabschätzung Hamann's seiner selbst manch' erweckender Augenblick, insonderheit war ich einmal so glücklich und erhaschte bei ihm und durch seinen Anblick — ein hohes Bild einer christlichen Größe in Lumpengestalt, der Stärke in der Schwäche, das meine Seele begeisterte, aber auch beugte, indem ich die Kluft sah, die noch zwischen mir und dieser Größe liegt, und diese Beugung war nicht Stolz, denn keine Gestalt kann dem Stolze mehr zuwider sein als diese in jedem Sinne wahrhafte Knechtsgestalt, die mit kurzen Worten nichts anderes ist, als eine gänzliche Umwendung, wodurch der Mensch dasjenige, was er pflegt auswärts zu tragen, hinein, und das, was er pflegt in's Innere zu verbergen, herauswendet. Ach nur der, der das ganz kann, ist ganz Christ."

Inzwischen kam der Frühling in's Land und drängte den alten Weisen aus Königsberg wieder zu den liebenswürdigen Freunden nach Münster. „Dort will ich mich," so schrieb er an Jacobi, „um nichts anderes als das dortige Triumvirat Alcibiades, Aspasia-Diaphane und Perikles bekümmern — instar omnium". Am 19. März kam Hamann dorthin in's Bucholz'sche Haus zurück. Sein erster froher Genuß bestand in einem Briefe der Fürstin, „die bald darauf in Person gleich einer Dea ex machina erschien, weil wir sie wünschten, an sie dachten und von ihr schwatzten" [33]). Wiederum verbrachte er zufriedene und glückliche Tage, und wenn ein Mal eigenes körperliches Unwohlsein oder fremde Schwächen einen Mißton in die ruhige Harmonie zu werfen drohten, so erinnerte er sich und auch wohl die Andern an seinen Spruch: „Geduld ist das τέλος der Freundschaft und der Nächstenliebe" [34]). Ihm war jene Zeit der schöne „Feierabend" seines bisher vielfach bedrängten Lebens. „Ich lebe hier — schreibt er — im Schooße der Freunde von gleichem Schlage, die wie Hälften zu meinen Idealen der Seele passen. Ich habe gefunden und bin meines Fundes so froh, wie jener Hirte und das Weib im Evangelio; und wenn es einen Vorgeschmack des Himmels auf Erden gibt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit, sondern es ist Gnade und Gabe einer höhern Hand, die ich anbeten muß. Sie war mir nöthig zu meiner Reinigung und Stärkung. Die Katholiken, welche ich hier habe kennen gelernt, sind wie Nacht und Tag unterschieden von den Nicolaiten ihren, ... wie civitas Dei, die beste Gottesstadt von der, die im Argen liegt. Ich bin hier wie eine Biene und

---

[32]) Liesching 20 f. — Schlüter, Neue Folge 330.
[33]) Gildemeister III. 386 f. — [34]) Jacobi's Werke a. a. O. 427.

Ameise und sammele alles, was ich nur kann, zur Ernte in meiner Heimath und gegen die Langeweile meiner immer hungerigen und durstigen Seele, die eben so wenig feiern als arbeiten kann“ [35]).

Bei seiner Lectüre kam ihm zufällig Sailer's Glückseligkeitslehre in die Hände. „Ich habe den ersten Theil beinahe verschlungen,“ schrieb er an Jacobi. „Die Fürstin hat mir des würdigen Mannes Logik geschenkt, auf die ich mich im Geiste freue. — Ich erbaue mich jetzt alle Morgen aus Sailer's Gebetbuch, in das ich ärger als unser Johannes verliebt bin, nachdem ich seine Glückseligkeitslehre kennen gelernt habe“ [36]).

Je mehr die Fürstin und Hamann sich kennen lernten, um so vertrauter und inniger gestaltete sich das gegenseitige Verhältniß. Und wie sie früher so eifrig des Freundes Schriften aufgesucht und an ihnen sich erfreut und erbaut hatte, so verlangte sie jetzt mit nur noch größerm Eifer nach dem persönlichen Verkehre mit dem verehrten Manne, um aus demselben möglichst großen Nutzen zu ziehen. Sie kam sehr häufig zu ihm, lud ihn eben so oft zu sich ein, und suchte ihm bald diese bald jene kleine Freude zu bereiten, indem sie unter anderm einen kostbaren Ring mit dem Kopfe des Sokrates, ein anderes Mal einen Schlafrock ihm schenkte; ja sie verschmähte es nicht, in eigener Person dem kranken Freunde Kapwein, Früchte und sonstige Erquickungen zu überbringen [37]). Eine für den ersten Blick freilich auffallende Erscheinung — dieses Verhältniß zwischen einer Fürstin und einem armen Packhofverwalter außer Diensten, aber im Grunde von wahrhaft wohlthuender Wirkung und ein sprechender Beweis für die Hoheit des Geistes und den Adel des Herzens einer Frau, die Rang und Stellung in der Welt scheinbar verleugnet, um dem Verdienste und der Tugend die gebührende Anerkennung zu zollen!

Haman seinerseits war für so viel Liebe und Güte der fürstlichen Freundin gegen seine Person ganz hingenommen, und rührend sind die Auslassungen in seinen Briefen, welche sein dankbares Gefühl ihm eingegeben. Er nennt sie die „edele, vortreffliche Frau“, „unsere fromme Fürstin, die ich lieber Philothea nennen möchte, als Diotime mit dem Haagischen Platon“ [38]). Er ist glücklich wie ein Kind, daß er „diese Zeilen im Museo der frommen Fürstin,“ daß er Briefe „auf dem Stuhle und mit dem Schreibgeräthe der christlichen Aspasia geschrieben“ habe. Seine Tochter aber versicherte er [39]): „Keine Mutter noch Schwester kann so viel Liebe haben, als sie (die Fürstin) für deinen alten Vater

---

[35]) Hamann's Schriften VII 408 ff. — [36]) Jacobi's Werke a. a. O. 404. 406.
[37]) Gildemeister III. 389. — [38]) Jacobi's Werke 406.
[39]) Hamann's Schriften VII. 221. 423.

und alles, was ihn angeht und zu seinem Glück gehört. Bete für sie und für die übrigen Wohlthäter deines Vaters.“ Kurz nach seinem Tode hat Sprickmann in einem Briefe an Herder von ihm bezeugt: „Von der Fürstin sprach er nie, daß ihm nicht die Thränen in die Augen kamen. Was Hamann ihr werden mußte, was er ihr geworden ist, fassen Sie wohl selbst“ [40]).

Was ist denn Hamann der Fürstin geworden? Die beste Antwort darauf hat sie selbst in ihrem Tagebuche [41]) also gegeben: „Hamann wirkte sehr wohlthätig auf mich durch Bereicherung und Vervollkommnung meines Ideals eines wahren Christen, welches zu befolgen ich auch in dem Maße seiner Verschönerung durch das, was er mir in sich selbst davon sehen ließ, begieriger wurde. Seine ungekünstelte, mir noch nirgends, in keinem Menschen in diesem Grade und Reinheit erschienene Art von Demuth war es insbesondere, was mir das Christenthum in einem neuen, erhabenern Licht als jemals zeigte. Ich hatte Augenblicke, wo es mich so ergriff, daß ich alles dahingegeben hätte, es zu erreichen; ich fühlte aber mächtig, ich könnte es ohne Hülfe nicht.“

Am anregendsten und nützlichsten waren für die Fürstin gerade die letzten Monate ihres Zusammenseins mit dem Freunde. „Von Hamann habe ich Manches in dieser Zeit gelernt,“ schrieb sie Ende Mai 1788. So viel ahnt mir immer mehr, daß Hamann der wahrste Christ ist, den ich noch gesehen habe. Seine dunkeln Redensarten, seine anscheinenden Widersprüche rühren meist aus der reinsten, erhabensten Quelle. Er will nie durch seine Meinungen und Reden glänzen, gefallen, Andere hinreißen. . . . . Seine Demuth ist so ungekünstelt als Fürstenberg's Gerechtigkeit. Auch Aufklärungssucht ist ihm als barer Stolz Eingriff in die Rechte der Vorsehung, an der er mit kindlicher Ruhe hängt.“

Insbesondere gedenkt sie eines Tages, als sie mit Hamann in einer Laube saß und „sehr gerührt“ war, da er „mit der Fülle des Gefühls, die nur der ausdrücken kann, dem dieses Gefühl eigen ist, den Spruch aus Paulus (I. Cor. I. 23 ff.) von göttlicher Thorheit citirte; ich mußte die nahen Thränen, die mir in die Augen stiegen, mit Gewalt verschlucken, denn ich fühlte ihn augenblicklich lebendig in diesem Spruch verhüllt. Seine Schwächen mögen immerhin Legion heißen, ich habe nie eine an ihm erblickt, ohne von neuer Ehrfurcht durchdrungen zu werden; denn nie bemäntelte oder milderte er sie etwa, wenn er sich ihrer oder der Zuschauer bewußt wurde.“ [42])

Die Fürstin sah den Freund zum letzten Male in ihrem Hause am 10. oder 11. Juni. Es war das vielleicht auch der anregendste und

[40]) Gildemeister III. 389. — [41]) Schlüter, Neue Folge 376.
[42]) Liesching 23 ff. 31. — Schlüter, Neue Folge 350 ff.

segensreichste Tag während ihres nun fast einjährigen Verkehrs mit Hamann. Sie gewann dort in der Unterhaltung mit ihm die Ueberzeugung, „daß das Streben nach einem guten Gewissen, da doch der Mensch nicht wissen soll, ob er des Hasses oder der Liebe werth sei, ein sehr gefährlicher Sauerteig in mir wäre, und die Hauptsache des Glaubens das Dulden einer Nichtigkeit und das völlige Zutrauen in Gottes Barmherzigkeit sein müßte. Ich fühlte es an diesem Tage lebhaft, aber erst nach einem langen Kampfe gegen Hamann, daß das Wohlgefallen an dem bittern Unwillen über meine eigene Unvollkommenheit und Schwäche der versteckteste und gefährlichste Schlupfwinkel meines Stolzes wäre. Nicht ohne Kampf und Thränen ließ ich diese letzte Haltung meines Stolzes fahren, und doch nur im Geiste, bei weitem noch nicht in der That. Doch — ich habe gesehen — und Du, o Gott, gib mir Gnade dazu, den Kampf zu vollenden, das heißt meine eigene Niedrigkeit zu tragen bis an's Ende mit Geduld [43]).

In einem „Rückblick des Jahres 1787" kommt die Fürstin nochmals auf diesen gesegneten Tag zurück, „da mir Hamann über den Irrthum die Augen öffnete, daß ich meinte, nach dem Bewußtsein meiner Gottesgefälligkeit heftig und beständig streben zu müssen, ein Irrthum, der die Quelle vieler Unruhe für mich war, dem ich bisher als etwas Schönem, Gutem in mir eifrig angehangen hatte. Es ist einem (freilich aus Stolz) oft unbegreiflich, wie grobe Irrthümer man in sich als Vollkommenheiten ernähren kann" [44]).

Noch deutlicher und ganz rückhaltslos sind folgende bezüglichen Auslassungen aus einer längern Gewissenserforschung vom 6. Mai 1789: „Endlich kam Hamann und zeigte mir den Himmel wahrer Demuth und Ergebenheit — Kindersinn gegen Gott. Dieser begeisterte mich über alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi, indem er mir das Bild ihrer wahren Anhänger von der erhabensten Seite lebendig an sich wahrnehmen ließ. Ihm allein bis dorthin war es gegeben, mir die schwerste Kruste von den Angen zu reißen — er allein sah auch darin eine Kruste. Alle übrigen Freunde, Fürstenberg nicht ausgenommen, hatten bisher meinen starken Vervollkommnungstrieb als das Liebenswürdigste, ja als etwas bewundernswürdig Schönes an mir betrachtet. Weit entfernt also, selbst darin etwas Böses zu sehen, war dieses beständige Gefühl ein Ruhekissen in drohender Muthlosigkeit für mich. Hamann aber sah darin Stolz und sagte es mir. Die Haut riß er mir mit dieser Erklärung von den Knochen, mich dünkte, man

[43]) Liesching 32. — Schlüter. Neue Folge 359.
[44]) Schlüter, Neue Folge 377.

raubte mir Lahmen eine einzige Krücke, aber ich liebte und ehrte ihn zu tief, um seine Erklärung nicht in meine Seele aufzunehmen. Ja, ich liebte ihn mehr als jemals für diese väterliche Härte, wälzte daher die Sache ernsthaft in meiner Seele und befand sie wahr. Nach dieser Zeit ward unser Umgang immer vertraulicher, und siehe, ich verlor ihn mitten im besten Genuß dieser Vertraulichkeit, diesen ersten wahren Vater, der mich liebte, wie noch keiner mich geliebt hatte. Aber zum Glück verlor ich ihn den Tag vor seiner Abreise, da er mir ohnehin für immer entrissen werden sollte, und ich glaube, er betet dort wirksamer für uns, als er's zu Königsberg hätte thun können." [45])

Hamann gedachte nämlich, nachdem er gerade ein Jahr bei seinen Freunden im Westen zugebracht, am 20. Juni (1788) nach Hause zurückzukehren und zwar über Düsseldorf, wohin die Münsteraner ihm bald nachfolgen wollten. In einem Briefe nach Königsberg machte er hiervon Meldung und fügte hinzu: „Ich habe alle Sorgen von mir geworfen und mein Schicksal ruht in guter Hand, die mich bisher wie die Jugend geführt und mich in meinem unvermögenden Alter nicht verlassen noch versäumen wird. — Ruhe, Ruhe ist mein einziger Wunsch nach einem so langen Abendmahle, das mir auf meine alten Tage vorbehalten gewesen" [46]). Die gewünschte Ruhe sollte ihm bald zu Theil werden.

Die Fürstin, welche am 19. Juni nach Angelmodde sich begeben wollte, kam früh Morgens an diesem Tage zu ihm, um vorläufigen Abschied zu nehmen, da sie hoffte, ihn bald in Düsseldorf wiederzusehen. Gewiß ahnte sie nicht, daß sie nun zum letzten Male die vertrauliche Unterredung mit ihrem guten Vater, wie sie ihn nannte, genießen würde. Sie fand ihn sehr schwach und abgemattet. Ihre Freundlichkeit und Güte jedoch munterte ihn mehr und mehr auf, und die kleinen Geschenke, die sie ihm überbrachte — ein Paar Pantoffeln und eine neue Pfeife —, machten dem alten Manne eine kindliche Freude. „Sie wollen," sagte er voll Rührung, „ich soll stets Ihrer gedenken; nun dazu habe ich ohnedies Stoff genug." Die Fürstin erwiderte: „Beten Sie zuweilen für Ihre Tochter und nennen mich, wenn Sie mir schreiben, nicht Ihre Durchlaucht." „Nein," antwortete er, „lieber nenne ich Sie auch Amalia; mein Gebet ist nichts werth, aber wir haben alle einen Fürbitter, der stets mit unaufhörlichen Seufzern für uns fleht." Sie sprachen dann noch Manches mit einander über ihren „Favoritgegenstand", die heilige Schrift. Unter anderm sagte er über das unwürdige Communiciren

---

[45]) Theilweise bei Katerkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Gallitzin S. 138 f. — Vollständig bei Lieshing 55.

[46]) Hamann's Schriften VII. 430. 425.

und die Parabel vom hochzeitlichen Kleid: Alles müsse uns gegeben werden, um würdig zu communiciren, wie den Gästen in den alten Sitten das hochzeitliche Kleid gegeben wurde. Der Wille sei das Einzige, was wir hinzuthun können. Ueber die Parabel von den Kindern, die gegeneinander auf dem Markte sitzen und sich zupfeifen, sagte er, es wäre von den Leuten zu verstehen, die aus dem Besten Gift zu saugen verständen, denen man es also nie recht machen könne."

Mit bangen Ahnungen in der Seele nahm die Fürstin Abschied und begab sich nach Angelmodde. Am Abend des andern Tages von dort zurückgekehrt, hörte sie mit Schrecken, daß Hamann krank und nicht abgereist sei. Sie eilte, so müde sie war, zu ihm und fand ihn „röchelnd und sehr schlecht". Der Kranke sprach beschwerlich und reichte ihr mehrmals liebreich die Hand. Mit schwerem Herzen ging sie von ihm. Des andern Morgens früh um 4 Uhr kam Fürstenberg zum Kranken. Dieser erkannte ihn noch, nickte ihm lächelnd zu und reichte ihm die Hand. Fürstenberg aber eilte voll Besorgniß zum Hause der Fürstin, um ihr zu melden, daß Hamann nach seiner und der Aerzte Meinung den Tag nicht mehr überleben würde. „Ich war wie erstarrt," erzählt sie selbst, „und ging eilends hin. Druffel (Arzt und Hausfreund im Gallitzin'schen Hause) sagte, ich möchte lieber nicht hingehen, es wäre so gut als vorbei. Ich konnte aber nicht umkehren, mußte den lieben Heiligen wenigstens noch anblicken. Er lag da mit verdrehten Händen, steif gen Himmel gekehrten Augen, ohne Anschein des mindesten Bewußtseins — und verschwand vor unsern Augen in derselben Lage. Nur durch das Aufhören des Pulses beurtheilte Chavet (Fürstenberg's Arzt) die Zeit seines leiblichen Todes: schon einige Stunden vorher scheint seine Seele zu ihrem Gott gekehrt gewesen zu sein." [47])

„Als Christ ist Hamann gewiß gestorben, denn er war es in seinem Leben durch und durch. Göttliche Liebe war in dem Manne. Und wie seine Liebe, so war auch sein Licht." [48])

Das tröstete die Fürstin, sowie der Gedanke: „er erbittet dir vielleicht die Kraft, zu werden, was er dir durch sein Leben dargestellt und durch Worte gelehrt hat."

Sie äußerte den lebhaften Wunsch, der bei den damaligen Anschauungen und Sitten auch nicht auffällig erschien, den Verstorbenen in ihrem Garten begraben zu lassen. Es war ihr eben „ein unbeschreiblich süßer Gedanke, die Asche dieses Seligen, Großen, so wenig Gekannten, in meinem Garten zu bewahren, dereinst meinen Kindern vielleicht bei diesem Grabe

[47]) Vgl. Liesching 25 ff. — Schlüter, Neue Folge 354 ff.

[48]) Worte Jacobi's an Lavater. Jacobi's Auserl. Briefw. I. 484.

etwas von dem Geist des Verstorbenen einzuhauchen, — mir selbst eine beständige Erweckung!“ Sie erhielt es nicht ohne Mühe[49]). Noch am Abend des Sterbetages fuhr dann ein verdeckter Wagen vor das Bucholz'sche Haus[50]). Fürstenberg und Overberg stiegen aus, holten den in wollene Decken gehüllten Leichnam und brachten ihn zur Wohnung der Fürstin. Hier ward er in einen Sarg gelegt und dann im anliegenden Garten in feierlicher Stille und unter dem Scheine der Fackeln von den trauernden Freunden bestattet.[51])

So war der edele Mann fern von seiner Heimath gestorben und lag in fremder Erde begraben. Aber die Fremde war ihm ein liebes, heimathliches Land geworden, wo er in seinen alten Tagen sich wohl und glücklich gefühlt, wie niemals zuvor im Leben. Und wenn er kurz vor seiner Abreise dorthin seinem Freunde Herder schrieb: „Nicht Weimar, sondern Münster ist der Herd, bei dem ich mich zu ermannen und zu verjüngen hoffe“[52]), so ist diese seine Hoffnung gerade nach ihrer edelsten Seite in Erfüllung gegangen, indem er im Kreise der Münster'schen Freunde in seiner gläubigen Ueberzeugung gestärkt worden und an christlicher Gesinnung und Tugend gewachsen ist, um dann im Tode vertrauensvoll seine Seele in Gottes Hand zu legen, dessen Leitung er auf seinem viel verschatteten Lebenswege wie ein Kind sich hingegeben und dem er oft den Lobgesang gesungen: „Mit Mutterhänden führet er die Seinen hin und her!“

Den Münster'schen Freunden blieb der Hingeschiedene in lebendigem und treuem Andenken; vor allen aber der Fürstin. Der Gedanke, daß sie an seinem Sterbebett gestanden, und die Ueberzeugung, daß er als wahrer Christ heimgegangen, erfüllte sie mit freudigem Troste. „O lieber Seliger,“ rief sie aus, „welche Quelle des Genusses und Segens bist du mir schon geworden! O gewiß, Gott hat dich in das Reich aufgenommen, mit dessen Stegen du so bewandert warst und denen du so treulich nachspürtest und nachwandeltest. Ora pro nobis!“[53]) Einem Freunde aber gab sie die Versicherung: „Seit Hamann todt ist, denke ich noch mehr an jenes Leben und es ist mir dann, wie Einem ist, wenn man sich zu

---

[49]) Liesching 29.

[50]) An der Ecke der Todtenstraße und des alten Fischmarktes gelegen.

[51]) Carvacchi, Biographische Erinnerungen an den Magus im Norden, in der Zeitschrift für vaterl. Gesch. und Alterthumskunde XVI. B. 341 ff. (auch separat erschienen). Vgl. daselbst S. 343 über das nach Hemsterhuis' Entwurf (Schlüter, Briefe und Tagebücher 1876 S. 170) von den Freunden ihm errichtete Monument und die im Jahre 1851 vorgenommene Translation der Ueberreste nach dem Ueberwasserkirchhofe.

[52]) Hamann's Schriften VII. 309. — [53]) Liesching 40.

einer Reise in ein fernes Land anschickt, wohin ein lieber Freund vorangereist ist, den man da wiederhaben soll“ [54]).

Indessen brachten äußere Anlässe einige Störung in die wohlthätigen Erinnerungen und Gefühle, von denen die Seele der Fürstin in der ersten Zeit nach Hamann's Tod erfüllt war. Noch am Abend des Sterbetages waren Gäste aus dem Haag gekommen: der Fürst Gallitzin, ihr Gemahl, der jedes Jahr auf vier bis sechs Wochen zum Besuche seiner Familie in Münster sich einfand, nun aber mit seinem „profanen Wesen“ und seinem weltmännischen Tone um so weniger zum Kreise der trauernden Freunde paßte; sodann Hemsterhuis, der alte philosophische Freund, von dem Hamann gesagt, daß er selbst diesem so entgegengesetzt sei, als die beiden Pole des Magnets unserer Erdkugel [55]). Und nun stand ja auch die Fürstin fern ab von dem Platonismus des Haager Philosophen und nur schwer ertrug sie dessen „hochstrebenden Gräcismus“, da Hamann's kindliche Einfalt sie umschwebte. Hemsterhuis war ihr wie Einer, der sie diesem seligen Geiste entreißen wollte und gegen den sich ihr empörtes Herz alle Augenblicke zur Wehr setzte. „Dem guten Manne“, sagte sie, „ahnte gewiß nicht, daß Hamann's (für seines Gleichen) verächtlich scheinender, einfältig hoher Wandel mich über innere Würde mehr gelehrt hat, als Hemsterhuis' ganzes Leben und alle seine philosophischen, übrigens schönen Schriften“ [56]). Auch die dann folgende gemeinschaftliche Reise nach Düsseldorf war vielfach zerstreuend und verwirrend.

Nach Münster zurückgekehrt, fiel Hemsterhuis in eine schwere Krankheit. Die Fürstin pflegte ihn mit rührender Sorgfalt und Treue und betete „sehr tief und wohlthuend für Hemsterhuis' Heil“ [57]). Wider Erwarten genaß er und kehrte am 6. September (1788) zum Haag zurück. Der Abschied aber rührte die Fürstin mehr als sonst, da sein schwächlicher Zustand ihr Sorge machte und sie glaubte, auf dieser Welt würde sie ihn wohl nimmer wiedersehen. Ihre bange Ahnung erfüllte sich, und gerade zwei Jahre später empfing die Fürstin die Nachricht, daß ihr Freund an gefährlicher Krankheit darniederliege. In dem Wunsch, ihm doch einigen religiösen Trost zu vermitteln, schrieb sie einen liebevollen Brief an ihn, der die Gründe für die Wahrheit des Christenthums mit solcher Klarheit entwickelte, daß sie gewissermaßen von oben her sich geleitet glaubte. Doch der Brief kam zu spät; Hemsterhuis war bereits gestorben (1790).

Die Nachricht hiervon erfüllte die Fürstin mit tiefer Trauer, und auch später noch war die Erinnerung an ihn, den so einsam und ohne

[54]) Gildemeister a. a. O. III. 425. — [55]) Fr. H. Jacobi's Werke IV. 3. Abthl. 422. [56]) Lieşching 31. — [57]) A. a. O. 35. — Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher (1874) S. 76.

religiösen Trost verschiedenen Freund ihrer Jugend, mit mitleidsvoller Wehmuth gemischt. Dagegen brachte das Andenken an den verewigten Hamann Fülle und Freude in ihre Seele, wenn diese leer und traurig war; und auch nach seinem Tode noch setzte jene heilsame Veränderung sich fort, welche der Umgang mit dem Lebenden in ihrer Seele angefangen hatte. Früher hatten die bösen Triebe des Zornes, der Eitelkeit, der Vervollkommnungssucht, bald einzeln, bald zusammen ihr Inneres bestürmt und es in andauernder Unruhe gehalten. „Jetzt aber," sagte sie, „ward mir ungefähr so zu Muthe, wie wenn man aus einem dauerhaften großen Lärmen mit einem Mal in eine totale Stille geräth .... Ein gewisser, von Hamann abgezogener, aber verhimmlischter Geist des Christen schwebte mir so habituell vor Augen, daß es mir bei jedem Anlaß zu Aergerniß, Gram, Empfindlichkeit, Betriebsamkeit, Reizbarkeit u. s. w. immer zu Muthe ward, als sagte ich zu diesen Anlässen: stille, stille! störet mich nicht in meiner Achtsamkeit auf dieses Bessere!" [58])

Indeß fühlte sie sich noch zu sehr als Namenschrist und wollte gern „Thatchrist" sein, verzweifelte aber nach so vielen Selbsttäuschungen, den wahren Weg allein zu finden. In dieser Noth erwachte um so mehr das Verlangen nach eigentlicher Seelenleitung. Täglich las sie in ihrem Lieblingsschriftsteller, dem h. Franz von Sales, von der Nothwendigkeit eines treuen Freundes und Führers im geistlichen Leben, der unsere Handlungen durch Winke und Rathschläge leite und gegen die Anstellungen und Täuschungen des bösen Feindes uns schütze. Wen aber sollte sie wählen? Wähle einen aus Tausend, hatte schon Avila gesagt, und der Bischof von Genf hinzugefügt: Er muß voll Liebe, Kenntniß und Klugheit sein. Wenn ihm auch nur eines von diesen drei Stücken fehlt, so wäre schon Gefahr da. Aber ich wiederhole es: Erflehe ihn von Gott, und hast du ihn gefunden, so preise seine göttliche Majestät (Phil. I. 4). Die Fürstin suchte nun und erflehte einen solchen Führer und väterlichen Freund von Gott: „Ach, ein Vater, der mich, den ich lieben könnte, ward für mich der einzige Retter meiner Seele und als solcher der Gegenstand meines stets wachsenden Bedürfnisses. Was war Hamann mir nicht gewesen, was würde mir nicht einer sein, der meines Glaubens wäre, den ich seines Standes wegen als von Gott dazu berufen ansehen könnte; und so bei diesem Gedanken schwebte mir Overberg vor der Seele als der Einzige, dem ich den unbedingten Gehorsam zu leisten mir versprechen durfte" [59]).

Die Fürstin stand an den Eingangspforten zu ihrer letzten Lebensperiode, in welcher der Geist des Christenthums und der Kirche ihr ganzes

---

[58]) Liesching 56. — [59]) Katerkamp a. a. O. 141 f.

Leben durchdrang, das Herbe und Scharfe mehr und mehr entfernte und ihr Inneres in ein ruhiges Gleichgewicht und in einen seligen Frieden versetzte, wie nur die Religion ihn zu geben vermag. Mehr als Andere hatte Hamann, soweit der gläubige Protestant und Laie es vermochte, sie auf dem Gange dorthin zu geleiten und zu unterstützen verstanden. Nun folgte Overberg, der katholische Priester und christliche Ascet, als der wahrhaft gottberufene und eigentliche Leiter und Gewissensrath der zu den Höhen christlicher Vollkommenheit emporstrebenden fürstlichen Frau.

VII.

Bernard Overberg.

Overberg[60]) gehört zu jenen merkwürdigen Persönlichkeiten, deren inneres Leben, obwohl lebendig und überreich, dennoch selten aus seinem innern Verschlusse heraus an die Außenwelt tritt, ja selbst ohne besondere, dem äußern Auge sichtbare Uebergangsstufen und Epochen bleibt, zu denjenigen Seelen, die zur Durchführung eines großen Zweckes von Gott eigens ausersehen, nur ihr Ziel im Auge immer ruhig auf der angewiesenen Bahn fortwandeln, ohne jemals durch irgend welche Verhältnisse sich beirren und von derselben sich verdrängen zu lassen.

Overberg's Bestimmung war es, als der geistliche Führer der Fürstin Gallitzin und ihrer nähern Freunde zunächst auf diese klärend und festigend einzuwirken, um dann in großartiger, gemeinsamer Thätigkeit mit ihnen zu arbeiten an dem religiösen Wohle des Heimathlandes und vornehmlich dessen Jugend.

Geboren am 1. Mai 1754 in der Gemeinde Voltlage im Osnabrückischen, war er als Sohn armer Bauersleute in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Unter wunderbaren Fügungen hatte er seine Studien begonnen, mit großen Mühen und seltenem Eifer sie fortgesetzt und vollendet, um dann reich an Kenntnissen und noch reicher an Tugend in's Priesterthum einzutreten. Ausgestattet überdies mit zartem Sinn, mit reichstem Gemüth und glühendem Seeleneifer, war er für die Leitung der Seelen wie Wenige geschaffen. Eine wunderbar tief empfundene christliche Liebe zu den Kindern drängte ihn, vorzugsweise deren Unterweisung und Erziehung sich zu widmen.

---

[60]) Krabbe, Leben Overberg's, Münster 1831. 3. Aufl. 1864. — [Reinermann] B. Overberg, dargestellt von einem seiner Angehörigen. Münster 1829. — Vgl. auch des Verfassers Artikel in den histor.-polit. Blättern. LXXXIII. 561—583 u. 641—662, welche auf Grund ungedruckten Materials neue und berichtigende Mittheilungen bringen.

In diesem Sinne wirkte er als Caplan und Katechet in Everswinkel, dem ersten Orte seiner priesterlichen Thätigkeit, so ausgezeichnet, daß Herr von Fürstenberg den jungen Priester, der schon in den Studienjahren Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte, zum Lehrer der geplanten Normalschule berief.

Der unermüdliche Generalvicar und Director der Schul-Anstalten des Münsterlandes hatte nämlich, nachdem er zuerst den höhern Lehr-Anstalten seine Sorge zugewendet, nunmehr ganz auf die Reform des Volksschulwesens sich verlegt. Das wohl erkannte dringende Bedürfniß guter Schullehrer gab den Plan zur Gründung der Normalschule, welche für's erste die Stelle eines eigentlichen Lehrer-Seminars vertreten und den angehenden oder schon angestellten Lehrern Anleitung zur Erlangung der nöthigen Kenntnisse und der richtigen Lehrmethode geben sollte. Es war keine geringe Aufgabe, und in Anbetracht der knapp bemessenen Zeit und der geringen Hülfsmittel für den Unterricht nur schwer erreichbar. Um so mehr bedurfte die neue Anstalt einer tüchtigen Kraft. Wie sehr Overberg als eine solche sich bewährt und die Hoffnungen Fürstenberg's erfüllt hat, bezeugen nachfolgende Worte des Letztern: „Overberg hat sich bis jetzt seiner Aufgabe als Lehrer der Normalschule in einer Art und Weise entledigt, welche alle diejenigen in Erstaunen setzt, welche ihn entweder durch seine Schriften oder durch seine Unterrichtsmethode kennen. Ernst, aber milde, geduldig, ohne Ehrgeiz, ohne Selbstsucht, ohne irgend welche Arglist, hat er das Gebäude der Volkserziehung mit einer vor nichts zurückschreckenden Beharrlichkeit aufgerichtet.“ [61]) Der Generalvicar setzte bald ein solches Vertrauen in den Eifer, die Treue und Tüchtigkeit Overberg's, daß er ihn zu hohen und wichtigen Aemtern zu befördern suchte. Schon im Jahre 1786 empfahl er ihn dem Kurfürsten zum Synodal-Examinator, wobei er sich auf folgende Gründe stützte: „1. Overberg ist ein sehr gründlicher Theologe; schon in seiner Arbeit pro titulo mensae Principis zeichnete er sich als Selbstdenker aus und erregte dadurch meine Aufmerksamkeit. Er ist ein heller, gelassener, wirklich philosophischer Kopf; in den so nöthigen Wissenschaften sehr beschlagen. 2. Er ist simpel, bescheiden, freundlich, von Allen, insonderheit der Geistlichkeit, sehr geachtet und allgemein beliebt. 3. Da er die Normalschule in dem Seminario hält, so gibt dieses die beste Gelegenheit, die jungen Geistlichen praktisch zu Katecheten zu bilden. Sie könnten unter seiner Direction lernen, wie sie zu ihrer Zeit die Schulmeister zu unterweisen und in dem, was sie wissen, zu unterhalten haben. Zu diesem Endzwecke gäbe ihm die Stelle eines Synodal-Examinators mehr Einfluß auf die geistlichen Candidaten,

---

[61]) Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Gallitzin. 1876. p. 236.

auch mehr Connexion mit den bereits angestellten Seelsorgern, welches zu diesem Endzwecke sehr wichtig ist“ [62]). Die Fürstin Gallitzin vernahm das Lob des frommen Priesters: sie besuchte den Religions-Unterricht, welchen Overberg an den Sonntag-Nachmittagen in der Kirche des sogenannten französischen Klosters auch im Beisein von Erwachsenen ertheilte; sie sah ihn, das Bild priesterlicher Würde und kindlicher Einfalt, den herzlichen Kinderfreund inmitten einer Schaar zutraulicher Kleinen, wie er bald fragend, bald erzählend deren Aufmerksamkeit zu fesseln wußte; sie hörte seine Worte, die aus der Fülle des Herzens kamen und, vom Hauche heiliger Liebe erwärmt, die Kinderherzen begeisterten. Und mit rührender Bewunderung rief sie aus: „Gott hat dich zum Magneten unter die Unmündigen und Säuglinge seiner Kirche gesetzt“ [63]).

Auch für sie selbst ist Overberg zum Magnet geworden. Er war es, der sie vor Jahren schon mit der Kirche aussöhnte, bei dem sie damals ihre Lebensbeichte ablegte, und der auch in der ersten schweren Zeit nach ihrer Umkehr als Beichtvater ihr rathend und ermuthigend zur Seite stand. Später aber fühlte sie, wie oben gesagt, das Bedürfniß bestimmter und vollständiger Seelenleitung, und zwar in doppelt hohem Grade, als sie mit Hamann den geistigen Führer und ernsten Mahner verloren hatte. Wer sollte an Stelle des hingeschiedenen Freundes nun ferner und weit mehr und besser noch als dieser sie führen? Dazu schien ihr allein Overberg geeignet, der neben seinen sonstigen Tugenden eine so große Menschenkenntniß besaß, wie sie noch bei keinem andern Geistlichen sie gefunden hatte [64]), und von dem sie zugleich manchfache Unterstützung in der schweren Kunst der Erziehung ihrer Kinder erhoffte.

So richtete denn die Fürstin nach längerm Zögern am 10. Januar 1789 einen Brief an Overberg, worin sie den bestimmten Wunsch nach jener vom h. Franz von Sales empfohlenen geistigen Freundschaft und Verbindung ausspricht. „Ich fühle jetzt,“ sagt sie, „daß ich eines geistlichen Freundes und Vaters im eigentlichsten Sinne, wie Franz von Sales meint, bedarf, dem ich nicht allein meine Sünden beichten, sondern dem ich mein ganzes Herz öffnen, das Gute sowohl als das Böse darin frei zur Beurtheilung und Aufsicht aufzuheben geben, von dem ich zu meinem Wandel Verhaltungsbefehle mir holen und der aus christlichem Eifer, ungeachtet meiner Unliebenswürdigkeit, genug mich lieben kann, um auch außer der Beichte und unaufgefordert, wie Väter mit ihren Kindern

---

[62]) Aus einem Schreiben an den Kurfürsten vom 14. Mai 1786. Aus Fürstenberg's Nachlaß.

[63]) Schlüter, Briefw. u. Tageb. 1874. S. 149.

[64]) Schlüter, Neue Folge 377.

zu thun pflegen, mich zu beobachten, zu prüfen, zu strafen, zu trösten, zu ermahnen — kurz, für meine Seele wie für die seinige zu sorgen." Diesen Mann voll Salbung und Liebe, fährt sie auf ihn deutend fort, habe sie gefunden, doch „nicht meinem Gefühle und meiner Neigung traute ich allein in dieser wichtigen Wahl dessen, dem ich meinen Willen abzutreten entschlossen bin; ich habe gebetet, gewartet und wieder gebetet, und immer denselben Mann im Grunde wiedergefunden. Nur eine Frage bleibt also übrig, um mich des Willens, der Wahl und der Leitung Gottes in dieser Angelegenheit zu versichern: Findet dieser Mann auch etwas in seiner Seele, das ihn zur Uebernahme der Sorge für die meinige geneigt macht? . . Diese Frage, ehrwürdiger Mann, können Sie allein mir beantworten; Ihre Entscheidung werde ich als Ausspruch und Zeichen des göttlichen Willens in dieser wichtigen Epoche einer neuen (geistigen) Gährung in meiner Seele verehren und mich ihr, sollte sie auch nicht günstig sein, unterwerfen. Indessen kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß Christus zwischen uns ein Band der Liebe und des Zutrauens werde und bleibe, die er mir für Sie in's Herz gepflanzt hat, das folglich nie erlöschen kann. — Ewig Ihre ehrfurchtsvolle Freundin und, so Gott will, stets gehorsames Kind — Amalia" [65]).

Overberg trug zuerst großes Bedenken, diesem Wunsche Folge zu leisten, aber auf den Rath eines verständigen Freundes hin entschloß er sich endlich dazu. Er zog nun bald (Anfangs 1789) [66]) in der Fürstin Haus, blieb dort und war bis zu ihrem Tode (1806) ihr täglicher Tischgenosse [67]). Die zwischen Beiden eingegangene Verbindung dauerte siebenzehn Jahre [68]). Katerkamp, viele Jahre hindurch täglicher Zeuge derselben, steht nicht an [69]), sie mit jenem Verhältniß zu vergleichen, das zwischen dem h. Hieronymus und der h. Paula, zwischen Johannes vom Kreuz und der h. Theresia, zwischen Franz von Sales und Francisca von Chantal bestanden hat.

In der That war es die ungetrübteste und lauterste Verbindung im Leben der Fürstin, zugleich aber auch ein hoch erbauliches Verhältniß: eine Frau, den höchsten Ständen angehörend, mit männlich starkem Charakter, mit einem Geiste reich an Kenntnissen, und einem Herzen voll tiefer, edler Gefühle gibt sich aus freien Stücken mit dem Gehorsam eines Kindes gegen seinen Vater an einen Mann hin, der ein halbes Jahrzehnt jünger ist als sie, der in allem, was insgemein hoch gilt in der

---

[65]) Katerkamp, a. a. O. S. 62—166.

[66]) Historisch-politische Blätter. LXXXIII. 571. — [67]) Reinermann a. a. O. 45 ff.

[68]) Am 12. Januar 1789 wurde ihr „Bund mit dem Vater" geschlossen. Vgl. Schlüter, Neue Folge 401. — [69]) Katerkamp a. a. O. 167.

Welt, ihr nachsteht, und nur das voraus hat, daß er ein seelenkundiger, demüthiger Priester ist.

Und eben dieser Gehorsam, dieses Hingeben des eigenen Willens um Gottes willen[70]) ist das sicherste Criterium der Echtheit ihrer Asceſe. Sie betrachtete nach dem Rathe des Bischofs von Genf[71]) ihren geistlichen Führer nicht wie einen bloßen Menschen, sondern mehr als einen Engel, der ihr, wie damals dem jungen Tobias auf der Reise nach Rages, von Gott gesandt sei, und dem auch alles, was dem Heile der zu leitenden Seele ersprießlich, von oben her in's Herz und in den Mund gelegt würde. Und so hörte sie ihn an wie einen Engel, der vom Himmel herabgestiegen, um sie hinaufzuführen. Ihm will sie „alles getreulich vorstellen" und sich „seinem Ausspruch mit Gehorsam unterwerfen."[72]) Sie nannte ihn „Vater, Väterchen", und verkehrte mit ihm in der offenherzigsten Aufrichtigkeit und mit der Treue des Kindes. Sie beichtete ihm ihre Fehler, empfing von ihm geistliche Arzneien, holte bei ihm Trost und Hülfe in Leibes- und Seelennöthen, pflegte mit ihm die Gemeinschaft des Gebetes und statuirte so „das größte und sicherste Kennzeichen wahrer Freundschaft" zwischen Beiden, welche nämlich nach ihren Worten darin besteht, daß „zwei in ihren innersten Herzensgebeten zu Gott immer ohne Anstand und Zweifel, ohne Bedenken und Einschränkung sagen dürfen: »Wir«".

In Wahrheit eine Freundschaft, die stark und milde, heilig und auf Heiligkeit gerichtet, ganz geistlich und ganz christlich war, und darum auch für Beide, vornehmlich aber für die Fürstin, sich höchst segensreich erwiesen hat. „Die Harmonie zwischen Vater und mir," so bekannte sie freudig[73]), „ist jetzt so groß, daß, wenn ich auf die große Hülfe, auf den Trost und die Erleichterung reflectire, die mir dadurch zufließt, diese Reflexion jeden aufkeimenden Gedanken von Klagen über die übrigen Beschwernisse, die mich etwa drücken, sogleich zurückweist."

Im Zuge ihrer Dankbarkeit bezeugte sie denn auch in allem, was Overberg betraf, die größte Theilnahme. „Ich bin gar nicht recht," schrieb sie einst an Stolberg[74]), „wenn Vater Overberg krank ist; nicht daß ich die geringste Unruhe fühlte, oder ihm selbe als Liebesprüfung nicht gönnte (bei seiner Unschuld sehe ich jedes Leiden mit mehr Sicherheit als bei tausend Andern dafür an); aber — ach, ich müßte mehr Zeit und Lebhaftigkeit der Phantasie haben, als ich jetzt habe, um Worte zu finden, Dir meine Empfindungen dabei darzustellen. Es ist, als wenn das Leben, was mich sonst belebt, sich nach dem Maße, daß ich ihn

---

[70]) Schlüter, Neue Folge 399. — [71]) Philothea IV. Cap. I.
[72]) Schlüter a. a. O. 175. — [73]) Schlüter, Neue Folge 433.
[74]) Aus dessen ungedrucktem Nachlaß.

erschlaffter und matter als gewöhnlich sehe, in ihn gleichsam zum Ersatze verhauchte, als wäre ich etwa nichts als ein Rohr, durch welches die Luft nur durchpassirt."

Ein anderes Mal, da Beide krank waren, schrieb sie also: „Es ist possierlich, uns Beide herumschleichen zu sehen, wie ich mit noch wankenden Füßen und vorwärts gebeugtem Leibe dem baumlangen Vater, der ganz zur Seite gebeugt seine armen Füße des Schmerzes im Rückgrad wegen kaum nachschleppen kann, zur Stütze diene und wir in diesem Aufzuge einen großen Theil des Tages die Stube auf und ab spazieren, da ihm diese, obschon mühsame Bewegung wohl thut"[75]. War Overberg genesen, so ward dies von der Fürstin als freudiges Ereigniß den Freunden mitgetheilt: „Overberg ist Gottlob meist ganz hergestellt. Gestern gingen wir zum ersten Male wieder zusammen in die Kirche."

Ganz besondere Theilnahme widmete die Fürstin der gesegneten Thätigkeit Overberg's für die Volksschule. Fürstenberg hatte, wie schon gesagt, deren Reform zu seiner Lebensaufgabe gemacht und in der Person Overberg's die trefflichste Beihülfe gefunden. Beide Männer waren einig in der Verurtheilung der damals herrschenden Jugend-Erziehung, welche nichts als eine egoistische, flache, selbstzufriedene Aufklärerei den Glauben an die erziehliche Kraft der Religion, an patriarchalische Autorität verwarf und die revolutionären Theorieen Locke's und Rousseau's in der Schule geltend zu machen suchte; sie waren auch einig in den Principien, auf welchen die Reform des Volksschulwesens sich zu vollziehen habe, sofern die Schule ihre in damaliger Zeit doppelt wichtige Aufgabe nach Gebühr erfüllen sollte.

Fürstenberg's diesbezügliche Grundsätze[76] lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Die Aufgabe der Volksschule ist die Bildung des heranwachsenden Menschen und zwar des ganzen Menschen, nicht bloß seines Verstandes, sondern mehr noch seines Herzens und Willens. Darum ist die Erziehung vom Unterrichte nicht zu trennen, sie ist vielmehr das Erste und Wichtigste, und der Unterricht ein ihr dienendes Mittel. Jene findet ihr letztes Ziel in Gott, ihr Vorbild und Ideal in der heiligsten Person Jesu Christi. Darum muß Religion und zwar die positiv christliche Religion und Moral Grundlage und Hauptmittel der Erziehung und des Unterrichtes sein. Da aber die Kirche die gottgesetzte Hüterin und Lehrerin jener ist, so haben die Kirche und die ihr angehörenden Familien unbestreitbare Rechte und auch Pflichten gegenüber der die Bildung der Jugend bezweckenden Volksschule. Durch diesen berechtigten Einfluß werden aber

---

[75]) Aus Stolberg's schriftlichem Nachlaß.

[76]) Vgl. Historisch-politische Blätter LXXXIII. 405 ff.

die Interessen des Staates keineswegs geschädigt, sondern vielmehr in Wahrheit und auf's beste gefördert.

Ganz dieselben Anschauungen hat auch Overberg vertreten. Er hat sie nicht nur zur Grundlage seiner praktischen Thätigkeit gemacht, sondern auch in seinen einschlägigen Schriften, insbesondere in der „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstift Münster (Münster 1793)", an zahlreichen Stellen sich unzweideutig zu denselben bekannt [77]). Anlage und Inhalt dieser Schrift sind sowohl für die Charakteristik Overberg's als des Münster'schen Freundeskreises sehr bedeutsam. Bei dem engen gesellschaftlichen und seelischen Verkehr seiner Glieder untereinander und ihren gleichen Grundsätzen und Zwecken legt sich von vornherein die Vermuthung nahe, daß die beiden hervorragendsten Persönlichkeiten desselben, Fürstenberg und auch die Fürstin Gallitzin, auf das so wichtige Unternehmen Overberg's nicht bloß bedeutenden Einfluß ausgeübt, sondern auch an der Abfassung positiv sich betheiligt haben. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit erhoben durch das bestimmte Zeugniß von Voß [78]), der die Münsteraner in Eutin kennen gelernt hatte, sowie durch die eigene Aussage der Fürstin in ihren Tagebüchern [79]), daß sie viel an dem „Schulmeisterbuch" gearbeitet habe. Es war ein vortreffliches Werk, besser als irgend ein ähnliches aus jener Zeit, indem es neben den Bedürfnissen des Geistes auch denen des Herzens gerecht zu werden und Psychologie, Logik und Dialektik mit religiöser Innerlichkeit zu paaren verstand. Der große Segen aber, welcher durch dasselbe so vielen Einzelnen wie dem ganzen Lande vermittelt worden, ist zum nicht geringen Theile der thätigen Mitwirkung der Fürstin zuzuschreiben.

Daneben hat sie noch auf mancherlei andere Weise die Bestrebungen ihrer Freunde für das Volksschulwesen im Münsterlande zu fördern gesucht: sie besuchte häufig die Schulen, wohnte gern den öffentlichen Prüfungen bei, lud die Kinder zu ihren ländlichen Festen ein, beschenkte sie mit nützlichen Büchern, unterstützte bedürftige Schullehrerfamilien und scheute überhaupt für Schulzwecke keinerlei Opfer an Zeit oder Geld. Auch an dem Zustandekommen der berühmt gewordenen Schulverordnung vom Jahre 1801 hat sie nachweisbaren Antheil gehabt.

Gewiß mußte alles das Overberg's Verehrung gegen sie noch vermehren und die gegenseitige Verbindung stets inniger und fester gestalten. In der That hat denn auch der edele Priester mit der fürstlichen Frau Freud' und Leid bis zu ihrem Tode getheilt: er hat sie und Fürsten-

---

[77]) Den nähern Nachweis s. in den Historisch-politischen Blättern LXXXIII. S. 648 ff.

[78]) Paulus, Sophronizon III. 23. — [79]) Schlüter, Neue Folge 454.

berg auf ihren größern Reisen begleitet, hat mit ihr die Armen und Kranken besucht, die große Sorge um ihre Kinder mit ihr getheilt, ihren Studien und Bestrebungen lebendigen Antheil geschenkt, und so wiederum seinerseits sowohl in der Geistesbildung wie in der christlichen Vollkommenheit durch die Freundin heilsame Förderung erfahren. Voll dankbarer Gesinnung gegen die fromme Freundin nannte er sie seinen „Schutzengel“ und „mulier fortis“, an welcher ihm sichtbar zu werden scheine, was St. Paulus sagt: „Virtus in infirmitate perficitur“. An Stolberg aber schrieb er: „Wenn ich auch sonst keinen Grund hätte, Sie, Herr Graf, besonders zu schätzen und zu lieben, so würde schon dies allein dazu hinreichen, daß Sie diejenige so schätzen und lieben, die unter allen lebenden Menschen meinem Herzen die Wertheste, Liebste und Verehrungswürdigste ist. Gott erhalte sie! Sie ist wahrlich in unserer Zeit ein Kleinod, aber noch zu wenig gekannt von Vielen, denen es nützlich sein könnte, sie zu kennen. Wieder schweife ich ja in Lob aus, das sonst nicht meine Art ist!“ [80])

Als sie gestorben war, schrieb er an die Gräfin Stolberg: „Sie war mir Tochter und Mutter, und Schwester und Freundin!“ [81]). Das ist die kürzeste und beste Bezeichnung des Verhältnisses zwischen der Fürstin und Overberg.

VIII.

Die fürstlichen Kinder und die Brüder von Droste [82]).

Die Fürstin von Gallitzin beschränkte in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Münster ihren Umgang fast allein auf Fürstenberg und seine gelehrten Freunde. Ihr Eifer für die Erziehung ihrer Kinder, und der Trieb, mit wissenschaftlichen Kenntnissen sich möglichst zu bereichern, ließ sie mit Absicht fast jeder nähern gesellschaftlichen Verbindung, weil zeitraubend, aus dem Wege gehen. Mit der Zeit aber traten einzelne Familien des Münster'schen Adels, denen trotz der anfangs angestaunten Sonderbarkeiten der merkwürdigen Frau schon bald deren hoher Geist und edler Charakter hohe Achtung einflößte, zu ihr in nähere Bekanntschaft, und zwar durch Vermittelung des Herrn von Fürstenberg. So auch der Erbdrost des Fürstbisthums Münster, Freiherr Clemens August

[80]) d. d. Münster, 10. Juni 1794. — Aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß.

[81]) Katerkamp a. a. O. 176.

[82]) Die Belege und Citate dieses Abschnittes sind, so weit nicht anders angegeben, dem ungedruckten Nachlaß der Fürstin, ihrer Kinder und der Droste'schen Brüder entnommen.

von Droste-Vischering, der mit seiner Familie abwechselnd in Münster oder auf dem nicht fern liegenden Familiengute Darfeld weilte. Mit den Jahren, namentlich seitdem die Fürstin eine eifrige Katholikin geworden, ward auch jenes Verhältniß ein vertrauteres, und als im Jahre 1787 des Erbdrosten älteste Söhne Adolph und Caspar, und einige Jahre später deren jüngere Brüder Franz und Clemens in Begleitung ihres bisherigen Hauslehrers Katerkamp zum Besuche der Universität nach Münster kamen, wurden auch sie, von Fürstenberg überdies warm empfohlen, gern gesehene Gäste im Gallitzin'schen Hause.

Die Fürstin faßte bald zu den jugendfrischen, wohlgearteten Jünglingen eine so warme, mütterliche Zuneigung, daß sie dieselben die geliebten Kinder ihres Herzens, ihre Quasi-Söhne, und sich selbst deren Mutter nannte. Diese hinwiederum wurden von herzlicher Liebe und unbegrenzter Verehrung gegen die Fürstin erfüllt und redeten von ihr nur als von ihrer geliebten Mutter Amalia. „Die liebe Fürstin," schrieb einst Caspar an Nicolovius, „steht zwischen uns gleichsam wie unsere Mutter, die uns mit ihrer Kraft zum Guten säugt. — Wir lieben und ehren die gute Fürstin als unsere Mutter" [83]).

Diese mochte eine enge Verbindung mit den jungen Freiherren von Droste um so lieber sehen, als sie davon einen segensreichen Einfluß auf ihre eigenen Kinder erhoffen durfte. Ihre Tochter Marianne (Mimi) und ihr Sohn Demetrius (Mitri) [84]) waren von ziemlich gleichem Alter mit Adolph und Caspar und nur zwei bis drei Jahre älter als Franz und Clemens. Aehnliche Lebensstellung, gleiche Grundsätze und Ziele und die Allen gemeinsame Verehrung und Liebe gegen die Fürstin hatten die jugendlichen Herzen schnell und dauernd aneinandergeschlossen. Die „guten Erbdrostenkinder", wie sie in den Aufzeichnungen der Fürstin heißen, nahmen sowohl an den berühmt gewordenen Abendunterhaltungen im Gallitzin'schen Hause, wie an den Spielen, Erholungen und Ausflügen, an den frohen und ernsten Festen lebhaften Antheil, wie solche das gemeinsame Leben im Freundeskreise während des Jahres mit sich brachte; auch wohnten sie oft bestimmten Unterrichtsstunden bei, welche die Fürstin persönlich ihren Kindern gab.

Es liegt auf der Hand, daß im lebendigen Verkehr mit so geistesthätigen und geistvollen Menschen, selbst auch da, wo Scherz und Erholung auf der Tagesordnung stand, strebsame Jünglinge für Geist und Herz die reichste Nahrung fanden, daß insbesondere die geistige Einwirkung jener seltenen Frau, die nach übereinstimmendem Zeugniß ihrer

[83]) Aus Nicolovius' Nachlaß.

[84]) Vgl. über ihn Lemcke, Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Gallitzin. (Münster 1861.) — S. M. Brownson, life of D. G., prince and priest. (New-York 1873.)

Zeitgenossen auf die verschiedensten, und auch auf männlich starke Naturen ihre Zauberkraft ausübte, von um so größerer Bedeutung sein mußte, sobald es sich, wie hier, um die Einwirkung auf jugendliche Gemüther handelte, die allem Guten aufgeschlossen waren und ein durch guten Willen, durch entgegenkommende Liebe und Verehrung bereitetes, doppelt fruchtbares Erdreich boten. Die Fürstin hat denn auch in persönlichem und schriftlichem Verkehr, in Wort und Beispiel, in Briefen und längern Aufsätzen anregend und mahnend auf die Brüder eingewirkt; sie ist in der That deren zweite Mutter und Erzieherin gewesen.

Es wird hier an der Stelle sein, in Kürze die Grundsätze zu besprechen, welche die Fürstin in der Erziehung ihrer Kinder befolgt hat. Daß sie vor wie nach ihrer religiösen Umkehr die gute Erziehung derselben als ihre erste und wichtigste Pflicht betrachtete, ist bereits gesagt worden. Aber hatte sie vordem unter der Einwirkung des philosophischen Systems ihres Freundes Hemsterhuis als ihre erziehliche Aufgabe die harmonische Ausbildung der Seelenvermögen der Kinder für den selbständigen Willen zur Erzielung einer Art philosophischer oder natürlicher Tugend und Glückseligkeit angesehen, so lebte sie jetzt der Ueberzeugung, daß die wahre Pädagogik nicht bloß auf die Ausbildung der Kinder zu natürlich guten und für ihre spätere Bestimmung tüchtigen, sondern auch zu religiös-tugendhaften Menschen gerichtet sein müßte: mit einem Worte, sie wollte von nun an ihre und die ihrer Sorge anvertrauten Kinder für Gott erziehen. Das war fortan das Ziel ihrer Arbeiten und der Inhalt ihrer Gebete: einst, wo sie vor Gottes Gericht stände, sagen zu können: „Herr, ich bringe Dir hier Alle, die Du mir gegeben hast; es ist Keiner verloren, auch nicht Einer“ [85]).

Um aber jenes Ziel erreichen zu können, hielt sie es für nothwendig, daß die Erziehung gleich anfangs auf religiöse Grundlage gestellt würde, und sie hat es oft und laut genug beklagt, aus Mangel an Glauben dieser Stütze so spät sich bedient zu haben. Katerkamp erzählt [86]), sie habe einst in einer vertraulichen Unterredung mit Overberg und ihm selbst auf eine bekannte vornehme Familie — die von Droste-Vischering — Bezug genommen, deren Kinder ihres zarten, christlichen Sinnes wegen ihrem Herzen lieb und theuer wären, und habe es dem Glauben der Eltern zugeschrieben, daß die Erziehung bei weit geringerem Aufwand von Kraft und Anstrengung, als sie angewendet zu haben sich bewußt gewesen, so gut gelungen sei; denn wie zu Allem, so sei besonders für das wichtige Werk der Erziehung die göttliche Gnade nothwendig, wie sie durch den Glauben an Christus, durch Gebet und gottseligen Wandel

[85]) Schlüter, Neue Folge 175. — [86]) In seinen Denkwürdigkeiten S. 82.

vom Himmel herabgerufen werde. Zudem war es ihre Ueberzeugung, daß in Momenten schwerer Versuchung nimmer das im Gebiete natürlicher Moral sich bewegende sittliche Gefühl, oder die gebietende Vernunft, sondern nur das durch die Religion zu einer innern Stimme Gottes umgeschaffene Gewissen die nöthige Widerstandskraft leisten könne. Darum richtete sie das Augenmerk ihrer Kinder auf den allwissenden, allgegenwärtigen Gott, auf seine Gerechtigkeit, die nach Verdienst belohnt oder bestraft, vornehmlich aber auf die Liebe und Barmherzigkeit, wie sie in der Erlösung Christi sich kundgibt.

Da aber die Fürstin die Macht des Beispiels kannte, so suchte sie zunächst selbst ihren Kindern mit einem guten Beispiele voranzugehen; und mit welchem Ernst und Eifer, das zeigen die betreffenden Vorsätze in den Tagebüchern, worin sie seit der religiösen Wandlung alle auf ihr inneres Leben bezüglichen Erlebnisse des Tages aufzeichnete, sodann die bittern Klagen ihres Gewissens, wenn sie aus Uebereilung denselben untreu geworden zu sein vermeinte, wie auch das übereinstimmende Zeugniß von Freund und Feind für ihren christlichen Lebenswandel.

Nicht minder war sie bestrebt, ihre Kinder überhaupt in eine tugendhafte Umgebung zu stellen, insbesondere sie mit solchen jungen Leuten Freundschaft schließen zu lassen, von deren braven Gesinnungen und Handlungen sie einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Kinder sich versprechen durfte. Und so erschienen ihr die Droste'schen Brüder wie von Gott geschickt. Sie hat später öfters Gelegenheit genommen, jene wohlthätige Einwirkung zu bezeugen und ihre Dankbarkeit dafür an den Tag zu legen. So schrieb sie im Herbst 1792 anläßlich eines Umstandes und in pädagogischer Absicht einen längern Brief an Adolph, den ältesten der Brüder, worin es also heißt: „Wenn Ihnen, lieber, edler Jüngling, beim Lesen dieses Schreibens nur ein Theil dessen zu Sinne kommt, was Sie wissen, das ich gethan (denn Alles wissen Sie bei weitem nicht), um die Verbindung, die zwischen meinem Sohne und Ihnen nebst Ihren Brüdern sich von Kindheit entsponnen hat, wie sie es unter ihren Umständen auch beinahe mußte, und selbe als den Keim einer zukünftigen wahren Freundschaft zu pflegen, so wird Ihnen wohl der Verdacht nicht beifallen, daß ich sie jetzt stören möchte. Vielleicht wird Gott Ihnen im Gegentheil eingegeben haben, daß nur ein starkes Verlangen, diesen Keim zur Freundschaft anwachsen zu sehen, die ich in meinen süßesten Träumen aus ihm hoffte, die Triebfeder zu einem so langen und in meinen Umständen mir nicht wenig beschwerlichen Briefe hergeben konnte.“ Weiterhin bemerkt sie, daß sie nie genug danken könne für die an Mitri sichtbar gewordenen guten Einflüsse seitens der Brüder, „die den guten Weg zu wandeln sich so entschlossen zeigten,“

und welche sie daher ihrem Sohne „so oft zum Beispiele und zur Nacheiferung vorgestellt" habe. „Liebe, gute Kinder," so wendet sie sich zum Schlusse an die vier Brüder, „Sie erlauben ja meinem wahrlich für Sie mütterlichen Herzen die Freude, Sie so zu nennen."

Noch mehr, in einem Briefe an Katerkamp [87]) sagt sie, daß sie rücksichtlich des Nutzens, den *sie selbst* aus dem Umgang mit ihm und den Droste'schen Brüdern gezogen, in der That deren „Schuldnerin in großem Maße" sei. Und gewiß kam es ihr von Herzen, als sie einst den glückwünschenden Brüdern dankend und bittend also erwiderte: „So eben erhalte ich Ihre Briefe. Gott lohne Ihnen, meine herzlich lieben Kinder, Ihre freundschaftliche Theilnahme an meinem Geburtstage — und den Trost, den Ihre Briefe mir bringen. Die Stelle aus dem Klopstock hat mich sehr gerührt. O, Sie wissen nicht, wie passend die letzte Strophe! Doch der die dunkele Bahn führt, ist ja derselbe, der den Staub erwecken kann. Fahren Sie doch fort, meine Geliebten, zum großen Erwecker zu bitten, daß Er meinen und meines Sohnes Staub erwecken wolle, und lassen Sie uns, die wir es in unserer Schwachheit mit Jesus Christus doch noch redlich meinen, *uns immer fester aneinander schließen und halten*" [88]).

So benutzte die Fürstin im Plane ihrer Erziehung das Band wahrer Freundschaft als Mittel zur gegenseitigen Förderung in der christlichen Vollkommenheit. In dem oben berührten Briefe sagt sie ausdrücklich, „daß wahre, zu Gott führende Freundschaft den verbundenen Freunden, soll sie diesen Namen verdienen, ein Hülfsmittel sein muß zur allmäligen Tödtung der Eigenliebe. Eins der Mittel, deren sich wahre Freundschaft zu diesem Zwecke zu bedienen pflegt, ist .... gerade das, was Sie und mein Sohn sich in Ihren gegenseitigen Briefen so oft vorgeschlagen haben: sich gegenseitig Fehler sagen, die man an einander bemerkt, sich gegenseitig Fehler gestehen, die man an sich bemerkt." Es sind noch manche der erwähnten Briefe zwischen den fürstlichen Kindern und den Brüdern von Droste vorhanden; man kann dieselben nicht ohne Rührung und Erbauung lesen und wird mit Achtung gegen jene erfüllt, die in noch jungen Jahren schon so muthvoll den Kampf des Lebens kämpften und so ernst zur Höhe christlicher Tugend emporstrebten.

Bei den Drosten war ein solches Streben schon durch die Erziehung im Elternhause geweckt worden; und was darin die Fürstin rücksichtlich ihrer Kinder früher hatte fehlen lassen, suchte sie nun durch verdoppelten Eifer nachzuholen, indem sie nicht bloß durch Wort und Beispiel, sondern auch durch das Mittel einer mehr und mehr geläuterten religiösen

---

[87]) Liesching 116. — [88]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.

Erkenntniß auf deren Willen vortheilhaft einzuwirken bestrebt war. In dieser Beziehung hielt sie den Religionsunterricht für besonders wichtig, den sie selbst und zwar nur nach jedesmaliger ernster Vorbereitung und mit dem hingebendsten Eifer ertheilte; zu bestimmten Zeiten ließ sie dann ihre Kinder von Overberg und andern Theologen examiniren. Daneben erklärte sie passende Stellen aus der Bibel, las ihnen am Sonntage im Beisein ihrer Dienstboten — und wenn sie in Angelmodde wohnten, auch der umwohnenden Bauersleute — eine gute Predigt vor und war bestrebt, daß die Kinder das Gelernte auch im Leben zur Anwendung brachten [89]).

Der fromme, erfahrungsreiche Overberg war hier in Allem der Fürstin rechte Hand. Mit ihm besprach sie sich über die geeignetste Weise, diesen oder jenen schwierigen Punkt den Kindern verständlich und nützlich vorzutragen. Auch besuchte sie fast regelmäßig die Religionsstunden, welche Overberg an den Sonntagen den Kindern der Freischule im französischen Kloster ertheilte. Dorthin begleiteten sie ihre Kinder und die Droste'schen Brüder. Nach Hause zurückgekehrt brachte dann ein Jeder zu Papier, was er vom Gehörten im Gedächtniß behalten. Als Franz und Clemens noch im Elternhause zu Darfeld wohnten, wurden ihnen die so niedergeschriebenen Katechesen von den in Münster weilenden ältern Brüdern herübergesandt, späterhin, in der Ferienzeit, besorgte Mitri die Zusendung der Overberg'schen Katechesen, welche dann bei den Brüdern zum Zwecke der Durchlesung die Runde machten und des Sonntags vor den versammelten Hausgenossen von einem der Brüder vorgelesen wurden.

Die Kinder der Fürstin hatten erst spät, am 3. Juni 1787, in der Pfarrkirche zu Angelmodde die erste h. Communion empfangen. Seitdem gingen sie dann stets in Gemeinschaft mit der Mutter zu den h. Sacramenten. Auch die Droste'schen Freunde betheiligten sich, wenn es füglich geschehen konnte; überhaupt pflegten sie, mehrfachen Andeutungen in den uns vorliegenden Briefen zufolge, häufig ihre „Andacht" zu verrichten, wie es damals hieß.

Am Dreifaltigkeits-Sonntage des Jahres 1792 [90]) empfingen die Kinder der Fürstin nach abgelegter Generalbeicht in Rheine die h. Firmung.

---

[89]) Schlüter, Neue Folge 279, 223, 236, 286 u. a.

[90]) So nach den Andeutungen bei Schlüter, Neue Folge 448—51 und dem vom Erbdrosten Adolph an der Spitze des unten folgenden Briefes von Clemens vermerkten Datum des Empfanges desselben: „Neapel, den 14. Juli 1792". Clemens hat kein Datum beigefügt. — Lemcke (p. 69) verwechselt den Tag der ersten hl. Communion mit dem des Empfanges der hl. Firmung, indem er letztern auf den Dreifaltigkeits-Sonntag 1787, somit 5 Jahre zu früh setzt.

Die Mutter war bestrebt gewesen, eine möglichst gute Vorbereitung der Kinder auf dieses Sacrament zu erzielen, das sie, wie die Selbstanklage in ihren Tagebüchern sagt, ehemals in ihrer Unwissenheit mißbraucht habe. Vater Overberg und die andern frommen Freunde hatten ihre Fürbitte für jene eingelegt, und so vollzog sich der heilige Act zur höchsten Freude der Mutter mit fast sichtbarer Wirkung an den Seelen der Firmlinge. Nach ihrer Rückkehr von Rheine ward ein religiöses Fest veranstaltet, wozu natürlich auch die jüngern Brüder von Droste eingeladen wurden; die ältern befanden sich eben auf ihrer Reise in Italien. Der neunzehnjährige Clemens, der spätere Erzbischof von Köln, war von dem Eindruck, den das Fest auf ihn gemacht und von der Freude über das Glück, das seinem „liebsten Freunde" Mitri widerfahren, ganz hingenommen. Noch voll Begeisterung sagte er diesem nach der Feier die Worte „in's Ohr": „Ich hoffe, du wirst behalten, was du empfangen hast!" An seine Brüder in Italien aber schrieb er: „Es hat mich sehr bewegt und thut es noch, wenn ich denke: ›Siehe, da ist dein liebster Freund voll des heiligen Geistes, der alle Wahrheit lehrt, der tröstet, der stärkt, den Jesus gesendet hat. O, wie müssen die Engel im Himmel sich gefreut haben! Nun, der Gott, der Mitri und Mimi den h. Geist gab, gab ihn uns Allen und läßt ihn hoffentlich uns Allen, auf daß wir ihn und den er gesendet hat, erkennen.‹"

Die Religion war mit Recht Grundlage und vornehmstes Mittel im Erziehungsplane der Fürstin. Die Wissenschaften sollten weitere Hülfsmittel, keineswegs aber Selbstzweck sein. In dem Sinne griff der Unterricht an der rechten Stelle ein. Er sollte den Verstand der Kinder schärfen und ihren Geist üben und befestigen in der Erkenntniß der Wahrheit, um zunächst zur guten Erfüllung der künftigen Berufspflichten vorzubereiten und eben dadurch im letzten Grunde wiederum dem höchsten Endzweck des Menschen zu dienen. Mit andern Worten: die Fürstin ging ganz von dem Gesichtspunkt aus, die Wissenschaft „als Erzieher, nämlich als ein solcher zu lehren, dem es erste Pflicht und erstes Seelenbedürfniß ist, daß diese Wissenschaften alle in Verbindung treten und auf einen Punkt hingerichtet seien, alle auf einen Punkt zusammen dahin wirken, vor allem einen gottesfürchtigen, gottgefälligen, vornehmlich Gott suchenden Menschen zu bilden" [91]). So sagt sie selbst in einem Briefe an Fürstenberg. Diese gute Absicht blieb an ihren Kindern nicht unerreicht. „Alles Wissenschaftliche auf Gott zurückzuführen," — schrieb Mitri im Frühjahr 1791 an einen der Droste'schen Brüder — habe ich von Mama gelernt. Wollte Gott, ich wendete es eben

[91]) Schlüter, Tagebücher u. s. w. 1874 S. 35 f.

so gut als sie auch praktisch auf mich an, auf meine Handlungen, auf mein Thun und Lassen. Die Praxis allein wird uns zum Himmel führen. Diese Erkenntniß hoffe ich unter andern auch durch dein und der Deinigen Gebet zu benutzen. Dann allein, wenn das nämliche Streben anhaltend, aufrichtig und wechselseitig ist, kann die Freundschaft recht vollkommen, nämlich Gott recht gefällig sein."

Die Fürstin pflegte neben dem Religions-Unterrichte auch die meisten übrigen Lehrfächer ihren Kindern persönlich zu ertheilen, vornehmlich aus dem Grunde, weil sie fürchtete, daß fremde Lehrer eben die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, welche sie durch längeres Nachdenken, Erfahrung und vielfältigen Rath gewonnen hatten, weniger streng beobachten und wohl auch nur selten sich bestreben würden, gerade den richtigen Punkt kennen zu lernen, wo sie von den Kindern am besten könnten verstanden werden. Die Geistlichen, welche sie auf Fürstenberg's und Overberg's Rath in ihr Haus aufgenommen — zuerst Haase, dann Wiggermann — hatten bloß die Aufsicht während des Privatstudiums oder bei ihrer Abwesenheit, sowie die Pflicht der Repetition in einzelnen Fächern. Der Unterricht in der klassischen Literatur und in der deutschen Geschichte wurde ausnahmsweise durch die Professoren Kistemaker und Sprickmann ertheilt. Ueber der lateinischen, griechischen und französischen Sprache blieben natürlich die Lieblingsfächer ihres Freundes Fürstenberg, die Mathematik, Logik und Psychologie, nicht vergessen[92]). Vor allem betrachtete die Fürstin letztere als ein gewichtiges Mittel für die gute Erziehung. Schon früh, noch vor ihrer religiösen Umwandlung, hatte sie die Aufmerksamkeit ihrer Kinder auf die Beschaffenheit der menschlichen Seele, ihre Grundtriebe und Zustände hinzulenken gesucht. Die Psychologie galt ihr damals als jene Wissenschaft, die allein im Stande sei, dem Menschen die entferntesten Ursachen und wahrhaften Quellen seiner Irrthümer zu zeigen, sie war ihr die Wissenschaft der Glückseligkeit, welche auch das Kind frühzeitig als solche liebgewinnen und durch sie eine Art intuitiver Selbstkenntniß erlangen sollte. In der Form von lebendig fortschreitenden Dialogen hatte sie den Kindern die psychologischen Lehren verständlich und ihr Herz für dieselben empfänglich zu machen gesucht[93]). Auch später wurde das Studium der Psychologie emsig weiter betrieben, jedoch mit der nöthigen Beschränkung auf ihren Charakter als Hülfsmittel zur Erreichung hauptsächlich religiöser Zwecke. Sie trug in bestimmten Stunden über psychologische Themata zur Anleitung und Uebung in der Selbstkenntniß frei oder nach schriftlichen Ausarbeitungen

[92]) Vgl. auch Wagner, Sömmering's Leben I. 77.
[93]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis 118, 120, 115.

vor, verfaßte auch längere Abhandlungen über verwandte Gegenstände, und sandte solche auch an ihre Droste'schen „Adoptivkinder". Ein uns vorliegender Aufsatz dieser Art handelt in sehr scharfsinniger und schöner Weise „über Wahrheit und Liebe". Das waren ja die Leitsterne ihres Lebens und die Zielpunkte ihres gewaltigen Strebens. Sie sind es auch für ihre Schüler geworden.

Was so die Fürstin mündlich oder schriftlich ihren Kindern entwickelt hatte, wurde hernach repetirt oder auch schriftlich wiedergegeben. Nach ihrem Beispiele mußte denn auch jedes ein moralisches Tagebuch führen, die Gewissenserforschung vor der Beicht schriftlich machen und des Abends vor der Betrachtung die tägliche Gewissenserforschung vornehmen. Als sehr geeignetes moralisches Hülfsmittel betonte dabei die fürstliche Lehrerin die Reflexion über die Folgen der Handlungen, welche je nach Beschaffenheit dieser gute oder böse sind. Die Drosten betheiligten sich lebhaft an jenen psychologisch-moralischen Uebungen, die nicht bloß in bestimmten Stunden, sondern auch bei Abendunterhaltungen und auf Spaziergängen vorgenommen wurden; auch sie pflegten dann das Gehörte zu Papier zu bringen, machten wie die fürstlichen Kinder ihre Reflexionen über geschehene Handlungen und fertigten auch später noch eine Art moralischen Tagebuches an.

Neben der geistigen Ausbildung der Kinder war die körperliche im Erziehungsplane der Fürstin nicht vergessen worden. Unter ihrer oder des Fechtmeisters Miquel Aufsicht mußten sie reiten, fechten, voltigiren, klettern, tanzen, schwimmen. Hierdurch, wie durch tägliche kalte Bäder, die nach damaliger Gesundheitslehre als vorzügliches Stärkungsmittel galten, sollte zunächst Gewandtheit und Körperkraft erzielt, der Verzärtelung vorgebeugt und mittelbar der Wille zur Uebernahme und leichten Ertragung von Anstrengungen und unangenehmen Eindrücken gekräftigt werden. Zu demselben Zwecke wurden dann auch gemeinsame Fußtouren und Jagdausflüge gemacht.

Zum Theil dienten auch die im Freundeskreise stattfindenden Freudenfeste den Zwecken der Erziehung. So wurden nicht selten sogenannte Kinderbälle arrangirt, die zuweilen in den Räumen des Gallitzin'schen Hauses in der Stadt, meistens aber auf der großen Tenne des Pachthofes zu Angelmodde abgehalten wurden. „Musikanten mit Trompeten" kamen von Münster herübergezogen. Alle braven Kinder der Nachbarschaft, oft auch die Kinder aus Overberg's Schule wurden dazu eingeladen und nach beendeter Festlichkeit mit Punsch und Kuchen regalirt[94]). Die gemeinsamen Freunde, Fürstenberg, Overberg, Bucholz, Druffel, die Professoren

[94]) Neue Folge, 66.

Sprickmann, Kistemaker, Ueberwasser u. A.[95]) waren zugegen, indem sie in getrennten Gruppen abseits stehend bald der Unterhaltung pflegten, bald dem muntern Spiel der Jugend zuschauten, oder auch selbst Theil am Tanze nahmen. Die Fürstin pflegte öfters, wie sie selbst berichtet, „schier alle Tänze mitzutanzen — um den Kindern Freude zu machen und ihren kleinen Ball zu animiren“[96]). Die Drosten nahmen unter Aufsicht ihrer Lehrer gleichfalls daran Antheil, so oft die Umstände es erlaubten, und gaben auch hier Beweise ihrer Wohlerzogenheit. Mitri hatte einst seiner Mutter erzählt, er habe bei diesen Bällen seit einiger Zeit auch auf die Locken und Kleidung der Mädchen gesehen und er bitte sie, die geputzten Mädchen lieber nicht mehr einzuladen. „Er setzte hinzu,“ — so fährt die Mutter fort, deren Tagebüchern wir diese Mittheilung entnehmen — „er habe jedoch nicht nach diesem Geschmack gehandelt, sondern mit Fleiß andere gewählt; er habe sonst wohl die Schwachheit gehabt, sich zu schämen, wenn er eine schlechte oder ungeschickt aussehende Tänzerin . . . gehabt; doch hätte er sich jetzt darüber hinweggesetzt. Die Erbdrosten-Kinder nehmen auch ohne Auswahl diejenigen, die die Andern übrig lassen. Ich bin der Verbindung mit den Erbdrosten-Kindern viel in Betreff der Erhaltung der Unschuld meines Mitri schuldig; sie sind so fromm und unschuldig, und es ist bei seiner Schwäche ein großes Glück, daß er diese Stütze in seinen schwächsten Jahren hat, sich der Unschuld und Frommheit nicht zu schämen, wozu er sonst so sehr geneigt ist, sobald er sich allein seiner Art in der Gesellschaft glaubt.“

Heut zu Tage wird man über die Ersprießlichkeit solcher Kinderbälle für die Erziehung anderer Meinung sein; andere Zeiten, andere Sitten! Bemerkenswerth sind indeß die Worte, welche der geistliche Erzieher im Droste'schen Hause, Brosius, „dieser so reine Spiegel der Gottseligkeit,“ wie ihn die Fürstin nennt, um jene Zeit an den ältesten der Droste'schen Brüder richtete: „Die Fürstin grüßt Sie; gestern waren wir bei ihr auf einem Balle, den sie den Kindern des Herrn Overberg gab, um sie von dem Herumlaufen auf der Straße bei dieser Fastnachtsgelegenheit abzuhalten. Dort wurde recht aus unschuldiger Freude gesprungen: Grundzweck alles Tanzens; könnte allen Bällen zum Beispiele dienen. Ich möchte wünschen, Sie wären dabei gewesen. Empfindelnde Geberden (um es beim gelindesten Namen zu nennen) hatten dort nicht statt.“

So benutzte die Fürstin Alles, Religion und Wissenschaft, freundschaftlichen Umgang und die Ergötzungen des Spiels und der Erholung als Mittel für eine gute Erziehung. Indeß sind schon damals wie auch heute noch sowohl rücksichtlich des Erziehungssystems als dessen praktischer

---

[95]) A. a. O. 123 u. a. — [96]) Neue Folge 63.

Anwendung mancherlei Vorwürfe gegen die Fürstin erhoben worden, zum Theil mit Unrecht, aus Unkenntniß der nähern Verhältnisse und aus Voreingenommenheit, zum Theil aber auch mit Recht. So liegt es auf der Hand, daß sie in ihrer sogenannten philosophischen Lebensperiode unter dem Einfluß ihres damaligen Evangeliums von vornherein theoretisch wie praktisch in mancherlei Fehler verfallen mußte. Ferner läßt sich nicht leugnen, daß auch später noch, trotz der eifrigst von ihr erstrebten praktischen Geistesrichtung, ihre Methode bei der Erziehung im engern Sinne, wie beim Unterrichte zu sehr auf philosophischen Stelzen sich fortbewegte. Es findet das freilich in ihrer individuellen Geistesrichtung und in der ganzen damaligen Zeitströmung seine Erklärung und Entschuldigung, wo eben Jeder, Groß und Klein, ein „Philosoph" sein wollte. Aber wie diese Richtung von schädlichen Folgen begleitet gewesen, so ist auch die davon influencirte Erziehungs-Methode der Fürstin nicht ohne gewisse Nachtheile für ihre Kinder geblieben, Nachtheile, die allerdings durch kräftige Gegenmittel wieder paralysirt wurden.

Weiterhin ist auch der Vorwurf eines beständigen Zwanges, worin sie die Kinder befangen hielt, nicht ganz ungegründet; doch entsprang derselbe andern Motiven und zeigte sich in anderer Weise und nach anderer Richtung hin, als es der Philosoph Jacobi seine Freunde glauben machen wollte. In der Seele der Fürstin waltete die Mutterliebe mit fast verzehrender Kraft, und da sie nach eigenem Geständniß mit einer Art von Leidenschaft nach fortschreitender Vollkommenheit strebte, da sie an sich selbst freilich die höchsten, an andere Menschen überhaupt hohe und an ihre Kinder noch höhere sittliche Anforderungen stellte, so machten die Unarten und Fehler ihrer Kinder, von ihr nicht selten durch das Vergrößerungsglas hyperstrenger Moral und übergroßer Mutterssorge gesehen, auf ihre ängstlich gewissenhafte, durch körperliche Krankheit oft niedergedrückte Seele den schmerzlichsten Eindruck. In Folge dessen fehlte es nicht an Aeußerungen ihrer innern Empfindlichkeit, an scharfen Vorwürfen und harten Strafen, und dies, sowie die allezeit straff gehaltenen Zügel der Erziehung mußten in der That ihre Kinder in einem Zustande beständigen Zwanges halten, der ja gemeiniglich mehr Furcht als Liebe erzeugt und dem so nöthigen Vertrauen seitens der Kinder gegenüber dem Erzieher nur zu leicht Abbruch thut.

Doch was auch immerhin an der Erziehungsweise der Fürstin getadelt werden mag, man darf nicht vergessen, daß mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und ihren eigenen ganz ungewöhnlichen Bildungsgang Vieles entschuldbar erscheint, daß selten eine Mutter mit so opfervoller Liebe, so nachhaltigem Eifer und so reiner Absicht das wahre Glück ihrer Kinder zu begründen gestrebt hat, als sie, und daß

schließlich trotz der Fehler die Resultate ihrer Erziehung hoch erfreuliche gewesen sind.

Es war Grundsatz der Fürstin, sich „von Kindheit auf um der Kinder vollständigstes Zutrauen“ zu bewerben[97]). Von unerquicklichen Zwischenfällen abgesehen, gelang ihr das trotz des ausgeübten Zwanges. Wenigstens athmen die Briefe ihrer Kinder an die Droste'schen Freunde eine vertrauensvolle Hingebung und tiefe Anhänglichkeit an ihre Mutter. Mit rührender Trauer berichten sie von der häufigen Krankheit derselben; aber helle Herzensfreude leuchtet aus jenen Worten hervor, mit denen sie dann deren Genesung vermelden. „Ich eile, Dir frohe Nachricht mitzutheilen,“ schrieb einst Mitri, als er einen Brief seiner auf Reise befindlichen Mutter, worin diese über Besserung ihrer stark angegriffenen Gesundheit berichtete, an Adolph und dessen Brüder übersandte. „Genug für uns Alle, um uns zu freuen. Lies doch diesen Brief Allen vor, Allen im Hause, die nur im Geringsten für Mama's Wohlsein Theilnahme haben, — von deiner Frau Mutter anzufangen, — und bitte Alle, unserm gemeinsamen Herrn für diese Wohlthat zu danken und um fernere Erhaltung ihrer Gesundheit, oder vielmehr Fortgang ihrer Besserung zu flehen.“ Das thaten auch die Brüder und Alle mit ihnen im Hause, so lieb und theuer galt ihnen die gute Fürstin.

Um so fruchtbareren Boden fanden denn auch die Lehren, die Mahnungen und das Beispiel der edlen Frau, die mit jedem Jahre mehr von der Religion durchdrungen ward und als wahre Schülerin von dem erschien, der gesagt hat, daß nur die, welche Gewalt brauchen, das Himmelreich an sich reißen. Gerade diese Ueberzeugung, daß der Christ Gewalt brauchen, daß er in nie ermüdendem Kampfe sich sein Ziel erringen müsse, hat vor allem klar und scharf in ihrem Leben sich ausgeprägt, und in Folge ihres Einflusses auch die Seelen ihrer Zöglinge beherrscht. Die noch vorhandene Correspondenz zwischen den fürstlichen Kindern und ihren Freunden ist ein getreuer Spiegel ihres ernsten, moralischen Strebens. Sehr bezeichnend figurirt in fast allen Briefen als dessen Symbol die flüchtig hingezeichnete Figur eines Schwertes: „das Kampfesschwert, womit St. Paulus sich selbst besiegte,“ wie es in einem Briefe des spätern Erzbischofs Clemens von Droste heißt. „Liebe Brüder in Christo!“ schrieb einst Mitri an die Darfelder Freunde, „wir wollen nicht nachlassen *im Kampfe, jeden Augenblick* von neuem anfangen, *jeden Augenblick* betrachten, als wenn dieser allein uns den Himmel erwerben müßte.“ Ein flüchtig geschriebenes Billet von desselben Hand lautet also: „Lieber Caspar! Lieber Franz und Clemens! Ich bitte .... das Wichtigste

[97]) Schlüter, Neue Folge 67.

(nämlich den geistigen Kampf, worauf wiederum die beistehende Figur des Schwertes hinweist) nicht zu vergessen. Gute Nacht, meine lieben Freunde. Wer beim Zu-Bette-gehen sich Gott lebhaft vor Augen stellt und ihn nicht wegläßt, gleichsam von der ganzen übrigen Welt abstrahirend, der wacht so wieder auf, ja, er wird auch so, wenn er die Nacht sterben sollte, aus der Welt scheiden (NB. wenn es ihm recht ernst war). So wollen wir also thun. In dieser Hinsicht will ich diesen Abend vor dem Schlafengehen für uns Alle beten. Das wollet Ihr auch thun!" — „Wir waren heute zu Angelmodde," schrieb er ein anderes Mal (3. Juni 1791) an Adolph, „beim Zurückkehren ging oder vielmehr lief ich voraus, zu Franz und Clemens hin und gab ihnen Nachricht von Mama's Befinden. Wir gingen von da zusammen mit Herrn Katerkamp über den Wall nach unserm Haus, unterhielten uns da im Garten wohl eine gute Viertelstunde, bis auch die Andern von Angelmodde wiederkamen; nun sind wir wieder von einander getrennt. Laß uns machen, daß wir einst auf ewig bei einander sein können, da bei einander sein, wo Trennung nicht mehr möglich ist. Dazu gehört aber unaufhaltsames Fechten, unaufhaltsames Stoßen mit dem — (Schwert) auf denjenigen, der nach dem Ausdruck der h. Schrift wie ein brüllender Löwe umhergeht, ob er eine Seele verschlingen könne. Wen von uns sollte er aber verschlingen können, wenn wir alle zusammenhalten zu einem Zwecke, wenn wir alle darin einig sind und uns einander durch Beispiel, freundschaftliche Erinnerungen u. dgl. darin beistehen, den Willen Gottes recht treu zu erfüllen!"

Die Droste'schen Brüder dachten und antworteten in gleicher Weise. Es herrschte unter ihnen die wahre, christliche Freundschaft, welche eben durch ein solches gemeinsames Streben und durch gegenseitige Unterstützung im geistlichen Leben sich kundgab. Hierfür liegt uns ein merkwürdiger Beweis vor. Es ist eine Uebersetzung von Scupoli's bekanntem „Geistlichen Streit", ein starkes Convolut Scripturen von der Hand der Droste'schen Brüder, der fürstlichen Kinder und Katerkamp's, im Concept von eigenen und fremden Correcturen wie übersäet und dann zum großen Theil in zierliche Reimschrift gebracht. Der erste Gedanke einer Uebersetzung stammt vermuthlich von der Fürstin, die jungen Freunde griffen ihn mit lebhafter Freude auf und faßten den Entschluß, ihn durchzuführen. Fiel doch ihr damaliges Denken und Streben so ganz mit jenen Ideen zusammen, wie sie Scupoli in seiner Anweisung über die Art und Weise zu kämpfen, um gut und glücklich zu werden, so einfach und anregend vorgetragen hat; ein Buch überdies, das der Lieblingsschriftsteller der Münsteraner, der h. Franz von Sales, mit Lob überhäuft und nach eigenem Geständniß 18 Jahre lang bei sich getragen hat.

Clemens Droste, der nachmalige Kirchenfürst, hat das interessante Manuscript als kostbaren Schatz bis zu seinem Tode sorgfältig aufbewahrt: war es doch auch ein schönes Denkmal wahrer Jugendfreundschaft, die getragen und geheiligt ward durch das ernste Streben, vereint den schweren Kampf zu kämpfen, mit dem das Leben des Menschen sich ausfüllt.

Sie alle haben mit großer Treue diesen Vorsatz ausgeführt — zur großen Freude und zum Ruhme ihrer edeln Erzieherin. Freilich hat diese viele Jahre lang um ihren Sohn Sorgen und Mühen sonder Zahl getragen, und in übergroßer Besorgniß manch' bittere Thräne geweint und viele schlaflose Nächte gehabt.

Mitri war schon erwachsen, als rührende Mutterſorge ihr noch die Schmerzensworte auspreßte: „Liebes Kind, ich muß dich so oft betrüben, weil ich für dich wollen muß, was du bis jetzt nicht gewollt hast, und von dir abwenden muß, was du bisher am sehnlichsten verlangtest. Glaube mir, Sohn, dieses beständige Streben gegen dein Wollen ist die schwerste meiner Pflichten, denn es kommt mir vor, als wenn ich deswegen deine Liebe uud dein Zutrauen verliere. Doch du wirst mich, wenigstens noch einst im Grabe, dafür segnen müssen." Und etwas später klagte sie wohl über's rechte Maß hinaus: „O Mitri, welch' zärtlich liebendes Mutterherz du von dir stößest! Die Rückerinnerung an so manche mit dir verflossene Stunde deiner Kindheit .... preßt mir in dem Augenblicke, da ich sie dir schreibe, helle Thränen aus und ich kann nichts weiter sagen als: Jesu, Du Sohn David's, erbarme Dich unser; ich hatte einen Sohn, der ist todt, — erwecke ihn!" [98])

Sechs lange Jahre waren seit diesem Gebet dahingegangen. Da aber erhörte der Herr im Uebermaße das inbrünstige Flehen einer Mutter, die für das Wohl ihres Kindes so rein gestrebt, so emsig gearbeitet, so beharrlich gebetet hatte: Mitri ward nicht nur ein braver Christ, sondern ein musterhaft frommer Priester, ein von heiligem Feuer erfüllter Missionär für die verlassenen Seelen in den weiten Wäldern Nordamerica's. Welche Freude er aber mit der Mittheilung von seinem festen Entschluß seiner Mutter gemacht, ist aus einem uns vorliegenden Briefe der Fürstin an den Grafen Stolberg zu ersehen. „Es ist," so sagt sie, „alles, was ich Dir noch zu schreiben gedachte, in meinem Kopf in Confusion gerathen durch die Freude, die mir ein Brief verursachte, den ich von Mitri erhalten. . . . Ich schicke die Copie den guten Drosten, den Einzigen nächst Fürstenberg und Overberg, denen ich als meinen Mitkindern die Angst meines Mutterherzens um ihren Bruder nicht verbergen konnte

[98]) Lemcke a. a. O. 68, 81.

und wollte, denen ich also auch um desto mehr gehalten bin, meine guten Hoffnungen mitzutheilen. Sie mögen Dir davon Nachricht geben und Dir dabei Alles erzählen, was sie wissen, Dir das Mitgefühl über meine jetzige Freude zu erleichtern. Sage es ihnen doch, denn ich habe jetzt nur noch einige Augenblicke Zeit, dann geht meine Schule an. Dann muß ich meinem Mitri schreiben und Mehrern noch, unter Andern seinem guten Beichtvater meine Freude über mein wiedergefundenes Schäfchen mittheilen. O Lieber, innigst Lieber! Wahrlich, Schmerz ist dem Menschen etwas Fremdes. Zur Seligkeit ist er geschaffen! Wer jemals auch nur Augenblicke wahrer Freude empfunden hat, muß es dadurch besser wissen, als durch tausend mathematische Beweise; denn er hat auch erfahren, daß ein Augenblick tiefer Freude Millionen von Leiden auslöscht, überstimmt und ewig in der Seele lebt. . . . . Gebenedeit sei, der da kam und der da kommen wird im Namen des Herrn. Hosannah in der Höhe! Der ist es, aus dessen Atmosphäre jede wahre Freude entsproßt."

Die Freude ward noch vermehrt, als auch ihr Gemahl, der Fürst von Gallitzin, den Entschluß seines einzigen Sohnes so gut aufnahm, „als es von ihm nicht zu erwarten stand". Die christliche Frau aber versicherte ihrem Freunde Stolberg: „Ich schreibe es ganz Overberg's Gebet zu, der seit dem Abgange unserer Briefe täglich beim Meßopfer ein Memento zum h. Geist in dieser Absicht gemacht hat" [99]).

Wiederum war eine lange Reihe von Jahren dahingegangen und die Fürstin schon gestorben, als auch jenes Wort an ihrem Sohne sich erfüllte, daß er sie einst noch im Grabe für ihre Liebe und ihre Sorgen segnen würde. Im fernen America, so berichten uns seine dortigen Freunde [100]), sprach der Missionär oft Stunden lang mit Thränen der Rührung von der Liebe seiner Mutter, und auch im Alter konnte er nicht müde werden, wieder und wieder von der herrlichen Frau zu erzählen.

IX.

Geselliges Leben und geistiges Streben im Münster'schen Freundeskreise.

Das Leben der Fürstin Gallitzin hat sich keineswegs bloß oder zumeist in dem abgeschlossenen Kreise der eigenen Persönlichkeit bewegt, es ist vielmehr ein hervorragend sociales gewesen. Bisher waren ihre

[99]) Diese und die vorausgegangene Stelle aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß.
[100]) Lemcke a. a. O. 68.

Schicksale und ihre ganze geistige und religiöse Entwickelung an die Berührung mit andern Personen geknüpft, durch deren Einwirkung auf sie bedingt. Auch nun, nachdem der Proceß ihrer Durchbildung vollendet, dauert das Verhältniß einer mehr oder weniger engen Verbindung mit Andern fort, aber mit dem Unterschiede, daß fernerhin sie die maßgebende und leitende Persönlichkeit ist. Als solche erscheint sie im hellsten und zugleich im schönsten Lichte, wenn wir sie im trauten Verkehre mit ihren Münster'schen Freunden betrachten [101]).

Der gewöhnliche Sammelplatz der Freunde war das Haus der Fürstin in der grünen Gasse zu Münster. Da ein Jeder den Tag über seinen Berufsgeschäften obzuliegen hatte, so pflegte man sich dort in der Regel erst gegen Abend einzufinden. Der Tagesplan im fürstlichen Hause war ein genau bestimmter. Schon früh am Morgen ward der Tag mit gemeinschaftlichem Gebet begonnen. Nach eingenommenem Frühstück folgten die Stunden für gemeinsames oder Einzel-Studium. Die Mittagsstunden, und zwar von elf Uhr an, waren der Erholung, der Mahlzeit, den nöthigsten Besuchen und dem Spaziergange gewidmet, woran die vertrautesten Freunde sich öfters betheiligten. Hernach wieder Studium oder nützliche Lectüre. Von fünf bis sechs Uhr hielt die Fürstin ihre tägliche Meditation, worauf dann die Hauptmahlzeit stattfand. Nach derselben erschienen die Freunde; doch nicht selten nahmen sie auch, von der gastfreundlichen Fürstin eingeladen, Theil an dem frugalen Mahle. Außer Overberg, der seit seiner Uebersiedelung in das Gallitzin'sche Haus nebst dem Hausgeistlichen täglicher Tischgenosse war, sehen wir den Herrn von Fürstenberg, der als langjähriger, vertrautester Freund auch uneingeladen und unangemeldet erschien, sofern nur die Zeit es ihm erlaubte, sowie die Droste'schen Brüder in Begleitung ihres Lehrers Katerkamp als die gewöhnlichsten Tischgenossen.

Nach aufgehobener Tafel führte die Fürstin ihre Gesellschaft hinaus, und zwar bei kälterer Jahreszeit in den anstoßenden Salon, in welchem noch von den ersten Jahren ihres Aufenthaltes her gelungene Imitationen würdiger Kunstwerke der Alten aller Art juwelenhaft aufgehoben wurden [102]), dazu an den Wänden die Büsten von Homer, Alexander dem Großen, Hemsterhuis, Goethe, Jacobi und Herder [103]), die schätzbarsten Portraits von berühmten Persönlichkeiten, später auch die Bilder ihrer jetzigen Freunde und solche von besonders verehrten Heiligen. Zur Sommerszeit

[101]) Das Nachfolgende beruht, soweit nicht andere Quellen angegeben, auf bezüglichen Mittheilungen in den nachgelassenen Papieren der Fürstin, Fürstenberg's und der Droste'schen Brüder.

[102]) Vgl. Goethe's Sämmtliche Werke XXV. 192. — Liesching 64.

[103]) Jetzt auf der Pauliniſchen (Akademiſchen) Bibliothek in Münſter aufgeſtellt.

begab man sich in den hinter dem Hause gelegenen Garten, der mit schönen Bosquets und Anlagen geziert war, und in dessen einen Ecke das mit schlichtem Denkmal geschmückte Grab des Philosophen Hamann sich befand, davor ein hölzernes Häuschen, wohin die Fürstin öfters sich zurückzog, um hier, auf der als Betpult dienenden halben Thüre gelehnt, still zu beten [104]).

Hier im Garten, oder im Salon hatten sich dann allmälig auch die übrigen Freunde eingefunden. Der Verkehr war frei und ungezwungen, ohne steifes Ceremoniell, die Unterhaltung lebendig, warm und vertraulich, und auch Humor und Scherz waren nicht ausgeschlossen. Gerade die Fürstin liebte es, hin und wieder diesen fröhlichen, neckischen Ton anzuschlagen und ihn gegen den einen oder andern ihrer Gäste zu kehren, ohne freilich die Grenzen der Schicklichkeit und der christlichen Liebe jemals zu überschreiten.

Gewöhnlich aber waren die Unterhaltungen ernsten, belehrenden Charakters. Irgend einer von den ältern Mitgliedern der Gesellschaft brachte ein religiöses oder wissenschaftliches Thema zur Besprechung, oder auch einer der Jüngern suchte über diese oder jene ihm zweifelhafte Frage Auskunft zu erhalten. Der gesprächige alte Herr von Fürstenberg war schnell zur Hand und gab in raschem Redefluß eine Antwort, wie nur ein so wissens- und erfahrungsreicher Mann sie geben konnte; die Fürstin ergänzte das von ihm Gesagte aus dem nicht minder großen Schatze ihres Wissens, oder sie opponirte mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit dem Freunde, während in diesem Falle Overberg offen und in heiterer Redewendung die Entscheidung gab, oder sonst eine eben ausgesprochene Wahrheit in kindlich-naiver Weise, aber mit seltener Fertigkeit durch ein praktisches, selbst erlebtes Beispiel illustrirte und bewies. Kam es auf philosophisch-scharfe Fassung oder historische Begründung an, so nahm Katerkamp das Wort, während Kistemaker mit passenden Citaten aus der alten, Sprickmann aus der neuern Literatur zur Stelle waren. Am Ende brachte dann wohl Clemens Droste, der, wo immer möglich, allen Dingen bis auf den Grund nachzuspüren sich gewöhnte, in bescheidener Form neue Gesichtspunkte vor, um so einen besprochenen Gegenstand durch eine erschöpfende Discussion nach allen Seiten hin in rechtes Licht gestellt zu sehen.

Gerade diese Art und Weise, über eine strittige Frage auf dem Wege des Debattirens volle Klarheit zu erlangen, ward häufig beliebt. Es lag das zum Theil in dem freiheitslüsternen, kritiksüchtigen Charakter

---

[104]) Carvacchi, Biogr. Erinnerungen an den Magus im Norden. In der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Neue Folge VI. 346.

der Zeit, zum Theil war es Folge der stark ausgeprägten Individualität und dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Einzelnen innerhalb des Freundeskreises. Auf einem Blatte finden wir Folgendes als „Aufsatz der Fürstin" verzeichnet: „Ob und warum es nützlicher sei, zur Einsicht einer Wahrheit durch Debatten zu gelangen, bei welchen man auf verschiedene Irrthümer und Einwürfe stößt und erst durch Irrwege und mißlungene Versuche auf den rechten Weg gelanget, als durch bloße Belehrung, bei welcher sich die Gelegenheit nicht darbietet, durch jene Irrthümer und Eingriffe durchzugehen."

Das nämliche Blatt, worauf diese Frage verzeichnet steht, enthält noch andere interessante Notizen, welche über die Art und Weise der Unterhaltung im Freundeskreise Aufschluß geben. Es wurden nämlich bei einer Zusammenkunft bestimmte Themata den einzelnen Personen zugetheilt oder auch von diesen frei gewählt. Bei der folgenden hatte dann der Betreffende seine Aufgabe, vorher gründlich von ihm durchdacht oder auch schriftlich ausgearbeitet, vorzutragen und zur Discussion zu bringen; die Uebrigen, welche gleichfalls jenes Thema überdacht oder auch für sich bearbeitet hatten, gaben dann der Reihe nach ein beistimmendes oder widersprechendes Urtheil, bis nach längerer Debatte die bestrittene Frage eine allseitig zufriedenstellende Lösung fand.

Als Theilnehmer an dieser Art von Unterhaltungen werden dort unter der Ueberschrift: „Honorables membres nach ihrer Ordnung", welch' letztere wohl nur eine zufällige war, Folgende genannt: „Fürstin Gallitzin, Herr A. Wiggermann, Franz Droste von Bischering, Herr von Fürstenberg, Marianne Gallitzin, Secretair, Herr B. Overberg, Clemens Droste von Bischering, Theodor Katerkamp, Erbdroste (Adolph), Caspar Droste von Bischering." Als Erstgenannte hatte die Fürstin die obige Frage zur Beantwortung übernommen. Wiggermanns „Aufsatz" lautete also: „Einige Gedanken über die Art, den Endzweck der Constitution der Gesellschaft für jedes Mitglied derselben durch die vorgelegten Aufsätze möglichst nützlich zu machen."

Hören wir noch eine auf zuverlässigen Informationen beruhende Schilderung, welche die Verfasserin der neuesten Biographie des Prinzen Demetrius Gallitzin [105]) von den Abendunterhaltungen entwirft, da dieser noch im Hause seiner Mutter lebte: „Es wurde alles, was die Zöglinge aus den Büchern gelernt hatten, angewendet, illustrirt und zur Wirklichkeit gemacht, so daß die Lehrer und Freunde, welche hinzukamen, um je nach Belieben persönlich an den Gesprächen sich zu betheiligen oder

[105]) Life of D. Aug. Gallitzin prince and priest by Sarah Brownson. New-York, Pustet 1873. p. 30.

bloß zuzuhören, diese Unterhaltungen für die jungen Studenten so nützlich hielten, wie einen Universitäts-Cursus; während für sie selbst das trockene Skelett einförmiger Routine gleichsam mit lebendigem Fleische umkleidet wurde durch den Geist, den die Fürstin den Unterhaltungen einzuhauchen verstand. Mit der Zeit erweiterte sich der kleine Kreis, doch schloß er sich immer mehr aneinander. Die Zusammenkünfte, welche je nach der Jahreszeit im Garten oder im Salon stattfanden und in den freien, ungezwungenen Formen eines herzlichen Verkehrs sich bewegten, waren ein für alle Mal festgesetzt; sie wurden bald berühmt und von Tag zu Tag mit Ungeduld erwartet. Ernste Professoren, Männer mit Arbeit und Sorgen beladen, kamen hinzu in derselben anspruchslosen Einfachheit wie die Kinder. Ausgezeichnete Fremde in der Stadt suchten zugelassen zu werden. Oft hatte die Fürstin einen oder mehrere ihrer philosophischen Freunde nebst deren Frauen und Schwestern zum Besuche bei sich; ehrwürdige Priester mit kindlichen Herzen trafen hier mit Ungläubigen zusammen, welche nicht ungern hier verweilten, um den alten Wahrheiten zu lauschen, die für die lernbegierige Jugend wieder aufgefrischt wurden".

Der Stoff der geselligen Unterhaltungen im Kreise der Freunde war ein manchfaltiger, er war so reich und so umfassend, so weit die Flugkraft ihrer Geister reichte und die Sphäre ihrer Interessen im Reiche des Guten und Schönen sich ausdehnte; und daß eben auch letzteres nicht vergessen blieb, dafür sorgte schon die Fürstin, welche auch jetzt noch des alten Plato's Spruch hochhielt: „Zum Guten das Schöne!" Ihre Persönlichkeit war ja alleweg maßgebend, oder, wie Miß Brownson am Schlusse ihrer obigen Schilderung sagt: „Welche Form auch immer die Unterhaltung annahm, stets war es die Fürstin, welche sie leitete und inspirirte, mochte sie sich sprechend oder schweigend verhalten."

Sehen wir auf die Unterhaltungsgegenstände selbst, so bietet sich aus der Reihe derer, die zunächst dem wissenschaftlichen Gebiete angehören, als einer der vornehmsten das Erziehungswesen dar. Stand doch diese Frage überhaupt als eine der „brennendsten" auf der Tagesordnung des ausgehenden Jahrhunderts, und insbesondere erschien ja das Münsterland mehr als ein anderes deutsches Territorium als das Versuchsfeld pädagogischer Reformen. Und während eben damals die Resultate der Umgestaltung des Gymnasiums und der Universität, gleichsam verkörpert in den jüngern Gliedern des Freundeskreises, bereits vor Aller Augen lagen, war zur selben Zeit Fürstenberg's weitgreifendste und segensreichste That, die Verbesserung des Volksschulwesens, kräftig in Angriff genommen und zum Theil schon durchgeführt worden, und eröffneten Overberg's Normalschule und seine pädagogischen Schriften einen sichern Ausblick auf ein weites, herrliches Fruchtfeld für die Zukunft.

Wie konnte es also anders sein, als daß bei der Fülle dieser sich drängenden pädagogischen Gedanken, Entschlüsse, Ausführungen und Resultate gerade die Frage der Erziehung und des Unterrichts das Hauptgespräch am gastlichen Heerde der Fürstin abgab? Fürstenberg und Overberg legten ihre über Tag im stillen Arbeitszimmer gereiften Ideen am Abend den versammelten Freunden zur Begutachtung vor, besprachen und concipirten hier die einzelnen Paragraphen der berühmt gewordenen Verordnung für die Elementarschulen [106]) und berichteten über die interessanten Eingaben, Mittheilungen und Rathschläge, die von Nah und Fern bei ihnen eingegangen waren. Während so von Fürstenberg und Overberg vornehmlich pädagogische Fragen, von Ersterem außerdem auch solche aus der Philosophie, Historie und aus der Staats- und Kriegswissenschaft zur Sprache gebracht wurden, pflegte die Fürstin, als Schülerin des klassisch gebildeten Hemsterhuis, gern aus den Geistesschätzen der altklassischen Völker zu schöpfen und das Interessanteste und Nützlichste aus ihrer Literatur, Philosophie und Religion hervorzuholen. Vor Allen galt ihr Plato als der vortrefflichste unter allen nicht christlichen Schriftstellern und der „göttliche" Sokrates als der Weiseste der Weisen, an dessen Philosophie sie ja lange, wenn auch vergebens, ihren Durst nach Wahrheit zu stillen gestrebt hatte. „Das waren herrliche Abende bei der Fürstin," versicherten die Droste'schen Brüder, und Caspar schrieb 1793 an seinen ältesten Bruder, der gerade als Gast bei den Eutiner Freunden weilte: „In der vorigen und in dieser Woche brachten wir viele herrliche Abende mit ihr zu; sie machte uns viel Freude durch ihren Vortrag aus der Götterlehre und das Vorlesen aus dem Plato."

Es war aber keineswegs ein bloß ästhetisches oder gar engherzig philologisches, sondern vielmehr ein tief ethisches, religiöses Interesse, welches die geistreiche Frau für das Studium des Alterthums insbesondere bei ihren jüngern Freunden zu wecken verstand. Wie damals in erfreulichem Gegensatze zu ihren Zeitgenossen Stolberg und Claudius, später Creuzer und noch mehr Görres, so stand auch die Fürstin auf jenem universalhistorischen Standpunkt, von dem aus als Mittelpunkt der Weltgeschichte noch vor- und rückwärts Christus der Herr erscheint, durch welchen alle Geschichte erst Sinn, Licht und Realität erhält, und das Heidenthum in seiner bessern Gestalt als eine traumartige Abschattung des Christenthums, als eine Art von Prophetin und Führerin zu ihm selbst sich uns darstellt. Darum eben wollte sie das Band zwischen der vor- und nachchristlichen Zeit festgehalten wissen, und darum war sie auch bestrebt, die Spuren der Gottheit, die Keime, welche der Logos in die

[106]) Abgedruckt bei Esser, Fürstenberg's Schriften 41.

graue Vorzeit eingesenkt, — die σπέρματα τοῦ λόγου bei den alten Vätern — aufzufinden, die einzelnen Töne, welche im Alterthume, wenn auch in anderer Weise und unter anderm Namen, doch denselben Herrn besingen, zu einem gewaltigen Chorgesange auf Gottes Größe zu vereinen und die Goldkörner wahrer Lebensweisheit aus dem Strome vorchristlicher Vergangenheit hinüberzuretten für das Bewußtsein und die Bildung unserer Zeiten. Und damals mochte die Fürstin um so mehr zu den ihr liebgewordenen Alten zurückkehren, als sie mit Stolberg [107]) der Ueberzeugung war, daß die geist- und gottlosen Philosophaster ihrer Zeit nichts mehr wissen wollten von jener erhabenen Weisheit ihres Sokrates, des Heiden, welche im Bewußtsein der eigenen Unwissenheit bestand. „Evanescunt in cogitationibus suis," so urtheilte sie mit dem h. Paulus über die Weltweisen von damals, und wie kurz zuvor Freund Hamann bald die Geschosse verdeckter scharfer Ironie, bald nach Prophetenart Flammen geschlendert hatte gegen die hohlen Strohpaläste der Modephilosophie, so trat auch sie, die Schülerin, im engern und im weitern Kreise ihrer Frennde offen auf gegen die philosophischen Ausgeburten des Jahrhunderts. Wie sie beispielsweise über den bald alle Welt berückenden Kant'schen Kriticismus dachte, zeigt kurz und gut nachfolgender Satz, den sie als Claudius' Urtheil in ihr Tagebuch schrieb, und eben dadurch zu dem ihrigen machte: „Die Philosophie von Kant ist einer Maschine gleich, die aus greulich viel Hebeln, Rollen, Stricken und Winden zusammengesetzt wäre und deren Effect ist, einen Kork aus einer Bouteille zu ziehen" [108]).

Neben den genannten wissenschaftlichen Bestrebungen schenkte man auch der damaligen Literatur im engern und weitern Sinne ein lebendiges Interesse. Kein irgendwie bedeutender Dichter oder Schriftsteller jener Zeit, zumal im eigenen Lande, war im Münster'schen Kreise ungekannt. So wurden — wie wir ausdrücklich bemerkt finden — Jacobi's Allwille und seines Bruders Gedichte, auch Goethe, Herder, Lessing im Allgemeinen hochgeschätzt und nach Auswahl vorgelesen, Klopstock, die Stolberge, Claudius, Lavater, Denis, Sailer u. A. als Gesinnungsgenossen doppelt freudig begrüßt, dagegen Wieland, Heinse, die Nicolaiten und Scribenten ähnlichen Schlages aus dem Kreise als solchem unbarmherzig ausgeschlossen.

Ueberhaupt mochte es im weiten Reiche des Wissens kaum ein Gebiet geben, das nicht unter den Freunden wenigstens einen Kenner und Vertreter gefunden hätte. Für den Fall aber, daß bei irgend welcher Anfrage Niemand genügende Auskunft zu geben vermochte, stand

---

[107]) Vgl. Janssen, Graf Stolberg II. 60.

[108]) Schlüter, Tagebücher, Neue Folge 443.

sowohl im Fürstenberg'schen als im Gallitzin'schen Hause eine kostbare, reichhaltige Bibliothek zur Hand, welche selbst den alten, sehr bücherkundigen Hamann [109]) in „Erstaunen und Entzücken" setzte [110]).

So warm war die Liebe und der Eifer für die Wissenschaften, so rege der Drang nach Erweiterung des Wissens im Kreise der Münster'schen Freunde. Und was einst die Fürstin im Scherze an Sömmering geschrieben [111]), darf wohl im Ernst genommen werden, daß nämlich Münster des rühmlichen Namens „Jüngeres Athen" damals nicht unwerth gewesen sei. Die jüngern Freunde aber waren eifrigst bemüht, aus dem lebendig anregenden und höchst lehrreichen Umgange mit den ältern möglichst großen Nutzen zu ziehen. Vor uns liegen eine Anzahl Hefte und loser Blätter, in denen eine Reihe wichtiger namentlich auf Pädagogik bezüglicher „Gedanken der Fürstin, des Herrn von Fürstenberg und Overberg's oder auch „Klugheitsmaßregeln" für eine spätere Amtsthätigkeit auf diesem oder jenem Gebiete von der Hand der Droste'schen Brüder verzeichnet stehen. Wenn man in Erinnerung an diese Aufzeichnungen die nachherige Wirksamkeit der letztern, namentlich aber Clemens' Thätigkeit als Generalvicar von Münster und Erzbischof von Köln in Betracht zieht, so muß man staunen, mit welcher Pünktlichkeit und Treue er diese Lehren befolgt hat, und wohl darf dann der Münsterländer mit freudigem Stolze hinblicken auf den edeln Freundeskreis in der Hauptstadt seiner Heimath, aus deren Schooße so herrliche Früchte herangereift sind für die Kirche und das ganze Vaterland.

Aber mehr noch als die wissenschaftliche, kommt hier die religiöse Seite der gegenseitigen Einwirkung, namentlich der ältern Freunde auf die jüngern, in Betracht. Das Heilige, die Religion, war zumal in den spätern Jahren das Centrum, in welchem alles, auch das wissenschaftliche Leben und Streben innerhalb des Freundeskreises, im letzten Grunde Ursprung und Ziel fand. Religion und religionsverwandte Fragen gaben darum auch mehr und mehr den Stoff für die geselligen Unterhaltungen im Gallitzin'schen Hause. Wiederum trat auch hier der prävalirende Einfluß der Fürstin zu Tage. Ihr eigener Nachlaß und derjenige ihrer Freunde gibt uns über Inhalt und Verlauf solcher Gespräche nähere Auskunft:

---

[109]) Hamann's Schriften VII. 367, 390.

[110]) Auch die übrigen Freunde hatten ihre Freude an reichen Bücherschätzen. Der Erbdrost Adolph ließ von der Zeit seines Verkehrs im Gallitzin'schen Hause an die Familien-Bibliothek zu Darfeld stetig und in umfassendem Maße anwachsen, während Caspar, Franz und Clemens eine große gemeinschaftliche Bibliothek anlegten, welche werthvolle Sammelwerke theologischen, historischen und juristischen Inhalts enthielt und bald über 5000 Nummern zählte.

[111]) Vgl. Menge, Graf Stolberg II. 204.

ſo finden wir, um an dieſer Stelle mit der bloßen Titelaufführung uns zu genügen, Aufſätze von ihr über „Wahrheit und Liebe“, über „wahre Freundſchaft“ und „Erziehung“, ſowie „Ueber den Zweck alles Wiſſens und Studirens“, letzteres von ihren Droſte'ſchen „Adoptivkindern“ als „Unterhaltung mit der lieben Mutter Amalia“ niedergeſchrieben.

Mit Vorliebe pflegte die Fürſtin aus dem „liebſten“ der Bücher, aus der hl. Schrift, mit ihren Freunden zu reden, ſei es, daß ſie in Briefen an dieſelben paſſende Stellen citirte, oder bei den geſelligen Zuſammenkünften bald eine anſprechende Lehre oder anmuthende Parabel, bald ein paſſendes Gleichniß oder anregendes Exempel als Stoff für die Unterhaltung der Bibel entnahm. Daneben diente ihr zu gleichem Zwecke des Thomas von Kempen Nachfolge Chriſti, Scupoli's Geiſtlicher Streit und vornehmlich das Buch von der geiſtlichen Armuth, bisheran als Tauler's Nachfolge des armen Lebens Jeſu bekannt. Stimmte doch deſſen Lehre ſo ganz mit ihrer Anſchauung von chriſtlicher Asceſe zuſammen: Aehnlichkeit mit Chriſtus durch Losſchälung vom Irdiſchen — war das Ziel ihres geiſtigen Ringens; und „Armuth im Geiſte iſt eine Aehnlichkeit Gottes“, ſo lautete der erſte Satz jenes Buches. In der vollkommenſten Befolgung der Lehren der hl. Schrift, des Evangeliums glaubte ſie das einzige wahre Mittel zur Erreichung jenes Zieles zu erblicken; und in jenem Buche hieß es: „Wer nicht lebt nach der Lehre unſeres Herrn auf's vollkommenſte, der beſteht auf ſich ſelbſt . . . Wahre Selbſtverleugnung liegt allein im Evangelium, und wer nicht lebt aufs vollkommenſte, der wird nie recht demüthig und ſtirbt ſeiner ſelbſt nicht ab. Es ſoll alſo jeder Menſch darauf ſehen, inwiefern er dem Evangelium nachlebe; ſo viel er dieſem nachlebt, iſt er auch demüthig und ſeiner ſelbſt abgeſtorben.“ Noch ein anderes Mahnwort des mittelalterlichen Myſtikers war der edelmüthig ſtrebenden Frau tief in die Seele gedrungen: „Einkehren in ſich ſelbſt durch Meditation und Gebet, und Auslaufen durch wirkſame Liebe, wozu das Gebet Kraft verleiht.“ Dieſer Doppelmahnung zu folgen, dahin ging ihr ganzes Streben. Mit Bezug auf erſtere zeigen das ihre Tagebücher auf faſt jeder Seite; daß ſie auch letztere befolgt, dafür bürgen mit einſtimmigem Zeugniß ihre Freunde und Zeitgenoſſen. Und auch das war ja ein „Auslaufen durch wirkſame Liebe“, daß die Fürſtin im Kreiſe der Freunde und in ihren Briefen an dieſe wieder und wieder hinwies auf die Nothwendigkeit ſolcher Asceſe, welche nach Tauler's Lehre ſich auch werkthätig nach Außen hin zeigen müſſe, nachdem ſie im Innern durch und auf Liebe gegründet ſei, von allen das beſte Mittel, um den widerſtrebenden Geiſt zu beſiegen.

Aus der Zahl der Lieblingsschriften der Fürstin und ihrer Freunde bleiben namentlich noch die Werke des hl. Franz von Sales zu nennen, denen jene, wie schon erwähnt, in doppelter Beziehung großen Dank verschuldete, und deren Lectüre sie auch den Freunden als sehr nutzbringend empfahl. Die Fürstin liebte in dem Bischof von Genf nicht bloß den sanften, zart auffassenden, liebenswürdigen Heiligen und tiefen Kenner des menschlichen Herzens, sondern vor allem den Gottesmann, der wie kaum ein Anderer es verstanden hat, die in der Gottseligkeit zu unterweisen, welche in häuslicher Gesellschaft, in Städten oder selbst an Höfen leben, und durch ihren Stand genöthigt sind, dem Aeußern nach ein gewöhnliches Leben zu führen; der diesen gezeigt hat, daß, wie die Perlmuscheln und die Süßwasserquellen mitten im salzigen Meere, ebenso eine kräftige und standhafte Seele in der Welt leben kann, ohne weltliche Gesinnungen anzunehmen; daß sie Quellen süßer Frömmigkeit inmitten der bittern Wogen dieser Zeit finden und unter den Flammen irdischer Lockungen weilen kann, ohne das fromme Streben nach Gottseligkeit zu schädigen. Die Münster'schen Freunde befanden sich in solcher Lage, wie sie der Heilige in der Einleitung zu seiner „Philothea" geschildert hat, und darum fand die Fürstin gerade dieses Buch wie eigens für jene geschrieben. Sie nannte ihn „unsern" Heiligen und mahnte ihre jungen Freunde, von „diesem Kenner und Führer so vieler junger und alter Seelen" vertrauensvoll sich leiten zu lassen. Auch Overberg theilte diese Vorliebe für den Heiligen. „Verzeihen Sie," schrieb er an eine ihm bekannte Dame [112]), „daß ich Ihnen das versprochene Buch (die Philothea) nicht eher schickte .... Wenn Sie sich nur etwas an die Lectüre dieses Heiligen, dieses so sanften heiligen Bischofs gewöhnt haben, so wird selbe Ihnen hoffentlich gefallen. Sollten Sie etwas darin finden, was sie besonders stieße, so können Sie darauf rechnen, daß Sie es nicht ganz verstehen, und in diesem Falle werden Sie wohl thun, wenn Sie einen ihrer dortigen geistlichen Freunde fragen, um von dieser Lectüre nicht abgeschreckt zu werden."

Derselbe fromme Priester, der in der ascetischen Literatur wohlbewandert war, verehrte die Jesuiten als Meister einer gesunden, praktischen Asceſe. Darum machte er seine Freunde mit jener Schrift bekannt, die als Grundlage derselben zu betrachten ist, mit dem Exercitienbüchlein des hl. Ignatius von Loyola. Die Fürstin besaß eine treffliche alte Ausgabe desselben, und auch diese machte die Runde unter ihren Freunden. Auf einem Billet, von der Fürstin Hand geschrieben, lesen wir: „Meinen lieben Clemens bitte ich um den Ignatius auf

[112]) In einem von Herrn Prof. Dr. Schlüter in Münster uns zur Verfügung gestellten Briefe.

einige Tage für einen desſelben ſehr Begierigen — wohlverſtanden, inſofern er ihn noch nicht, vel nicht mehr braucht, ſonſt bleibt ihm der Vorzug".

Overberg pflegte alljährlich auf mehrere Tage ſich in die Einſamkeit zu begeben, um nach der Anweiſung jenes h. Ordensſtifters die geiſtlichen Uebungen zu machen [113]). Daſſelbe thaten auch die Fürſtin und ihre Kinder, ihr Freund Fürſtenberg und Clemens Droſte nebſt ſeinen Brüdern. Vater Overberg gab dann Jedem eine ſchriftliche Anweiſung und Tagesordnung, wie ſie dem Charakter und den Verhältniſſen des betreffenden Exercenten angemeſſen ſchienen. Es liegt uns eine ſolche, von Overberg der Fürſtin in die Feder dictirte Anweiſung vor, welche für den Erbdroſten Adolph beſtimmt war, als er durch die heiligen Uebungen auf den Eintritt in den Eheſtand (1793) ſich vorbereiten wollte.

In dem bisher Geſagten liegt wohl ein vollgültiger Beweis dafür, daß die Münſter'ſchen Freunde von dem Geiſte echter Religiöſität tief durchdrungen waren. Der Umſtand aber, daß ſie neben häufigem Kirchenbeſuch und fleißigem Empfang der heiligen Sacramente auch noch die geiſtlichen Uebungen machten und zwar nach Anweiſung des Stifters eines damals ſo allgemein geſchmähten Ordens, daß ſie die Andacht zur heiligen Gottesmutter, ja ſelbſt zum göttlichen Herzen Jeſu [114]) pflegten, — das gibt zugleich glänzendes Zeugniß von dem poſitiv kirchlichen Geiſte, der in der Familia sacra herrſchte und dieſe nicht nur zu der ganzen religiös verflachten, kirchenfeindlichen Zeitſtrömung in ſchroffen Gegenſatz ſtellte, ſondern ſie auch von der Menge der beſſern Katholiken jener Tage vortheilhaft unterſchied. Die Freunde empfanden auch ſelbſt dieſen Gegenſatz zu ihrer Zeit und kannten ſehr wohl die Gefahren, welche ſie, die Iſolirten, und ihr ſtilles Glück bedrohten. Aber um ſo inniger ſchloſſen ſie ſich zuſammen zu einem „Bund der Guten," von denen ein Jeder den Andern trägt, für ihn einſteht und ihn unterſtützt durch Rath und That. Sie fühlten ſich gewiſſermaßen ſolidariſch als Glieder einer kleinen, unter Gottes Schutz ſtehenden Heerde, gegenüber dem großen gottentfremdeten Zeitgeſchlechte, und gaben dieſer Auffaſſung in ihren Schriften und Briefen auch öfter Ausdruck. So ſtellte die Fürſtin am Neujahrstage 1795 an die Spitze eines Briefes an den Grafen Stolberg nachfolgendes Gebet: „O Herr, gnädig und barmherzig! weihe uns zu Deinen Kindern, gib, daß dieſes Jahr das Jahr des Durchbruchs ſei für Deine im Geiſte vor Dir verſammelte, nach Dir ſchmachtende kleine Heerde. Siehe, wir bitten vereint und bitten im ſüßen Namen, den wir heute feiern. Amen!" [115])

[113]) Krabbe, Overberg's Leben 125. — [114]) Schlüter, Tagebücher 1874, S. 110.
[115]) Aus ungedruckten Briefen der Fürſtin an Stolberg.

Die Freunde handelten aber auch solidarisch als Glieder einer Familie, in welcher der Geist des echten werkthätigen Christenthums herrscht. Sie übten fleißig das fürbittende Gebet: „es ist so ein liebes Rendezvous der Freundesseelen beim Vater", versicherte die Fürstin [116]). War diese krank, so wurde nicht nur von ihren Freunden, sondern auch in deren Häusern öffentlich für sie gebetet. Wollte Fürstenberg ein wichtiges Geschäft zum Wohle des Landes vollziehen, so vereinigten sich Alle vorher beim heiligen Opfer, um Licht und Segen von oben zu erflehen; ebenso, wenn die Uebrigen ein besonderes Anliegen auf dem Herzen hatten. Und jedes Mal trat auch der fromme Overberg in seiner Schule mit der Schaar unschuldiger Beter für die Freunde ein.

Weiterhin suchten sie einander dadurch in der Vervollkommnung zu fördern, daß sie gegenseitig auf ihre Fehler sich aufmerksam machten und die geeigneten Mittel zur Besserung sich mittheilten. Das geschah nicht nur, wie schon gesagt, zwischen den fürstlichen und Droste'schen Kindern, sondern auch bei den ältern Gliedern des Freundeskreises, die, statt verletzt zu werden, vielmehr einen Act reiner Freundschaft darin sahen und wohl mit der Fürstin dachten: „Die glücklichsten Augenblicke meines Lebens sind jene, wo mir über diesen oder jenen Fehler, über diese oder jene Schwäche in mir ein bestimmtes Licht aufgeht."

So erscheint der Fürstenberg-Gallitzin'sche Freundeskreis in Wahrheit als eine „Familia sacra", welche, nach dem Ausspruch eines wohlwollenden Protestanten [117]), unter den Anfechtungen der Aufklärung und Revolutionsstürme das höchste Ziel des Menschenlebens, eine Gemeinschaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung darzustellen suchte. Wohl war es eine Gemeinschaft der Liebe, getragen und beherrscht von jenem Gesetz heiliger, aus Gott stammender und zu Gott zurückkehrender Liebe, welches, dem Gravitationsgesetz im Gebiete der Materie vergleichbar, das erste und höchste Gesetz ist im geistigen und ethischen Gebiete, welches die Geister und Willen einander nähert und Ordnung und Harmonie unter ihnen erzeugt und erhält, gleichwie das materielle Gravitationsgesetz Ordnung und Harmonie in die Bewegungen der Weltkörper bringt. Darum auch das laut und immer mehr sich offenbarende Streben der Freunde nach dieser tiefinnerlichen, selbstlosen, wahrhaft christlichen Liebe. Ihre Aeußerungen nach dieser Seite sind, wenngleich oft in das Gewand damaliger Sentimentalität gekleidet, dennoch tief und echt empfunden und von ergreifender Wirkung. „Liebe," so sagt die Fürstin in ihren Tagebüchern, „ist die höchste Art von Verlangen, ich meine die geistige, denn die fleischliche

[116]) A. a. O. 86. — [117]) W. Herbst, Mathias Claudius S. 290.

gehört zur Begierlichkeit oder Sinnlichkeit überhaupt; sie entspricht dem Grundbedürfniß des Menschen, dem in aller Ewigkeit wachsenden Bedürfniß nach Erweiterung." Und ein anderes Mal in einem begeisterungsvollen poetischen Erguſſe:

„Liebe, was bist du, o Liebe? Wer aller Liebenden spricht je
Deine Herrlichkeit aus?
— — — — —
„Alles in allem bin Ich, bin unbeschreiblich wie Gott ist!
Gottheit und Liebe sind Eins!"

Die Fürstin betrachtete ganz im theologischen Sinne die Opferliebe ihres gekreuzigten Gottes, wie sie von ihm dem Haupte in die Glieder, von dem wahren Weinstocke in die Reben überfließt, als das eigentliche Agens des christlichen Tugendlebens. Und so stellt denn auch in ihrem praktischen Leben ihre Nächstenliebe sich dar als eine Liebe aus Gott und um Gottes Willen Darauf deuten ja auch ihre schönen Worte hin: „Jeder, der da liebt, ist vom großen Magnet magnetisirt und wird daher selbst wieder Magnet, in kleinern Entfernungen anzuziehen [118]). Oder wenn sie zu Gott fleht: „Der Trieb der Liebe, zu welcher Du mein Herz so mächtig bildetest, werde in mir immer mehr Mittel (statt Zweck)." Für sich, d. h. für den natürlichen Menschen sucht sie nichts und so möchte sie selbst dem Genusse der Gegenliebe entsagen: „Gott der Liebe, gib, daß ich noch fähig werde des größten der Opfer, des Opfers des Genusses, mich geliebt zu fühlen, um selbst mehr und immer zu lieben." Und wenn anders sie für Liebe Gegenliebe suchte, so war gegenseitige Vervollkommnung das höhere Motiv davon. „Ich wünschte aufrichtig und rein nur darum die Liebe der Andern zu mir," sagt sie einmal in ihren Selbstbekenntnissen, „damit durch dieses angenehme Vehiculum das etwaige Gute in mir in sie überginge, und damit sie bewegt würden, dasselbe für mich zu thun, mir ihre Schätze mitzutheilen, mir meine Fehler zu zeigen und davon zu helfen" [119]).

Die Fürstin bezeichnet in diesen Worten das Wesen und den Grundzweck ihrer Verbindung mit den Freunden, welche dadurch als eine echt christliche Freundschaft sich charakterisirt. Als solche hat diese auch die Probe für's Leben bestanden; denn während die frühern Freundschaften meist eben so schnell wieder gelöst wurden, als sie leichthin geschlossen waren, behielten hingegen die auf christlicher Grundlage geschlossenen

---

[118]) Katerkamp a. a. O. 189. — Schlüter, Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin v. G. 1874 S. 149.

[119]) Schlüter, Neue Folge 17, 202.

Verbindungen ausnahmslos bis zum Tode dieselbe Festigkeit und Wärme. Und gewiß war es ein Wort aus dem Herzen gesprochen, als die edle Frau betheuerte: „Es schaudert mir bei jedem Gedanken der Erkältung oder des Mißtrauens zwischen christlichen Freunden, wo diejenigen, deren Freundschaft sich auf die Ueberzeugung gründete, daß sie Jesum Christum zum gemeinschaftlichen Gravitationscentrum haben, aufhören können, sich zu trauen“ [120]).

Daß auch Fürstenberg, welcher der fürstlichen Freundin und ihrem Einflusse am nächsten gestanden, ebenso dachte wie diese, beweisen die nachfolgenden tief empfundenen Worte [121]): „Mein System beruht auf dem Grunde, welchen Du (die Fürstin) mir so oft gepredigt hast, daß von Liebe Alles ausgeht. — Sie dehnt sich aus auf alle Geschöpfe nach dem Maße, wie ihre Vollkommenheit auf uns wirkt und in unserm Wirkungskreis liegt, und sie concentrirt sich auf den, welchen wir bis zur Identification umfassen oder besitzen. — — — Ich kenne Dein Wirken, Liebe, Dein Wirken, o Liebe von Golgatha's Höhen! ... Dir folgen ist Ruhe und Seligkeit. Alles, was in mir empfindet, was in mir wirket, stimmt da in Eins, Keines widerstehet, Keines hemmet, Keines schränket das Andere ein. Unaufhaltsam der Gang, hoch die Ruhe und Harmonie. So verlässet ein Kriegsschiff bei günstigem Wetter den Hafen. Die gestellten Segel empfangen den mächtigen Windstoß, und der weise Steuermann lenket mit dem Ruder den Lauf. Es entfliegt über die Fluthen, schneller als ein Falk oder ein Pfeil. Und im Schiffe ist Alles ruhig; es merket kaum sein Fliegen über die Wogen; ihm scheinet das Gestade und die hochgethürmte Stadt und das Gebirge sich zu entfernen, so fährt die Seele in Liebe auf Cherubim's Flügeln, sie genießet das Gefühl einstimmiger, ungehemmter Kraft, die Wonne jedes Guten, jedes gelinderten Schmerzes, jeder abgetrockneten, jeder mitgeweinten Thräne, auch schon im voraus die Hoffnung jedes Guten, welches sie zu stiften strebet. Liebe! Selige Quelle von Ruhe! Begeisterin zur Thätigkeit! ... Wo wohnest du, daß ich dich aufsuche und Dir mein ganzes Herz hingebe, ob du darin wohnen willst und es mir besser werde?“

Overberg aber, den die Freunde den Apostel der Liebe nannten, lehrte in seinem in alle Schulen des Landes eingeführten Katechismus, es sei des Menschen wahres Glück auf christlicher Tugend, und diese auf Liebe begründet, und nach dem Grade ihrer Stärke bestimmten sich die Stufen christlicher Vollkommenheit.

So war denn diese heilige Liebe die Norm des Handelns und das Ziel des Strebens, das Losungswort und das eng verknüpfende Band

[120]) Aus ungedruckten Briefen der Fürstin an den Grafen Stolberg.

[121]) Aus Fürstenberg's ungedruckten Tagebüchern.

im Kreise der Münster'schen Freunde. In der That ein erquickender Zug, der hell und licht sich abhebt von dem dunkeln Hintergrunde einer vom Rationalismus ausgedörrten, selbstsüchtigen Zeit, der dem Sinnen und Trachten der Familia sacra eine erhebende, verklärende Weihe gegeben und sie zu dem profanen Geschlechte der Zeitgenossen in erfreulichen Contrast gesetzt hat.

Das gilt vornehmlich auch von jenem lebenswarmen Zug zum Höhern, Ueberirdischen überhaupt, der unsere Freunde lauten Protest erheben ließ gegen die verflachende, alles Uebersinnliche und Mystische bekämpfende Aufklärung, gegen jene antichristlichen Weltweisen — um mit Stolberg zu reden — „die jedem Mysticismus feind ... gern den mystischen Sion, dessen Gipfel sie nicht erreichen können, untergraben und auf den Ruinen des Einsturzes ihren babylonischen Thurm erbauen wollen [122]).

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts und weiterhin außerordentliche mystische Erscheinungen dem materialistischen Geschlechte das Hereinragen einer höhern Welt in diese irdische wieder in Erinnerung brachten, da stimmten die Münster'schen Freunde keineswegs dem vorschnellen Urtheile jener bei, welche solche Erscheinungen von vornherein in die Kategorie natürlich erklärbarer Thatsachen oder gar der Betrügerei verwiesen; sie standen vielmehr in der wahren und tiefen Erkenntniß des fortdauernden mystischen Lebens Christi in seiner Kirche und anerkannten daher auch die mögliche Fortdauer wunderbarer mystischer Erscheinungen im Leben der letztern. Clemens von Droste aber, „der strenge Obere", hielt die ekstatische und stigmatisirte Katharina Emmerich für eine „besondere Freundin Gottes, wovon aber wir nichts gemerkt hätten, so daß ihr Beispiel für uns würde verloren gewesen sein, wenn Gott sie nicht gestempelt hätte" [123]).

In der That, was die Victoriner im Mittelalter gewesen, das sind die Münsteraner für ihre Zeit geworden. Wie jene nämlich gegen die frivole Philosophie eines Abälard ankämpften, wie sie über die Speculation die Contemplation nicht vergaßen, so stritten diese gegen die rationalistische Philosophie ihrer Tage und pflegten mit Eifer das innerliche, mystische Element der Religion; sie erstrebten gleich jenen volle Harmonie zwischen Vernunft und Glauben, Speculation und Praktik, zwischen Geist und Herz, zwischen Leben und Lieben.

Die Zeitgenossen schildern insbesondere das Haupt jener Schule, Hugo von St. Victor, als einen Mann, der Geistesschärfe mit

---

[122]) Jacobi's Auserl. Briefw. II. 157. — Janssen, Stolberg I. 382.

[123]) Aus Briefen an den Grafen Stolberg im Schloßarchiv zu Brauna.

Herzenszartheit paarte, die Weisheit und Tugend in ihrer Einheit erschaute und die Wissenschaft darum liebte, weil sie nicht allein den Verstand bilde, sondern auch das Herz erfreue und den Willen zum Guten erwecke, der das schöne Wort gesprochen: „Jeder sieht so viel von der Wahrheit, als er selbst ist", der das Wissen nicht auf die Theorie beschränkte, sondern auch im Leben zur Geltung zu bringen verstand, der endlich die volle Einigung mit Gott in der Einheit der Liebe erblickte: ein großer, heiligmäßiger Mann, und darum bescheiden und demüthig, einfach und klar, ohne den Glanz prunkender Dialectik, ein Feind des Verkehrten und Gemeinen, aber voll Versöhnlichkeit und Liebe gegen die Menschen.

Der alte Meister begegnet uns wieder in den Hauptpersonen der Familia sacra. An sein Wollen und Wirken erinnert das tief innerliche, ernst ascetische Streben der Fürstin zur Höhe christlicher Vollkommenheit, die ruhige Klarheit und hohe Weisheit des thätigen Herrn von Fürstenberg, das selbstlose, opfervolle Wirken des frommen Overberg, wie überhaupt das ganze von hoher Gesinnung und christlicher Liebe durchdrungene Leben innerhalb des Freundeskreises, sowie sein Kampf nach Außen hin gegen den bösen Strom der Zeit, ein Kampf, scharf und rücksichtslos gegen das Verkehrte und Gemeine, aber voll Liebe und Versöhnlichkeit gegen die Personen.

So haben die Freunde namentlich im Verkehr mit Goethe sich gezeigt. Darum denn auch das schöne, uneingeschränkte Lob, das dieser ihnen gespendet: „Es sind vorzügliche Menschen! — Es sind interessante Menschen, wunderbar, sie mit einander zu sehen!"

X.

Die Fürstin Gallitzin und Goethe. — Münster und Weimar.

Goethe's Bekanntschaft mit der Fürstin und ihren Münster'schen Freunden nahm noch in jener Zeit ihren Anfang, als diese zu einer festen religiösen Ueberzeugung noch nicht sich durchgerungen hatten. Wiederum war Jacobi, der Allerweltsfreund, der Vermittler gewesen, indem er gelegentlich in einem Briefe an Goethe (1782) von der Fürstin mit höchstem Lobe gesprochen, worauf dieser erwidert hatte, er sehne sich sehr nach der Bekanntschaft mit einer Frau, von der er schon so viel vernommen habe [124]).

[124]) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, 61 ff.

Zwei Jahre später erwartete der Dichter außer Claudius und Jacobi auch die Fürstin und ihre Freunde als Gäste in Weimar. Erstere erschienen, die Münsteraner blieben zu seinem Leidwesen aus. „Nach mir und meiner Schwester trauerte Niemand mehr darüber als Goethe," schrieb Jacobi nach Münster [125]). Der Dichter mußte sich mit einem großen Schattenriß der Gallitzin begnügen, der ihm zu seiner großen Freude von jenem überlassen wurde.

Auch die Fürstin war einer nähern Bekanntschaft mit Goethe nicht abgeneigt. Jacobi's Lob und die Lectüre der Goethe'schen Schriften hatten ihr eine hohe Meinung von dem Geiste und den Talenten ihres Verfassers gegeben. So spricht sie in einem Briefe an Hemsterhuis (1780) von der klaren Einfachheit und der scharfen Beobachtungsgabe desselben und findet in der Fähigkeit, zwei im Tone so verschiedene Stücke wie den „Götz von Berlichingen" und die „Iphigenie" zu schreiben, eine Kraft und einen Umfang des Genius dieses Dichters, daß kein modernes poetisches Genie mit ihm sich vergleichen könne [126]).

Erst im Herbste 1785 [127]) kam es zwischen Beiden zu einer persönlichen Bekanntschaft, da die Fürstin mit ihren Kindern in Begleitung Fürstenberg's, Hemsterhuis' und Sprickmann's von Hofgeismar aus einen weitern Ausflug in Thüringen und nach Sachsen unternahmen. Jena und Weimar waren die Zielpunkte der Reisenden. Dort blieben sie zwei, hier acht Tage, angezogen und manchfaltig unterhalten im Verkehre mit den damaligen Größen Weimar-Athens. Diese fanden indeß keineswegs insgesammt die Sympathie der Münsteraner. Für den kleinlich eiteln Wieland, „die zierliche Jungfrau von Weimar", wie Goethe ihn einmal boshaft genannt, hatten sie nur wenig Interesse und keine Achtung, obgleich er selbst den Gästen beides bewies, vor allen Herrn von Fürstenberg, dessen Schulordnung (1776) er mit Lob überhäuft und ihren Verfasser jenen Männern beigesellt hatte, die vor der Mitwelt erglänzten und der Nachwelt theuer und verehrungswürdig sein würden [128]). Herder, der gerade kränkelte, war nur wenig um die Gäste; auch mochte er fühlen, daß er der Fürstin nicht sehr sympathisch sei. Oft und gern dagegen wurde seine kluge Frau, Caroline Herder, gesehen, die ihrerseits von den Münsteranern versichert: „Es sind gute, edle Menschen," und von

---

[125]) Jacobi's auserl. Briefwechsel I 371 ff.

[126]) Liesching 627. — Schlüter 1874 S. 10.

[127]) Nicht 1787, wie Katerkamp im Leben der Fürstin (101), oder 1788, wie Esser im Leben Fürstenberg's (158) sagt. Selbst der Göthe-Biograph H. Döring gibt in seinem Lebensabriß der Fürstin (in Ersch' und Gruber's Realencyclopädie) irrig das Jahr 1787 an, während dessen doch Goethe in Italien war.

[128]) Wieland in einem Briefe an einen Freund Fürstenberg's, aus des Letztern Nachlaß.

der Fürstin: „Ein Weib von dem festen Charakter habe ich noch nicht gesehen, und dann blickt in ihren dunkelblauen feuerigen Augen so viel Liebe wieder, daß wir sie recht lieb gewannen." Wie aber stellten sich Goethe, das Haupt des Weimarer Kreises, und die Münsteraner zu einander? Die Männer fanden sich sogleich zurecht. Fürstenberg und Hemsterhuis wollten dem Dichter gleich Anfangs sehr wohl gefallen, nicht so die Fürstin. Und während sie ihn vornehm kalt und stolz zurückhaltend fand, stießen anderseits den glatten, vollendeten Hofmann gewisse äußere Freiheiten der um steifes Hofceremoniell sich wenig kümmernden Frau, und im Vertrauen äußerte er sich zu Freunden, es sei doch nicht schön, aus dem Costüm seiner Zeit und Welt hinauszutreten, und als Weib die Weiblichkeit ausziehen zu wollen. Es ging ihm eben, wie den Meisten, die nach dem ersten Eindrucke und dem gewöhnlichen Maßstabe die seltene Frau beurtheilten. Als er dann aber näher mit ihr bekannt wurde, schwand seine anfängliche Voreingenommenheit, er wurde offener und mittheilsamer, fühlte mehr und mehr von ihr sich angezogen und schied von ihr bei der Abreise mit großer Verehrung im Herzen.

Von Weimar begaben sich die Reisenden nach Halle und besuchten hier, um das protestantische Schulwesen näher kennen zu lernen, das unter Niemeyer's umsichtiger Leitung stehende Pädagogium [129]). Dann ging es zurück nach Weimar, um hier noch drei bis vier Tage zu verweilen. Wiederum waren Weimar's literarische Größen, und vor allem Goethe, fast ununterbrochen um die Münster'schen Gäste. Man sprach über alte und neue Literatur, über Poesie und Kunst, und auch philosophische Themata wurden in die Unterhaltung gezogen. Goethe brachte seinen, aus Spinoza geschöpften Hylozoismus vor, und vertheidigte zugleich mit Eifer einige Kantische Ideen, wurde aber von den Gästen, wie er selbst sagt, „als wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen" [130]). Doch verglich man sich am Ende über gewisse Punkte und schied, einiges zugebend, anderes duldend, im schönsten Einvernehmen.

Der Münster'sche Besuch hatte auf Goethe den besten Eindruck gemacht. Noch während der Anwesenheit der Gäste schrieb er die schon erwähnten Worte an Frau von Stein: „Es sind interessante Menschen, wunderbar, sie mit einander zu sehen. — Es sind wirklich vorzügliche Menschen;" und mehrere Jahre später: „In einer solchen Gesellschaft war das Gute sowie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Die Fürstin aber zählte er zu den Individuen, „von denen man sich gar

---

[129]) Näheres über den Besuch in „Niemeyer's Beobachtungen auf einer Reise durch Holland und Westfalen". S. 270 ff.

[130]) Goethe's sämmtl. Werke. Stuttgart und Tübingen 1840. XXV. 160.

keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung sowie in Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet". Das hatte er nun gethan und darum sein so lobendes Urtheil über sie. „Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt," gesteht er offen. — „Es ist eine kostbare Seele, und es gibt mich nicht Wunder, daß sie die Menschen so anzieht" [131]).

Einige Zeit nach der Abreise der Münsteraner machte Goethe der Fürstin das Anerbieten, in bleibende schriftliche Correspondenz mit einander zu treten, „indem er, — so berichtet die Fürstin in ihren Tagebüchern [132]) — mir schrieb, ich allein hätte den Schlüssel seines lange verschlossenen Herzens gefunden, mir möchte er ganz sich öffnen, nach einem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn". In der That, ein überraschendes, höchst ehrendes Anerbieten von einem Manne, wie Goethe, der nach Schiller's Urtheile noch gegen keinen Menschen zur Ergießung gekommen, der sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterer erworben, aber sich selbst immer behalten, sich selbst nie gegeben hat [133]).

Einen ganzen Winter blieb die Fürstin mit sich im Kampfe, ob sie das Anerbieten annehmen oder ablehnen solle. War doch von allen Bekanntschaften, die sie in der großen Welt gemacht, nach eigenem Geständniß „Goethe der einzige der berühmten Männer, der mich als Mensch wahrlich begeistert und mein Herz berührt hatte. Indeß ging sie am Ende, wie früher berichtet, um höherer Rücksichten willen nicht darauf ein. Wohl aber sandten sich Beide von Zeit zu Zeit freundliche Grüße, Zeichnungen und Bücher. Für den Dichter war auch das schon eine „wahre Wohlthat".

Jahre waren vergangen. Große Umwälzungen hatten sich vollzogen, wie im Innern der Beiden, so draußen in der Welt. Goethe aber hatte die Fürstin nicht vergessen. Und da er als Theilnehmer an der unglücklichen Campagne der deutschen Heere gegen die französischen Revolutionsarmeen im Herbst 1792 eiligst Frankreich verlassen und über Düsseldorf nach Hause zurückzueilen sich genöthigt sah, konnte er dem Zuge nach Münster und der Fürstin nicht widerstehen.

---

[131]) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. 63 f. 89 ff. 96. — Goethe's Briefe an Frau von Stein III. 133, 186, 191. — Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I. 68 ff. — Goethe's sämmtl. Werke XXV. 187.

[132]) Liesching 54. — [133]) Schiller und Lotte (1788, 1789) S. 237. — Vgl. auch Viehoff Goethe's Leben III. 136.

Er kam, wahrscheinlich am 1. December[134]) 1792 tief in der Nacht dort an und kehrte in einen Gasthof ein. Des andern Morgens holte die Fürstin den Dichter, der seine Ankunft gemeldet hatte, persönlich ab, um ihn in ihr Haus zu führen, wo zu seiner Aufnahme Alles vorbereitet war. Vier Tage lang genoß der Dichter die Gastfreundschaft und den Umgang der fürstlichen Freundin. Sein Urtheil über dieselbe faßte er in die Worte zusammen: „Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das ewige Künftige hatte sie in einer Religion gefunden, die das, was Andere lehrend hoffen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht." Den Sohn Mitri sah der Dichter nicht mehr, er war im letzten Frühjahr nach America gereist; die Tochter fand er verständig, liebenswerth, haushälterisch, dem halb klösterlichen Leben sich fügend und widmend. Unter den Freunden des Hauses begrüßte er Fürstenberg als alten Bekannten. Er war älter geworden, „doch immer derselbe verständige, edele, ruhige Mann; und welche sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe, den Fürstenthron zu besteigen!" Weiterhin sah der Gast, namentlich bei größerer Gesellschaft „geistliche Männer von Sinn und Verstand": Overberg, Katerkamp, Kistemaker, Brockmann, Wiggermann, sowie „heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung viel versprechend": die jungen Freiherren

---

[134]) Goethe selbst gab später in seiner „Campagne in Frankreich" (Sämmtl. W. XXV 186.) als die Zeit seines Aufenthaltes in Münster irrthümlich den November des genannten Jahres an. Auch in der großen Goethe-Literatur findet sich unseres Wissens nirgends eine genaue Angabe, wann und wie lange der Dichter in Münster verweilt habe. Unsere Angabe im Text stützt sich auf folgende Gründe: In einem ungedruckten Briefe der Fürstin an Stolberg d. d. Münster, 6. December 1792 findet sich folgende Stelle: „Ich hätte Ihnen Vieles noch zu sagen über vier mir äußerst interessante Tage, die Goethe unter meinem Dache zugebracht hat. Ich kann aber der Kürze der Zeit wegen kein Wort hinzufügen." Der Dichter hat also, die im Gasthof verbrachte Nacht mitgerechnet, fünf Tage in Münster verweilt. Da nun nach einem Briefe Goethe's an Jacobi vom 10. December 1792 dieser sein Aufenthalt in die erste Hälfte des Monats December fällt (vgl. Viehoff, Goethe's Leben III. 217), die Fürstin aber am 6. dieses Monats jenen Brief an Stolberg schrieb, so folgt, daß Goethe entweder vom 2. bis 6., oder vom 1. bis 5. Dec. in Münster war. Letztere Annahme ist wohl die richtige, denn da die Fürstin dem abreisenden Gaste eine große Strecke Weges das Geleit gab, den gedachten Brief aber am Morgen des 6. Dec. schrieb, so ist die Abreise wohl auf den vorhergehenden Tag zu setzen. Im Nähern ergibt sich also: Goethe kam in der Nacht vom 1. zum 2. Dec. 1792 in Münster an, verweilte vom 2. bis 5. im Hause der Fürstin und reiste am letztgenannten Tage wieder ab.

Franz und Clemens von Droste. Ihre ältern Brüder befanden sich gerade auf der Reise in Italien.

„Innerhalb dieses Kreises — fährt Goethe fort — bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst. Man benahm sich gesellig, klug und nicht beschränkend.“ Dem entsprechend war das Benehmen des weltklugen Gastes: „Ich wußte, daß ich in einen frommen sittlichen Kreis hereintrat und betrug mich danach.“

Die ersten Unterhaltungen, nachdem das persönliche Andenken früherer Zeit sich ausgesprochen hatte, wandten sich auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens dem Dichter bald in die Augen fiel. Seine großen Eigenschaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß; seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen.

Dann kam die Rede auf den gleichfalls schon (1790) verstorbenen Hemsterhuis, auf seine Philosophie und seine Schriften, namentlich sein Büchlein über das Begehren, den Brief über die Sculptur und seine Erklärung des Schönen. Das führte wie von selbst auf die kostbare Sammlung antiker geschnittener Steine, welche die Fürstin von dem Haager Philosophen geerbt hatte und besonders werth hielt. Goethe, der auf der italienischen Reise für antike Kunst auf's höchste war begeistert worden, bezeugte große Freude an dem herrlichen Schatze und bewunderte die feine Kenntniß, mit welcher die Fürstin das Einzelne zu erklären verstand; und er sah es für einen der sonderbarsten Fälle an, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt werden sollte. Aus den hieran sich knüpfenden Unterhaltungen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen, sich in's Abstruse zu verlieren, schien dem Dichter eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiösen Gefühl begleitet sei. Als er dann aber in seiner Begeisterung für den Realismus der Antiken den Satz aufstellte, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, fand er nicht die Zustimmung der Münsteraner. Klug und rücksichtsvoll brach er ab, und beide Theile machten sich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzuheben, was gemeinsam war und zu wechselseitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerstreit gereichen konnte.

In solcher Absicht ging Goethe dazu über, vor größerer Gesellschaft die Sitten und Zustände Italiens zu schildern. In den Jahren vorher hatte er dort lange und mit großer Lust verweilt. Dieses schöne Land des Südens, seine Anmuth und Herrlichkeit hatte er sich völlig eingeprägt; ihm war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel umschienenen

Landschaft noch unmittelbar gegenwärtig; die Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geschärft, und so konnte er erzählend beschreiben, als wenn er's vor sich sähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so war Jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen entzückt. Und wie der Dichter das vorher noch im Jacobi'schen Kreise erprobt und sogleich alle bösen Geister wie mit dem Zauberstäbchen hatte vertreiben können, wenn er überhaupt nur von Italien zu erzählen angefangen [135]), so wiederum auch in Münster. Hier wählte Goethe — so berichtet er selbst — unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter und Paul; sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere Theil genommen. Diese Feste waren ihm damals noch nach allen charakteristischen Einzelheiten vollkommen gegenwärtig, da er damit umging, ein „Römisches Jahr", den Cyclus der geistlichen und weltlichen Feste Roms, zu schreiben; daher er denn auch diese nach einem reinen directen Eindruck darzustellen im Stande war und seinen katholischen frommen Cirkel mit diesen mündlich vorgeführten Bildern ebenso zufrieden sah, als die Weltkinder mit seiner schriftlichen Darstellung des römischen Carnevals. Ja, einer der lauschenden Zuhörer fragte im Stillen, ob Goethe denn wirklich katholisch sei. Als die Fürstin ihm dies nachher erzählte, fügte sie mit der ihr eigenen Delicatesse noch bei, daß man ihr vor seiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor ihm in Acht nehmen, er wisse sich so fromm zu stellen, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könne. Goethe gab darauf, wie er sagt, eine befriedigende, vertrauenerweckende Antwort: er stelle sich nicht fromm, er sei es am rechten Orte, es falle ihm nicht schwer, mit klarem unschuldigem Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder eben so rein darzustellen. Was ihm widerstehe, davon wende er den Blick weg; aber Manches, was er nicht gerade billige, das möge er gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeige sich denn meist, daß die Andern ebenso Recht hätten nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als er nach der seinigen. Man zeigte sich denn auch völlig zufriedengestellt, und in so vertrauend zarter Umgebung wäre es dem Gaste nicht möglich gewesen, herb und unfreundlich zu sein. Der Tag des Abschiedes nahte heran, „man mußte sich doch einmal trennen". Schon vorher hatte die Fürstin sich erboten, dem Dichter, der an den geschnittenen Steinen so viel Interesse und Freude gehabt, die ganze kostbare Sammlung mit nach Weimar zu geben, damit er daheim mit Freunden und Kennern in Muße sie betrachten und studiren könne. Der Gast hatte indeß dankend abgelehnt, zumeist wohl aus dem Grunde, um

[135]) Vgl. Goethe's sämmtl. Werke XXV. 162.

der in damaliger Zeit doppelt schwierigen Aufbewahrung der Kleinodien aus dem Wege zu gehen. Nun aber wiederholte die Fürstin das Anerbieten, und als Goethe wiederum höflichst auf seiner frühern Weigerung bestand, sagte sie zuletzt: „So muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen, Ihnen diesen Schatz anzuvertrauen, und eben deswegen will ich, muß ich es thun; man hat mir vorgestellt, daß ich Sie doch auf diesen Grad nicht kenne, um auch in einem solchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu sein. Darauf habe ich, — fuhr sie fort — erwidert: Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hintendrein gehen." Goethe konnte nun nicht länger sich weigern, er nahm die Sammlung mit sich [136]).

„So nahmen wir traulichen Abschied — sagt der Dichter am Schluß seines Berichtes [137]), — ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir in den Wagen; der ihrige folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich, wo nicht hier, doch dort wiederzusehen."

Hienieden hat die Fürstin den Dichter nicht wiedergesehen; doch haben Beide sich nicht ganz vergessen. Sie schrieb an Jacobi über ihn, der in einem ihm sonst so heterogenen Kreise so angemessen und liebenswürdig sich benommen hatte, mit vielem Lobe. Auch an Goethe selbst richtete sie ab und zu noch ein freundliches, auch längeres Wort [138]). Seinerseits hat der Dichter der Familia sacra zeitlebens die freundlichsten Erinnerungen bewahrt. Auf der Rückreise von Münster nach Weimar, welche nicht wenig Beschwerden und Unannehmlichkeiten aller Art mit

---

[136]) Nach einigen Jahren nach Münster zurückgeschickt, ward der Schatz später zu Gunsten des Prinzen Demetrius Gallitzin und seiner Mission in America an den König der Niederlande verkauft.

[137]) Goethe's sämmtliche Werke XXV. 186—200.

[138]) So meldet ihre Tochter in einem vermuthlich aus dem Jahre 1795 stammenden Billet an den Erbdrosten Adolph: „Mama läßt Ihnen sagen, Sie könnten denken, wie ruhig sie wäre, da sie wirklich einen langen Brief an Goethe schreibt, den sie ihm schon lange schuldig ist; sie darf den Faden desselben nicht abbrechen, sonst schrieb sie selbst." In einem Briefe an den Grafen Stolberg schreibt die Fürstin: „So eben hat Goethe Dir einige Augenblicke gestohlen. Ich hatte einen Brief von ihm erhalten, und obschon ich nicht gedenke, ihn so gar gleich zu beantworten, so fiel mir doch eben etwas bei, was ich ihm geschrieben zu haben wünschte, und auf ein anderes Mal zu vergessen befürchtete, wenn ich's nicht auf der Stelle hinschrieb." Aus Stolberg's ungedrucktem Nachlaß.

sich brachte, war es ihm nach eigener Versicherung ein Trost, das Andenken der Freunde hervorzurufen, bei denen er vor Kurzem so trauliche Stunden zugebracht; er musterte sie mit Achtung und Liebe, belehrte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen [139]). So auch später noch, und mehr als einmal erzählte der Dichter seinen Freunden von den sehr glücklich verlebten und lehrreichen Stunden in Münster. „Ihr kurzer Umgang — sagt er mit Bezug auf die Fürstin — ist mir sehr wohlthätig geworden, und sie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen." Er schickte ihr auch in der Folge seine neuen Schriften [140]) und begleitete dann solche Sendung mit freundlichen Worten.

Es legt sich die Frage nahe, ob und welchen guten Einfluß die gegenseitige Bekanntschaft für jeden der beiden Theile ausgeübt habe. Von Goethe zunächst darf man sagen, daß er unmittelbar durch persönlichen und brieflichen Verkehr und mittelbar durch seine Schriften, die auch im Kreise der Münster'schen Freunde gelesen und nach Gebühr geschätzt wurden, vielfach geistig anregend und befruchtend und — in negativer Weise freilich — auch im Guten festigend auf jene eingewirkt habe.

Bedeutender dagegen und augenscheinlicher stellt sich der günstige Einfluß dar, welchen anderseits die Fürstin und ihre Freunde auf Goethe ausgeübt haben. Bei der pädagogischen Richtung der Fürstin darf es nicht auffallen, daß eine solche geradezu intendirt war. Die Ziele derselben richteten sich nach den mit der Zeit wechselnden Motiven, welche ihr des Dichters Freundschaft wünschenswerth erscheinen ließen. Zuerst war es jener allgemeine herrschende Drang aller Bessergesinnten zu gegenseitiger Verbindung, welcher ihre Blicke und Wünsche auch nach Weimar richtete. Und wenn auch damals schon ihre und Goethe's Lebensanschauungen weit auseinandergingen, so gab es doch über diesen Gegensatz ein versöhnendes, bindendes Etwas, die Brücke über der trennenden Kluft, auf welcher beide einander entgegenkommend die Hand sich reichen konnten: es war das natürlich Gute und Edle, das höhere Streben Beider, und beim Dichter insbesondere das Genie und die Ideenfülle, das titanenhafte Ringen und das nimmermüde Suchen, ohne freilich zu finden, daneben die klare, besänftigende Ruhe, der an der Antike gereifte Sinn für Formenschönheit, das warme Naturgefühl und jener natürliche Seherblick des Dichters in alle Tiefen des menschlichen Herzens, das im Innern der fürstlichen Frau verwandte Saiten rührte und sie zu Goethe hinzog.

Dieser sympathische Zug zum Dichter verblieb ihr auch dann, als mit der Zeit der religiöse Gegensatz zwischen Beiden immer schroffer und

---

[139]) Goethe's s. Werke XXV. 201. — [140]) Liesching 111.

auch offener hervortrat. Da mochte sie denken wie Bertram, jener enthusiastische Freund der Gebrüder Boisserée, der über Goethe zwei Ansichten hatte [141]), die erste aus den römischen Elegien und anders woher abstrahirt, wo für den edleren Sinn die ganze Materia peccans gemeiner, weltlicher Denkart sich offenbart, die zweite aus der nachherigen Freundschaft mit Schiller, dem Prolog zum Faust und Anderm gewonnen, worin die schöne Gesinnung eines Mannes sich zeigt, der mit der höhern Empfänglichkeit für geistige Wechselwirkung unter dem chaotischen Vernichten und Wiedergebären der Zeit unter seinen Freunden fast einsam dastand. Hieran anknüpfend und mit hoffendem Blick auf die edeln Gaben des Dichterfürsten gedachten Beide den „alten Heiden" zu bekehren, jener zunächst für christlich-nationale Kunst, die christliche Frau hingegen zum christlichen Glauben und Leben. Und gewiß wäre es Erfüllung einer ihrer schönsten Lebenswünsche gewesen, wenn sie ihn, den hochbegabten Dichter, den einflußreichen Schriftsteller, den Führer eines social und geistig so bedeutsamen Kreises und den Liebling der Nation, nicht bloß leiblich, sondern auch geistig für immer in ihren Kreis hätte ziehen können, ein Wunsch, der ihr namentlich bei Goethe's Anwesenheit in Münster in's Bewußtsein gekommen, und dessen Erfüllung ihr damals auch nicht ganz unmöglich erschienen war. Der Dichter selbst gewahrte diesen Wunsch seiner fürstlichen Freundin und war tolerant genug, mit Bezug darauf offen zu gestehen [142]): „Ich sehe nicht ein, warum ich irgend Jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt." Und anderswo [143]): „Die Fürstin hatte in der katholischen Sinnesart, innerhalb der Ritualitäten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren edlen Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Sie liebte mich wahrhaft und ließ mich im Augenblick gewähren, jedoch immer mit stiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, mich ihren Gesinnungen völlig anzueignen; sie ließ sich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen sie Luft zu machen, vorsätzlich ausübte."

Die Worte zeigen zugleich, mit welch' zarter Nachsicht die weise Frau den leicht verletzbaren Dichter behandelte und wie vorsichtig und fern von sich überstürzendem Eifer sie in solchen, die innersten Herzensinteressen berührenden Angelegenheiten sich benahm. Leider hat der Dichter über den Inhalt und die Art der bei ihrem Zusammensein gepflogenen religiösen Unterredungen und deren Eindruck auf ihn kaum

---

[141]) Sulpiz Boisserée. I. 142 f. — [142]) Goethe's sämmtl. Werke XXV. 199.
[143]) A. a. O. XXVII. 32.

etwas erwähnt. In dem oben wiedergegebenen Bericht über seinen Münster'schen Aufenthalt scheint er mit Absicht immer wieder die Gemmensammlung als den „geistig-ästhetischen Mittelpunkt" in den Vordergrund gedrängt zu haben, „um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten" [144]). Denn daß überhaupt derartige Unterredungen vorgekommen, scheinen schon diese Worte anzudeuten; dazu kommt die bestimmte Aussage am Schlusse des Berichtes, daß „die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre abermals zur Sprache" gebracht worden seien, — freilich ohne daß dies früher erwähnt, geschweige denn des Weitern besprochen ist, — und endlich die allen Zweifel ausschließende Mittheilung: „Ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier, doch dort wiederzusehen." Das ist aber auch alles, was wir erfahren.

Warum diese scheinbar absichtliche flüchtige Kürze, warum das Schweigen über einen so bedeutenden, für uns interessantesten Punkt?

Wir glauben, es ist ein beredtes Schweigen. Man muß sich eben erinnern, daß Goethe es nicht liebt, unvermittelt seine tiefinnersten Empfindungen auf den öffentlichen Markt hinauszutragen, und daß er obendrein jenen Bericht erst lange nachher und zumeist für ein Publicum schrieb, welches für einen so zarten Gegenstand wenig empfänglichen Sinn besaß und eine daran sich anschließende Offenlegung von religiösen und gar katholikenfreundlichen Umwandlungen des Dichters sehr unliebsam würde entgegengenommen haben. Und so hat Goethe, wie uns scheint, absichtlich alle weitern Mittheilungen hierüber zurückgehalten und die Kraft jener Eindrücke verhüllt und abgeschwächt, welche nicht bloß jene Unterredungen, sondern auch das fromme Beispiel der Fürstin und ihrer Freunde, sowie das Ruhe und Frieden athmende harmonische Wesen der ganzen Umgebung damals auf ihn gemacht haben. Denn daß solches geschehen, ist unzweifelhaft. Schon der feierliche Ernst des Abschiedes bestätigt das trotz der für die große Menge berechneten kalten Darstellung. In demselben Berichte spricht er dann mit auffälliger Betonung von den Münster'schen Freunden als von einem „katholischen, frommen, sittlichen Kreise", einer „edlen, guten, sittlich frohen Gesellschaft". „In einer solchen zarten Umgebung — fügt er hinzu [145]) — wär' es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein, im Gegentheil fühlte ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir

[144]) A. a. O. XXXI. 339. — [145]) A. a. O. XXV. 197.

wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte." Und so mag denn der Dichter nach jenen Wirrnissen des Krieges und dem voraufgegangenen Aufenthalte im altklassischen Lande, wo Haß und Leidenschaft gegen christliche Lehre und Sitte sein Herz wild durchwühlt und verbittert hatte, hier in der That jene Gefühle in tiefster Brust empfunden haben, denen er in der wunderbaren Elegie der Zueignung zum Faust so ergreifenden Ausdruck verliehen:

„Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich.

— — —

Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich."

Die Erinnerung an diese Eindrücke hafteten trotz der Fürstin Tod, trotz langer, schlimmer Jahre, so sehr in des Dichters Seele, daß er auch noch im Alter „mit reinster Empfindung" von den Freunden in Münster sprach. So meldet Rath Schlosser in seinen Aufzeichnungen, und er fügt die merkwürdigen Worte hinzu: „Goethe sagte mir einmal, und zwar in einer Zeit, als ich noch nicht katholisch geworden: wie durch eine geheimnißvolle Macht finde er sich immer von neuem hingezogen zu jenen echt katholischen Naturen, die, befriedigt im festen und treuen Glauben und Hoffen, mit sich und Andern in Frieden leben und Gutes thun aus keinen andern Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will. Vor solchen Naturen habe er dauernde Ehrfurcht und er habe diese zum ersten Male in seinem Leben gegen die Fürstin Gallitzin und in ihrem Kreise von Freunden empfunden. Mich interessirt alles, was an diese seltene Frau und ihre Freunde erinnert" [146]). So achtete der verwöhnte stolze „Göttersohn", der ja sonst so leicht in genialischer Ueberhebung alles verachtend verwarf und allem trotzte, was ihm nicht gefallen wollte, der, von Allen vergöttert, sich selbst doch Keinem hingegeben hat, er achtete und ehrte die religiöse Ueberzeugung und die sittliche Hoheit der Fürstin und ihrer Freunde, obgleich er für sich anders dachte und anders handelte; er schaute mit „dauernder Ehrfurcht" zu ihnen empor und hätte der frommen christlichen Frau allein „ganz sich öffnen" mögen. In diesem Tribut wahrer Achtung und Verehrung, welchen der „größte Genius seiner Zeit" und der vornehmste Repräsentant moderner Weltanschauung und Weltbildung der Fürstin Gallitzin sammt ihren Freunden dargebracht, liegt nicht allein ein unverdächtiges Lob für den Münster'schen Freundeskreis, sondern

[146]) Vgl. d. ‚Katholik' LII. 58 (1872).

zugleich auch ein gewichtiges Zeugniß für den christlichen Glauben und die christliche Tugend.

Noch nach einer andern Seite, so scheint uns, hat die Bekanntschaft Goethe's mit den Münster'schen Freunden und sein Aufenthalt bei denselben einen günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Es ist eine auffallende Thatsache, daß der Dichter, von Geburt ein Protestant, in seinem spätern Leben ein Heide und voller Antipathieen gegen die katholische Kirche, gleichwohl eben dieser Kirche, ihrer Kunst und ihrem Culte, ihrem Glauben und ihren Sacramenten, ihrer Tugend und ihrem Himmel die ergiebigsten poetischen Motive zu den herrlichsten Stellen und ergreifendsten Scenen und Situationen seiner Dichtungen entlehnt und in überraschend tiefer Auffassung verwerthet hat. Die Befähigung dazu wird er schwerlich durch die flüchtigen, bloß äußerlichen Eindrücke in katholischen Kreisen und Landen, und noch weniger aus Büchern, wohl aber im Umgange mit den echt katholischen Freunden in Münster sich erworben haben, bei denen er nicht bloß oberflächlich mit den katholischen Anschauungen, sondern auch mit dem tiefern Sinn und der treuen Bethätigung derselben im Leben bekannt und vertraut geworden sein mag. Und was er so von katholischem Denken und Leben gesehen und wohl auch innerlich gefühlt, das hat er später in den stillen, ernsten Stunden seines Lebens wieder durchempfunden, um es dann in poetischer Gestaltung der Nachwelt zu überliefern — „zur Huldigung der Wahrheit".

Darauf beschränkt sich der wohlthätige Einfluß der Münsteraner auf den Dichter. Der Herzenswunsch der Fürstin, ihn allmälig ganz „in ihren Kreis zu ziehen", hat nichts weniger als seine Erfüllung gefunden. Etwa zehn Jahre später (1802) schrieb Goethe an die Freundin: „Seitdem wir uns gesehen, habe ich manche Lebens- und Bildungsepochen überstanden und auch Sie sind gewiß vorgerückt" [147]). In der That waren Beide vorgerückt, aber immer mehr nach entgegengesetzten, sich abstoßenden Polen, und mit der wachsenden Schärfe dieses Gegensatzes schwand in gleichem Maße die Möglichkeit einer wahrhaften Einigung und dauernden Seelengemeinschaft zwischen der Fürstin und Goethe — zwischen Münster und Weimar. „Ach Gott! wie ist das Salz bei Vielen so taub geworden!" ruft Stolberg eben im Hinblick auf Goethe klagend aus. „Trauer um diejenigen, die führen konnten und keine Führer sind, weil sie Jesum Christum, den göttlichen Führer und Herrn aus den Augen verloren, macht manchmal mein Herz zagen, aber ich halte mich fest an dem: Er sitzt im Regimente und führet Alles wohl" [148]).

[147]) Mittheilungen aus dem Tagebuch und Briefwechsel der Fürstin G. Stuttgart, Liesching. S. 179.

[148]) Janssen, Stolberg II. 292.

In den Freundeskreisen von Münster und Weimar spiegeln sich die beiden Grundströmungen der damaligen Zeitgeschichte. Im Grunde ist es eben wiederum jener große Doppelstrom des Guten und Bösen, des Wahren und Falschen, der seit dem Sündenfalle die Menschengeschichte durchfluthet, im Nähern eine Episode des gewaltigen Ringkampfes zwischen der christlichen und der heidnischen Welt- und Lebensanschauung, oder wenn man deren Träger in's Auge faßt, der christlich-encyclopädischen und der heidnisch-grammatischen Schule im Laufe der christlichen Jahrhunderte. Unter diesem Gesichtspunkte eine Parallele zu ziehen zwischen Münster und Weimar, ist interessant und lehrreich. Zum bessern Verständniß sei es verstattet, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte jener Schulen zu werfen.

Der Kampf beider Richtungen läßt sich bis in das christliche Alterthum hinauf verfolgen. Die grammatische Schule, von griechischen Gelehrten nach dem altheidnischen Rom verpflanzt, ward in die christliche Zeit hinübergeführt, fand aber in ihrem unchristlichen Kern an Männern wie an dem h. Basilius und Gregor von Nazianz erfolgreiche Bekämpfer, lebte gleichwohl noch fort zur Zeit des h. Augustin, der ihr in seiner Jugend angehangen, dann als Christ sie bekämpft hatte, und blühte in Italien auch noch zu Lebzeiten Gregor's des Großen. Dieser war gleichfalls ihr Gegner, dagegen ein Freund der sogenannten encyclopädischen, aus der Alexandrinischen Schule herstammenden Lehrart, welche er zugleich mit dem Christenthum durch Missionäre nach Britannien verpflanzte, von wo sie bald nach Deutschland herüberkam und durch Alcuin, Rhabanus Maurus, Walafried Strabo u. A. allgemeine Verbreitung fand, während im altklassischen Lande jenseits der Alpen nationale Erinnerungen nur zu leicht zur grammatischen Bildung wiederum hindrängten.

Wesen und Ziel beider Lehrarten sind, von Schwankungen im Einzelnen abgesehen, im Allgemeinen zu aller Zeit sich gleich geblieben. Schon die alten Griechen faßten die Grammatik, d. i. die Wissenschaft von der Sprache und einem Theil der Schöpfungen in ihr als die Wissenschaft schlechthin und das Studium ihrer Schriftsteller, insbesondere der Dichter, als ein Hauptmoment nicht bloß der intellectuellen, sondern auch der religiösen und moralischen Bildung. Dem gegenüber hatte bei den Vertretern der encyclopädischen Bildung die Grammatik nur als ein Theil des Ganzen in jenen Kreis sich einzugliedern, den die sieben freien Wissenschaften: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, sodann Grammatik (im engern Sinne), Rhetorik und Dialectik zusammenschlossen. Die vier ersten (Quadrivium) sollten die Natur, die drei folgenden (Trivium) den Menschengeist und die hinzutretende christliche Katechese Gott erkennen lehren. Diese Trichotomie, von

Alcuin kurzweg Physik, Ethik und Theologie benannt, lag mehr oder weniger erkennbar allen encyclopädischen Schulen von Gregor dem Großen bis über die Zeit der Scholastik hinaus zu Grunde.

Der einschneidendste und durch seine Folgen erkennbarste Unterschied beider Lehrbegriffe tritt in dem Theile der Grammatik zu Tage, den man Historik nannte. Die Grammatiker verfielen nämlich entweder in einen exclusiven Cult der formalen Schönheit der altklassischen Werke, oder vielmehr sie sehen zugleich deren Inhalt als den einzigen Canon aller Schönheit, als die Quelle der Wahrheit und die Vermittlerin aller wissenschaftlichen Nahrung an. Die Anhänger der encyclopädischen Schule verehrten zwar auch die alten Klassiker und empfahlen deren Studium, aber die Weisheit der Alten war ihnen keineswegs das Hauptmoment und die Fülle aller Geistesbildung; deren Studium galt ihnen nicht als Selbstzweck, sondern nur als ein Mittel zur Bildung des Verstandes und des Geschmackes; sie hatten durch das Quadrivium und das Trivium eine gesunde Grund- und Widerlage geschaffen gegenüber der Gefahr einer religions- und sittenfeindlichen Einwirkung der altheidnischen Literatur, und benutzten diese vielmehr zur Vertiefung ihrer christlichen Anschauungen und zur Läuterung des sittlichen Lebens. Darum hier wahrhaft christliche Gesinnung und christlich-tugendhaftes Wandeln, dort aber Repristination des Heidenthums, seiner Anschauungen und seiner Laster.

Die Geschichte hat in der Folge namentlich zwei Mal das Wesen und Ziel beider Richtungen, aber auch deren Früchte vor Aller Augen klar gelegt. Zunächst im zehnten Jahrhundert, da der Grammatiker Wilgard von Ravenna nebst seinen Anhängern in maßloser Verehrung die alten Klassiker lehrte, deren Autorität über die der Kirchenväter und der Bibel stellte, die Literatur entchristlichte, ganze Volksklassen entsittlichte und am Hofe des Königs Hugo von Italien den alten Olymp mit seinem ganzen leichtfertigen Gesindel wiedererstehen ließ, während in Deutschland unter dem Schutze des kaiserlichen Bruders, des h. Bruno, des h. Ulrich von Augsburg u. A., am Hofe Otto's des Großen, in den Klosterschulen von St. Gallen, Reichenau, Fulda, Hersfeld, Corvey, sowie in den Nonnenklöstern zu Quedlinburg und Gandersheim die christlich-encyclopädische Bildung ihre schönste Blüthe feierte. Sodann Jahrhunderte später, da in Italien die entchristlichte Renaissance, in Deutschland der jüngere glaubensfeindliche Humanismus die alte encyclopädische Lehrart zu zertrümmern sich anschickte, die Geister zur Empörung gegen die kirchliche Autorität verführte den christlichen Staat vernichtete, und das Volk degenerirte, während in erfreulichem Gegensatz dazu die alte christliche Humanistenschule, mit Männern wie Thomas

von Kempen, Trithemius und Wimpfeling an der Spitze, altklassische Wissenschaft mit christlicher Bildung harmonisch zu einen und nutzbringend für's Leben zu gestalten verstand. Aber das Böse war stärker als das Gute, die Lehrart der encyclopädischen Schule, die alte Scholastik, verschwand fast spurlos nicht bloß im protestantischen, sondern auch im katholischen Deutschland; dagegen brach der moderne Grammaticismus immer mehr sich Bahn und feierte bald rauschende Triumphe; doch nur für kurze Zeit. Der ungesunde Enthusiasmus war bald wie ein Strohfeuer verglimmt, und der Cult der Alten von seiner unnatürlichen Höhe jählings herabgestürzt. Die Grammatik wurde zur Polymathie, zu seichter Vielwisserei, und die Schulverhältnisse gediehen zum höchsten Grade der Verwirrung und Zerfahrenheit.

Da plötzlich erhob der falsche Humanismus des zehnten und des sechszehnten Jahrhunderts wiederum sein Haupt. Sein erster Apostel war der berühmte Philologe F. A. Wolf in Halle, welcher dachte und lebte „wie die weisen Alten". Er fand Anhänger in großer Zahl und eben die Männer von Weimar-Athen waren es, die das neugeborene, und in den Windeln moderner Zeitanschauungen eingehüllte antike Heidenthum mit seiner Wissenschaft und Kunst, aber auch mit seinem Unglauben und seiner Unmoral von neuem in die Welt einführten. Und nun wurde derselbe unaufhörlich in einstimmigem Chore von hier, der Hochburg der aufblühenden Nationalliteratur herab in's Land hinausposaunt. Chorführer aber war Goethe, der Dichterfürst.

Im Jahre 1776 war derselbe nach Weimar berufen worden, und — ein merkwürdiges Zusammentreffen! — in demselben Jahre feierte in Norddeutschland, im katholischen Münster die christlich-encyclopädische Bildung ihre Wiedergeburt. Wenigstens war das erste Zeichen ihres Wiedererwachens die damals erschienene berühmte Schulordnung des Ministers von Fürstenberg. Freilich findet jene in dieser noch nicht ganz sich wieder, Form und auch Gedanke stehen im Einzelnen noch unter dem verwirrenden Einflusse der Zeit, aber der Kern, der Geist der altchristlichen Bildung war doch im Wesentlichen wiedergewonnen und in ihr zum Durchbruch gekommen, Dank der christlichen Weltanschauung des tiefblickenden Mannes.

Die Schulordnung will die Reform des Münster'schen Gymnasiums so zu sagen auf dem Grundriß der alten encyclopädischen Schule vollzogen wissen, und deutlich läßt sie die Trichotomie Alcuin's zu Tage treten. „Der öffentliche Unterricht," heißt es in der Einleitung [149]), „soll dem Schüler Begriffe und Kenntnisse von Gott, von sich und

[149]) Esser, Fürstenberg's Schriften 75.

seinen Pflichten, von dem Wesen um ihn her, und von den Schicksalen der Menschheit verschaffen." Denselben Gedanken wiederholt Fürstenberg in einer Art von Rechenschaftsbericht am Ende seines Lebens also [150]): „Die Gegenstände, die der öffentliche Unterricht am Gymnasium zu umfassen hatte, waren vollständige Erkenntniß Gottes, seiner selbst und des ganzen Natur-Systems." Durch solche Rückkehr zu gesunden, altbewährten Principien hoffte er die Gymnasien seines Landes in vortheilhaften Gegensatz zu denen im protestantischen Deutschland zu stellen, deren Schäden und übele Einwirkung auf die ganze geistige Ausbildung des jungen Menschen er klar erkannte. „Durch die Vernachlässigung der Gymnasien," sagt er am Schlusse eines Aufsatzes über den Volksunterricht [151]), „haben die protestantischen Universitäten so sehr gelitten und ist der Fortschritt der echten und nützlichen Aufklärung so weit zurückgeblieben. Der größte Theil auch der besten Köpfe, wenn er bis in sein siebenzehntes oder achtzehntes Jahr keine Richtung, oder welches viel ärger ist, falsche Richtung und Geschmack erhält, hat demnächst den Muth nicht, diesen Abgang bei den in solchem Falle ihm sehr mühsamen Universitätsstudien zu ersetzen, und insgemein in der Folge noch weniger.

Einen großen Theil der Vernachlässigung der protestantischen Gymnasien trug die vom Grammaticismus inaugurirte Polymathie. In der Einsicht hiervon erklärte sich Fürstenberg entschieden gegen dieselbe und drang gleich im Anfange der Reform des Münster'schen Gymnasiums darauf, „daß beim Unterrichte mit dem Ueberflüssigen keine Zeit verdorben werde".

Weiterhin schärfte er den Lehrern die Pflicht ein, „die jungen Leute vor den Irrthümern der Alten zu warnen," sprach aber deßungeachtet offen den Wunsch aus: „Möchten doch die Gottesgelehrten unserer Zeit dem h. Basilius, dem h. Gregor von Nazianz nachfolgen, und nach deren Beispiel die Nothwendigkeit der schönen Wissenschaften (Humaniora) zu ihrem Berufe einsehen lernen" [152]). Wie dann namentlich unter dem Einflusse der Fürstin Gallitzin und später auch des Grafen Stolberg das Studium der Alten im rechten Sinne und ganz den Anschauungen der altchristlich-encyclopädischen Schule entsprechend innerhalb des Münster'schen Freundeskreises betrieben wurde, haben wir im vorausgehenden Capitel kurz besprochen.

Und wenn wir noch hinzufügen, daß Fürstenberg im bewußten Gegensatz zu seinen Zeitgenossen die wissenschaftlichen Bestrebungen der „ersten Scholastiker" hochhielt und mit Ehrfurcht vom h. Thomas von

---

[150]) A. a. O. 149. — [151]) A. a. O. 40. — [152]) Esser, Fürstenberg's Schriften 141.

Aquin sprach [153]), daß er auf Kosten des von dem falschen Humanismus und der Reformation völlig recipirten römischen Rechtes das Jus canonicum und das alte Lehnsrecht begünstigte — so sind das Momente genug, welche zeigen, daß damals in Münster auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens die Rückkehr zu den Anschauungen der alten christlichen Bildung sich vollzog.

Um dieselbe Zeit nahm in Weimar die heidnisch grammatische Bildung immer mehr die Geister gefangen: das Christenthum ward verdrängt, an deren Stelle trat die antik-heidnische Weltanschauung, nur modern zurechtgestutzt und dann als die „reine Humanitätsreligion" hinausposaunt. So insbesondere von Wieland, dem Troubadour der wiedererstandenen Olympier, von Herder, dem gewandten Kuppler zwischen Christenthum und Heidenthum, selbst eine Zeit lang von Schiller, der ja die Todtenklage um „die Götter Griechenlands" gesungen, vor allem aber von Goethe, diesem „antiken Heiden", wie er sich selber genannt hat.

Schon als Student fand er die Philosophie wenig lehrreich, die Logik im encyclopädischen Trivium erschien ihm „wunderlich" [154]) und die Psychologie hat er wenigstens nach ihrem moralischen Hauptzwecke, der Selbsterkenntniß, in seinem Leben thatsächlich verachtet. Dagegen hatte er, „noch fast ein Knabe", die „Hauptüberzeugung", daß in den Schöpfungen des klassischen Alterthums „alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei" [155]). Ovid's Metamorphosen waren ihm eins der liebsten Bücher, und feierlich betheuerte er, „daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher sein könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu sein" [156]). Und während der christlich-gläubige Klopstock ihm ungenießbar und in der Seele zuwider war, pries er Wieland's antikisirende häßliche Musarion als eine „glänzende Production", die „am meisten" auf ihn eingewirkt.

Während des Aufenthaltes in Italien aber steigerte sich seine ausschließliche Verehrung gegen die heidnische Antike zu unheimlicher Leidenschaftlichkeit. Die christlichen und kirchlichen Eindrücke, die er dort empfing, erschienen ihm wie eine lästige Wolke, die ihm die „Sonne höherer Kunst und reiner Menschlichkeit" verdeckte [157]), das Christenthum selbst, „auch von der Kunstseite betrachtet, recht erbärmlich [158]). Und

---

[153]) A. a. O. 141 f. — [154]) Goethe's sämmtl. Werke XXI. 66, 68, 39.
[155]) A. a. O. 30, 28. — [156]) A. a. O. 244. — [157]) Goethe's sämmtl. Werke XXIII. 190 f. — [158]) Aus Herder's Nachlaß I. 94.

mit frivolem Uebermuthe rühmte er sich nach seiner Rückkehr aus Italien, nicht bloß ein decidirter Nichtchrist zu sein — wie er an Lavater geschrieben —, sondern ein Widerchrist mit wahrhaft julianischem Haß [159]), dem das Christenthum ein Märchen, eine Kindergehirn-Empfindung [160]), und das Kreuz eins von den vier Dingen war, vor dem ihm graute, wie vor Gift und Schlange [161]).

Freilich stimmten bald die schrecklichen Zeichen der Zeit den Dichter milder, Erfahrungen machten ihn klüger und mehr rücksichtsvoll, aber ein echter Anhänger des Grammaticismus ist Goethe sein Leben lang geblieben. Und wie mit Herder und Wieland in der Literatur, so bildete er mit Mayer und Krause in der Kunst das alles beherrschende Triumvirat. Den Satz von Mengs und Winkelmann, daß die Antike allein Maß und Muster der Kunst abgebe, hatte auch die Weimarer Kunstschule zu ihrem Grunddogma gemacht und vertheidigte dasselbe hartnäckig gegen die Freunde der neuern christlichen Kunst, gegen Wackenroder und Tieck, gegen Bertram und die Gebrüder Boisserée u. A., und alle Hoffnungen der Letztern auf Bekehrung der Weimarianer erwiesen sich als eitle Illusionen [162]). Goethe zumal hielt fest an seinem „liebsten Evangelium" der reinen Humanität, wie Freund Herder in seinen Schriften es construirt hatte [163]), was aber in vollendetem Gegensatze zu Beiden die Fürstin von Gallitzin ein „düsteres Grab voll Leichengeruch" nannte [164]).

Wie mußte bei solcher Lehre das Leben sich gestalten? Der h. Augustin hat darauf für alle Zeit die Antwort gegeben, als er gerade mit Rücksicht auf die heidnisch-humanistischen Bestrebungen der eigenen Jugend also sagte: „Was bin ich, o Gott, anders, als ein Führer, der sich selbst zum Abgrunde führt!" Wir haben weder Raum noch Lust, den sittlichen Abgrund im Leben Goethe's und seiner Weimarer Genossen hier aufzudecken, wie er dem Leser ihrer Schriften und der zeitgenössischen Berichte sich eröffnet. Es genüge der Hinweis auf das buntscheckige Programm abwechselnder Ergötzlichkeiten und Freuden, wie es Goethe mit dem Geschick und Geschmack des erfindungsreichen Dichters der lebelustigen Gesellschaft von Weimar zu bieten verstand: gesellige Unterhaltungen zu gegenseitiger Lobhudelei, literarische Kränzchen mit obligater Klatscherei, rauschende Feste mit schäumenden Pocalen, Masken-

---

[159]) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi 273. — [160]) Nr. 66 der venetianischen Epigramme. — Vgl. auch Viehoff, Goethe's Leben III. 117. — [161]) Goethe's sämmtl. Werke XXIV. 126. — [162]) Vgl. Sulpiz Boisserée I. 14 ff. 135.

[163]) Goethe's sämmtl. Werke XXIV. 127, 125.

[164]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis. 146, 150.

züge und Tänze ohne den läſtigen Zwang der Sitte, theatraliſche Proben und Aufführungen, bei denen die leichtfertige Götterwelt der Alten auf der Bühne wie hinter den Couliſſen bedeutende Rollen ſpielte[165]). Es war juſt ſo, wie zur Zeit der untergegangenen „Götter Griechenlands," von der Schiller preiſend geſungen:

„Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt . . .
Damals war nichts heilig, als das Schöne,
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott!"

Auch die Weimarianer ſchämten ſich „keiner Freude"; und ſo war eingetreten, was ſchon Leſſing gewünſcht hatte: „das luſtig-heitere Leben der alten Griechen", ſtatt des „heuchleriſchen Halbdunkels der ſcheinbar bußfertigen Chriſten". Wir wollen nicht behaupten, daß das Treiben der Weimarer Genies in ſittlicher Beziehung denſelben Grad der Verkommenheit einzelner jungdeutſcher Humaniſten oder des Lebens am Hofe jenes Königs Hugo von Italien erreicht habe; aber es lag doch hart an der Straße dorthin. Und das Endreſultat ſolcher Lehre und ſolchen Lebens? Es liegt offen vor uns in dem traurigen Selbſtbekenntniß Goethe's: „Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen"[166]).

Wie ganz anders war doch das Leben der Fürſtin Gallitzin und ihrer Freunde. Der volle Gegenſatz zwiſchen ihnen und Goethe, zwiſchen Münſter und Weimar liegt kurz und gut in folgenden Worten des alten Perthes ausgeſprochen, der die Weimarianer kannte und mit den Münſteranern befreundet war. Goethe's Heidenthum ſagt er[167]), iſt der andere Pol des Chriſtenthums: auf der einen Seite Stärke und Einheit durch die Liebe, auf der andern Seite Selbſtverlaß. Das Chriſtenthum iſt ein Verliehenes, und im Chriſtenthum wird Alles fortdauernd durch die Gnade Gottes gegeben und durch die Liebe empfangen. Das Heidenthum iſt die Natur und im Heidenthum iſt jedes Product ein Selbſt. Die religiöſen Gefühle des Menſchen erſcheinen hier als ein Erzeugniß der Natur; jedes Geſchöpf ſoll als ſich ſelbſt ſchaffend feſt und rein auf ſeinen eigenen zwei Füßen ſtehen; der Menſch ſoll Alles genießen, Allem

---

[165]) Man vergl. Goethe's eigene Mittheilungen in ſeinen Schriften und Briefen an vielen Stellen; außerdem Viehoff, Goethe's Leben III. 468 ff. Briefe von J. H. Voß. II. 386 f. u. v. a.

[166]) Kurz, Geſchichte der deutſchen Literatur III. 405a.

[167]) Friedrich Perthes' Leben I. 151.

widerstehen, alles Unvermeidliche leiden mit eigener voller Kraft. Heidenthum und Christenthum erschöpfen Alles, und das zwischen ihnen Liegende ist nur inconsequentes Bruchstück, es gibt nur Demuth oder Stolz. Daß Goethe den ihm entgegengesetzten Pol haßt, ist natürlich. — Aber, fügen wir hinzu, was nun diese volle eigene Kraft, was dieser Stolz, dieses Stehen auf eigenen Füßen, dieser Selbstverlaß, dieses raffinirte Genießen und der Haß gegen das Christenthum zu Wege gebracht, ist im Leben Goethe's und seiner Freunde klar geworden: titanenhaft stolzes Gebahren und armseliges Verzweifeln, gegenseitiges Vergöttern und bittere Feindschaft, häßliche Unmoral und ein unbefriedigtes, zerrissenes Innere im Leben, im Leiden und im Tode. Und so haben die eigenen Anhänger, ohne es zu wollen, über die heidnisch-grammatische Bildung das schärfste Verdict gesprochen.

Dagegen sind die Münster'schen Freunde in ihrem Leben der christlich-encyclopädischen Bildung und Weltanschauung zum schönsten Zeugniß geworden. Hier sehen wir die Principien des Christenthums, Gnade, Liebe und Demuth, zur Geltung gekommen und in deren Gefolge treue Pflichterfüllung und christliche Sitte, edelmüthige Gesinnung und opfervolle Freundschaft, demüthiges Entsagen und geduldiges Ertragen im Leiden und darum trotz der manchmal heftig erregten Oberfläche im tiefen Innern Ruhe und Frieden und am Ende ein gottseliges Sterben im Herrn.

Münster und Weimar sind damals für Deutschland die großen Wahrzeichen der Zeit, sind gewissermaßen die Hauptquartiere der zwei großen feindlichen Heerlager gewesen. Aber auch noch auf das spätere Geschlecht haben beide ihren nachwirkenden Einfluß geltend gemacht. Wie seinerzeit um Goethe und seine Anhänger die große Menge der ungläubigen Zeitgenossen sich geschaart, so haben die Hervorragendsten unter denen, die überhaupt noch in religiöser Tiefe lebten und nach dem Göttlichen suchten, an die Münster'schen Freunde sich angeschlossen: Katholiken wie gläubige Protestanten aus Nord und Süd unseres Vaterlandes. Und wie dann Goethe und die Weimarianer die eigentlichen Führer der modernen christusfeindlichen Cultur geworden, und das nachgeborene gottentfremdete Geschlecht in deren Schriften ihr ganzes, „liebstes Evangelium" gefunden, so ist auf der andern Seite die bald erfolgte Wiedererweckung und Vereinigung der gläubigen Elemente in Deutschland und jene großartige siegreiche Erhebung der Kirche am Ende der dreißiger Jahre zum großen Theil zurückzuführen auf die gottgesegnete Wirksamkeit der Familia sacra in Münster.

XI.

Zeitstürme — Wandsbeck und Eutin.

Die französische Revolution war ausgebrochen und hatte ganz Frankreich, ganz Europa erschüttert. Anfangs wie das Morgenroth anbrechender Freiheit erscheinend, zeigte sie sich schon bald in ihrem eigentlichen Charakter. Sie ist in der That der Prüfstein für die Geister der Zeit, und der aufgepflanzte Freiheitsbaum der Baum der Erkenntniß in religiöser wie socialpolitischer Beziehung geworden.

Von Deutschland aus reichten alle Jene den französischen Revolutionären die Bruderhand, welche der Lehre falscher Humanität und Aufklärung ergeben waren. Es war die große, tonangebende Menge. Die kleine Schaar der Guten aber schaute überall aus nach Gleichgesinnten, um enger sich zusammenzuschaaren und mit noch größerm Ernste und eifrigerer Arbeit für sich und Andere die heiligen Güter des Lebens aus solcher Sturmesfluth hinüber zu retten in eine bessere Zeit.

So suchten und fanden sich auch die Familia sacra in Münster und ihre Gesinnungsgenossen im Norden: Claudius, Graf Stolberg und die andern holsteinischen Freunde. Es ist hoch erfreulich und erhebend, dem stillen Werden und Wirken dieses wahrhaften Bundes der Guten zuzuschauen, während draußen die Wogen der Revolution im blutigrothen Widerschein Thron und Altar in die Tiefe versenken und fremde Kriegshorden das heimathliche Land verwüsten.

Zu Anfang des Jahres 1791 war die Fürstin Gallitzin in Begleitung ihrer Kinder und Overberg's auf einer Reise nach Hamburg und Bremen begriffen. An Wandsbeck, das nach Mathison's [168]) Versicherung durch Mathias Claudius „der berühmteste Marktflecken von Deutschland geworden", wollten sie nicht vorübergehen, ohne den weithin bekannten „Wandsbecker Boten" persönlich gesehen zu haben, von dem sie namentlich durch Jacobi und Kleuker so viel Rühmens gehört und aus dessen Schriften sie selbst die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er in Allem zu ihnen gehöre.

Unter dem scherzhaften Incognito der Schulmeisterin aus Westfalen erschien die Fürstin am 12. Februar des genannten Jahres in

---

[168]) In seinen Erinnerungen I. 323.

der Wohnung des Claudius [169]). Rasch vergingen zwei, drei Tage im gemüthlichen Verkehr mit ihm, dem Manne voll launigen Humors und doch so tiefen Ernstes, mit der klugen Frau Rebecca und der wohlerzogenen fröhlichen Kinderschaar; es war das Muster echt deutschen, christlichen Familienlebens. „Die Zeiten, welche wir bei Claudius zubrachten — schrieb die Fürstin am 6. März in ihr Tagebuch —, waren wahre Erbauungsstunden für mich, indem ich nie Gott und das wahre Christenthum lebendiger wirksam fühlte, als in dieser mir durchaus und ohne die geringste Verlegenheit wohlthuenden Familie, welche daher auch wenige oder gar keine Versuchungen in mir rege machte, indem Claudius darin völlig wie ich dachte und besser als ich danach handelte, daß wir Menschen alle arme Sünder sind, deren Liebe untereinander nicht anders als in Gott Genuß sein und Dauer erhalten und sich durch gegenseitiges Abhelfen von unsern Fehlern thätig beweisen kann und muß“ [170]). Anderseits hatten Claudius und die Seinen die besten Eindrücke von ihren Gästen empfangen. Von der Fürstin versicherte Jener, daß er oft an sie zurückdenke und sie schwerlich je vergessen werde. Die älteste Tochter Caroline Perthes, damals ein Mädchen von siebenzehn Jahren, schrieb im Jahre 1806 voll Dankbarkeit: „Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen“ [171]).

Einige Monate nach dem Besuche der Fürstin in Wandsbeck fand sich Graf Leopold zu Stolberg zum ersten Male im Kreise der Freunde in Münster ein. Claudius, sein Freund, sodann Jacobi [172]) und insbesondere Nicolovius [173]), der spätere preußische Staatsrath, hatten ihn auf die geistreiche und hochgebildete Frau aufmerksam gemacht. Und da er Ende Juni 1791 in Begleitung seiner Gemahlin und des jungen Nicolovius zu einer längern Reise nach Italien aufbrach, so konnte er unmöglich Münster umgehen. Am 7. Juni des genannten Jahres kamen sie in Münster an und wurden von der Fürstin mit Freuden empfangen [174]).

Bei ihr fanden sie Fürstenberg, „den großen Staatsmann. 62 Jahre alt und älter scheinend, klein von Person und voll Seelenadels im schönen, feinen Gesichte, ist er der schönste Greis, den ich je gesehen.“

---

[169]) Herbst, Math. Claudius, der Wandsbecker Bote. 4. Aufl. 324.

[170]) Schlüter, Tagebücher ꝛc. Neue Folge 416. — [171]) Herbst a. a. O. 322.

[172]) Bei dieser Gelegenheit machen wir auf einen Druckfehler aufmerksam, der Theil I Seite 102 sich eingeschlichen hat. Es muß dort heißen: nach etwa vierzigjähriger statt: vierjähriger Bekanntschaft.

[173]) Alfred Nicolovius, Denkschrift auf A. H. L. Nicolovius. S. 16.

[174]) Menge, Graf Stolberg und seine Zeitgenossen. I. 330.

Sodann Overberg, „diesen rechtschaffenen Geistlichen, dessen Weisheit und Milde sich mit glühendem Eifer vereinigte". Ueber die Fürstin aber schrieb die Gräfin Sophie: „Es ist unmöglich, herzlicher, natürlicher und liebenswürdiger zu sein, als sie . . . Ihr Geist, ihre Seele, ihre Frömmigkeit erfüllen mit so inniger Bewunderung und Liebe . . . Man muß sie sehen, um zu fühlen, zu wissen, daß das, was ich sage und sagen könnte, unter der Wahrheit ist." Und der Graf: „Wenn Fenelon eine Tochter, die ihm ähnlich gewesen, zurückgelassen hätte, so müßte sie sein wie die Gallitzin. Diese Frau verbindet in so eminentem Grade das Hohe und das Gute mit dem Lieblichen, daß sie einem gleich unentbehrlich wird." [175])

So verlebten sie „beseligende Tage"; mit Empfindungen, welche nur die besten Menschen erregen können, verließen die Reisenden früh am 10. Juni Münster [176]), um auf der Weiterreise zunächst Jacobi in Düsseldorf zu besuchen. Die Münsteraner folgten ihnen versprochenermaßen, verlebten dort drei unvergeßliche Tage und schlossen mit einander herzliche Freundschaft für's Leben [177]).

Auch während der nun folgenden Trennung blieb man nicht ohne geistige, selbst persönliche Verbindung. Mit dem Anfang des nächsten Jahres brachen die den Stolbergs schon bekannten ältesten Brüder von Droste in Begleitung ihres bisherigen Hauslehrers, des Geistlichen Büngens und des Hauptmanns Colson, gleichfalls zur Reise nach Italien auf mit der Bestimmung, auf der Reise nach Möglichkeit den Stolbergs sich anzuschließen.

Vorher noch hatten die Brüder auf einer Studienreise nach Hamburg auch Claudius in Wandsbeck besucht. Die Fürstin hatte den beiden Jünglingen die herzlichsten Grüße und Empfehlungen an den „Boten" mitgegeben. Späterhin (Ende Oct. 1791) sandte sie den Brüdern einen Brief und ein Geschenk zum Namenstage des Freundes. „Beikommende Medaille", schrieb sie, „die ich ihm zum Andenken dieses Tages zudachte, bringen Sie ihm doch. Es ist Doctor Luther's leibliches Portrait, vom berühmten Albrecht Dürer gravirt und geprägt, eine der schönsten Medaillen neuerer Zeiten, die, wie Kenner und Hemsterhuis, von dem ich sie erhielt, versichern, mit den besten griechischen wetteifert. Auf dem Revers ist das bekannte Zeichen, dessen Albrecht Dürer sich bediente, seine Werke zu unterscheiden. Die Stadt Nürnberg ließ sie Luther zu Ehren prägen. — Gott segne Sie und sei Ihr Führer auf allen Wegen, lieber Adolf, lieber Dompropst, lieber Herr Büngens. Wie sehr ich das wünsche, ist

---

[175]) Janssen, Stolberg I. 268. — [176]) Stolberg, Reise in Italien I. 4. ff.
[177]) A. a. O. I. 17.

ihm allein bekannt. Bringen Sie uns doch so viele Brosamen als möglich von der Wandsbecker Tafel mit: Wir sind hungerig und durstig. A. G."

Die Brüder klopften beim Boten an, fanden freundlichen Einlaß, vollführten den Auftrag [178]) der Fürstin und genossen für kurze Zeit die herzliche Gastfreundschaft der Claudianer. Dann kehrten sie nach Hause zurück, und nach kurzer Rast und Vorbereitung zogen sie mit herzlichen Grüßen von allen Bekannten und mit Briefen wärmster Empfehlung von Seiten der Fürstin [179]) hinauf zum südlichen Lande, wo sie in Portici von den Stolbergs auf's liebenswürdigste empfangen und als ihre Reisegenossen begrüßt wurden. Wie schnell beide Theile sich an einander gewöhnten und gegenseitige Verehrung und Liebe sie täglich enger mit einander verband, das zeigen zahlreiche gedruckte und ungedruckte Briefe, welche von dieser und jener Seite als Reiseberichte in die Heimath gingen.

Nach anderthalbjähriger Abwesenheit kehrte Stolberg, dem die Drosten bald nachher folgten, nach Deutschland zurück, um im März 1793 das Amt eines Regierungs-, Consistorial- und Kammer-Präsidenten in Eutin anzutreten. Die frühere Freundschaft mit dem Rationalisten Voß, welcher Rector der dortigen Schule war, dauerte einstweilen, wenigstens äußerlich, noch fort, aber Beide fühlten, wie jene den Todeskeim in sich trage; um so inniger freute sich Stolberg der wachsenden Freundschaft mit den gleichgesinnten Freunden in Münster.

Es gereichte ihm daher zur größten, freudigen Ueberraschung, als die Fürstin mit ihren Kindern, ihrer Nichte Amalie und Overberg im Sommer des Jahres 1793 ihn besuchte. Für diese aber war vorher Wandsbeck zu passiren, und ein Besuch beim „Boten" nicht zu umgehen. Sie zogen „in einem langen Leiterwagen, in Stroh gebettet," in Wandsbeck ein. „Wir mußten — so schreibt die Fürstin selber am 14. Juli 1793 an die Droste'schen Brüder — mit unserm Karren von Haus zu Haus um Quartier betteln und wurden, ungeachtet wir unter dem Schutze der weisen Rebecca (Claudius' Gattin) umherirrten, dennoch wie Lumpenvolk abgewiesen.

---

[178]) Für diese und später folgende Sendungen von „geistlichen Brosamen" dankte Claudius am 12. Februar 1792 in einem längern Schreiben an die Fürstin, abgedruckt bei Herbst, Mathias Claudius 322 ff.

[179]) Unter anderm schrieb sie an Stolberg: „Ich empfehle Ihnen die Jünglinge, die mich, da ich sie von Kindheit an sozusagen in meinem Hause aufwachsen und an Redlichkeit, Wißbegierde und Empfänglichkeit für alles wahrhaft Schöne und Gute zunehmen sah, mich sehr interessiren. — Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß es unter dem ganzen hiesigen Adel keine jungen Leute gibt, in denen Fürstenberg bei seinen erhabenen Plänen für das gemeine Wohl solche eifrige und treue Mitarbeiter zum Theil schon gefunden, noch mehr aber nach vollendeter Bildung zu erwarten hat, als in diesen." — Aus Stolberg's Nachlaß.

Claudius selbst hatte seine Hütte voll. Sein Bruder und dessen Familie logirten bei ihm. Er wollte uns dennoch mit Gewalt bei sich behalten. Wir aber bestanden Schande halber auf ein eigenes Quartier, und fanden endlich nach einer Stunde Hin- und Herlaufens ein altes ehrbares Ehepaar, welches uns unter der Bedingung aufnahm, daß wir den Tag darauf wieder abziehen und auf Stroh schlafen sollten. Bei solchen Unfällen gedachten wir schon des andern Tages weiter nach Eutin zu reisen. Nachdem wir aber — fährt die Fürstin fort — gestern bei der Gräfin Schimmelmann gespeist hatten, wo sich Julia (Gräfin Reventlov) aufhält, so kehrte sich das Blatt ganz zur Herstellung unserer Ehre um. Die Allmacht dieser Damen allhier bewegte sogleich den vornehmsten Wirth des Fleckens, uns aufzunehmen. (Er gestand, er habe uns für Emigrirte gehalten und deshalb abgewiesen.) Dorthin ziehen wir diesen Mittag. Meine Gesundheit hat sich durch diese apostolische Reise sehr gebessert. — Claudius war vor drei Wochen sehr krank und hat sich noch nicht ganz erholt, übrigens steht bei ihm Alles am alten Fleck. — Wir haben hier die große unerwartete Gemächlichkeit einer katholischen Kapelle angetroffen, die ein Weltgeistlicher aus eigenen Mitteln unterhält, dessen Gemeinde aus zwanzig Personen besteht. Schimmelmanns haben ihm zum Vortheil des Handels hier das Privilegium dazu verschafft“ [180]).

Am 29. Juni fuhr die Reisegesellschaft von Wandsbeck ab und erreichte des Abends Eutin. Die Tochter der Fürstin schrieb ein paar Tage später folgenden Bericht an die Droste'schen Freunde: „Wir fuhren in's Wirthshaus, und zwar ohne es zu wissen, Stolberg's Haus vorbei; aber Ernst, der älteste Sohn, sah uns und erkannte Amalie, und kaum waren wir in's Wirthshaus getreten, so waren Nicolovius, die Gräfin (Sophie) und die Gräfin Cathrine mit allen Kindern, bis zum kleinen Julchen, auch schon da und holten uns heraus, um bei ihnen zu wohnen. Mama folgte ihnen gern und überraschte nun den lieben Graf, dem die Andern von Mama's Ankunft noch nichts gesagt hatten. Sie, lieber Herr Erbdrost, und Sie, lieber Herr Dompropst, welche Stolberg so sehr kennen, werden sich gewiß die Freude seiner eigenen kraftvollen Liebe bei dieser Ueberraschung recht lebhaft vorstellen können. Unserer lieben Mutter ist es hier so ganz wohl. Sie wird auf Händen getragen, und kann ihrem Herzen freien Lauf lassen; denn Christenthum und Liebe herrschen so ganz in diesem Cirkel. Aber kaum kann sie die ihr zu ihrer Ruhe so nöthigen Stunden der Einsamkeit zur nähern Unterhaltung mit Gott finden, so beständig sind Stolbergs einzeln oder Alle zusammen um sie und mit ihr, ich möchte sagen, wie die Eisenfeile um den sie

---

[180]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.

anziehenden Magnet; denn wahrlich, die Uebereinstimmung in dem Wichtigsten kettet sie gemeinschaftlich, zieht sie unzertrennbar an einander. Auch die Natur ist hier überaus schön, und wir machen fast täglich die angenehmsten Spaziergänge; das einzige Unangenehme ist, daß wir keine katholische Kirche hier haben, und daher des Sonntags nach Lübeck, acht Stunden von hier, fahren müssen. Vorigen Sonntag fuhren wir in der Nacht um 12½ Uhr hin. Stolberg und seine Schwester fuhren uns einige Stunden später nach; wir aßen sehr vergnügt zusammen in Lübeck und hatten in ihrer Gesellschaft eine sehr angenehme Rückfahrt."

Andere Briefe von den Stolbergen an Fürstenberg und die Drosten geben dann in lebendiger Weise die Eindrücke wieder, welche die Gäste, vor allem die Fürstin, auf sie machten: „Die liebe Fürstin — schreibt die Gräfin — ist mit jeder Stunde, möcht' ich sagen, unsern Herzen näher gekommen. — — Sie können nicht wissen, welch ein Engel des Segens uns diese liebe Frau ist. Liebe und Freude und Friede sind ihre Gefährten. Der Fürstin Gegenwart — fügt sie hinzu — hat meinem Manne Gesundheit und Heiterkeit gegeben, die er seit einigen Wochen nicht hatte; uns Allen hat sie Ruhe und Freude gegeben, mehr als ich glaubte, daß ein Mensch dem andern geben könnte." Mit ähnlichen Gefühlen schrieb Stolberg am 11. August an Caspar Droste: „Schon lange würde ich an Sie geschrieben haben, wenn ich nicht jetzt während der Abwesenheit unserer lieben Fürstin jeden Augenblick zu nutzen suchte. Der Besuch dieser allerliebsten Frau ist wohlthätig für unsere Herzen, wie eine Erscheinung aus jener Welt, und mit dem bloßen Gedanken an ihre Abreise fährt mir ein Schwert durch das Herz. So groß auch die Empfindung der tiefen Ehrfurcht ist, mit welcher ich zu ihr emporblicke, wird mir dennoch so unaussprechlich wohl bei ihr, und ihre Gegenwart gibt mir eine Ruhe in's Herz, welche nicht durch den Gedanken meiner Unwürdigkeit gestört wird, sondern sich mit der Sehnsucht nach Besserung verbindet. Und ich hoffe, mit Gottes Gnade bleibenden Segen aus dieser Freundschaft mit ihr zu schöpfen, und aus der nähern Verbindung, welche auch mit dem Tode nicht aufhören wird, sondern vielmehr in jenem Leben erst vollkommen werden soll. — Da kommen eben die Exemplare von unseres lieben Overberg's Schulbuche. Nehmen Sie auch dafür unsern herzlichen Dank!" [181])

Auch Nicolovius [182]) empfand den Segen des Umgangs mit der Fürstin, so daß er diese Wochen zu den besten seines Lebens rechnete.

Die Fürstin aber schrieb scherzend an die Drosten: „Meine Zeit wird mir durch den lieben Eutiner Despoten und die Seinigen so

[181]) Dieser und der vorhergehende Brief aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.
[182]) Denkschrift 57.

Aquin sprach [153]), daß er auf Kosten des von dem falschen Humanismus und der Reformation völlig recipirten römischen Rechtes das Jus canonicum und das alte Lehnsrecht begünstigte — so sind das Momente genug, welche zeigen, daß damals in Münster auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens die Rückkehr zu den Anschauungen der alten christlichen Bildung sich vollzog.

Um dieselbe Zeit nahm in Weimar die heidnisch grammatische Bildung immer mehr die Geister gefangen: das Christenthum ward verdrängt, an deren Stelle trat die antik-heidnische Weltanschauung, nur modern zurechtgestutzt und dann als die „reine Humanitätsreligion" hinausposaunt. So insbesondere von Wieland, dem Troubadour der wiedererstandenen Olympier, von Herder, dem gewandten Kuppler zwischen Christenthum und Heidenthum, selbst eine Zeit lang von Schiller, der ja die Todtenklage um „die Götter Griechenlands" gesungen, vor allem aber von Goethe, diesem „antiken Heiden", wie er sich selber genannt hat.

Schon als Student fand er die Philosophie wenig lehrreich, die Logik im encyclopädischen Trivium erschien ihm „wunderlich" [154]) und die Psychologie hat er wenigstens nach ihrem moralischen Hauptzwecke, der Selbsterkenntniß, in seinem Leben thatsächlich verachtet. Dagegen hatte er, „noch fast ein Knabe", die „Hauptüberzeugung", daß in den Schöpfungen des klassischen Alterthums „alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei" [155]). Ovid's Metamorphosen waren ihm eins der liebsten Bücher, und feierlich betheuerte er, „daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher sein könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu sein" [156]). Und während der christlich-gläubige Klopstock ihm ungenießbar und in der Seele zuwider war, pries er Wieland's antikisirende häßliche Musarion als eine „glänzende Production", die „am meisten" auf ihn eingewirkt.

Während des Aufenthaltes in Italien aber steigerte sich seine ausschließliche Verehrung gegen die heidnische Antike zu unheimlicher Leidenschaftlichkeit. Die christlichen und kirchlichen Eindrücke, die er dort empfing, erschienen ihm wie eine lästige Wolke, die ihm die „Sonne höherer Kunst und reiner Menschlichkeit" verdeckte [157]), das Christenthum selbst, „auch von der Kunstseite betrachtet, recht erbärmlich [158]). Und

---

[153]) A. a. O. 141 f. — [154]) Goethe's sämmtl. Werke XXI. 66, 68, 39.
[155]) A. a. O. 30, 28. — [156]) A. a. O. 244. — [157]) Goethe's sämmtl. Werke XXIII. 190 f. — [158]) Aus Herder's Nachlaß I. 94.

mit frivolem Uebermuthe rühmte er sich nach seiner Rückkehr aus Italien, nicht bloß ein decidirter Nichtchrist zu sein — wie er an Lavater geschrieben —, sondern ein Widerchrist mit wahrhaft julianischem Haß [159]), dem das Christenthum ein Märchen, eine Kindergehirn-Empfindung [160]), und das Kreuz eins von den vier Dingen war, vor dem ihm graute, wie vor Gift und Schlange [161]).

Freilich stimmten bald die schrecklichen Zeichen der Zeit den Dichter milder, Erfahrungen machten ihn klüger und mehr rücksichtsvoll, aber ein echter Anhänger des Grammaticismus ist Goethe sein Leben lang geblieben. Und wie mit Herder und Wieland in der Literatur, so bildete er mit Mayer und Krause in der Kunst das alles beherrschende Triumvirat. Den Satz von Mengs und Winkelmann, daß die Antike allein Maß und Muster der Kunst abgebe, hatte auch die Weimarer Kunstschule zu ihrem Grunddogma gemacht und vertheidigte dasselbe hartnäckig gegen die Freunde der neuern christlichen Kunst, gegen Wackenroder und Tieck, gegen Bertram und die Gebrüder Boisserée u. A., und alle Hoffnungen der Letztern auf Bekehrung der Weimarianer erwiesen sich als eitle Illusionen [162]). Goethe zumal hielt fest an seinem „liebsten Evangelium" der reinen Humanität, wie Freund Herder in seinen Schriften es construirt hatte [163]), was aber in vollendetem Gegensatze zu Beiden die Fürstin von Gallitzin ein „düsteres Grab voll Leichengeruch" nannte [164]).

Wie mußte bei solcher Lehre das Leben sich gestalten? Der h. Augustin hat darauf für alle Zeit die Antwort gegeben, als er gerade mit Rücksicht auf die heidnisch-humanistischen Bestrebungen der eigenen Jugend also sagte: „Was bin ich, o Gott, anders, als ein Führer, der sich selbst zum Abgrunde führt!" Wir haben weder Raum noch Lust, den sittlichen Abgrund im Leben Goethe's und seiner Weimarer Genossen hier aufzudecken, wie er dem Leser ihrer Schriften und der zeitgenössischen Berichte sich eröffnet. Es genüge der Hinweis auf das buntscheckige Programm abwechselnder Ergötzlichkeiten und Freuden, wie es Goethe mit dem Geschick und Geschmack des erfindungsreichen Dichters der lebelustigen Gesellschaft von Weimar zu bieten verstand: gesellige Unterhaltungen zu gegenseitiger Lobhudelei, literarische Kränzchen mit obligater Klatscherei, rauschende Feste mit schäumenden Pocalen, Masken-

---

[159]) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi 273. — [160]) Nr. 66 der venetianischen Epigramme. — Vgl. auch Viehoff, Goethe's Leben III. 117. — [161]) Goethe's sämmtl. Werke XXIV. 126. — [162]) Vgl. Sulpiz Boisserée I. 14 ff. 135.

[163]) Goethe's sämmtl. Werke XXIV. 127, 125.

[164]) Schlüter, Briefe an Hemsterhuis. 146, 150.

züge und Tänze ohne den läſtigen Zwang der Sitte, theatraliſche Proben und Aufführungen, bei denen die leichtfertige Götterwelt der Alten auf der Bühne wie hinter den Couliſſen bedeutende Rollen ſpielte [165]). Es war juſt ſo, wie zur Zeit der untergegangenen „Götter Griechenlands," von der Schiller preiſend geſungen:

„Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt . . .
Damals war nichts heilig, als das Schöne,
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott!"

Auch die Weimarianer ſchämten ſich „keiner Freude"; und ſo war eingetreten, was ſchon Leſſing gewünſcht hatte: „das luſtig-heitere Leben der alten Griechen", ſtatt des „heuchleriſchen Halbdunkels der ſcheinbar bußfertigen Chriſten". Wir wollen nicht behaupten, daß das Treiben der Weimarer Genies in ſittlicher Beziehung denſelben Grad der Verkommenheit einzelner jungdeutſcher Humaniſten oder des Lebens am Hofe jenes Königs Hugo von Italien erreicht habe; aber es lag doch hart an der Straße dorthin. Und das Endreſultat ſolcher Lehre und ſolchen Lebens? Es liegt offen vor uns in dem traurigen Selbſtbekenntniß Goethe's: „Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen" [166]).

Wie ganz anders war doch das Leben der Fürſtin Gallitzin und ihrer Freunde. Der volle Gegenſatz zwiſchen ihnen und Goethe, zwiſchen Münſter und Weimar liegt kurz und gut in folgenden Worten des alten Perthes ausgeſprochen, der die Weimarianer kannte und mit den Münſteranern befreundet war. Goethe's Heidenthum ſagt er [167]), iſt der andere Pol des Chriſtenthums: auf der einen Seite Stärke und Einheit durch die Liebe, auf der andern Seite Selbſtverlaß. Das Chriſtenthum iſt ein Verliehenes, und im Chriſtenthum wird Alles fortdauernd durch die Gnade Gottes gegeben und durch die Liebe empfangen. Das Heidenthum iſt die Natur und im Heidenthum iſt jedes Product ein Selbſt. Die religiöſen Gefühle des Menſchen erſcheinen hier als ein Erzeugniß der Natur; jedes Geſchöpf ſoll als ſich ſelbſt ſchaffend feſt und rein auf ſeinen eigenen zwei Füßen ſtehen; der Menſch ſoll Alles genießen, Allem

[165]) Man vergl. Goethe's eigene Mittheilungen in ſeinen Schriften und Briefen an vielen Stellen; außerdem Viehoff, Goethe's Leben III. 468 ff. Briefe von J. H. Voß. II. 386 f. u. v. a.

[166]) Kurz, Geſchichte der deutſchen Literatur III. 405a.

[167]) Friedrich Perthes' Leben I. 151.

widerstehen, alles Unvermeidliche leiden mit eigener voller Kraft. Heidenthum und Christenthum erschöpfen Alles, und das zwischen ihnen Liegende ist nur inconsequentes Bruchstück, es gibt nur Demuth oder Stolz. Daß Goethe den ihm entgegengesetzten Pol haßt, ist natürlich. — Aber, fügen wir hinzu, was nun diese volle eigene Kraft, was dieser Stolz, dieses Stehen auf eigenen Füßen, dieser Selbstverlaß, dieses raffinirte Genießen und der Haß gegen das Christenthum zu Wege gebracht, ist im Leben Goethe's und seiner Freunde klar geworden: titanenhaft stolzes Gebahren und armseliges Verzweifeln, gegenseitiges Vergöttern und bittere Feindschaft, häßliche Unmoral und ein unbefriedigtes, zerrissenes Innere im Leben, im Leiden und im Tode. Und so haben die eigenen Anhänger, ohne es zu wollen, über die heidnisch-grammatische Bildung das schärfste Verdict gesprochen.

Dagegen sind die Münster'schen Freunde in ihrem Leben der christlich-encyclopädischen Bildung und Weltanschauung zum schönsten Zeugniß geworden. Hier sehen wir die Principien des Christenthums, Gnade, Liebe und Demuth, zur Geltung gekommen und in deren Gefolge treue Pflichterfüllung und christliche Sitte, edelmüthige Gesinnung und opfervolle Freundschaft, demüthiges Entsagen und geduldiges Ertragen im Leiden und darum trotz der manchmal heftig erregten Oberfläche im tiefen Innern Ruhe und Frieden und am Ende ein gottseliges Sterben im Herrn.

Münster und Weimar sind damals für Deutschland die großen Wahrzeichen der Zeit, sind gewissermaßen die Hauptquartiere der zwei großen feindlichen Heerlager gewesen. Aber auch noch auf das spätere Geschlecht haben beide ihren nachwirkenden Einfluß geltend gemacht. Wie seinerzeit um Goethe und seine Anhänger die große Menge der ungläubigen Zeitgenossen sich geschaart, so haben die Hervorragendsten unter denen, die überhaupt noch in religiöser Tiefe lebten und nach dem Göttlichen suchten, an die Münster'schen Freunde sich angeschlossen: Katholiken wie gläubige Protestanten aus Nord und Süd unseres Vaterlandes. Und wie dann Goethe und die Weimarianer die eigentlichen Führer der modernen christusfeindlichen Cultur geworden, und das nachgeborene gottentfremdete Geschlecht in deren Schriften ihr ganzes, „liebstes Evangelium" gefunden, so ist auf der andern Seite die bald erfolgte Wiedererweckung und Vereinigung der gläubigen Elemente in Deutschland und jene großartige siegreiche Erhebung der Kirche am Ende der dreißiger Jahre zum großen Theil zurückzuführen auf die gottgesegnete Wirksamkeit der Familia sacra in Münster.

XI.

Zeitstürme — Wandsbeck und Eutin.

Die französische Revolution war ausgebrochen und hatte ganz Frankreich, ganz Europa erschüttert. Anfangs wie das Morgenroth anbrechender Freiheit erscheinend, zeigte sie sich schon bald in ihrem eigentlichen Charakter. Sie ist in der That der Prüfstein für die Geister der Zeit, und der aufgepflanzte Freiheitsbaum der Baum der Erkenntniß in religiöser wie socialpolitischer Beziehung geworden.

Von Deutschland aus reichten alle Jene den französischen Revolutionären die Bruderhand, welche der Lehre falscher Humanität und Aufklärung ergeben waren. Es war die große, tonangebende Menge. Die kleine Schaar der Guten aber schaute überall aus nach Gleichgesinnten, um enger sich zusammenzuschaaren und mit noch größerm Ernste und eifrigerer Arbeit für sich und Andere die heiligen Güter des Lebens aus solcher Sturmesfluth hinüber zu retten in eine bessere Zeit.

So suchten und fanden sich auch die Familia sacra in Münster und ihre Gesinnungsgenossen im Norden: Claudius, Graf Stolberg und die andern holsteinischen Freunde. Es ist hoch erfreulich und erhebend, dem stillen Werden und Wirken dieses wahrhaften Bundes der Guten zuzuschauen, während draußen die Wogen der Revolution im blutigrothen Widerschein Thron und Altar in die Tiefe versenken und fremde Kriegshorden das heimathliche Land verwüsten.

Zu Anfang des Jahres 1791 war die Fürstin Gallitzin in Begleitung ihrer Kinder und Overberg's auf einer Reise nach Hamburg und Bremen begriffen. An Wandsbeck, das nach Mathison's[168]) Versicherung durch Mathias Claudius „der berühmteste Marktflecken von Deutschland geworden", wollten sie nicht vorübergehen, ohne den weithin bekannten „Wandsbecker Boten" persönlich gesehen zu haben, von dem sie namentlich durch Jacobi und Kleuker so viel Rühmens gehört und aus dessen Schriften sie selbst die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er in Allem zu ihnen gehöre.

Unter dem scherzhaften Incognito der Schulmeisterin aus Westfalen erschien die Fürstin am 12. Februar des genannten Jahres in

---

[168]) In seinen Erinnerungen I. 323.

der Wohnung des Claudius [169]). Rasch vergingen zwei, drei Tage im gemüthlichen Verkehr mit ihm, dem Manne voll launigen Humors und doch so tiefen Ernstes, mit der klugen Frau Rebecca und der wohlerzogenen fröhlichen Kinderschaar; es war das Muster echt deutschen, christlichen Familienlebens. „Die Zeiten, welche wir bei Claudius zubrachten — schrieb die Fürstin am 6. März in ihr Tagebuch —, waren wahre Erbauungsstunden für mich, indem ich nie Gott und das wahre Christenthum lebendiger wirksam fühlte, als in dieser mir durchaus und ohne die geringste Verlegenheit wohlthuenden Familie, welche daher auch wenige oder gar keine Versuchungen in mir rege machte, indem Claudius darin völlig wie ich dachte und besser als ich danach handelte, daß wir Menschen alle arme Sünder sind, deren Liebe untereinander nicht anders als in Gott Genuß sein und Dauer erhalten und sich durch gegenseitiges Abhelfen von unsern Fehlern thätig beweisen kann und muß“ [170]). Anderseits hatten Claudius und die Seinen die besten Eindrücke von ihren Gästen empfangen. Von der Fürstin versicherte Jener, daß er oft an sie zurückdenke und sie schwerlich je vergessen werde. Die älteste Tochter Caroline Perthes, damals ein Mädchen von siebenzehn Jahren, schrieb im Jahre 1806 voll Dankbarkeit: „Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen“ [171]).

Einige Monate nach dem Besuche der Fürstin in Wandsbeck fand sich Graf Leopold zu Stolberg zum ersten Male im Kreise der Freunde in Münster ein. Claudius, sein Freund, sodann Jacobi [172]) und insbesondere Nicolovius [173]), der spätere preußische Staatsrath, hatten ihn auf die geistreiche und hochgebildete Frau aufmerksam gemacht. Und da er Ende Juni 1791 in Begleitung seiner Gemahlin und des jungen Nicolovius zu einer längern Reise nach Italien aufbrach, so konnte er unmöglich Münster umgehen. Am 7. Juni des genannten Jahres kamen sie in Münster an und wurden von der Fürstin mit Freuden empfangen [174]).

Bei ihr fanden sie Fürstenberg, „den großen Staatsmann. 62 Jahre alt und älter scheinend, klein von Person und voll Seelenadels im schönen, feinen Gesichte, ist er der schönste Greis, den ich je gesehen.“

---

[169]) Herbst, Math. Claudius, der Wandsbecker Bote. 4. Aufl. 324.

[170]) Schlüter, Tagebücher ꝛc. Neue Folge 416. — [171]) Herbst a. a. O. 322.

[172]) Bei dieser Gelegenheit machen wir auf einen Druckfehler aufmerksam, der Theil I Seite 102 sich eingeschlichen hat. Es muß dort heißen: nach etwa vierzigjähriger statt: vierjähriger Bekanntschaft.

[173]) Alfred Nicolovius, Denkschrift auf A. H. L. Nicolovius. S. 16.

[174]) Menge, Graf Stolberg und seine Zeitgenossen. I. 330.

Sodann Overberg, „dieſen rechtſchaffenen Geiſtlichen, deſſen Weisheit und Milde ſich mit glühendem Eifer vereinigte“. Ueber die Fürſtin aber ſchrieb die Gräfin Sophie: „Es iſt unmöglich, herzlicher, natürlicher und liebenswürdiger zu ſein, als ſie . . . Ihr Geiſt, ihre Seele, ihre Frömmigkeit erfüllen mit ſo inniger Bewunderung und Liebe . . . Man muß ſie ſehen, um zu fühlen, zu wiſſen, daß das, was ich ſage und ſagen könnte, unter der Wahrheit iſt.“ Und der Graf: „Wenn Fenelon eine Tochter, die ihm ähnlich geweſen, zurückgelaſſen hätte, ſo müßte ſie ſein wie die Gallitzin. Dieſe Frau verbindet in ſo eminentem Grade das Hohe und das Gute mit dem Lieblichen, daß ſie einem gleich unentbehrlich wird.“ [175])

So verlebten ſie „beſeligende Tage“; mit Empfindungen, welche nur die beſten Menſchen erregen können, verließen die Reiſenden früh am 10. Juni Münſter [176]), um auf der Weiterreiſe zunächſt Jacobi in Düſſeldorf zu beſuchen. Die Münſteraner folgten ihnen verſprochenermaßen, verlebten dort drei unvergeßliche Tage und ſchloſſen mit einander herzliche Freundſchaft für's Leben [177]).

Auch während der nun folgenden Trennung blieb man nicht ohne geiſtige, ſelbſt perſönliche Verbindung. Mit dem Anfang des nächſten Jahres brachen die den Stolbergs ſchon bekannten älteſten Brüder von Droſte in Begleitung ihres bisherigen Hauslehrers, des Geiſtlichen Büngens und des Hauptmanns Colſon, gleichfalls zur Reiſe nach Italien auf mit der Beſtimmung, auf der Reiſe nach Möglichkeit den Stolbergs ſich anzuſchließen.

Vorher noch hatten die Brüder auf einer Studienreiſe nach Hamburg auch Claudius in Wandsbeck beſucht. Die Fürſtin hatte den beiden Jünglingen die herzlichſten Grüße und Empfehlungen an den „Boten“ mitgegeben. Späterhin (Ende Oct. 1791) ſandte ſie den Brüdern einen Brief und ein Geſchenk zum Namenstage des Freundes. „Beikommende Medaille“, ſchrieb ſie, „die ich ihm zum Andenken dieſes Tages zudachte, bringen Sie ihm doch. Es iſt Doctor Luther's leibliches Portrait, vom berühmten Albrecht Dürer gravirt und geprägt, eine der ſchönſten Medaillen neuerer Zeiten, die, wie Kenner und Hemſterhuis, von dem ich ſie erhielt, verſichern, mit den beſten griechiſchen wetteifert. Auf dem Revers iſt das bekannte Zeichen, deſſen Albrecht Dürer ſich bediente, ſeine Werke zu unterſcheiden. Die Stadt Nürnberg ließ ſie Luther zu Ehren prägen. — Gott ſegne Sie und ſei Ihr Führer auf allen Wegen, lieber Adolf, lieber Dompropſt, lieber Herr Büngens. Wie ſehr ich das wünſche, iſt

---

[175]) Janſſen, Stolberg I. 268. — [176]) Stolberg, Reiſe in Italien I. 4. ff.
[177]) A. a. O. I. 17.

ihm allein bekannt. Bringen Sie uns doch so viele Brosamen als möglich von der Wandsbecker Tafel mit: Wir sind hungerig und durstig. A. G."

Die Brüder klopften beim Boten an, fanden freundlichen Einlaß, vollführten den Auftrag [178]) der Fürstin und genossen für kurze Zeit die herzliche Gastfreundschaft der Claudianer. Dann kehrten sie nach Hause zurück, und nach kurzer Rast und Vorbereitung zogen sie mit herzlichen Grüßen von allen Bekannten und mit Briefen wärmster Empfehlung von Seiten der Fürstin [179]) hinauf zum südlichen Lande, wo sie in Portici von den Stolbergs auf's liebenswürdigste empfangen und als ihre Reisegenossen begrüßt wurden. Wie schnell beide Theile sich an einander gewöhnten und gegenseitige Verehrung und Liebe sie täglich enger mit einander verband, das zeigen zahlreiche gedruckte und ungedruckte Briefe, welche von dieser und jener Seite als Reiseberichte in die Heimath gingen.

Nach anderthalbjähriger Abwesenheit kehrte Stolberg, dem die Drosten bald nachher folgten, nach Deutschland zurück, um im März 1793 das Amt eines Regierungs-, Consistorial- und Kammer-Präsidenten in Eutin anzutreten. Die frühere Freundschaft mit dem Rationalisten Voß, welcher Rector der dortigen Schule war, dauerte einstweilen, wenigstens äußerlich, noch fort, aber Beide fühlten, wie jene den Todeskeim in sich trage; um so inniger freute sich Stolberg der wachsenden Freundschaft mit den gleichgesinnten Freunden in Münster.

Es gereichte ihm daher zur größten, freudigen Ueberraschung, als die Fürstin mit ihren Kindern, ihrer Nichte Amalie und Overberg im Sommer des Jahres 1793 ihn besuchte. Für diese aber war vorher Wandsbeck zu passiren, und ein Besuch beim „Boten" nicht zu umgehen. Sie zogen „in einem langen Leiterwagen, in Stroh gebettet," in Wandsbeck ein. „Wir mußten — so schreibt die Fürstin selber am 14. Juli 1793 an die Droste'schen Brüder — mit unserm Karren von Haus zu Haus um Quartier betteln und wurden, ungeachtet wir unter dem Schutze der weisen Rebecca (Claudius' Gattin) umherirrten, dennoch wie Lumpenvolk abgewiesen.

---

[178]) Für diese und später folgende Sendungen von „geistlichen Brosamen" dankte Claudius am 12. Februar 1792 in einem längern Schreiben an die Fürstin, abgedruckt bei Herbst, Mathias Claudius 322 ff.

[179]) Unter anderm schrieb sie an Stolberg: „Ich empfehle Ihnen die Jünglinge, die mich, da ich sie von Kindheit an sozusagen in meinem Hause aufwachsen und an Redlichkeit, Wißbegierde und Empfänglichkeit für alles wahrhaft Schöne und Gute zunehmen sah, mich sehr interessiren. — Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß es unter dem ganzen hiesigen Adel keine jungen Leute gibt, in denen Fürstenberg bei seinen erhabenen Plänen für das gemeine Wohl solche eifrige und treue Mitarbeiter zum Theil schon gefunden, noch mehr aber nach vollendeter Bildung zu erwarten hat, als in diesen." — Aus Stolberg's Nachlaß.

Claudius selbst hatte seine Hütte voll. Sein Bruder und dessen Familie logirten bei ihm. Er wollte uns dennoch mit Gewalt bei sich behalten. Wir aber bestanden Schande halber auf ein eigenes Quartier, und fanden endlich nach einer Stunde Hin- und Herlaufens ein altes ehrbares Ehepaar, welches uns unter der Bedingung aufnahm, daß wir den Tag darauf wieder abziehen und auf Stroh schlafen sollten. Bei solchen Unfällen gedachten wir schon des andern Tages weiter nach Eutin zu reisen. Nachdem wir aber — fährt die Fürstin fort — gestern bei der Gräfin Schimmelmann gespeist hatten, wo sich Julia (Gräfin Reventlov) aufhält, so kehrte sich das Blatt ganz zur Herstellung unserer Ehre um. Die Allmacht dieser Damen allhier bewegte sogleich den vornehmsten Wirth des Fleckens, uns aufzunehmen. (Er gestand, er habe uns für Emigrirte gehalten und deshalb abgewiesen.) Dorthin ziehen wir diesen Mittag. Meine Gesundheit hat sich durch diese apostolische Reise sehr gebessert. — Claudius war vor drei Wochen sehr krank und hat sich noch nicht ganz erholt, übrigens steht bei ihm Alles am alten Fleck. — Wir haben hier die große unerwartete Gemächlichkeit einer katholischen Kapelle angetroffen, die ein Weltgeistlicher aus eigenen Mitteln unterhält, dessen Gemeinde aus zwanzig Personen besteht. Schimmelmanns haben ihm zum Vortheil des Handels hier das Privilegium dazu verschafft“ [180]).

Am 29. Juni fuhr die Reisegesellschaft von Wandsbeck ab und erreichte des Abends Eutin. Die Tochter der Fürstin schrieb ein paar Tage später folgenden Bericht an die Droste'schen Freunde: „Wir fuhren in's Wirthshaus, und zwar ohne es zu wissen, Stolberg's Haus vorbei; aber Ernst, der älteste Sohn, sah uns und erkannte Amalie, und kaum waren wir in's Wirthshaus getreten, so waren Nicolovius, die Gräfin (Sophie) und die Gräfin Cathrine mit allen Kindern, bis zum kleinen Julchen, auch schon da und holten uns heraus, um bei ihnen zu wohnen. Mama folgte ihnen gern und überraschte nun den lieben Graf, dem die Andern von Mama's Ankunft noch nichts gesagt hatten. Sie, lieber Herr Erbdrost, und Sie, lieber Herr Dompropst, welche Stolberg so sehr kennen, werden sich gewiß die Freude seiner eigenen kraftvollen Liebe bei dieser Ueberraschung recht lebhaft vorstellen können. Unserer lieben Mutter ist es hier so ganz wohl. Sie wird auf Händen getragen, und kann ihrem Herzen freien Lauf lassen; denn Christenthum und Liebe herrschen so ganz in diesem Cirkel. Aber kaum kann sie die ihr zu ihrer Ruhe so nöthigen Stunden der Einsamkeit zur nähern Unterhaltung mit Gott finden, so beständig sind Stolbergs einzeln oder Alle zusammen um sie und mit ihr, ich möchte sagen, wie die Eisenfeile um den sie

[180]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.

anziehenden Magnet; denn wahrlich, die Uebereinstimmung in dem Wichtigsten kettet sie gemeinschaftlich, zieht sie unzertrennbar an einander. Auch die Natur ist hier überaus schön, und wir machen fast täglich die angenehmsten Spaziergänge; das einzige Unangenehme ist, daß wir keine katholische Kirche hier haben, und daher des Sonntags nach Lübeck, acht Stunden von hier, fahren müssen. Vorigen Sonntag fuhren wir in der Nacht um 12½ Uhr hin. Stolberg und seine Schwester fuhren uns einige Stunden später nach; wir aßen sehr vergnügt zusammen in Lübeck und hatten in ihrer Gesellschaft eine sehr angenehme Rückfahrt."

Andere Briefe von den Stolbergen an Fürstenberg und die Drosten geben dann in lebendiger Weise die Eindrücke wieder, welche die Gäste, vor allem die Fürstin, auf sie machten: „Die liebe Fürstin — schreibt die Gräfin — ist mit jeder Stunde, möcht' ich sagen, unsern Herzen näher gekommen. — — Sie können nicht wissen, welch ein Engel des Segens uns diese liebe Frau ist. Liebe und Freude und Friede sind ihre Gefährten. Der Fürstin Gegenwart — fügt sie hinzu — hat meinem Manne Gesundheit und Heiterkeit gegeben, die er seit einigen Wochen nicht hatte; uns Allen hat sie Ruhe und Freude gegeben, mehr als ich glaubte, daß ein Mensch dem andern geben könnte." Mit ähnlichen Gefühlen schrieb Stolberg am 11. August an Caspar Droste: „Schon lange würde ich an Sie geschrieben haben, wenn ich nicht jetzt während der Abwesenheit unserer lieben Fürstin jeden Augenblick zu nutzen suchte. Der Besuch dieser allerliebsten Frau ist wohlthätig für unsere Herzen, wie eine Erscheinung aus jener Welt, und mit dem bloßen Gedanken an ihre Abreise fährt mir ein Schwert durch das Herz. So groß auch die Empfindung der tiefen Ehrfurcht ist, mit welcher ich zu ihr emporblicke, wird mir dennoch so unaussprechlich wohl bei ihr, und ihre Gegenwart gibt mir eine Ruhe in's Herz, welche nicht durch den Gedanken meiner Unwürdigkeit gestört wird, sondern sich mit der Sehnsucht nach Besserung verbindet. Und ich hoffe, mit Gottes Gnade bleibenden Segen aus dieser Freundschaft mit ihr zu schöpfen, und aus der nähern Verbindung, welche auch mit dem Tode nicht aufhören wird, sondern vielmehr in jenem Leben erst vollkommen werden soll. — Da kommen eben die Exemplare von unseres lieben Overberg's Schulbuche. Nehmen Sie auch dafür unsern herzlichen Dank!" [181])

Auch Nicolovius [182]) empfand den Segen des Umgangs mit der Fürstin, so daß er diese Wochen zu den besten seines Lebens rechnete.

Die Fürstin aber schrieb scherzend an die Drosten: „Meine Zeit wird mir durch den lieben Eutiner Despoten und die Seinigen so

[181]) Dieser und der vorhergehende Brief aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.
[182]) Denkschrift 57.

beſchränkt, daß Ihr es ihm, nicht mir zurechnen müßt, wenn Ihr von mir nur ſo wenig zu leſen bekommt. . . . Liebe Kinder! reiſet nie nach Eutin; es iſt wie die Löwenhöhle; man ſieht wohl die Fußſtapfen der Kommenden, aber die der Gehenden nicht."

Am 21. Auguſt meldete ſie nach Darfeld die frohe Botſchaft, daß Stolberg „Vater eines Wunderknaben" geworden. „Welchen Tag getauft werden ſoll — fügt ſie launig hinzu — wiſſen dieſe Ketzer noch nicht. Der Papa denkt es bis zu meinem Geburtstag (28. Aug.) zu verſchieben. Ich ſehe ſchief darein. Die Gevatter ſind Fürſtenberg, Overberg, die Ploener Schweſter Julie (von Witzleben) und ich" [183]). Wie der Graf es gewünſcht, fand an dem bezeichneten Tage unter großer Feierlichkeit und Freude das Doppelfeſt ſtatt.

Zwei Tage ſpäter, am 30. Auguſt, verließen die Gäſte nach traurigem Abſchiede Eutin und fuhren „auf einem langen Stellwagen zu Sechſen" [184]) nach Münſter, um am 6. September, am Tage vor der Wiedereröffnung der Overberg'ſchen Normalſchule, dort einzutreffen.

Von Bremen aus hatten aber die Reiſenden noch einen letzten Abſchiedsgruß nach Eutin geſandt und die Fürſtin, welche von nun an mit dem Grafen und ſeiner Gemahlin das vertrauliche Du wechſelte, an Erſtern alſo geſchrieben: „Wenn ich noch daran zweifelte, daß wir Menſchen hienieden in einem gewaltſamen, unnatürlichen Zuſtande leben, und dieſes Leben folglich unſere Endbeſtimmung nicht ſein kann, ſo würde unſere Trennung den Beweis vollenden. Ich weiß nicht, daß ich jemals etwas mit mehr Beſtimmtheit gefühlt hätte, als ich das fühle, daß wir zuſammengehören. Dieſes Gefühl ſcheint mit jeder Diſtanz lebhafter in meiner Seele zu erwachen, und doch eile ich von Dir weg, von Dir, deſſen ganze Seele mir nacheilet und in ſympathetiſcher Harmonie mit der meinigen nach Vereinigung ſtrebt" [185]).

Im Spätherbſt deſſelben Jahres reisten dann der Erbdroſt mit ſeiner jungen Gemahlin Antoinette, geb. Gräfin von Merveld, zu deren Vermählung im vergangenen Sommer Stolberg ein hübſches Hochzeitsgedicht geſchickt hatte, gleichfalls nach Eutin. Nicolovius hatte ſie von Münſter aus dorthin begleitet und begab ſich kurze Zeit darauf wieder nach ſeiner Heimath Königsberg. Um die Dreizahl der Gäſte wieder voll zu machen, erſchien Caspar Droſte. Aus ſeinen Briefen an Nicolovius erſehen wir, wie wohl und angenehm ſich der Aufenthalt im Stolberg'ſchen Hauſe für Alle geſtaltete. Unter anderm ſchrieb er: „Ich fühle recht, welche Gnade mir der liebe Gott verliehen hat, mit ſo

---

[183]) Dieſe und die vorige Briefſtelle aus dem Droſte'ſchen Nachlaß.
[184]) Nicolovius begleitete die Reiſenden. — [185]) Aus Stolberg's Nachlaß.

lieben Freunden so fest verbunden zu sein. Mögen wir uns Alle recht fest an ihn halten. So mag's immer stürmen und wüthen um uns herum. Das frohe Bewußtsein unserer ungeheuchelten Liebe und den seligen innern Frieden, der höher ist als alle Vernunft, werden sie uns doch nicht rauben können" [186]).

Erst am 2. Januar 1794 reisten die Drosten nach Münster zurück. Vor Allen freute sich die Fürstin über die mitgebrachten Grüße und die Erzählungen ihrer jungen Freunde über die im Kreise der Stolberge verlebten schönen Stunden. Hüben und drüben war man sich wiederum näher gekommen, und häufiger wie sonst wechselte man Briefe zwischen Münster und Eutin. Indeß meinte die Fürstin ein Mal: „Was sind todte Briefe, geschrieben meistens in verstohlenen Augenblicken, im Taumel von Geschäften dieses Lebens gegen jene intime Correspondenz der Geister im ewigen Geiste, ihrem Ursprung und einzig wahren Attractions-Centrum?"

In demselben, an Stolberg gerichteten Briefe macht sie mit Bezug auf dessen Verehrung gegen sie folgende demüthige und zugleich feine Bemerkung: „Daß Du mich in kolossaler Proportion siehst, weiß ich und habe Dir's längst schon ohne Mäntelchen gerade herausgesagt. Da es aber Deiner lieben Seele wohl thut, mich so zu sehen und auch so mit mir zu reden, und es der meinigen, so lange ich mir meiner bewußt bleibe, wie ich glaube, nicht sonderlich schaden kann, da mir nicht unbewußt ist, daß Gott sich ja auch wohl ein Mal eines Esels bedient hat, durch ihn mit einem Propheten zu reden, — so habe ich mich darein gegeben" [187]).

Im nächsten Frühjahr (1794) begann wiederum die Wanderung. Diesmal waren es die jüngern Brüder von Droste, Franz und Clemens, welche den holstein'schen Freunden in Begleitung ihres Lehrers Katerkamp den ersten Besuch machten. Der ältere Bruder Caspar war ihr Führer, Wandsbeck das nächste Reiseziel. Claudius, von der Ankunft der Gäste benachrichtigt, kam ihnen schon vor dem Flecken entgegen [188]), um

---

[186]) Aus Nicolovius' Nachlaß.

[187]) Aus einem Briefe der Fürstin vom 24. Januar 1794. Aus Stolberg's Nachlaß.

[188]) In dem „Kurzen Lebensabriß des Erzbischofs Clemens August von Köln" (von Kellermann?), welche dem Werke: „Predigten, Betrachtungen u. s. w. des Erzbischofs Clemens August von Köln" (Münster 1846) beigegeben ist, steht Folgendes zu lesen: „Wir kamen zu seinem (Claudius) Hause — so erzählte der Erzbischof — als derselbe eben damit beschäftigt war, vor seiner Thüre Dünger aufzuladen. Wir kannten ihn nicht. Wir wünschen den Herrn Claudius zu sprechen, sagte Einer von uns. Sogleich, rief der Mann, sprang vom Wagen, eilte in sein Haus und erschien in einigen Augenblicken mit gewechseltem Rocke an der Thüre, um uns herein zu holen. Der Empfang war äußerst herzlich." Nur schade, daß die erzählte Anekdote keinen Anspruch auf Wahrheit

sie in sein gastliches Haus zu führen. „Vierzehn Tage waren wir in Wandsbeck," berichtet Caspar an Nicolovius. „Recht herzliche, innige Freude hatten wir bei den Claudianern; meinen Brüdern und dem Herrn Katerkamp ward es auch bald sehr wohl in dieser lieben edeln Familie; und in den letzten acht Tagen ward unsere Freude dadurch erhöht, daß die liebe Gräfin Julia (Reventlov) aus Emkendorf herüber kam, mit der wir in trautem Cirkel herrliche Stunden zubrachten" [189]).

In einem andern Briefe Caspar's an die Seinigen heißt es: „Claudius ist sehr munter, und ihn mit Tante Julchen zu sehen, ist eine neue Freude. Es ist herrlich, zu bemerken, wie er überall derselbige ist; immer sieht und will er das Wahre und weicht keinen Schritt; Gott will's so, und so ist's recht, und nicht anders" [190]).

Interessant ist Clemens' Urtheil über den Wandsbecker Boten. „Ich will Dir schreiben, — heißt es in einem Briefe an seinen Bruder Adolph, d. d. Wandsbeck am 16. Mai 1794 — wie mir Claudius vorkommt und wie es mir mit ihm geht. Bekannt wird man gleich mit ihm; aber was mir vorzüglich an ihm gefällt und worin sich mir seine Einfalt und Kindlichkeit recht zu zeigen scheint, ist, daß man mit dem Vielen, was man von ihm gehört hat, und mit großen Ideen zu ihm kommen kann, und sich verwundern muß, wie der gepriesene, berühmte Mann so gewöhnlich ist, als ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ich, dem Kindlichkeit wohl gefällt, der sie aber noch nicht hat, könnte selbst mit Vorstellungen seiner Kindlichkeit zu ihm kommen und müßte dann ordentlich suchen, um sie zu finden; aber warum? Weil ich da immer mit gewissen Vorstellungen von einem Kleide der Kindlichkeit hinkommen würde; mir däucht aber, das einzige mögliche Kleid der echten Kindlichkeit muß Gewöhnlichkeit sein, und diese scheint mir Claudius ganz zu haben; gerade dieses Nichts im Aeußern scheint mir von der Größe des Innern zu zeugen" [191]).

Ende Mai (1794) verließen die Reisenden Wandsbeck und zogen gen Eutin. Caspar berichtete an Nicolovius von der großen Freude des Wiedersehens und fügt dann hinzu: „Meinen Brüdern ist es sehr wohl hier, und auch sie haben an den Stolbergen Vater und Mutter; Beide

---

machen kann. Es findet sich nicht bloß keine Spur davon in den Reiseberichten, sondern sie widerspricht denselben direct. Wie oben gesagt, kam Claudius schon vor Wandsbeck den Brüdern entgegen, gemäß den ausdrücklichen Worten Caspar's in einem Briefe d. d. Wandsbeck, 19. Mai 1794: „Seit der frohen Bewillkommnung des lieben Claudius, der uns schon vor Wandsbeck entgegen kam u. s. w.

[189]) Aus Nicolovius' Nachlaß.

[190]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder. — [191]) Ebendaher.

lieben sie recht“ [192]). Aehnliches berichten Briefe der Stolberge nach Münster und Darfeld. Die Fürstin aber freute sich von Herzen mit ihren jungen Freunden über den segensreichen „Gruß eines Häufleins von Menschen, wie man selbe im übrigen Europa nicht leicht so dicht bei einander finden möchte“ [193]).

Im Juni kehrten die Drosten nach Münster zurück. Im Spätsommer folgten ihnen Stolberg und seine Gemahlin. Er fand die Fürstin krank am Körper, aber dem Geiste nach heiter und „sich sonnend am Strahl der ewigen Sonne“, wie er in dem Gedichte zur Feier ihres Geburtstages (28. Aug.) sagt. An seine Schwester Katharina schrieb er in Bezug auf die musterhaft geduldige Freundin: „Könnte ich mit so reinen Schalen schöpfen, als die Quelle lauter ist, so würde ich ganz erneut werden. Ihr Umgang thut mir unaussprechlich wohl“ [194]). Auch im Umgange mit Fürstenberg, Overberg und den übrigen Freunden wurde den Eutinern manche für Geist und Herz genußreiche Stunde zu Theil, in ihre Seele aber neue Keime zwar langsam heranreifender, aber dereinst um so herrlicherer Saat eingesenkt. Ein Jahr später gedachte er noch dieses Besuches mit folgenden begeisterten Worten: „Voriges Jahr um diese Zeit hatte ich selige Tage in dem lieben Münster, an welchem ich mehr hange, als Worte aussprechen können! Wann wird mir wieder so wohl werden!“ [195])

Erst im November (1794) kehrten die Gäste über Wandsbeck nach Eutin zurück. Schon am 12. December sandte die Fürstin dem Grafen nachfolgende Zeilen, welche bezeugen, daß bei diesem Besuche vornehmlich religiöse Gespräche geführt worden sind: „Nun bist Du wieder auf Deinem Präsidentenstuhl, und nährst Deine liebe Seele mit der kräftigen, obschon verachteten Speise der Geduld und mancherlei Selbstverleugnungen, die, um eben nicht in die Augen zu fallen, nicht minder edeler Art sind, als so manche, die den Menschen vor der Welt zum Helden prägen. Bei diesem Gedanken, mein Leo, wird eine Erinnerung in meiner Seele rege, die ich wegen der tiefen Rührung, welche ihr Begleiter ist, so oft sie in mir rege wird, Dir nicht verschweigen will. Du sagtest mir eines Tages, da wir von den Selbstverleugnungen redeten, die es kostete, um die Standespflichten des Christen, die Pflichten eines Vaters, eines Gatten, eines Hausherrn, Bruders u. s. w. zu erfüllen, und wir eins wurden, daß es wohl diese verdienten, daß man ihnen, die angenehmern Pflichten nachgesetzt, manche Zeit aufopferte, die man sonst auch wohl gut anwen-

---

[192]) Aus Nicolovius' Nachlaß.

[193]) Aus einem Briefe an die Drosten in Eutin. — Aus deren Nachlaß.

[194]) Janssen I. 333. — [195]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.

den könnte: »Meine Hausgenossen sollen es gewahr werden, daß unsere Freundschaft im Himmel geschlossen wurde.« Waren es nicht gerade diese Worte, so sagt mein Herz mir doch, daß dieses der Sinn der Rede war, die Deiner Ital den tiefen Eindruck machte, der bei jeder Erinnerung in ihrer Seele noch nachlebt. »Daran (sagt und wiederholt so oft der Jünger, den der Herr lieb hatte) daran wird man es erkennen, daß ihr seine Jünger seid, wenn ihr euch untereinander liebt!« Und dürfen wir nicht dreist hinzufügen — daran (an solchen Wirkungen der Liebe, wie diejenige ist, die mein Leo seiner Ital an jenem Tage verheißen hat) wird man es erkennen, daß die Liebe der Jünger eines solchen Herrn so hoch über die Liebe der Jünger der Herren dieser Welt sich erhebt, wie der Himmel über die Erde? Die alten Germanen mußten Hirnschädel der Auerochsen oder ihrer erschlagenen Feinde, die Ritter des mittlern Zeitalters Speere und andere Waffen ihrer im Zweikampf besiegten Rivalen ihren Geliebten zu Füßen legen können, wenn sie sich Hoffnung machen wollten, ihre Gunst zu gewinnen. Ist es nicht billig, daß der christliche Ritter auch Beute seiner besiegten Feinde oder doch Wunden des Kampfes zum Unterpfande der Liebe darbringe?“ [196])

Es folgten für die Freunde ein paar Jahre gegenseitiger Trennung; um so reger aber und inniger ward ihr geistiger Verkehr durch die Mittel einer häufigen, intimen Correspondenz. Den eigentlichen Inhalt bilden zwei Hauptfragen: die erste bezieht sich auf persönliche religiöse und moralische Verhältnisse und die Beziehungen Stolberg's zur katholischen Kirche; die zweite behandelt die großen social-politischen und allgemein religiösen Fragen der Zeit.

Die Revolution hatte inzwischen in Frankreich unerhörte Greuel gegen Gott und Menschheit verübt, deren dunkele Schatten die Seelen der Freunde mit großer Trauer und Besorgniß erfüllten. Das gefährliche Treiben der Freimaurer und namentlich der Illuminaten, sowie der Anmarsch der republicanischen Heere auf deutschem Boden machten sie selbst für die engere Heimath zittern. Der Generalvicar von Fürstenberg erwirkte von dem Kurfürsten, daß öffentliche Gebete angeordnet wurden „gegen den ganz auffallend neu erstandenen höchst verderblichen Geist“ [197]).

„Ich erstaune nur — schrieb die Fürstin an Stolberg — daß man nicht überall öffentliche Gebete mit Einmischung der greuelvollen Ursachen auf den Kanzeln ablesen läßt, um das Volk, welches wie zu Zeiten Noe's freit und sich freien läßt und mir nichts dir nichts ißt und trinkt, von seinem tiefen Schlafe aufzuwecken“ [198]).

---

[196]) Aus Stolberg's Nachlaß.

[197]) So Fürstenberg in seinem Gesuch an den Kurfürsten Max Franz. Aus des Erstern Nachlaß. — [198]) Aus Stolberg's Nachlaß.

Um so mehr aber forderte sie, wie Katerkamp [199]) berichtet, in dieser verhängnißvollen Zeit alle Edeln, die mit ihr in Berührung kamen, auf, sich an einander zu schließen und durch vereinigte geistige Bestrebungen der wilden Kraft, die alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohte, entgegenzuwirken. An Stolberg fand die Fürstin den entschiedensten Gesinnungsgenossen. „Denke ich an Europa's jetzige Lage," schrieb derselbe Ende 1795, „und — was das traurige dabei ist — an die herrschende Stimmung der Gemüther, so ahnt mir von der letzten Olympiade dieses hochweisen Jahrhunderts nicht viel Gutes. Wir aber müssen unsern Weg durch die Zeit fortwandeln und so leicht als möglich gegürtet sein und uns desto fester aneinanderschließen und der wallenden Kreuzesfahne muthig folgen, so werden die Ströme des Unsinns und des Frevels uns nichts anhaben können." [200])

Im Unmuth über das „Treiben der französischen und deutschen Jacobiner" schleuderte er bekanntlich die geharnischten Oden: Kassandra und die Westhunnen gegen diese Feinde der Kreuzesfahne, was natürlich das ganze Heer der Aufklärer gegen ihn aufhetzte. Die Fürstin aber schrieb ihm hocherfreut: „Im Grunde sprichst Du allein mir recht nach dem Herzen über diese Scheusale. Die Sprache aller Uebrigen hierüber ist mir wie laues Wasser im Magen, doch Overberg ausgenommen, wenn es ihm nicht am schicklichen Ausdruck zu dergleichen fehlte; denn sein sanfter Geist kann nur segnen, und hier muß man auch zu fluchen wissen, wenn man es recht treffen will." [201])

Unterdessen hatte der zwischen der französischen Republik und den verbündeten Mächten Europa's entbrannte Krieg für letztere einen unglücklichen Ausgang genommen. Unaufhaltsam drangen die französischen Heere vor bis zum Rhein. Vor ihnen her ging Schrecken und Verwirrung. Jacobi verließ eilends sein Pempelfort, um, Münster streifend, in Eutin ein sicheres Asyl zu finden. Auch die Münsteraner hielten sich von einem Tag zum andern zur Flucht bereit; aber, wie die Fürstin sagte, der Gedanke, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten gereichen, ließ sie die Ruhe des Geistes bewahren, und nicht ohne Tiefblick schrieb sie im October 1794 also nach Eutin: „Es vereinigt sich so vieles, vieles Allgemeine und Besondere in der gegenwärtigen Zeit, was sich mir in das anschaulichste Bild des Wankens aller Dinge hienieden zusammendrängt, daß ich, wenn Schmerzen und Krämpfe noch dazu kommen, um mir den fühlbaren Blick nach aufwärts zu wehren, meine Augen am liebsten ganz zugedrückt halte. — Jacobi scheint mir wohlgemuth auf

[199]) Denkwürdigkeiten 342. — [200]) Aus dem Nachlaß Caspar's von Droste.
[201]) Aus Stolberg's Nachlaß.

seiner Flucht. Ueberhaupt scheint mir dies eine der guten Früchte dieser Zeit, deren die unsichtbare Hand gewiß viele herrliche bei einem so allgemeinen Pflügen des Ackers der Welt pflanzet, daß alle Wurzeln loser werden, und Viele bei dieser Gelegenheit das Vorurtheil ablegen werden, was uns allen von Kindesbeinen anklebt, weil wir mehr unsern leiblichen Augen trauen als dem Geist: daß die Pflanze besser gedeiht, wenn ihre Wurzeln in die Erde gesenkt, als wenn sie gen Himmel gerichtet ist“ [202]). Besonders rührend und tröstend war ihr auch die Wahrnehmung von der „heldenmüthigen, gleichsam schon himmlisch begeisterten Aufführung des beinahe ganzen immensen Klerus von Frankreich, gegenüber dem niederträchtigen Betragen der Gottlob nur handvoll intruser Pfaffen“ [203]).

Der muthige Klerus hatte indeß seine Bekenntnißtreue theuer zu büßen. Aller seiner Güter beraubt und vom Henkerbeil bedroht, mußte er gleich dem Adel das Vaterland verlassen und in der Fremde Schutz und Obdach suchen. In hellen Schaaren flohen die Emigrirten über den Rhein und wandten sich in großer Zahl gerade nach dem Münsterlande und seiner Hauptstadt, um hier, von allen Existenzmitteln entblößt, der christlichen Mildthätigkeit der Bewohner sich anzuvertrauen [204]). Die Armen täuschten sich nicht; das Münsterland gab Beweise großartigen Opfersinnes. Die Seele des ganzes Liebeswerkes waren die Fürstin und Fürstenberg. Auf ihr Betreiben ward in Münster ein Hospiz für alte Priester eingerichtet [205]), eine große Anzahl Emigrirter bei Geistlichen in

---

[202]) Aus Stolberg's Nachlaß.

[203]) Aus einem Briefe an Stolberg. Aus dessen Nachlaß.

[204]) Von der großen Zahl der Emigrirten erzählt auch Goethe bei Gelegenheit seiner Mittheilungen über seinen Münster'schen Aufenthalt. — Bis zum Jahre 1796 hatten allein 7000 französische Priester, fast der neunte Theil des gesammten Klerus von Frankreich, das Münsterland passirt und die Wohlthaten seiner Bewohner genossen, unter ihnen: der Cardinal La Rochefoucauld, Erzb. von Rouen, der Cardinal Laval-Montmorency, Bischof von Metz, und 14 andere Erzbischöfe und Bischöfe. 2600 Priester, deren Namensverzeichniß noch in Münster vorhanden, lebten eine Reihe von Jahren ununterbrochen im Münsterlande lediglich von frommen Almosen; nur 6 verfügten über eigene Mittel. — Manche der Emigrirten haben im gastlichen Lande ihren Tod und ihre letzte Ruhestätte gefunden. Unter Andern der Prinz F. von Broglie, dessen Grab in der Lamberti-Kirche zu Münster sich befindet, der Herzog von Montmorency, der Graf Buisseret, dieser in der Kirche zu Roxel, jener in Wolbeck bei Münster begraben. In der Münster'schen Domkirche wurden bestattet der genannte Cardinal La Rochefoucauld und die beiden Brüder Jean-Baptiste und Charles-Louis du Plessis d'Argentré, Bischöfe von Séez und Limoges. Die Ueberreste des Cardinals wurden 1875 nach Rouen, die des erstern der bischöflichen Brüder nach Séez in Frankreich übertragen. — Vgl. ‚Westf. Merkur‘ vom Februar und März des Jahrg. 1875. — Semaine catholique du Diocèse de Séez, l'année 1875. Nr. 7, 13—20. Semaine religieuse du Diocèse de Rouen. Nr. 43.

[205]) Marquise von Montagu, S. 170.

und außerhalb der Stadt, sowie bei adeligen und bürgerlichen Familien untergebracht und allerorts um Unterstützung an Geld, Nahrungsmitteln und Kleidung gebeten. Die Fürstin erhielt auf ihre Bitten auch von weither ansehnliche Beiträge, so von der Kaiserin von Rußland, der Prinzessin Ferdinande von Preußen, der Herzogin von Serent, den Stolbergs, Reventlovs, Schimmelmanns und andern adeligen Familien Holsteins u. s. w.[206]).

Ihr Haus war sozusagen ein Auskunftsbureau aller Art für die armen Emigrirten. Doch lassen wir sie selber erzählen: „Da sitze ich denn auf meinem Richterstuhl oft Stunden lang — schrieb sie im Herbst 1794 an Stolberg — um den armen Dürftigen auf die bestwenigst unbescheidene Art zu scrutiren über die Bewandtniß seines Beutels, seiner Garderobe, über seine Aussichten und die Projecte seiner fernern Wanderschaft. Nun geht's an's Berathschlagen mit Overberg und seinem alten Patriarchen (einem alten französischen Pfarrer), um den Schlichen der natürlichen Zu- und Abneigung nicht zum Nachtheil der Gerechtigkeit Gehör zu geben, an's Kaufen, Zahlen, Recommandationen hierhin und dorthin schreiben" u. s. w. Etwas später schrieb sie: „Meine Hausschelle geht den ganzen langen lieben Tag. Ich muß lächeln, wenn ich die guten Drosten, insonderheit Clemens, oft in Harrnisch sehe wider mich, da sie nur selten des Abends kommen, ohne daß dieser oder jener Franzose ihnen in die Quere kommt und unsere Unterhaltungen stört. Kein Schelten läßt sich ruhiger tragen und erzwingt mehr dies Lächeln, als wenn wohlmeinende Freunde uns über Ursachen schelten, deren Existenz wir mit vielen Kosten gern vernichtet sähen, weil sie Keinen mehr drücken, als den armen Gescholtenen".

In einem weitern Briefe vom 26. December (1794) heißt es: „Die Anzahl der französischen Priester im Münsterlande beläuft sich schon an die 2100, und Laien, die in Noth sind, vermehren sich täglich. Ducheſſen, Comteſſen, Marquiſen, die noch vor einigen Monaten Etwas hatten, müssen nun schon alles, bis auf ihre Wäsche, um Holz und Brod verkaufen und thun mit ihren zarten Fingern die gröbste Arbeit um Geld, wenn sie solche nur bekommen können. Ich habe auch lange so viel dieser Detailgeschäfte nicht gehabt, als die letzten acht Tage, und nie konnte der holstein'sche Zuschuß uns gerufener kommen. Es war mir wirklich, ich glaube zum ersten Male in meinem Leben, eine wahre Augenweide, die bestimmte Zahl von 70 Thlr., auf die ich wieder rechnen und womit ich mit meinem Abbé Sagey wieder haushalten kann, zu lesen. Overberg mußte mir helfen, aus Furcht, ich möchte mich

[206]) Vgl. Schlüter, Tagebücher u. s. w. Neue Folge. 492 ff.

geirrt haben, wie wohl zu entstehen pflegt, wenn ein armer Mann mit einem Male erfährt, er habe das große Loos gewonnen“ [207]).

Seit dem traurigen Frieden von Basel (1795) genoß Münster, weil innerhalb der sogenannten Demarcationslinie liegend, einige Ruhe. Da erhob sich im nächsten Jahre in Frankreich eine neue Verfolgung, namentlich der Priester. Wiederum kamen ganze Schaaren derselben in's Münsterland, und wiederum erhielten sie Obdach und reichliche Unterstützung. Fürstenberg erbat und erhielt auch, wie früher, von seinem Kurfürsten ansehnliche Geldsummen zur Verfügung [208]), und in einem offenen Aufrufe ersuchte er seine Landsleute um die „höchst nothwendige Beisteuer mildthätiger Liebe“. Es war kein Ruf in die Wüste. Auch jetzt wieder flossen kleine und große Gaben von allen Seiten zu einer ansehnlichen Summe zusammen. Die französischen Emigrirten aber bekannten Alle einstimmig, „*in keinem Lande habe man sich mit so großer und standhafter Güte ihrer angenommen*“ [209]).

Ganz besonderer Sympathie und Unterstützung seitens der Familia sacra hatten die *Trappisten* sich zu erfreuen, welche unter ihrem Prior Eugène de la Pradt im Herbste 1795 vor den französischen Heeren aus Belgien nach Münster sich geflüchtet hatten. Die Fürstin, welche in ihren Briefen von jenem Obern und seinen Genossen stets mit höchster Bewunderung spricht, wußte den Erbdrosten leicht zu bewegen, daß er in der Nähe seines Wohnsitzes Darfeld ein Stück Waldes, das sogenannte Rosenthal, zur Urbarmachung und Errichtung eines Klosters den Trappisten hergab. Auf die Kunde davon schrieb Stolberg nach Darfeld: „Ich freue mich des Segens, welchen die heiligen Trappisten Euch bringen werden, und würde mich sehr glücklich schätzen, den Pater Eugen, den mir unsere Adeodata-Theresia als einen Engel geschildert hat, kennen zu lernen [210]). Bald schon ging man an die Arbeit. Die Mönche fällten zunächst die Bäume. Aus dem ersten wurde ein mächtiges Kreuz gezimmert. Der Erbdroste und seine drei geistlichen Brüder ließen es sich nicht nehmen, dasselbe auf ihren Schultern zur bestimmten Stätte hinzutragen. Caspar, der kurz zuvor Weihbischof von Münster geworden, weihte es denn feierlichst ein. Nun wurde das Kreuz in die Höhe gehoben, an seine Stelle gesetzt und befestigt, und Alle beugten ihr Knie zur frommen Verehrung desselben.

Es war ein ergreifender, bedeutungsvoller Moment. Die Revolution in Frankreich suchte das Kreuz und seine Religion um jeden Preis zu

---

[207]) Dieses, wie das Vorhergehende, aus Stolberg's Nachlaß.

[208]) Aus der Correspondenz zwischen dem Kurfürsten und Fürstenberg. — Aus des Letztern Nachlaß. — [209]) Schlüter, Tagebücher u. s. w. 1874. S. 95.

[210]) Aus dem Droste'schen Nachlaß.

vernichten und trieb ohne Erbarmen dessen Anhänger, Männer des Friedens, in die Fremde. Diese aber kamen in das friedsame Land der Fürstenberg, Gallitzin, Overberg und der andern Freunde, um mit deren Hülfe das Kreuz wiederum frei und hoch emporzurichten als das Rettungs- und Wahrzeichen für das zeitgenössische und das kommende Geschlecht.

Die Mönche arbeiteten dann emsig weiter, legten ihre Wohnung an, und erfreuten sich dabei nicht selten der Mithülfe der Droste'schen Brüder. Und bald erhob sich ein Kloster, das mehr als dreißig Jahre hindurch als eine Stätte des Friedens und der Frömmigkeit dem Lande manchfachen Segen gebracht hat[211]).

Der religiöse Haß, der die Aufhebung des Klosters herbeigeführt hat, verfolgte die Trappisten auch schon gleich zu Anfang. Eine damals erscheinende Zeitschrift brachte gegen sie einen Artikel voll Haß und Verleumdung. Der Erbdrost glaubte sich der schuldlos Verfolgten annehmen zu müssen und schrieb einen längern Aufsatz zu deren Vertheidigung. Bevor er ihn dem Drucke übergab, sandte er ihn nebst dem Verleumdungsartikel an Stolberg und Claudius, welche Beide das gemeine Vorgehen gegen so ehrenwerthe Männer tief bedauerten und den Aufsatz des Erbdrosten, worin dieselben kräftig und mit guten Gründen gegen die Verleumdungen in Schutz genommen wurden, vollständig billigten[212]).

Claudius und Stolberg waren beide Protestanten; beide waren voll gerechter Toleranz und hatten sogar unter Katholiken ihre besten Freunde. Beide freuten sich über die Triumphe der Religion in Frankreich, bewunderten den treuen französischen Klerus als eine Schaar heldenmüthiger Männer und verehrten jene Trappisten wegen ihres so abgetödteten Lebens und des in der Verfolgung bewiesenen Starkmuthes. Und doch gab es in religiöser Beziehung einen sehr weitgehenden Unterschied zwischen den beiden Männern.

Claudius, der stillzufriedene, bibelgläubige Bote sah seine katholischen Freunde und jene Männer bewunderungswerthen Heldenmuthes als Glieder der einen großen unsichtbaren Kirche, als seine Brüder an und freute sich über jeden Sieg und Triumph des Guten. In diesem Glauben nahm er auch gottvertrauend von dieser Welt Abschied.

Stolberg dagegen, schon von religiösen Zweifeln beunruhigt nnd eifrig nach der Wahrheit forschend, vermochte jene Anschauung nicht zu theilen, war vielmehr überzeugt, daß es nur eine wahre, von Christus

---

[211]) Vgl. Gaillardin, les Trappistes au XIX. siècle, t. II. p. 144, 149. — Dubois, histoire de l'Abbé de Rancé et de sa reforme. II. 702—711.

[212]) Nur Claudius hatte einige stilistische Aenderungen vorgeschlagen. — Nach den hinterlassenen Papieren des Erbdrosten.

gestiftete, sichtbare Kirche geben könne. Aber welche war das? Auf der einen Seite sah er die eigene Confession, voll Uneinigkeit und Spaltung, in schmählicher Unfreiheit und geistig ohne Fruchtbarkeit. Daneben erschien ihm die große katholische Kirche, nach Außen hin zwar auch bedrückt, gefesselt, blutig verfolgt, aber im Innern einig, frei und ganz licht und hell vom Glanze heldenmüthigen Martyriums. Diesen Glanz aber verlor Stolberg nicht mehr aus den Augen. Er ward ihm während der folgenden Jahre zum Licht des Leuchtthurms bei dunkeler Nacht und wild brausendem Meer, zu jenem Stern, der ihn gleich den Weisen nach langer Fahrt gen Bethlehem, zum Ort des Friedens führen sollte.

XII.

Rückkehr des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg zur katholischen Kirche.

Frau von Staël hat in ihrer berühmt gewordenen Schrift über Deutschland von Stolberg's Conversion als einem Ereigniß gesprochen, das damals allgemeines Aufsehen erregt und von weittragender Bedeutung geworden sei. Freund und Feind stimmen in diesem Urtheil überein, nicht minder wohl darin, daß die Geschichte der Conversion jenes hoch angesehenen Mannes auch heute noch ein bedeutsames Stück vaterländischer Literatur-, Cultur- und Kirchengeschichte genannt werden darf.

Den ersten und größten Antheil an diesem Ereigniß, soweit hier menschliche Beihülfe in Frage kommt, hat unbestritten die Fürstin Gallitzin. Das spricht, sagt auch der Protestant Herbst [213]), die Ueberzeugung der nächststehenden Freunde und Beobachter, der freundlichen wie feindlichen, Stolberg spricht es selbst unwidersprechlich aus, es ist das Ergebniß der eingehendsten Prüfung.

So gehört denn das gegenwärtige Capitel in hervorragender Weise in diese Schrift hinein, und wir freuen uns, durch neue Mittheilungen die Wege und Mittel jenes maßgebenden Einflusses der fürstlichen Frau etwas mehr aufhellen zu können.

Als den ersten Anlaß zu seiner Conversion bezeichnet Stolberg selbst die Reise nach Italien in Verbindung mit dem vorangehenden ersten Besuche bei der Fürstin in Münster. „So Vieles auch in Italien einem Protestanten zum Aergerniß gereichen kann — schrieb er später — ward

[213]) Joh. H. Voß II. 143.

es mir doch desto weniger schwer, das Falsche vom Rechten zu unterscheiden und mitten unter den Schlacken das Gold zu erkennen, da ich gleich zu Anfang meiner Reise zu Münster mit einer Tochter der Kirche bekannt ward, auf welcher der Geist des Christenthums, des christlichen Glaubens so sichtbar ruhte, daß sie mir einen tiefen Eindruck von der Heiligung, die in dieser Kirche zu erreichen ist, in's Herz gab. Es ist die Fürstin Gallitzin. Ich sah sie zwar nur einige Tage; aber wie vieles sah und hörte ich da!" [214])

Diese Eindrücke begleiteten ihn auf die Reise und im Verein mit den neuen hier empfangenen unauslöschlichen Eindrücken erschütterten sie täglich mehr seine Jugendvorurtheile gegen den katholischen Glauben [215]). Schon begannen heftige Zweifel an die Echtheit der protestantischen Kirche des Grafen Seele zu quälen. „Der elende Zustand des Lutherthums — gestand er später — welches vor unsern Augen in Deismus und Atheismus einstürzt, vermehrte bald die Sehnsucht und Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche" [216]). Diese stand ja trotz der äußern Fesselung im Innern einig, fest und frei da. Warum sollte er nicht aus dem strandenden Schiff zu den Freunden auf den nahen Felsen der katholischen Kirche sich hinüberretten, um gleich der Fürstin aus all' den beängstigenden Zweifeln zur Ruhe und zur eigenen Heiligung zu gelangen?

Die Zeit war für ihn noch nicht gekommen. Sieben lange Jahre ernsten Forschens und unabläßigen Ringens mußten noch vorübergehen (1793—1800). Während dieser ganzen Zeit aber stand die seelenkundige und geistesmächtige, weil sich selbst verleugnende fürstliche Frau mit aller Treue ihm zur Seite. Gewiß war es ihr Herzenswunsch, daß ihr edeler Freund den Kampf siegreich bestehen und bald zur Kirche zurückkehren möge, und gern wollte sie ihrerseits nach Kräften ihm dazu behülflich sein. Man hat ihr das höchlichst verdacht und sie eine Proselytenmacherin gescholten. Aber mit welchem Rechte? Hat doch Goethe, der Apostel des Humanismus, selbst gesagt:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Es ist schon ein natürlicher Zug, das eigene Glauben und Meinen Andern mitzutheilen und zumal den Freund in seinen Kreis hineinzuziehen, in dem man glaubt, sein Glück gefunden zu haben. Beim Christen, beim Katholiken tritt noch die Pflicht der Liebe hinzu, und so hatte die

---

[214]) Menge, Stolberg II. 126. — [215]) Nicolovius, Graf Stolberg. 40.
[216]) Menge a. a. O. II. 127.

Fürstin, bei vorausgesetzter guter Absicht, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, auf die rechte Weise und mit den rechten Mitteln nach der angedeuteten Seite hin ihren Einfluß auf Stolberg geltend zu machen. Daß sie aber nicht auf unrechte Art vorging, dazu war sie zu weise und zu katholisch. Sie wußte sehr wohl, daß jede wahrhafte Conversion ein eminentes Werk der Gnade Gottes ist, und menschliche Beihülfe von dritter Seite nur insoweit etwas vermag, als Gott sie will und zuläßt. Darum hat die Fürstin, um Stolberg's Conversion herbeizuführen oder zu beschleunigen, nicht im entferntesten irgend welchen geheimen Plan mit ihren Freunden geschmiedet; sie hat ihren Freund niemals gedrängt, ihn niemals zu überlisten oder mit falschen Mitteln zur Ueberzeugung zu bringen gesucht, wie das alles Voß und dessen Freunde damals behauptet haben. Was sie gethan hat, ist dies: sie hat durch ihr christliches Beispiel ihn erbaut, durch Wort und Schrift ihn belehrt, vor Allem aber ihr tägliches Gebet ihm geschenkt. Wir haben schon kurz des mächtigen Eindrucks gedacht, welchen die Fürstin und ihre Münster'schen Freunde gerade durch ihr frommes, echt katholisches Leben auf Stolberg und seine Gemahlin ausübten. Oefters hat auch Jener seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, „daß wohl kaum anderswo auf deutscher Erde eine gleich große Zahl von so glaubensfreudigen, selbstlos wirkenden, ebenso vaterländisch wie christlich gesinnten Persönlichkeiten anzutreffen sei," und „daß man es wie eine ganz besondere Gnade und als reichen Segen betrachten muß, unter ihnen leben und sich an ihnen erheben und erbauen zu können"[217]). So ward „der tiefe Eindruck von der Heiligung, die in der katholischen Kirche zu erreichen ist," stetig, zumal beim persönlichen Zusammensein, und damit auch die Hinneigung zu dieser Kirche bei den Eutiner Freunden vermehrt.

Dieselben machten der Fürstin und den Andern gegenüber kein Hehl aus dieser Gesinnung. „Liebster Adolf," schrieb Stolberg am 20. März 1794 an den Erbdrosten, „ich verehre und liebe, wie ich oft gesagt habe, die ehrwürdige Mutterkirche, und daß jene Trennung von ihr geschah, thut mir wehe. So lange ich aber — fügt er hinzu — die Ueberzeugung nicht habe, welche von Ihrer Kirche erfordert wird, kann ich gleichwohl nicht zagen, wenn ich meine einzige Hoffnung auf den Allerbarmer, auf das Verdienst seines Sohnes, unseres Herrn, setze und seinen Geist anflehe, mich zu heiligen!"[218])

Die Münsteraner waren sehr erfreut über diese wohlwollende Gesinnung des Freundes gegen ihre Kirche, überließen es aber ver-

---

[217]) Janssen, Stolberg II. 30, 62. — [218]) Aus dem Droste'schen Nachlaß.

trauensvoll dem Herrn, wann und wie es ihm belieben würde, das in Stolberg's Seele gelegte Samenkorn hervorsprießen und blühen zu lassen. Indeß bedienten sie sich doch eines Kunstgriffes, oder so zu sagen eines Zaubermittels, das bei ähnlichen Verhältnissen schon in uralter Zeit von den Gläubigen ist angewendet worden — des Gebetes. Rührend ist es, wenn dieselben den Eutiner Freunden die Versicherung geben, daß sie Alle täglich für sie beteten: die Priester beim hl. Opfer, die Drosten mit ihrem Hause, Overberg mit seinen Kindern, die Fürstin „täglich für Stolberg's ganzes Haus und außerdem unter den bekannten Deinigen — wie sie an Stolberg schreibt — für Christian (den Bruder) und die Seinigen, für die Witzlebens, die Bernstorfer en bloc, für Nicolovius, Schlosser, die Vossens, für Julie und Cai Reventlov u. s. w.“ [219]).

Stolberg war für so viel Liebe von Herzen dankbar. „Gott wolle Eure Gebete, all' Ihr Lieben, — schrieb er an Caspar Droste — an uns erhören. Der Gedanke, daß so viele Kinder Gottes für mich beten, erhebt mir oft das Herz, soll mich aber auch mit Furcht und Zittern erfüllen. Denn wie schändlich wäre es, wenn meine Untreue so viele Treue der Andern vereitelte! — Es fiel mir neulich zum ersten Mal die Schönheit des kurzen Seufzers im Thomas von Kempis auf, wiewohl ich dieses Büchlein schon so lange zu meiner täglichen Lecture vor dem Schlafengehen brauche: Da quod vis et quantum vis et quando vis! Wie wohl thut es, wenn man sich im Geiste vor der ewigen Liebe vereiniget, diese Worte, die man mitten im Geschäft oder im Getümmel der Welt leise beten kann, hersagt. — In einem alten Kirchenliede singen wir:

Es ist eine sel'ge Stunde,
In der man Sein gedenkt!

Und diese Seligkeit läge uns ja immer so nah, wenn nur wir uns nicht in der Ferne hielten“ [220]).

In einem andern Briefe [221]) an denselben sagt er: „Ich wußte wohl, lieber Caspar, mit welcher Liebe Sie am Frohnleichnamstage Ihrer armen ketzerischen Freunde denken würden. Und mein Herz empfindet mit der herzlichsten Dankbarkeit alles, was Sie mir darüber sagen. Irre ich in meinem Glauben, so irrt nur der Kopf und nicht das Herz. Ich bitte täglich zu Gott, daß er mir seinen Geist senden wolle, daß er mich in seiner Wahrheit leite. Ich bitte den heiligen Vater, daß er mich in seiner Wahrheit heiligen wolle! Ich nahe mich zuweilen im Geiste dem Tische des Herrn und bitte ihn, mich nach seiner Gnade und

[219]) Aus Stolberg's Nachlaß. — [220]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.
[221]) d. d. 17. Juni 1795. — Aus demselben Nachlaß.

Barmherzigkeit des geistlichen Genusses seines Abendmahls theilhaftig zu machen. Ich vertraue ihm, liebster Caspar, ihm, der Blinden die Augen öffnete und Lahme gehen machte".

Näher noch als der Graf stand seine Gemahlin der katholischen Kirche. An dem Tage, an welchem Caspar Droste zum Weihbischof von Münster geweiht wurde (30. Aug. 1795), schrieb sie einen Brief an ihn, der ganz wie aus katholischer Feder geflossen zu sein scheint: „Mein Geist hat Sie heute umschwebt, mein geliebter Freund und Bruder, mit noch fühlbarerer Liebe und Theilnahme als gewöhnlich. Von heute an sind Sie noch eigentlicher zu Gottes Eigenthum, zu einem Vorsteher seiner Heerde geweiht. Ich denke mir sehr lebhaft, mit welcher tiefen und innigen Rührung Sie diese heilige Weihe empfangen, und wie von nun an jedes Gute und Schöne in Ihrer Seele mit noch größerer Macht entflammen und gedeihen wird. — Wenn ich mir denke, was ein wahrhaft heiliger Priester Gottes ist, so beugen sich meine Kniee, und ich sehe mit tiefer Ehrfurcht hinan an das Bild, das sich vor meine Seele stellt!" [222])

Stolberg selbst spricht wohl am deutlichsten seine Stellung, in welcher er in den Jahren des Forschens und Ringens zur katholischen Kirche überhaupt stand, in einem Briefe an Caspar Droste [223]) in folgender schönen Weise aus: „Alle Beweise — was sage ich Beweise, deren bedarf ich nicht! — alle Handlungen und Bewegungen Ihrer Liebe rühren mich immer sehr, aber vorzüglich die treue und schöne Erinnerung und mentale Erwähnung meiner und der Meinigen in den heiligsten Augenblicken, in welchen Sie sich umfangen fühlen von der Gegenwart des Allliebenden! Lieber Caspar, nicht nur rührt mich diese Ihre Liebe tief in der Seele, sondern, wiewohl ich nicht katholisch bin, lege ich doch einen sehr großen Werth auf die Fürbitte, welche Sie in den Augenblicken der großen Opferung zu dem, der sich selber opfert, emporseufzen. Ueberhaupt kann ich Ihnen nicht sagen, wie theuer und ehrwürdig mir Manches, ja sehr Vieles in Ihrer Religion ist. Was soll ich anstehen, Ihnen zu sagen, daß nur einige Meinungen mich von Euch trennen, daß mein Kopf in manchen Dingen protestirt und also protestantisch ist, weil ich einige Ihrer Meinungen nicht glaube und nicht finden kann, wie ich mich ohne Rückhalt einer Kirche unterwerfen könnte, deren Unfehlbarkeit ich nicht weiß, nicht glauben kann. Wäre mein Kopf erst katholisch, o, mit dem Herzen bliebe Euch keine Arbeit übrig, und ich glaube vor dem Angesicht des Herzenkündigers frei bezeugen zu können, daß mein Herz und mein Wille, wofern ich irre, keinen Antheil an

[222]) Ebendaher. — [223]) d. d. 2. Febr. 1794. — Aus dem Droste'schen Nachlaß.

meinem Irrthum haben. Wahrlich nicht! Das sei Euch Beruhigung über mich armen Ketzer, wofern ich ein Ketzer bin. Und eben diese Beruhigung könnt Ihr in Absicht auf Sophie, Käthchen (seine Schwester) und Julie Reventlov haben.

Derjenige, auf den wir Alle als auf den großen nicht untergehenden Polarstern während unserer Wallfahrt auf den Wogen dieses Lebens und in der Nacht, die uns umfängt, unsere Augen gerichtet haben sollen, der wolle uns Alle in den Hafen führen, nach dem uns verlanget! Ist die Seefahrt des Einen richtiger, und sein Compaß vollkommener als der des Andern, so wird doch der hingeheftete Blick auf jenen Stern uns Alle vereinigen! Mehrere und bessere Piloten habt Ihr, das kann ich nicht leugnen, lieber Caspar, und bei Euerer Art, zu seefahren, habt Ihr Vorzüge, die ich nicht verkenne! Halte ich mich doch nie so wenig in Gefahr, als wenn ich in Euern Karten mich orientire und Euern Schiffen nachzusteuern strebe. Fahrt fort, Ihr Geliebten, für uns zu beten! Das Eins ist Noth! sei unser Aller Losung, so wird der große Feldherr uns gewiß Alle um Eine Kreuzesfahne vereinigen, dort, wo jeder Irrthum wie ein Nebel vor der Sonne schwinden muß".

„Fahrt fort, Ihr Geliebten, für uns zu beten!" so mahnt er also die Freunde, während er selbst nach dem Zeugniß seiner Gemahlin „täglich Gott um Erleuchtung anflehte, daß er ihn in die katholische Kirche, wenn diese wirklich die wahre Kirche sei, einführen möge" [224]). Unter dem Eindrucke dieses wirkungsreichen Mittels schrieb er kurz nach der Conversion an die Fürstin Hohenlohe: „Wir beteten Beide, und unsere Freundin betete mit dem apostolischen Overberg und mit andern frommen Katholiken" [225]). Wie erhebend ist doch dieser edle Wettstreit in Andacht und Liebe, während ringsum die Gottlosigkeit triumphirte, die Kriegsfurie wüthete, die Revolution mit der Vernichtung der Altäre und des Priesterthums das Glück der Völker zertrümmerte!

Da die Fürstin aus eigener Erfahrung wußte, wie nutzreich und nothwendig die Pflege des innern Gebetes sei, um die Seele immer mehr für die göttliche Gnade empfänglich zu machen, so suchte sie auch ihre Eutiner Freunde zur fleißigen Uebung desselben anzueifern. Sie übersandte ihnen die besten einschlägigen Schriften, Thomas von Kempen, Franz von Sales, Tauler, Scupoli u. a.; sie wies begeistert hin auf die Helden des innern geistigen Lebens in der katholischen Kirche, vor Allen auf die hl. Theresia, aus deren Bekenntnissen sie ganze Capitel in Uebersetzung nach Eutin hinüberschickte, und drang gleich von Anfang auf die Uebung täglicher Meditation. Das hatte sie schon bei ihrem

[224]) Janssen, I. 266. — [225]) Menge, Stolberg II. 127.

ersten Besuche im Stolberg'schen Hause (1793) gethan, wie aus folgenden Zeilen eines kurz nach ihrer Rückkehr geschriebenen Briefes hervorgeht: „Nun weißt Du auch, daß ich Dir in der Laube auf die herzdurchdringende Frage: ob ich an Deinem Heile zweifeln könnte, antwortete, nie Deiner etwaigen Religionsirrthümer wegen, wenn Du alles thätest, was an Dir liegt, die Hindernisse wegzuräumen, die der Wahrheit den Weg versperren könnten, und daß wir Eins wurden, wie nothwendig zu diesem Zweck der Reinigung Meditation und Gebet wären."

Im Anschluß hieran folgte bald darauf die Mahnung: „Notire Dir den Tag, wo Gott Dich zum Entschluß, täglich eine bestimmte Zeit dem innern Gebete zu widmen, führen wird, damit es ein Festtag bleibe für uns auf ewig" [226]).

Da erschien ein längeres Schreiben des Grafen vom 23. October (1793), worin er der Fürstin mittheilt, daß und wie er zu dem festen Vorsatz täglicher Meditation gelangt sei. Voller Freude erwiderte sie sogleich also: „Endlich hoffe ich auf ein ununterbrochenes Stündchen und komme in dieser Hoffnung auf Dein mir ewig gesegnetes Nr. 14. Ich weiß nicht, daß mir in meinem ganzen Leben etwas eine größere, tiefer eindringende Freude verursacht hat, als dieser Brief. . . . Herr, wir sind zu gering aller Deiner Barmherzigkeit! O, wie oft ertönte, wie oft und tief ertönt beständig noch dieser Seufzer Jacob's aus meinem Herzen, seitdem ich Deinen theuren Brief erhielt, so oft ich nur Muße habe, der Freude im Grunde meiner Seele wieder ansichtig zu werden, die der Allbarmherzige mich an Dir erleben ließ. . . . Der 23. October soll künftig alle Jahre gefeiert werden als ein großer Festtag für mich. Overberg, der das Rechte dieses Festes ganz mit mir theilen muß, mußte ich die Ursache auch ganz mittheilen. Bei der Zusicherung, die Du mir gibst, daß nichts als die von Gott gewollten Geschäfte Dich von dem Vorsatz abwenden soll, den Er Dir am 23. eingab, ruhe ich in der festen Ueberzeugung, daß Er Dein Lehrer, Er der Leiter Deines liebevollen Herzens sein wird. . . . Ein starker Kämpfer, ein entschlossener Held bist Du jetzt geworden. Nein, ich fürchte jetzt kein Stillstehen mehr für Dich, wenn Du bei diesem Vorsatze beharrest. Aber das mußt Du; denn die Erfahrungen aller Heiligen, ja die unseres Chefs selbst, stimmen darin überein, daß der Teufel mit seiner Versuchung nie emsiger, nie mehr Teufel ist, als da, wo er sieht, daß es dem Menschen recht ernst wird. Ich las neulich, daß ein gewisser heiliger Mann, einst vor einer großen Stadt vorbeireisend, am Thore einen einzigen Teufel und dazu noch schlafend, unweit davon aber um die Hütte eines meditirenden

[226]) Aus Stolberg's Nachlaß.

Einsiedlers viele hundert Teufel in der lebhaftesten Beschäftigung und Unruhe antraf. Meine Teufelsstunde ist nun auch unvermerkt herangerückt. Ich gehe nun in's Feld und trage Dich in meiner Seele mit mir zum Vater; Er wolle sich finden lassen — Beiden!" [227])

Auch in der Folge kam die Fürstin in ihren Briefen noch häufig auf den schönen Vorsatz ihres Freundes zurück. „Daß Du mit Willen diesen Vorsatz wieder aufgäbest, dafür sei Gott!" mahnt sie ein Mal. „Fährst Du aber in der Mitwirkung treulich fort, so bin ich in meiner Freude wahrlich nicht getäuscht und erwarte getrost, daß Dir das Wort des Herrn: »Wer meiner Lehre folgen wird, der soll es erfahren, daß sie göttlich sei,« auf immer mehr und auf eine Art einleuchten werde, die Dir ein fröhliches Halleluja ablocken wird. Ach, daß wir es einst zusammen ununterbrochen singen mögen im Einklang der Seraphim" [228]).

Die Förderung des geistigen Lebens durch Gebet und Meditation, sowie durch Uebung der Demuth und Abtödtung war und blieb der Hauptpunkt der Unterhaltung zwischen der Fürstin und ihren protestantischen Freunden, und zwar nicht allein in den gegenseitig gewechselten Briefen, sondern auch beim persönlichen Zusammensein. Von besonderer Bedeutung nach dieser Seite war der Besuch der Fürstin und Overberg's in Eutin im Jahre 1797. Stolberg's Briefe berichten voll Enthusiasmus von dem reichen Segen ihres Umganges, und seine Gemahlin bezeugt, daß der Verkehr mit ihnen ihre religiöse Ansicht und Erkenntniß, und insbesondere ihr inneres Streben nach Gott immer mehr gereift hätte. „Stolberg — sagt sie — flehte zu Gott um Erleuchtung, und es verging kein Tag, an welchem wir uns nicht über diesen Gegenstand in allen seinen Beziehungen unterhalten hätten. Unser inniges Verhältniß mit der Frau von Montagu war auch ein Mittel, dessen Gott sich bediente, uns seiner Kirche näher zu bringen" [229]).

Die hier genannte Marquise von Montagu, eine Schwägerin des bekannten Generals Lafayette, war mit mehrern Emigrirten nach Eutin gekommen und seit Herbst 1795 im Stolberg'schen Hause bekannt und eng befreundet. „Sie haben wohl," schrieb die Gräfin Sophie ein Jahr später an die Droste'schen Brüder, „bei Mutter Amalie von dem Segen gehört, der uns kürzlich zu Theil geworden ist durch die Bekanntschaft mit einer der schönsten Seelen, die Gott von früher Jugend an durch eine sehr fromme Mutter hat zu sich leiten lassen, und die er mitten in der verderbtesten Welt rein erhalten hat. Was und wie sie ist, läßt sich nicht beschreiben; denn Gottes Gnade ist so sichtbar an ihr,

---

[227]) Aus Stolberg's Nachlaß. — [228]) Aus Stolberg's Nachlaß.

[229]) Hennes, Stolberg in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens. S. 88.

ihre Treue hat dieser Gnade so sehr entsprochen, daß ich, einigermaßen wenigstens, Aehnlichkeit mit dieser heiligen Seele haben müßte, um sie Ihnen darstellen zu können“ [230]).

Nach diesem und andern Zeugnissen erscheint uns die aller irdischen Güter beraubte Emigrirte in der That als ein lebendiges Beispiel tief innerlicher Religiosität und rührend christlicher Liebe. Wissenschaftliche Fragen, scharfsinnige Controversen lagen ihr fern. Sie war nur in der Liebe zu Gott und in der Unterwerfung unter sein Gesetz gelehrt, sagen die Herausgeber ihrer Memoiren [231]). Ihre ganze Controverse bestand in ihrem Wirken. Statt zu dogmatisiren, warf sie sich auf die Kniee und betete mit ihnen. Eine solche Erscheinung konnte im Stolberg'schen Hause nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben, und es ist begreiflich, daß eines Tages, als die Marquise von den großen Leiden und zugleich der heldenmüthigen Geduld der Ihrigen erzählte, der tiefbewegte Stolberg in die Worte ausbrach: „Wir sind beinahe katholisch; wir waren es so eben, da wir Ihnen zuhörten. Es war uns einen Augenblick, als ob sich der Himmel öffne und als ob wir mit seinen heiligen Martyrern in ihn eingingen. O, welche Religion ist die Ihrige! Welche Seelen bildet sie! Welch eine Quelle von Kraft und Trost ist sie!“ [232])

Aber es traf noch immer das Wort zu: Mit dem Herzen katholisch, nur nicht mit dem Kopfe! „Meine Ueberzeugung neigt sich immer mehr hin zur hehren Mutterkirche; — schrieb er der Fürstin — könnte ich nur einige Zweifel los werden!“ [233]) In dieser Absicht beschäftigte er sich in den freien Stunden fast nur mit theologischen und kirchenhistorischen Studien. „Ich hungere und dürste nach Wahrheit,“ versichert er in einem Briefe an Overberg, „und Gott der Herr, der mich bisher barmherzig geführt, wird mich in seiner Hut behalten und, deß vertraue ich dem Allerbarmer, zur rechten Zeit den Port der Wahrheit und des Friedens öffnen. Ihre Mahnung, ehrwürdiger Vater und Freund, nichts zu übereilen in Sachen des Glaubens, geht mir tief zu Herzen“ [234]).

Mit großem Eifer verlegte sich Stolberg auf die Prüfung der einzelnen Controverspunkte, in der Meinung, „von jedem einzelnen sich Rechenschaft ablegen zu müssen“. Er stellte dann alle ihm noch zweifelhaften Punkte der katholischen Lehre zusammen und sandte diese „Darstellung“ an die Fürstin mit der Bitte um nähere Belehrung [235]). Das Gleiche that er auf Veranlassung der Marquise von Montagu in einem Schreiben an

---

[230]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.

[231]) Anna Paulina Dominica von Noailles, Marquise von Montagu. Aus dem Französischen. S. 181. — [232]) Marquise von Montagu. S. 179.

[233]) Janssen I. 387. — [234]) Janssen I. 400. — [235]) Daselbst I. 394. 421.

den Bischof Asseline von Boulogne, der dann in der Folge seine „Betrachtungen über die Controverspunkte“ capitelweise nach Eutin sandte [236]).

Um diese Zeit, im Sommer 1798, trat ein französischer Geistlicher, Pierard mit Namen, als Hauslehrer in die Stolberg'sche Familie ein. Die Fürstin hatte ihn unter der Zahl der Emigrirten näher kennen gelernt, und da Stolberg sie gebeten, einen guten Hauslehrer für seine Kinder ihm verschaffen zu wollen, so empfahl sie ihm den genannten Geistlichen als um so geeigneter für die Stelle, da er vorher Professor in Rheims gewesen war [237]). In der Familie fand derselbe bald volles Vertrauen, wie denn auch alle sonstigen Zeugnisse über ihn [238]) darin übereinstimmen, daß er ein Mann von tüchtiger Bildung, edeler Bescheidenheit und ernster Frömmigkeit war. Einem solchen, überdies um seines Glaubens willen verbannten Priester, konnte Stolberg nicht verheimlichen, was ihn im tiefsten Innern so sehr bewegte. Gerade in dieser Zeit war es, wo mehr als je Zweifel aller Art in seiner Seele aufstiegen und protestantische Vorurtheile und der grübelnde Menschenverstand mit dem geheimen Zuge der Gnade und seines Herzens in hartem Kampfe um den endlichen Sieg sich stritten. In seiner Noth offenbarte dann Stolberg nicht selten dem frommen Priester seine Zweifel und Kämpfe, und hierdurch wie durch aufmerksames Wahrnehmen ward Abbé Pierard in die Lage gesetzt, über die einzelnen Phasen dieses Entscheidungskampfes hinlänglich informirt zu sein und ziemlich genaue Berichte erstatten zu können. Dies that er — nicht ohne Vorwissen des Grafen — in einer Reihe von bisher unbekannten Briefen an die Fürstin [239]), sei es in Folge directer Aufforderung von ihr, sei es in der Absicht, der edlen Frau, deren Interesse für Stolberg er kannte, sich dankbar und gefällig zu erweisen. Wir müssen uns hier leider auf die Wiedergabe bloß einzelner, wichtiger Momente aus den interessanten Berichten beschränken.

Pierard's erster Brief, datirt aus Karlsbad, 22. Juli 1798, woselbst die Familie damals sich aufhielt, berichtet unter anderm von einer schon am zweiten Tage nach des Berichterstatters Ankunft mit dem Grafen

---

[236]) Menge II. 86. — Marquise von Montagu. 184.

[237]) Hennes, Stolberg in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens. S. 90.

[238]) Vossen's Urtheil allein ausgenommen, der ihn „einen den Bürgergehorsam weigernden französischen Pfaffen, einen düstern Mann mit wüthigem Andachtsblick, alles Welttandes entäußert, in sich gekehrt und vergeistlicht vom Herzen bis zur Haut“ nennt. Paulus Sophronizon III. 61 ff.

[239]) Ich verdanke diese (französisch geschriebenen) Briefe der Güte des Herrn Prof. Dr. Schlüter in Münster.

stattgehabten religiösen Unterredung, bei welcher der Graf von seiner Hinneigung zur katholischen Kirche gesprochen und dabei bemerkt habe, daß seine Gemahlin die gleichen Gesinnungen hege. „Aber — fügt Pierard hinzu — er machte auch kein Hehl von den Schwierigkeiten, die ihm fast bei jedem Controverspunkte entgegentraten. Ich vermied absichtlich ein weiteres Gespräch darüber, antwortete jedoch einiges und machte schließlich die Bemerkung, er wisse ja wohl, daß es weit mehr Sache des Gebetes und guter Werke, als des Studiums und der Discussion sei, um von Gott das Licht des wahren Glaubens zu erlangen. Beim Weggehen erfaßte der Herr Graf innig meine Hand und empfahl sich meinen Gebeten."

Nachdem Stolberg mit seiner Familie nach Eutin zurückgekehrt war, berichtete Pierard über den gemeinschaftlichen Besuch bei den Herrnhutern in Sachsen, die durch ihre äußere Ordnung und Frömmigkeit nicht ohne berückenden Einfluß auf den Grafen geblieben seien. „Vor dieser Schlinge — fährt er fort — können Sie allein ihn warnend schützen. Gott segnet ja alles, was von Ihnen ausgeht; Sie besitzen das Vertrauen der ganzen Familie im höchsten Grade und Sie werden, wie ich hoffe, für dieselbe das Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit sein. Indeß muß ich doch sagen, daß ich das glückliche Ereigniß als noch in weiter Ferne stehend und selbst als zweifelhaft betrachte." Als Grund gibt er an, daß immerhin noch viel Menschliches mit unterlaufe, und daß die vielen noch bestehenden Vorurtheile die Zweifel weckten und unterhielten.

Interessant ist der Bericht vom 15. Juli 1799, worin Pierard den Inhalt einiger wichtigen, zwischen der Gräfin, dem Grafen und ihm geführten Gespräche mittheilt, in denen vornehmlich von jenen Zweifeln die Rede ist. „Am ersten Montag des gegenwärtigen Monates — so erzählt er — kam bei Schluß der Mittagstafel das Gespräch plötzlich auf religiöse Gegenstände. Mein Gott! sagte die Frau Gräfin in großer Gemüthsbewegung, gibt es denn außerhalb der katholischen Kirche gar kein Heil? Ich hatte nicht Zeit, zu antworten, da der Herr Graf sogleich jene Erklärung wiederholte, die Sie von diesem Satze gegeben haben. Er fügte hinzu, daß Bossuet strenger als Sie zu sein und zu leugnen scheine, daß in den von der Kirche getrennten Personen sich echte Frömmigkeit finde. — Von diesem Satze ging man dann ohne weiteres zur Frage der Reliquienverehrung über. Der Graf sprach davon wie von einer an sich ungesunden und Gott beleidigenden Uebung. Was für eine Kraft können denn Gebeine haben, die der Verwesung anheimfallen? Was brauchen wir zu den Heiligen unsere Zuflucht zu nehmen, um von Gott Huld und Gnade zu erlangen, um die wir bitten? Hat denn nicht Gott eine unermeßliche Liebe zu uns? Ist er nicht allein

unser Mittler? — Indem der Herr Graf solche und andere Einwürfe machte, war er mit den Antworten, die man darauf gab, nicht unbekannt. Er wußte wohl, daß die Katholiken den Reliquien als solchen keinerlei ihnen innewohnende Kraft zuschreiben, und daß die ihnen gezollte Verehrung den Heiligen und in letzter Instanz Gott selbst gilt, der ja aller Heiligkeit Urheber ist. Er wußte, daß, während wir den Gebeten der Gläubigen und Gerechten, die noch auf Erden wandeln, uns empfehlen, wir damit weder der Mittlerschaft Christi, noch der unendlichen Liebe des himmlischen Vaters zu nahe treten, und folglich auch weder gegen die Liebe des Vaters noch gegen die Mittlerschaft des Sohnes verstoßen, wenn wir die Heiligen bitten, Fürsprache für uns zu leisten und dem Herrn unsere Bitten vorzutragen. Alles das wußte er! O, wie stark ist doch das Vorurtheil der Erziehung, wie groß und vielvermögend die List des bösen Feindes, der dem Geiste Stolberg's das Dogma stets nur in Verbindung mit dem Einwurf vorstellt, der ihm dasselbe gehässig macht! . . .

„Fürwahr, nur mit Mühe kann ich es ansehen, wie eine grausame Angst diese edeln Seelen martert! Ein Religionswechsel, sagte mir heute der Herr Graf, hat ohne Zweifel große Hindernisse: Interessen, Verbindungen, Rücksichten, alles muß man zum Opfer bringen, Schmähungen sich gefallen lassen, und sich gefaßt halten, von allen Seiten getadelt zu werden. Aber, fügte er hinzu, ich befinde mich in einer Lage, wo diese Hindernisse zum Theil wegfallen, und ich glaube im Vertrauen auf die Gnade Gottes, daß sie mich nicht zurückhalten würden, wenn ich nur die Ueberzeugung hätte. Die Beschäftigungen meines Amtes wollen mir wenig gefallen. In herzlicher Verbindung fühle ich mich nur mit Katholiken, die sich über meine Conversion freuen, und mit Protestanten, die weit entfernt, mich zu tadeln, mein Loos beneiden würden u. s. w. Täglich flehe ich Gott an um die Gnade seines Lichtes; ich sehne mich danach mit brennender Begierde! Vielleicht lege ich selbst ihr Hindernisse in den Weg durch Fehler meinerseits, deren ich nicht gewahr werde. Doch wache ich über mich und suche alles zu vermeiden, was die Barmherzigkeit des Herrn mir entziehen könnte. Und da die Ueberzeugung, wie ich sie wünsche, mir annoch fehlt, und ich nichts gegen mein Gewissen thun will, so bin ich entschlossen, zu warten und mich ganz auf die göttliche Barmherzigkeit zu verlassen."

Stolberg hatte auf die nach Münster gesandte „Darstellung" seiner Zweifel bald nachher von der Fürstin ein längeres Beantwortungsschreiben bekommen. Er äußerte darüber an Pierard: „Der Brief der Fürstin ist bewundernswerth; sie redet auf so siegreiche Art; ihre Beweise sind voll Kraft, und doch haben sie mich nicht überführt."

Daß diese jedoch nicht ohne großen Eindruck auf Stolberg's Seele geblieben sind, erfahren wir aus nachfolgender Mittheilung Pierard's: „Ich habe Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der Herr Graf ganz überrascht war von dem Beweise für die katholische Religion, welche aus der ununterbrochenen Reihenfolge ihrer Bischöfe, sowie aus der steten Unveränderlichkeit ihres Glaubens sich herleitet. Tief durchdrungen von Ehrfurcht vor den Heiligen der vergangenen Zeiten ist er sehr geneigt, anzunehmen, daß ihr Glaube rein war; und wenn man ihm die Bemerkung macht, daß die Kirche heute dasselbe lehrt, was ehemals ein Gregor von Nazianz, Basilius, Chrysostomus, was ein Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Bernardus, Franz von Sales gelehrt und verkündet haben, gesteht er offen, keine Antwort darauf zu haben. — Sehen Sie, gnädige Fürstin, ob es nicht möglich sein würde, nach der Discussion über besondere Punkte ihm einen Beweis im Allgemeinen zu liefern."

Einen Hauptanstoß für Stolberg bildete die Lehre vom Ablasse. Die Fürstin suchte, wie sie es vorhin schon bei ihrer Freundin Julie Reventlov gethan, dem Freunde darzuthun, „daß die Katholiken nicht an Abläße zur Vergebung irgend einer Sünde glauben, sondern daß vielmehr ein Ablaß nur denen nützlich sein kann, die im Stande der Gnade Gottes sind u. s. w." Stolberg aber machte den Einwurf: „Ja, das glaubt Ihr in Münster; ja, das lehrt Overberg; aber andere Katholiken glauben, meinen, halten, was unsere Scribenten Euch aufbürden!" Um diesem Einwurfe zu begegnen, hatte die Fürstin sich der Mühe unterzogen, aus einer Menge großer und kleiner, Land- und Stadt-Katechismen aus allen Ländern der katholischen Welt wörtlich die betreffenden Stellen herauszuziehen, zum Beweise der Einheit in der Kirchenlehre [240]).

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß gerade in den letzten Zeiten vor der Conversion der Stand der großen Angelegenheit, die nun schon Jahre lang in Eutin und Münster Aller Gedanken und Interessen in Anspruch nahm, so wenig günstig war. Indeß entsprach das nur dem Plane Gottes, der zur Evidenz zeigen wollte, wie wenig alles menschliche Wollen, Thun und Ringen vermag; wie vielmehr alles Vertrauen nur auf seine Gnade und Barmherzigkeit zu setzen sei. So haben denn auch alle Betheiligten jene Erscheinung aufgefaßt und danach gehandelt, d. h. ihr Gebet verdoppelt.

„Seit den ermuthigenden Worten des Grafen — sagt Pierard in einem Briefe vom 8. December 1799 an die Fürstin — betrachtet man ein tiefes, beständiges Stillschweigen über die ganze Angelegenheit. Indeß

[240]) Menge, II. 79.

fahre ich fort, sie beim hl. Opfer Gott zu empfehlen." In einem Briefe an die Marquise von Montagu vom 27. December 1799 spricht derselbe von dem beklagenswerthen Stand, von dem ungünstigen Wechsel der Dinge. „Was mich angeht — sagt er —, so begreifen Sie, wie wenig Einfluß ich in diesem Punkte haben kann, da Sie wissen, daß mit Ausnahme des Herrn Grafen Niemand mir die geringste Eröffnung darüber macht. Doch werde ich nicht aufhören, am Altare dem Herrn die Angelegenheit zu empfehlen." Zum Schlusse forderte er die Marquise auf, sich der Sache gleichfalls kräftig vor dem Herrn anzunehmen.

Auch in Münster wurde nun eifriger als vorher gebetet, und als Stolberg dies vernahm, schrieb er voll Rührung an die Fürstin: „Ich freue mich des Gedankens, daß Sie, Overberg und noch Einige, deren Gebete gewiß Gewicht haben, mit mir um einfältigen Blick bitten werden, daß ich die Wahrheit, wofern sie dort ist, erkennen und ihr folgen möge" [241]).

Die Früchte dieser verdoppelten, gemeinschaftlichen Gebete sollten bald sichtbar werden. Zunächst hatte das Studium des Concils von Trient, des römischen Katechismus und einzelner Schriften Bossuet's den guten Erfolg, daß aus seiner Seele eine Menge von Vorurtheilen verscheucht wurden, die er nach eigenem Geständniß nicht im Elternhause, sondern auf der Universität gegen die katholische Lehre eingesogen hatte. Sodann wurde er wie von einem Alp befreit, als ihm die Lehre von den guten Werken in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung klar wurde, und er die Ueberzeugung gewann, daß sie die allein richtige und schriftgemäße sei [242]).

Am 27. Februar 1800 meldete denn auch Pierard an die Fürstin: „Sie wissen durch eine Antwort der Marquise von Montagu auf einen Ihrer Briefe, daß man, was ich so sehr befürchtet, den Muth nicht verloren, sondern mit Eifer die Prüfung der wichtigen Angelegenheit wieder aufgenommen hat. — Frau von Montagu wird uns verlassen und nach Frankreich gehen; sie hat der Gräfin Sophie lebhaft vorgestellt, wie nothwendig es sei, um Erleuchtung zu flehen. Sie ist sonst mit dem gegenwärtigen Stand der Angelegenheit zufrieden."

Bei solcher Lage und Stimmung, jedoch ohne bestimmten Vorsatz, katholisch zu werden, kamen Graf und Gräfin Stolberg am 2. Mai 1800 zum Besuche ihrer Freunde nach Münster. Der Empfang wie der weitere Verkehr unter einander war mehr als sonst ein herzlicher und inniger. Beinahe die ganze Zeit der Unterhaltung ward mit religiösen Gesprächen angefüllt; Zweifel aller Art wurden vorgebracht und zum

---

[241]) Janssen, I. 500. — [242]) Daselbst I. 501.

Theil von der Fürstin und Overberg siegreich zurückgewiesen. Fürstenberg befand sich eben auf Besuch bei seinem Bruder, dem Fürstbischof von Paderborn. Die Fürstin übersandte ihm die Grüße der Eutiner, denen es wohl ergehe, und fügte im Hinblick auf das bevorstehende Pfingstfest den Wunsch hinzu: „Daß wir diese zehn Tage im Coenaculum mit den Jüngern und der hl. Mutter im Geist verschlossen und vereinigt auch ihre Vorbereitung und den heiligen Geist erhalten mögen! Ich hoffe auf diese Gemeinschaft unter uns, und daß sie uns von Gott die Einheit in Jesu Christo erhalten werde“ [243]).

Sie ahnte wohl nicht, wie nahe sie der Erfüllung ihres Wunsches war. Eben in diese Zeit fiel der Tag, an welchem Overberg seine Schulkinder zur ersten hl. Communion führte. Zur Feier dieses für ihn freudenreichsten Tages im ganzen Jahre lud der fromme Priester auch seine protestantischen Freunde ein. Stolberg und seine Gemahlin kamen denn auch in Begleitung der Fürstin zur festlich geschmückten Kirche: sie schon längst im Herzen Katholikin, er aber gerade heute abgeneigter als je, die katholische Religion anzunehmen, wie er später selbst gestanden hat. Als die unschuldigen Kinder die hl. Communion empfangen hatten, forderte Overberg sie auf, im Verein mit ihm den göttlichen Heiland für ein bestimmtes Anliegen ganz besonders anzuflehen. Es geschah. Da fühlte Stolberg seinen Geist von „plötzlicher Erleuchtung“ ergriffen; die bisher „unüberwindlich scheinenden“ Zweifel, diese Steine des Anstoßes, waren verschwunden, und aus dem Grunde seiner Seele stieg hell und siegreich die Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens empor. So hat es sich denn während der vergangenen Jahre, wie wiederum jetzt am Ende gezeigt, daß nicht menschliches Wirken an sich, nicht fremde Ueberredungskunst, sondern eigenes treues Mitwirken und das Gebet frommer Freunde und unschuldiger Kinder das Werk der Bekehrung Stolberg's gefördert haben.

Einige Tage später, am Pfingstfeste (1. Juni 1800), bekannten Graf und Gräfin Stolberg in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin vor Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntniß [244]), „unendlich glücklich, nun endlich den Hafen gefunden zu haben, wonach so lange Jahre das Sehnen des Herzens ging“ [245]).

Groß war die Freude der Fürstin und ihrer Freunde, die Verbindung mit dem edlen und hochangesehenen Manne nun noch mehr befestigt,

---

[243]) Schlüter, Tagebücher 1874. S. 132.

[244]) Vgl. Alfr. Nicolovius, Denkschrift. S. 124. — Münster'sches Sonntagsblatt, Jahrg. 1847. S. 399. — Menge, II. 104. 127.

[245]) Janssen, I. 502.

ja feierlich beſiegelt zu ſehen. Und als der Weihbiſchof von Droſte dieſen freudigen Gefühlen in einem Briefe an die kurz nach der Converſion nach Wernigerode abgereiste Stolberg'ſche Familie Ausdruck verlieh, erwiderte der Graf am 21. Juni alſo: „Jawohl, liebſter Biſchof! iſt es nun noch eine ganz andere Sache um unſere Vereinigung als vorher! Wie lebhaft empfand ich das während meines letzten Aufenthaltes in Münſter! wie lebhaft auch beim Empfang Ihres lieben Briefes vom neunten! wie lebhaft endlich in dieſem Augenblick, da ich an Sie ſchreibe! Bedenke ich, welche göttliche Wohlthat der Geber aller guten und vollkommenen Gaben mir und den Meinigen erzeigt hat, ſo fällt mir oft ein, was ſo ſchön im 83. Pſalm ſteht: Der Vogel hat ſein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Neſt, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! Ich weiß, liebſter Biſchof! mit welchem Herzen Sie Gott für dieſe Gnade danken; helfen Sie uns nun auch bitten, daß wir derſelben nicht unwürdig werden, ſondern daß mit dem Wachsthum der Erkenntniß auch Wachsthum der wahren Gottſeligkeit erfolge, und der Gebrauch der Sacramente ihren göttlichen Zweck der Vereinigung mit ihrem Stifter an uns erreichen möge!“ [246])

Stolberg hatte den Entſchluß gefaßt, ſeine Aemter niederzulegen und fortan mit ſeiner Familie in Münſter Wohnſitz zu nehmen. Der Entſchluß ward noch in demſelben Jahre ausgeführt. Schon am 27. September (1800) ſchrieb er aus Eutin an den Erbdroſten: „Morgen treten wir unſere Reiſe an, liebſter Adolf, und um einen Tag früher, als dieſe Zeilen aus Eutin abgehen. Gott ſei gelobet, daß und warum wir nach Münſter ziehen! Schon lange zählten wir die Tage, bald werden wir die Stunden zählen und dann mitten unter Euch ſein, im Schooß der Kirche, in welche der gute Hirt Selbſt uns hineingeführt hat!“ [247])

XIII.

Chriſtliches Leben, chriſtlicher Tod. — Schluß.

Graf Stolberg war in der erſten Hälfte des October 1800 mit ſeiner Familie nach Münſter gekommen und hatte ein von den Freunden ihm beſorgtes Haus am Domplatz als Wohnung bezogen. Herr von Fürſtenberg wünſchte „den an Geiſt, Charakter und Fähigkeiten ausge-

---

[246]) Aus dem Nachlaß der Droſte'ſchen Brüder. — [247]) Ebendaher.

zeichneten Mann“ zum Wohle des Münsterlandes in dessen Verwaltung zu bringen. Das bezügliche Gesuch an den Kurfürsten wurde indeß abschlägig beschieden[248]). Stolberg selbst war am wenigsten darüber ungehalten; er freute sich vielmehr, nun mit ganzer ungetheilter Kraft theilnehmen zu können an den edlen Bestrebungen seiner Freunde, wie auch an dem schon lange von ihnen geführten Kampfe gegen eine religiös und politisch ihnen entgegenstehende Partei in Münster selbst. Dieselbe bestand aus einzelnen höhern vom Zeitgeist angesteckten Geistlichen, Illuminaten und Freimaurern, denen es in den damaligen verwirrten Zeiten gelungen war, unter den Auspicien des Kurfürsten sich eine eigene Loge in der Stadt zu gründen. Indeß richteten sie damals wenig Schaden an, da die wachtsame Thätigkeit der „Familia sacra“ die Pläne und Anschläge jener „Familia profana“ zumeist vereitelte[249]).

Weit schlimmer gestalteten sich die Dinge, als nach dem Tode des Kurfürsten (1801) trotz der eifrigsten Gegenbestrebungen Fürstenberg's und seiner Freunde das Fürstbisthum seine politische Selbständigkeit verlor, indem plötzlich am 3. August 1802 der preußische General Blücher mit seinen Truppen in kriegerischer Weise in Münster einrückte, um die Stadt und den größten Theil des Hochstiftes für Preußen in Besitz zu nehmen. Die Münsteraner mußten, wenngleich auf's schmerzlichste berührt, in's Unvermeidliche sich fügen und suchten zu retten, was zu retten war. Anfangs freilich schienen die schlimmen Befürchtungen, die man namentlich bezüglich der Freiheit der Religion und der Sicherheit ihrer Einrichtungen überall gehegt und auch laut ausgesprochen hatte, sich nicht bewahrheiten zu wollen, indem der zur Uebernahme und Einrichtung des Hochstiftes nach Münster gesandte Freiherr von Stein als gerechter, milder und kluger Herr bekannt war und auch sofort in gutes Einvernehmen mit Fürstenberg und seinen Freunden sich zu setzen suchte. Aber schon bald ward er zur Gegenpartei hinübergezogen, mit der Blücher gleich anfangs sich verbunden hatte. Und nun stand auf der einen Seite das preußische Gouvernement, die Freimaurerei und die aufgeklärte Geistlichkeit zu mächtiger Coalition mit einander verbunden, in deren Hand die ganze weltliche Verwaltung und zugleich die Fülle der materiellen Macht lag; auf der andern Seite der Fürstenberg-Gallitzin'sche Kreis, welcher an dem bei weitem größten Theile des Klerus und des Adels und fast der ganzen Bevölkerung des Landes seine Stütze fand: eine Art nationaler katholischer Liga, geschaffen und zusammengehalten durch höhere Motive, ausgerüstet mit geistigen Waffen,

---

[248]) Nach hinterlassenen Papieren Fürstenberg's.

[249]) Näheres über diesen Kampf in den Histor.-polit. Blättern LXXXV. 505—525.

muthvoll und kampfbereit zur Vertheidigung der heiligsten Interessen. Bald schon entbrannte der Kampf, der kaum ein Recht oder ein wichtiges Interesse der Katholiken unverletzt ließ, ein wahrhafter „Culturkampf“ [250]), der erst dann sein Ende fand, als vor den anrückenden Franzosen die Preußen flüchtigen Fußes das Land verließen [251]).

Die Fürstin von Gallitzin, welche damals, als ihre Freunde noch an der Spitze der weltlichen Geschäfte standen, Allen als liebevoll rathende und helfende Freundin und Mutter sich erwiesen, hatte auch später bei den veränderten Verhältnissen der preußischen Herrschaft nicht aufgehört, durch Rath und That ihren wacker kämpfenden Freunden beizustehen, die noch immer zu den Abend-Unterhaltungen in ihrem Hause zusammenkamen.

Um für den vielfach geschädigten Einfluß auf das Volk einigen Ersatz zu schaffen, suchte die Fürstin im Verein mit Fürstenberg und Overberg nicht nur geeignete Personen ihrer nähern Bekanntschaft, sondern auch andere gutgesinnte und fähige Männer zu literarischer Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Volkserziehung und religiöser Erbauung aufzumuntern. Sie besprachen dann mit diesen die Themata, prüften die ihnen vorgelegten Manuscripte und sorgten auf alle Weise für die Verbreitung der so entstandenen, wie auch anderer guter Schriften [252]). Es genüge hier der bloße Hinweis auf das epochemachende und damals in allen Gesellschaftskreisen großen Segen stiftende Werk der Religionsgeschichte von Stolberg, wozu der Verfasser die erste Anregung, den Plan und reichliche Unterstützung nachweislich im Kreise der Münster'schen Freunde gewonnen hat.

Inzwischen fuhren die Freunde fort, dem Volke persönlich mit dem Beispiele echter Frömmigkeit, entschiedener Religiosität und treuer Pflichterfüllung voranzugehen. Vor Allen war es die Fürstin, welche insbesondere durch ihre großartige, rührende Barmherzigkeit gegen Verlassene, Kranke und Bedrängte aller Art auf die Bewohner der Stadt wie der nähern Umgebung einen sehr heilsamen Eindruck ausübte. Was sie für die armen Emigrirten gethan, ist schon berichtet worden. Fügen wir noch einige Beispiele ihres mildthätigen Sinnes und Handelns hinzu.

---

[250]) Vgl. die actengemäße Darstellung desselben in den Histor.-polit. Bl. LXXXV. 1—19; 97—112; 165—178.

[251]) Durch den Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) wurde dann das Fürstenthum Münster dem neugebildeten Königreich Westfalen, im folgenden Jahre dem Großherzogthum Berg, und 1810 großentheils dem französischen Kaiserreiche einverleibt, bis es nach dem Sturze des letztern wieder an Preußen fiel.

[252]) Wir haben mehr als dreißig Schriften, größtentheils mit religiös-erbaulichem Inhalt, uns verzeichnet, welche entweder von Mitgliedern des Freundeskreises selbst, oder doch unter deren Einfluß geschrieben und an die Oeffentlichkeit getreten sind.

Katerkamp berichtet[253]), ihm habe ein damaliger Hausgenosse der Fürstin erzählt, daß er sie oft, an den dunkeln Abenden das Geld tragend, was sie spendete, zu den Hütten der Nothleidenden begleitet habe; ihren Freunden und übrigen Hausgenossen selbst, fügt Katerkamp hinzu, blieben diese Werke der Wohlthätigkeit verborgen. Indeß berichtet doch Overberg[254]), der diese ihre Tugend eine „großmüthige und weise" nennt, daß sie während eines Zeitraumes ihres Lebens die Gewohnheit hatte, wöchentlich eine Nacht nicht nur im Wachen und Beten, sondern auch mit der Uebung in Liebeswerken bei Bedürftigen und Kranken zuzubringen.

Auch dann, wenn sie auf Reisen war, suchte sie überall wohlthätig sich zu erweisen. So schrieb einst ihre Tochter Marianne von Neuhaus, wo sie mit ihrer Mutter einige Zeit zur Erholung sich aufhielt, also an Caspar von Droste: „Nach unserm Abendessen pflegt Mama mit uns einige Kranke zu besuchen, die sie hier aufgefunden hat, und ihnen einige Labung zu bringen. Darunter ist eine Soldatenfrau, eine herrliche Frau, die in ihren größten Schmerzen beständig betet . . . Der Herr Professor hat sie gesehen und kann Ihnen davon erzählen. Gestern hatten wir am Tisch den ersten Spargel, den bewahrte Mama der guten Frau auf und brachte ihn ihr am Abend. Es war das erste, was sie den ganzen Tag über an den Mund brachte: Sie hätten sehen sollen, welches Labsal es für sie war, und mit welcher Dankbarkeit gegen Gott sie es genoß[255])".

Zu Weihnachten hatte die Fürstin die schöne Gewohnheit, arme Wöchnerinnen aufzusuchen und dem göttlichen Kindlein im armen Stalle zu Bethlehem und seiner Mutter zu Ehren dieselben reichlich mit Geld, Nahrung und Kleidung zu beschenken.

Solche und ähnliche Werke christlicher Barmherzigkeit blieben nicht unbekannt: man bewunderte die edle, hohe Frau, erbaute sich an ihrer Demuth und Frömmigkeit und nannte sie nur die fromme, heiligmäßige Fürstin; die Armen aber hätten ihr gern ein ewiges Leben gegönnt.

Die Abtissin zu Vreden, Gräfin Thereſe von Truchseß, eine Frau von großer Frömmigkeit und Seelenstärke, war eine besondere Freundin der Fürstin. Als Erstere um die Mitte des Jahres 1805 heftig erkrankte, eilte diese in Begleitung Overberg's sofort zum Besuche und zur Pflege der Freundin nach Vreden. Nach einigen Wochen kehrten sie nach Münster zurück mit der Hoffnung, daß die Gefahr der Krankheit vorüber sei. Aber schon bald darauf kam die überraschende Kunde von dem erfolgten Hin-

---

[253]) Denkwürdigkeiten, 304, Note.

[254]) Vgl. dessen Aufsatz in der Zeitschrift Athanasia. Von Benkert und Düx. Jahrg. 1839. S. 231.

[255]) Aus dem Nachlaß der Droste'schen Brüder.

ſcheiden der Freundin (31. Auguſt). Es war für die Fürſtin ein harter Schlag, den ſie auf's ſchmerzlichſte empfand. „Die Trennung hat mein Herz zerriſſen," ſchrieb ſie am 5. September bei Ueberſendung von Todtenzetteln an den Erbdroſten; „aber mein Geiſt, und das wird auch der Ihrige, frohlockt mit der Verklärten. Gott gebe uns eine Heimreiſe, wie die ihrige war!" [256])

Der Zettel, auf dem dieſe Worte geſchrieben ſtehen, war einem Briefe ihrer Tochter an den Erbdroſten beigelegt, worin dieſe von den Leiden ihrer Mutter meldet, „welche der Tod der guten lieben Abtiſſin ſehr vermehrt" habe. Auch Overberg berichtet, daß vom Sterbetage derſelben an die Schwachheit und die Leiden der Fürſtin, mit denen ſie faſt immer behaftet war, ſehr auffallend zugenommen hätten. „Das hat," ſagte ſie ſelbſt, „die gute Thereſe (die Abtiſſin), gethan." Sie ſetzte ein großes Vertrauen auf die Fürbitte ihrer lieben Thereſe, fügt Overberg hinzu, und Leiden mit der Gnade, ſie geduldig zu tragen, waren nach ihrer Ueberzeugung das Köſtlichſte, was ihr auf Erden konnte erfleht werden. Diesmal ſollte es ihr letztes Leiden, ihre letzte Krankheit ſein. Ihr Beichtvater Overberg, der faſt beſtändig um ſie war, hat ſpäter für die Freunde die Geſchichte dieſer Krankheit und des Todes der Fürſtin ſehr genau und umſtändlich beſchrieben. Wir folgen im Nachſtehenden dieſen intereſſanten und rührenden Mittheilungen, die wohl ſonſt kaum bekannt ſein dürften [257]).

Anfangs litt die Fürſtin namentlich an heftigem Druck und Schmerzen in der rechten Seite, doch konnte ſie noch für mehrere Stunden des Tages das Bett verlaſſen und ihren gewohnten Geſchäften nachgehen. Um dieſe Zeit kamen ihr die von einigen Theologen aufgeſchriebenen Vorleſungen des von den Preußen berufenen neologiſchen Profeſſors Wecklein zu Geſichte. „Sie las dieſelben, ſtaunte und betete für den, welcher ſolche Irrthümer mit einer ſolchen Frechheit behauptete, wie auch für die, welche ſolche Vorleſungen anzuhören genöthigt waren." Bald darauf verbot der General-Vicar von Fürſtenberg den Theologie-Studirenden den weitern Beſuch dieſer Vorleſungen.

---

[256]) Aus dem Nachlaß der Droſte'ſchen Brüder.

[257]) Es lagen uns zur Benutzung vor das Original-Manuſcript Overberg's, eine Abſchrift deſſelben von Katerkamp's Hand und ein längerer Auszug des Biſchofs Caspar Max von Droſte; außerdem ein (nach Overberg's Tode erfolgter) Abdruck in der Zeitſchrift Athanaſia von Benkert und Düx. Jahrg. 1839, S. 216—249. Derſelbe ſcheint indeß wenig bekannt geworden zu ſein, da er nirgends benutzt oder verzeichnet worden iſt. Selbſt der ſo umſichtige Raßmann hatte ihn bis jetzt in ſeinen Nachrichten über die Münſterländiſchen Schriftſteller übergangen.

Mit der Zeit nahmen die Leiden der Fürstin immer mehr zu, namentlich litt sie heftig an Beschwerden im Unterleibe, so daß sie seit dem 2. März 1806 beständig das Bett hüten mußte. „Die Heftigkeit der Schmerzen," sagt Overberg, „mit welchen der Herr sie in dieser Zeit aus Gnade heimsuchte, und die Größe der Geduld, mit welcher sie dieselben trug, vermag ich nicht zu beschreiben." Aber ungeachtet aller Schmerzen, Beängstigungen und Beschwerden, zu denen noch das Wundliegen sich gesellte, suchte sie ihre gewöhnliche Gebetzeit einzuhalten. Außerhalb dieser Zeit ließ sie sich gern etwas Erbauliches vorlesen, besonders solche Lebensbeschreibungen der Heiligen, die sie auch für den Vorleser interessant und nützlich hielt. Während ihre Adoptivtochter Amalie von Schmettau bei Tage ihr diesen Dienst leistete, theilten sich Overberg und ihre Tochter in die Nächte.

Der Geist der Kranken war und blieb hell und wohlgemuth; er erhob sich über alle Leiden mit einer solchen Kraft der Geduld, und schloß sich so fest an Gott an, daß er auch ihren untern Willen zur ruhigen Ergebung brachte. Jene Kraft hatte sie freilich nicht erst jetzt gewonnen. Schon seit vielen Jahren pflegte sie nach Anleitung des h. Franz von Sales das Gebet zu sprechen: „Herr, ich will von meinem Willen gar keinen eigenen Gebrauch mehr machen; wolle Du für mich, ich bitte Dich darum, was Dir das Wohlgefälligste ist." Zugleich handelte sie dann auch danach, indem sie durch fortwährende Abtödtung und geduldige Ertragung der Leiden vollständig ihren Willen kreuzigte, so daß Overberg bezeugen konnte, bereits vor ihrer letzten Krankheit sei ihr Wille durch die Liebe des göttlichen Willens ganz aufgehoben und wie vernichtet worden, und ihre Uebung habe nur darin bestanden, diese Willenslosigkeit sich zu bewahren. Deshalb bat sie Gott auch nie um Verminderung ihrer Leiden. „Es ist mir unmöglich," sagte sie, „in Ansehung meiner Krankheit und Schmerzen um etwas anderes zu bitten als um Geduld." Indeß muß sie doch nicht selten wunderbar von oben getröstet und erquickt worden sein. Wenigstens sagt Overberg, daß er sich nicht erinnere, jemals zuvor ihr Angesicht so ruhig, so heiter, so freudenvoll, so himmlisch schön gesehen zu haben, als öfters zu dieser Zeit inmitten der größten Schmerzen.

Die Kranke nahm oder that nicht das Geringste, ohne zuvor das h. Kreuzzeichen zu machen und einen Blick der Liebe, des Vertrauens und der Willensaufopferung zu dem Crucifix emporzusenden, das ihr gegenüber hing. Von Zeit zu Zeit ließ sie sich eine Partikel vom h. Kreuze reichen, und küßte dieselbe mit einer Innigkeit, als wenn ihre Seele mit dem Heiligthume sich hätte vereinigen wollen.

Mehrere Male in der Woche empfing die Fürstin während der h. Messe, welche Overberg in ihrer Hauskapelle zu lesen pflegte, die h. Communion. Und wie früher allein schon die große Freude über die unvermuthet erhaltene Erlaubniß des Beichtvaters, das h. Sacrament empfangen zu dürfen, sie plötzlich von Fieber und Schiatik heilte, so ward sie auch jetzt, wie Overberg ausdrücklich bezeugt, durch den Empfang der h. Communion jedes Mal merklich gestärkt. Als die österliche Zeit herangekommen war, ließ sie, um aller Pflicht zu genügen, dieselbe sich aus ihrer Pfarrkirche bringen und empfing zugleich auch die h. Oelung. Im Jahre 1790 hatte die Fürstin in ihr Tagebuch geschrieben: „O Gott, stärke meine noch junge Neigung zu den Dornen, daß ich nimmermehr aufhöre, sie zu umfassen. Aut pati aut mori! Leiden und Lieben, bis daß ich reif sei zur Liebe, das ist zum Leben". Fünfzehn Jahre lang hatte sie nun diese Neigung zu den Dornen eifrigst gepflegt und den ersten Theil der Bitte der h. Theresia an sich vollauf erfahren; nun war sie reif zur Liebe, und der zweite Theil jener Bitte sollte seine Erfüllung finden.

Eines Abends gegen zehn Uhr, als eben der Arzt Druffel, nichts Schlimmes ahnend, die Fürstin verlassen hatte, bekam diese plötzlich so heftige Schmerzen im Unterleibe, daß man sie aus dem Bette heben und, trotz der stark vom Wasser geschwollenen Füße, auf einen Stuhl setzen mußte. Während deß waren alle Hausbewohner in ihr Zimmer gekommen und auch der Arzt zurückgekehrt. Die Kranke saß da, gestützt auf eine vor ihr knieende Magd, geschwind und stark athmend und mitten unter den heftigsten Schmerzen unaufhörlich betend: „O Jesus! Maria! Joseph!" Bei einem neuen Anfall von Schmerzen, während deß der Arzt sie unterstützte, sagte sie: „Ich sehe (oder ich segne, keiner der Anwesenden hatte das Wort genau verstanden) euch noch Alle, meine lieben Kinder, Fürstenberg, Stolberg, Merveld, Drosten, Canonicus Druffel."

Um Mitternacht fragte der Arzt, ob sie sich nicht wieder zu Bette legen wolle. „Ja!" antwortete sie, „sagen Sie nur, wo ich mich hinlegen soll, um recht bald zu sterben."

Der Arzt meinte, sie könne noch wohl bis Mittag leben; da aber die heftigen Schmerzen und das Gefühl großer Kälte fortdauerten, so erinnerte er um ein Uhr Overberg daran, sobald es nur immer geschehen könnte, mit der h. Messe zu beginnen, welche seit einiger Zeit im Vorzimmer der Kranken gelesen wurde. Overberg schickte sich denn auch gleich dazu an, meldete es der Fürstin, hörte, nachdem die Anwesenden sich entfernt, noch ein Mal ihre Beicht und ward, wie er selbst sagt, durch die Reue und Demuth, mit denen sie ihre schon oft gebeichteten Sünden

nochmals bekannte, ganz erschüttert und beinahe außer aller Fassung gebracht. Während er dann die Gewänder anlegte und auch während der h. Messe hörte man sie mehrmals die Worte sprechen: „Geschwind! Geschwind!“ Es war ohne Zweifel der Ausdruck des Gefühls der nahen Auflösung und des Verlangens, zuvor noch den Leib des Heilandes zu empfangen und, wie sie oft betend sich ausdrückte, in seinen Armen und seinem Kusse zu sterben. Zur Erlangung dieser Gnade hatte sie überdies jeden Abend in der letzten Krankheit ein bestimmtes Gebet zum h. Joseph, dem Patron der Sterbenden, sich vorsagen lassen. Etwas später, da sie einige Erleichterungen zu bekommen schien, faltete sie ihre Hände und sprach zwei Mal leise, doch den ringsum Knieenden verständlich: „Du weißt es, daß ich nichts habe, als was ich von Dir empfangen habe.“

Inzwischen war die h. Messe bis zur Communion des Priesters vorgerückt. „Nun brachte ich ihr also,“ berichtet Overberg voll Rührung, „zum letzten Male den Leib des Herrn, den sie mehrere hundert Mal mit brennender Begierde und Liebe von meiner Hand empfangen hatte. Als sie von ihrer Tochter hörte, daß ich mit dem allerh. Leibe käme, richtete sie sich, ihrer großen Schwäche ungeachtet, auf ihre Kniee, faltete die Hände und sah die h. Hostie mit einem Blicke an, den ich nie vergessen werde: es war der Blick der Sehnsucht, der Liebe, der Demuth, des Dankes und des Trostes, die ihr Herz gewöhnlich bei der h. Communion erfüllten, aber noch wohl nie so ganz, als diesmal, da sie dem Ziele aller ihrer Wünsche, nämlich den zu schauen, den sie hier unter Brodsgestalt verborgen empfing, so nahe war. Als ich ihr die h. Communion gereicht hatte, ward ich gedrungen, die Worte des Trostes aus dem Evangelium dieses Tages (des dritten Sonntags nach Ostern), die, wie mir schien, jetzt ganz besonders an sie vom Heilande selbst gerichtet waren, ihr laut (lateinisch) vorzusagen: „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, und abermal über ein Kleines werdet ihr mich sehen. — — Ihr habet jetzt zwar Traurigkeit, aber ich werde euch wiedersehen; euer Herz wird sich dann erfreuen, und Niemand wird eure Freude von euch nehmen“. Nach der h. Communion verharrte die Fürstin etwa sechs bis sieben Minuten in ruhiger Anbetung. Kurze Zeit nachher richtete sie sich im Bette in die Höhe, rief drei Mal laut den Namen Jesu, neigte ihr Haupt auf die rechte Seite und gab ihren Geist auf, — so sanft, daß auch ihre Tochter, die zur Linken stand und sie stützte, nichts davon merkte, sondern aus den Thränen des Arztes, der zur Rechten stehend den Puls der Kranken fühlte, den Schluß zog, daß der größte Verlust auf Erden, der Tod der Mutter, sie getroffen habe.

So starb denn die Fürstin, wie sie gewünscht, in den Armen ihres Heilandes, gerade in der Stunde der Nacht, in welcher sie sonst sein Leiden und Sterben betrachtet hatte, am Sonntag Jubilate den 23. April 1806.

Wir stehen nicht an, hier noch folgende Worte aus Overberg's Bericht anzufügen: „Menschlicher Weise zu urtheilen, hat sie sogleich, oder doch gar bald nach ihrer Auflösung, dasjenige aus Erfahrung erkannt, was sie in ihrem Leben auf Erden so standhaft und fest glaubte, nämlich daß die Leiden dieser Zeit gar nicht zu achten sind im Vergleich mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden; daß unsere gegenwärtige (im Vergleich mit den ewigen Leiden und Freuden) leichte und kurze Trübsal uns eine über alle Maßen große und ewig dauernde Herrlichkeit verschafft. — Dieses Privaturtheil derjenigen, die in einer nähern Verbindung mit ihr standen und also Gelegenheit hatten, ihre Gesinnungen und Handlungen genau kennen zu lernen, erhält durch das bekannte Vox populi, vox Dei (des Volkes Urtheil ist Gottes Urtheil), welches in den ersten Zeiten der Christenheit oft sogar über die vorzügliche, der öffentlichen Verehrung würdige Heiligkeit eines Verstorbenen entschied, noch einen höhern Grad von Gewißheit. Ueberall hört man, daß die, welche sie kannten, oder von ihrem gottseligen Wandel gehört haben, sich mehr gedrungen fühlen, sie um ihre Fürbitte anzurufen, als für sie zu bitten. Es versichern auch Verschiedene, daß sie die Wirkung ihrer Fürbitte erfahren haben."

Die Fürstin selbst aber hatte ein paar Tage vor ihrem Tode den Wunsch geäußert, einen Ort zum Begräbniß zu haben, der mit dazu beitrüge, ihr viele Fürbitten zu verschaffen; und nachdem sie die Sache überlegt, hatte sie die Bestimmung getroffen: „Ich will zu Angelmodde auf dem Kirchhofe begraben sein, an dem Platze, wo man die Armen begräbt." Ihr Wunsch ward erfüllt. Am zweiten Tage nach ihrem Tode wurde ihre Leiche bei offenem Hause ausgestellt. Der Zulauf war groß und dauerte den ganzen Tag; auch die Armen der Stadt und Umgegend waren hinzugekommen, welche fühlten, daß sie eine Mutter verloren hatten. Am 30. April wurde dann ihre Leiche nach Angelmodde gefahren[258]). Ihre Freunde folgten von ferne, die Seele voll tiefer, aber christlicher Trauer um den Verlust einer solchen Freundin. Dann, nach feierlichem Todtenamte, wurden die sterblichen Ueberreste dicht an der Kirche eingesenkt, und die Ruhestätte mit einem Kreuze versehen, auf dessen Fuß die Worte eingegraben sind:

---

[258]) Katerkamp, Denkwürdigkeiten S. 295.

„Ich achte Alles für Schaden, gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi; und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne. Phil. III. 8.

So war gesinnet, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin Amalia von Gallitzin, geborne Gräfin von Schmettau, deren Gebeine vor diesem Bilde in der Hoffnung ihrer glorreichen Auferstehung ruhen.

Sie starb den 27. April 1806 im 68. Jahr ihres Alters. Bethe für sie."

Einige Monate später schrieb Graf Stolberg an eine Verwandte: „Ich war neulich in Angelmodde, wo das Gedächtniß meiner verklärten Freundin schön blüht. Die guten Leute, bei denen sie zu wohnen pflegte, und Andere erzählten mir viel von ihr. Diesem hatte sie Brod und Saatkorn angeschafft, Jenes Kinder in der Schule freigehalten, hier die junge Hausfrau, die sie vor einigen Jahren in's Haus genommen und erzogen, ausgestattet, dort einer Familie ein Feld von 170 Rthlr. gekauft, überall Bibeln (Auszüge), Katechismen, andere gute Bücher vertheilt, Hausrath gegeben u. s. w. u. s. w. So lange sie lebte, waltete der Geist ihrer Demuth im Schweigen der guten Leute; aber jetzt wird ihr Dank desto lauter. Die Aussaat war still und das Korn verbarg die Erde; aber das Rufen der Ernte ist desto lauter. Immer findet man ihren Grabhügel mit Blumen und Blüthen bestreut, und aus der Stadt kommen oft Leute hin, die sich an ihr Grab hinsetzen. Die Gegend von Angelmodde, welche sie so liebte, ist von unbeschreiblicher Anmuth; zwei Flüsse vereinigen sich, haben mehrentheils hohe, belaubte Ufer, und die Vegetation ist sehr frisch dort" [259]).

Aber auch noch lange Zeit nach ihrem Tode lebte das Andenken der guten Fürstin in den dankbaren Herzen jener Leute fort. Mehr als drei Jahrzehnte später berichtet darüber ihr Landsmann Levin Schücking [260]) also: „Noch, wenn man die ältesten Leute des Ortes nach der, die da

[259]) Janssen, Graf Stolberg II. 118.

[260]) Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie. 1840. S. 183.

schlummert, fragt, sieht man eine Rührung die gebräunten Gesichter überschatten; sie erzählen dann von der kleinen gebückten Frau, die so oft im schlichten Gewande von schwarzem Sammt unter sie getreten und die Mutter der Armen geworden: wie sie ein großes blaues Auge gehabt, das unter dem lockigen Haar und der mächtigen schwarzen Haube auf sie geblickt, wenn sie durch ihre Reihen zur Kirche geschritten — ein mageres Gesicht mit männlich gebogener Nase und imponirenden Zügen. Oft sei sie mit einer schönen silberbeschlagenen Vogelflinte auf die Jagd nach Rebhühnern gegangen; aber sie habe nie eins getroffen. Und dann habe sie ihnen Feuerwerke abbrennen und Kletterstangen, mit silbernen Uhren darauf, errichten lassen, und ihre Kinder, wenn sie in der Weser sich gebadet hatten, ermuntert und unterrichtet, daß sie schier die besten Schwimmer in Westfalen geworden. Oft habe der kluge Minister sie besucht, im grauleinenen Kittel und schwarzen Lederkäppchen, zu Fuß oder auf einem kleinen Pferde ankommend — und so Mehreres, wodurch sie ihren Enkeln das Gedächtniß an ihre edele Wohlthäterin erhalten, durch solch' schlagende Gründe und Thatsachen den Beweis führend, daß Niemand je besser und heiliger gewesen, als die leutselige Fürstin Amalia von Gallitzin."

Jetzt freilich wird dort kaum noch Jemand anzutreffen sein, der die Fürstin persönlich gekannt hätte. Ihr Andenken aber lebt auch in der jetzigen Generation noch fort. Auch das alte Pächterhaus steht noch da — Dank der Pietät eines ihrer Verehrer im Ganzen erhalten wie zur Zeit der Fürstin, mit ihrem und ihrer Kinder Zimmern, mit demjenigen Overberg's und jenem, worin Fürstenberg, Hemsterhuis, Hamann u. A. bei ihren Besuchen übernachteten; dann die große Tenne nicht zu vergessen, auf der die fröhlichen Feste gefeiert, die lustigen Stücklein gespielt und die unschuldigen Kindertänze aufgeführt wurden. Und vor dem Hause der große, grüne Platz bis zur hell und freundlich vorüberrauschenden Werse hin, mit den alten, prächtigen Bäumen, in deren Schatten die Freunde, im traulichen Kreise bei einander sitzend, ihre Ideen auszutauschen pflegten. —

Kehren wir zum Schluß noch ein Mal zu den verwaisten Freunden zurück. Denn als Verwaiste betrachteten sie sich; hatten sie doch mit dem Tode der Fürstin ihre beste Freundin, Beratherin und Mutter verloren, wie Overberg klagt. Doch trösteten sie sich in christlicher Weise, und wenn Stolberg im ersten Gefühl des Schmerzes schrieb: „Meine Seele ist betrübt, sehr betrübt!" so fügte er doch auch gleich schön und christlich hinzu: „aber mein Geist freut sich überschwänglich der Gnaden, welche Gott durch diese große, schöne, liebevolle, heilige Seele so Vielen erzeigt, und welche er ihr selbst in so reichem Maße

gibt. Er sei gelobt und führe uns ihr nach.“ Aehnlich schloß auch der Weihbischof von Droste den Brief, worin er seinem Freunde Nicolovius den herben Verlust meldete: „O, daß wir Alle nun nach ihrem Beispiele leben und einst mit ihr wieder vereinigt werden möchten im Himmel!“ [261])

Und der greise Herr von Fürstenberg, der doppelt tief den Schmerz der Trennung von einer Freundin fühlen mußte, mit der er über ein Vierteljahrhundert lang durch die Bande wahrer Freundschaft verbunden gewesen und alles, Arbeit und Muße, Freud' und Leid getheilt hatte, er, der christliche Weise nahm den herben Verlust als eine von Gott ihm gesandte Prüfung hin; so ward sein Schmerz gelindert und reichlicher Trost floß ihm zu aus der rührenden Theilnahme der übrigen Freunde [262]) und aus der eigenen lebendigen Erinnerung an die liebe Selige, die nun durch ihre Fürbitte bei Gott ihm ihre Liebe beweise, und mit welcher er ja schon bald auf ewig hoffte vereint zu werden. Fürstenberg hat auch nur noch wenige Jahre gelebt: Jahre stiller Zurückgezogenheit und frommer Vorbereitung zum Tode. Das zeigt sein Tagebuch auf rührende Weise. So ist dort jeder, auch der kleinste moralische Fehler vermerkt, wie beispielsweise mangelnde Vorbereitung zum Gebet, Zerstreuung beim Brevierbeten, ein Gedanke der Ungeduld u. dgl. Es folgen dann feste Vorsätze und bestimmte Gegenmittel; hierauf fromme Anmuthungen, Acte des Verlangens nach dem Himmel, der frommen Willensergebung u. s. w. So krönte Fürstenberg nach Stolberg's Ausdruck das Ende seines Lebens mit Thaten der Seele, und mehr und mehr ward sein Geist von den sterblichen Banden gelöst und von geheimnißvollen Kräften emporgehoben zu den Wohnungen des ewigen Friedens

---

[261]) Aus Nicolovius' Nachlaß.

[262]) So sandte ihm Overberg am Geburtstage der Heimgegangenen nachfolgende Stellen aus deren Tagebuche vom Jahre 1789 mit den Worten: „Man kann sich die, welche von uns zu einem bessern Leben übergegangen sind, weit besser vergegenwärtigen, wenn man ihre eigenen Worte liest. Damit das Lob oder Lobähnliche, welches in diesen Stellen vorkommt, nicht schade, kann ein Act der Demuth vor dem Lesen hergehen“:

»Den 3. März um 9 Uhr.

Alleluja! Du hast Dein Werk an ihm vollendet, großer Vater im Himmel! — Ich fühle dich wieder mein und mich wieder dein, lieber, edeler Franz! Das große Attractionsfeuer ist in dir, ich fühle es an dem sanften Zuge, welcher mich wieder wie neugeboren an dich zieht. — O wahrhaftig, du Bester, der allein Lebendige voll Kraft und Liebe, der durch jedes Medium wirkt und so mächtig zieht, großer Heiland!«

»Halb 6 Uhr.

Wie schön und interessant deine Erzählungen, dein Betragen im Capitel! — Ach, daß der dir Beiwohnende dich jetzt noch lange erhalten möge zur Auferbauung und zum Wohle dieses Landes, welches mein wahres Vaterland geworden ist; und daß er mir immer mehr von den Gaben verleihe, die mich dir nützlich und wohlthätig machen können.« — Aus Fürstenberg's Nachlaß.

im Lande der verklärten Freundin. Er starb nach echt christlicher Vorbereitung an einem Brustfieber am 16. September 1810, „zur Trauer der ganzen Stadt und des ganzen Münsterlandes, dem er so viel Gutes erwiesen, für das er sich so selbstlos aufgeopfert hatte, wie wohl kein deutsches Land in unserer Zeit einen ähnlichen Wohlthäter besessen". Den „Vater des Vaterlandes und der Armen Freund" nennt ihn das Denkmal auf seiner Grabstätte.

Fürstenberg's Tod war für die Münster'schen Freunde ein unersetzlicher Verlust und machte in deren inneres und äußeres Leben einen Einschnitt, wie einige Jahre vorher das zu frühe Hinscheiden der Fürstin Gallitzin. Mit ihnen waren die beiden Hauptpersonen der Familia sacra dahingegangen; aber ihre Gesinnungen hatten sie den Verwaisten als schönes Erbthum zurückgelassen, und ihr Geist waltete nun von oben her mit noch mächtigerer Kraft und reicherm Segen über den Freunden, als ehedem im Leben. Treu und innig blieben diese vereint, und Jeder von ihnen fuhr fort zu wirken in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise: Graf Stolberg († 1819) durch treffliche, überall hin verbreitete Schriften, Overberg († 1826) als Lehrer, Beichtvater und besonders als Regens des Priester-Seminars, Katerkamp, Kistemaker, Brockmann, der später mit dem Freundeskreise in Verbindung getretene Kellermann u. A. als Lehrer der Jugend und Pfleger echter Wissenschaft.

Die Verwaltung der kirchlichen Aemter, die Vertretung der katholischen Interessen vor der Außenwelt und die Führung in dem bald nachher entbrannten Kampfe mit den alten und mit den neuen Gegnern war vornehmlich den drei geistlichen Brüdern von Droste zu Vischering überkommen, welche, makellos im Glauben und an Sitten und vom redlichsten Willen erfüllt, treu und eifrig gearbeitet haben zum Heile der ihnen anvertrauten Seelen, zum Wohle der Kirche und zu Gottes Ehre. Der Protestant Friedrich Perthes, der durch Claudius mit den Brüdern bekannt und Freund geworden war, urtheilte nach einem Besuche, den er bei ihnen (1816) in Münster gemacht, also über sie: „Die mit diesen Männern verlebten Stunden werden mir immer im Gedächtniß bleiben; es war wahrhaft stärkend und wohlthuend, die drei Brüder zu betrachten. Der liebe Bischof ist überall ruhig, fest, bestimmt und liberal im besten Sinne; denn der Grund bei ihm ist Liebe. Clemens ist zur innern Würde herangereift, ist voll Kraft und Feuer, einfach und sicher. Franz ist geistreich, scharf und voll Leben. Bei allen Dreien tritt redliche Gesinnung und Reinheit des Herzens hervor, und das Innere prägt sich in den männlichen Gestalten aus" [263]).

---

[263]) Cl. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben II. 105.

Sie haben in der That als echte Söhne ihrer zweiten „Mutter", der Fürstin Gallitzin, sich erwiesen, in deren Umgang sie ihre geistige und religiöse Bildung gewonnen und zu wahren Charakteren sich herangebildet haben. Der älteste der Brüder, der Weihbischof Caspar Max, lieferte einen hervorragenden Beweis seiner kirchlichen Treue und Festigkeit auf dem National-Concil von Paris (1811), da er, obgleich der jüngste unter den versammelten Bischöfen, dennoch als der Erste von Allen gegen Napoleon seine Stimme erhob, um von ihm die Freilassung des Oberhauptes der Kirche zu fordern. Seinen Seeleneifer bekundete er dadurch, daß er in einer Zeit beispiellos trauriger Verwaisung der katholischen Kirche in Deutschland, wo es (1819) in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten dies- und jenseits des Rheines (Oesterreich ausgenommen) nur drei wirkliche Bischöfe gab, von denen der Fürstbischof von Eichstädt schon 70 Jahre, der Fürstbischof von Hildesheim gar 81 Jahre zählte, allenthalben neue Priester weihte und in Nord- und Westdeutschland, in Belgien und Holland, ja selbst in einem Theile Frankreichs, wie ein Apostel umherziehend, so Vielen das h. Sacrament der Firmung gespendet hat, wie kaum ein Bischof vor und nach ihm. Seit 1825 verwaltete er als Bischof von Münster seine heimathliche Diöcese und starb, reich an Jahren und an Verdiensten, am 3. August 1846, nachdem er im Jahre zuvor die seltene Feier des fünfzigjährigen Bischofs-Jubiläums hatte begehen können.

Der zweite Bruder, Domherr Franz von Droste, ein sehr begabter und kenntnißreicher und dabei musterhaft frommer Mann, war der treue Rathgeber und die Stütze seiner Brüder, sowie der eigentliche Führer der katholischen Partei in Münster gegenüber dem stark liberalisirenden Domdechanten von Spiegel und dessen Anhang. Zugleich suchte er zum Besten der allgemeinen Interessen mit den Vertretern der katholischen Angelegenheiten im übrigen Deutschland Fühlung zu behalten, unterhielt zu gleichem Zwecke einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit einflußreichen katholischen Männern, wie Friedrich von Schlegel, Adam Müller, Franz Bucholz, dem ältern Windischmann, Marx, Freudenfeld u. A., und vertheidigte in seiner Schrift „Ueber Kirche und Staat" (Münster 1817) mit wohlthuender Wärme, Geschick und großer Sachkenntniß die kirchlichen Rechte und Freiheiten gegenüber den Prätensionen und Eingriffen der Staatsgewalt. Sein Name war nicht nur in der Heimath, sondern weit und breit auch im übrigen Deutschland bekannt und hochgeachtet. Von hoher kirchlicher Seite ward er mehrmals mit den wichtigsten Geschäften betraut, und als in den zwanziger Jahren die Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen wieder geordnet wurden, stand auch der Name des Freiherrn Franz von Droste auf der

Liste der Candidaten für die erledigten Bischofssitze. Leider starb der treffliche Mann schon am 26. October 1826. Sein Tod war ein harter Verlust für die katholische Sache.

Das größte und schwierigste, aber auch ehrenvollste Amt war dem jüngsten der drei geistlichen Brüder, Clemens August, anvertraut. Im Jahre 1807 auf dringendste Empfehlung Fürstenberg's hin als dessen Nachfolger zum General- und Capitels-Vicar der Münster'schen Diöcese ernannt, verwaltete er dieselbe mit einiger Unterbrechung bis zum Jahre 1820. Während der ersten drei Jahre konnte er sich noch des Rathes und der thätigen Beihülfe seines väterlichen Freundes und Lehrers erfreuen. Aber auch noch am Sterbebette des Meisters gewann der dankbare Jünger weise Lehren und heilige Früchte. Mit verdoppeltem Eifer, mit einem ungewöhnlichen Maß von Furchtlosigkeit, Charakterstärke und persönlicher Hingebung hat er dann sowohl bei dem gewaltsam verschrobenen Zustande der Diöcese während der französischen Occupation, wie auch später nach erfolgter Wiederübernahme des Münsterlandes durch Preußen sein Amt pflichtgetreu verwaltet und stets und überall die Rechte der Kirche gegen staatliche Eingriffe vertheidigt, „damit — so lauten seine eigenen Worte — das Streben nach oben, das höhere geistige Leben und dessen freie Bewegung im Menschen nicht auch unter Aufsicht des Staates und unter Controle der Polizei komme". Es waren schwere „labyrinthische" Zeiten, wie er selber gesagt hat; denn außer der feindlichen Staatsgewalt hatte er auch noch andere, weit gefährlichere Gegner zu bekämpfen. Eben damals in den beiden ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts reifte jene böse Saat ihrer Ernte entgegen, zu welcher die nagative Philosophie, die rationalistische Theologie, der neuheidnische Klassicismus und auf katholischer Seite vornehmlich Febronius und die Emser Punktatoren den Samen ausgestreut. Auf allen Pfaden des öffentlichen Lebens und des geistigen Verkehrs der Nation drängten sich die Schnitter und Einsammler der Ernte mit breitestem Uebermuth, und der Weg zu gesunden, ungetrübten Grundsätzen über kirchliche Rechte und Interessen war so gründlich verfahren, daß selbst die besten Katholiken das eine oder andere Mal auf Irrpfade sich abdrängen ließen. Vornehmlich blühte die Sache der Nationalkirchler, und wohl nie mag das Bewußtsein von der Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an Rom im katholischen Deutschland so sehr geschwächt gewesen sein als in jenen traurigen Zeiten. Dem gegenüber erscheint um so erfreulicher und bedeutsamer die Klarheit und Correctheit der Grundsätze, welche der Münster'sche Capitelsvicar bezüglich der angegriffenen Punkte, insbesondere des richtigen Verhältnisses zum Papstthum, schriftlich wie mündlich aussprach und vertheidigte, dieselben in seiner Amtsthätigkeit genau

befolgte und auch im übrigen Deutschland wieder zur vollen Geltung zu bringen suchte. So haben die Gegner Recht, wenn sie ihn den entschiedensten und consequentesten Vorkämpfer der römischen Curie seiner Zeit nennen. Die Familia sacra aber hat den Ruhm, einen solchen Mann intellectuell und moralisch ausgebildet und mit begeisterter Liebe zur Kirche erfüllt zu haben. Er selbst bewahrte denn auch seiner „Mutter", der Fürstin, und den übrigen heimgegangenen Freunden zeitlebens die dankbarste Erinnerung, und schon der bloße Gedanke an sie war für ihn erhebend und wie eine Aufforderung, im Kampfe muthig Stand zu halten.

Dann folgte mit der Niederlegung des General-Vicariats (1820) für Clemens August eine Zeit stiller Zurückgezogenheit, welche er ganz der Kräftigung des innern Menschen nach der Weise derer widmete, die bis dahin in allem ihm Lehrer und Vorbild gewesen. So im heißen Kampfe wie in stiller Einsamkeit trefflichst vorgebildet und ausgerüstet, ward er dann durch wunderbare Fügung auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen, um hier an den Ufern des Rheines den großen Entscheidungskampf für die Freiheit der Kirche in den dreißiger Jahren auszukämpfen. Und was er damals als „ein anderer Athanasius" gethan und gelitten, aber auch erstritten hat, ist vom katholischen Deutschland noch nicht vergessen worden.

* * *

Das in diesen Blättern nach zuverlässigen, großentheils authentischen Quellen gezeichnete Lebensbild der Fürstin Amalie von Gallitzin möchte zugleich einen bescheidenen Beitrag zur Cultur- und Kirchengeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts liefern. Gewiß, eine Frau mit so reichen Gaben und von so außerordentlichem Charakter, welche die Repräsentanten der verschiedenen Geistesrichtungen jener Zeit, sowie die eigentlichen Schöpfer der modern-deutschen Bildung und Cultur in ihren Kreis zu ziehen und nicht selten maßgebenden Einfluß auf sie zu üben verstand, gehört schon dadurch der Geschichte an; mehr aber noch durch ihr großartiges Wirken und die religiös-sociale Stellung, welche sie und ihre gleichgesinnten Freunde namentlich im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts allen Angriffen gegenüber muthvoll behauptet haben. Sie erscheinen in jener wildbewegten, gottentfremdeten Zeit als die hervorragendsten und charakterfestesten Vorkämpfer der alten christlichen Weltanschauung, als das besonnene conservative Element, indem sie nicht selten den ikarischen Flug unbesonnener Genies gehemmt und dem wilden Andrängen der falschen Zeit-Ideen stets nachhaltigen Widerstand geleistet,

die ehrwürdigen Institutionen der Vergangenheit geschützt und den Zeitgenossen persönlich den Beweis geliefert haben, daß gar wohl das gute Alte mit dem guten Neuen und christliche Religion und Sitte mit Liebe und Eifer für wahre Bildung und Wissenschaft sich vereinen lassen. Sie waren in der That ein „Bund der Guten", eine Zierde ihres Jahrhunderts; und eine unparteiische Geschichtschreibung wird dereinst der Fürstin und ihren spätern Freunden auch den verdienten Platz nicht vorenthalten.

Vor allem freilich hat das Münsterland und das katholische Deutschland ihnen gegenüber die Pflicht. bleibender Anerkennung und Dankbarkeit. Durch ihre Bemühungen ist das Land vor den Ideen der religiös-kirchlichen und socialen Revolution geschützt, das höchste Kleinod, der katholische Glaube, ihm rein bewahrt, ein braver, pflichtgetreuer Klerus für Generationen herangebildet und überall Volksschulen eingerichtet worden, welche man mit Recht als die besten in Deutschland bezeichnet hat; endlich sind aus ihrem Kreise jene Männer hervorgegangen, welche, wie vorhin kurz angedeutet worden, die Rechte der katholischen Kirche in unsern Landen so muthvoll vertheidigt, sie aus den Fesseln der Staatsgewalt befreit und die folgende dreißigjährige Aera des Friedens vorbereitet haben, wo die Kirche sich frei entfalten und reichsten Segen verbreiten konnte über unser ganzes Vaterland.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1880.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1881.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

„Ich achte Alles für Schaden, gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi; und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne. Phil. III. 8.

So war gesinnet, so lebte die Mutter der Armen und Bedrängten, die Fürstin Amalia von Gallitzin, geborne Gräfin von Schmettau, deren Gebeine vor diesem Bilde in der Hoffnung ihrer glorreichen Auferstehung ruhen.

Sie starb den 27. April 1806 im 58. Jahr ihres Alters. Bethe für sie."

Einige Monate später schrieb Graf Stolberg an eine Verwandte: „Ich war neulich in Angelmodde, wo das Gedächtniß meiner verklärten Freundin schön blüht. Die guten Leute, bei denen sie zu wohnen pflegte, und Andere erzählten mir viel von ihr. Diesem hatte sie Brod und Saatkorn angeschafft, Jenes Kinder in der Schule freigehalten, hier die junge Hausfrau, die sie vor einigen Jahren in's Haus genommen und erzogen, ausgestattet, dort einer Familie ein Feld von 170 Rthlr. gekauft, überall Bibeln (Auszüge), Katechismen, andere gute Bücher vertheilt, Hausrath gegeben u. s. w. u. s. w. So lange sie lebte, waltete der Geist ihrer Demuth im Schweigen der guten Leute; aber jetzt wird ihr Dank desto lauter. Die Aussaat war still und das Korn verbarg die Erde; aber das Rufen der Ernte ist desto lauter. Immer findet man ihren Grabhügel mit Blumen und Blüthen bestreut, und aus der Stadt kommen oft Leute hin, die sich an ihr Grab hinsetzen. Die Gegend von Angelmodde, welche sie so liebte, ist von unbeschreiblicher Anmuth; zwei Flüsse vereinigen sich, haben mehrentheils hohe, belaubte Ufer, und die Vegetation ist sehr frisch dort" [259]).

Aber auch noch lange Zeit nach ihrem Tode lebte das Andenken der guten Fürstin in den dankbaren Herzen jener Leute fort. Mehr als drei Jahrzehnte später berichtet darüber ihr Landsmann Levin Schücking [260]) also: „Noch, wenn man die ältesten Leute des Ortes nach der, die da

[259]) Janssen, Graf Stolberg II. 118.

[260]) Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie. 1840. S. 183.

schlummert, fragt, sieht man eine Rührung die gebräunten Gesichter überschatten; sie erzählen dann von der kleinen gebückten Frau, die so oft im schlichten Gewande von schwarzem Sammt unter sie getreten und die Mutter der Armen geworden: wie sie ein großes blaues Auge gehabt, das unter dem lockigen Haar und der mächtigen schwarzen Haube auf sie geblickt, wenn sie durch ihre Reihen zur Kirche geschritten — ein mageres Gesicht mit männlich gebogener Nase und imponirenden Zügen. Oft sei sie mit einer schönen silberbeschlagenen Vogelflinte auf die Jagd nach Rebhühnern gegangen; aber sie habe nie eins getroffen. Und dann habe sie ihnen Feuerwerke abbrennen und Kletterstangen, mit silbernen Uhren darauf, errichten lassen, und ihre Kinder, wenn sie in der Weser sich gebadet hatten, ermuntert und unterrichtet, daß sie schier die besten Schwimmer in Westfalen geworden. Oft habe der kluge Minister sie besucht, im grauleinenen Kittel und schwarzen Lederkäppchen, zu Fuß oder auf einem kleinen Pferde ankommend — und so Mehreres, wodurch sie ihren Enkeln das Gedächtniß an ihre edele Wohlthäterin erhalten, durch solch' schlagende Gründe und Thatsachen den Beweis führend, daß Niemand je besser und heiliger gewesen, als die leutselige Fürstin Amalia von Gallitzin."

Jetzt freilich wird dort kaum noch Jemand anzutreffen sein, der die Fürstin persönlich gekannt hätte. Ihr Andenken aber lebt auch in der jetzigen Generation noch fort. Auch das alte Pächterhaus steht noch da — Dank der Pietät eines ihrer Verehrer im Ganzen erhalten wie zur Zeit der Fürstin, mit ihrem und ihrer Kinder Zimmern, mit demjenigen Overberg's und jenem, worin Fürstenberg, Hemsterhuis, Hamann u. A. bei ihren Besuchen übernachteten; dann die große Tenne nicht zu vergessen, auf der die fröhlichen Feste gefeiert, die lustigen Stücklein gespielt und die unschuldigen Kindertänze aufgeführt wurden. Und vor dem Hause der große, grüne Platz bis zur hell und freundlich vorüberrauschenden Werse hin, mit den alten, prächtigen Bäumen, in deren Schatten die Freunde, im traulichen Kreise bei einander sitzend, ihre Ideen auszutauschen pflegten. —

Kehren wir zum Schluß noch ein Mal zu den verwaisten Freunden zurück. Denn als Verwaiste betrachteten sie sich; hatten sie doch mit dem Tode der Fürstin ihre beste Freundin, Beratherin und Mutter verloren, wie Overberg klagt. Doch trösteten sie sich in christlicher Weise, und wenn Stolberg im ersten Gefühl des Schmerzes schrieb: „Meine Seele ist betrübt, sehr betrübt!" so fügte er doch auch gleich schön und christlich hinzu: „aber mein Geist freut sich überschwänglich der Gnaden, welche Gott durch diese große, schöne, liebevolle, heilige Seele so Vielen erzeigt, und welche er ihr selbst in so reichem Maße

gibt. Er sei gelobt und führe uns ihr nach.“ Aehnlich schloß auch der Weihbischof von Droste den Brief, worin er seinem Freunde Nicolovius den herben Verlust meldete: „O, daß wir Alle nun nach ihrem Beispiele leben und einst mit ihr wieder vereinigt werden möchten im Himmel!“ [261])

Und der greise Herr von Fürstenberg, der doppelt tief den Schmerz der Trennung von einer Freundin fühlen mußte, mit der er über ein Vierteljahrhundert lang durch die Bande wahrer Freundschaft verbunden gewesen und alles, Arbeit und Muße, Freud' und Leid getheilt hatte, er, der christliche Weise nahm den herben Verlust als eine von Gott ihm gesandte Prüfung hin; so ward sein Schmerz gelindert und reichlicher Trost floß ihm zu aus der rührenden Theilnahme der übrigen Freunde [262]) und aus der eigenen lebendigen Erinnerung an die liebe Selige, die nun durch ihre Fürbitte bei Gott ihm ihre Liebe beweise, und mit welcher er ja schon bald auf ewig hoffte vereint zu werden. Fürstenberg hat auch nur noch wenige Jahre gelebt: Jahre stiller Zurückgezogenheit und frommer Vorbereitung zum Tode. Das zeigt sein Tagebuch auf rührende Weise. So ist dort jeder, auch der kleinste moralische Fehler vermerkt, wie beispielsweise mangelnde Vorbereitung zum Gebet, Zerstreuung beim Brevierbeten, ein Gedanke der Ungeduld u. dgl. Es folgen dann feste Vorsätze und bestimmte Gegenmittel; hierauf fromme Anmuthungen, Acte des Verlangens nach dem Himmel, der frommen Willensergebung u. s. w. So krönte Fürstenberg nach Stolberg's Ausdruck das Ende seines Lebens mit Thaten der Seele, und mehr und mehr ward sein Geist von den sterblichen Banden gelöst und von geheimnißvollen Kräften emporgehoben zu den Wohnungen des ewigen Friedens

---

[261]) Aus Nicolovius' Nachlaß.

[262]) So sandte ihm Overberg am Geburtstage der Heimgegangenen nachfolgende Stellen aus deren Tagebuche vom Jahre 1789 mit den Worten: „Man kann sich die, welche von uns zu einem bessern Leben übergegangen sind, weit besser vergegenwärtigen, wenn man ihre eigenen Worte liest. Damit das Lob oder Lobähnliche, welches in diesen Stellen vorkommt, nicht schade, kann ein Act der Demuth vor dem Lesen hergehen“:

»Den 3. März um 9 Uhr.

Alleluja! Du hast Dein Werk an ihm vollendet, großer Vater im Himmel! — Ich fühle dich wieder mein und mich wieder dein, lieber, edeler Franz! Das große Attractionsfeuer ist in dir, ich fühle es an dem sanften Zuge, welcher mich wieder wie neugeboren an dich zieht. — O wahrhaftig, du Bester, der allein Lebendige voll Kraft und Liebe, der durch jedes Medium wirkt und so mächtig zieht, großer Heiland!«

»Halb 6 Uhr.

Wie schön und interessant deine Erzählungen, dein Betragen im Capitel! — Ach, daß der dir Beiwohnende dich jetzt noch lange erhalten möge zur Auferbauung und zum Wohle dieses Landes, welches mein wahres Vaterland geworden ist; und daß er mir immer mehr von den Gaben verleihe, die mich dir nützlich und wohlthätig machen können.« — Aus Fürstenberg's Nachlaß.

im Lande der verklärten Freundin. Er starb nach echt christlicher Vorbereitung an einem Brustfieber am 16. September 1810, „zur Trauer der ganzen Stadt und des ganzen Münsterlandes, dem er so viel Gutes erwiesen, für das er sich so selbstlos aufgeopfert hatte, wie wohl kein deutsches Land in unserer Zeit einen ähnlichen Wohlthäter besessen". Den „Vater des Vaterlandes und der Armen Freund" nennt ihn das Denkmal auf seiner Grabstätte.

Fürstenberg's Tod war für die Münster'schen Freunde ein unersetzlicher Verlust und machte in deren inneres und äußeres Leben einen Einschnitt, wie einige Jahre vorher das zu frühe Hinscheiden der Fürstin Gallitzin. Mit ihnen waren die beiden Hauptpersonen der Familia sacra dahingegangen; aber ihre Gesinnungen hatten sie den Verwaisten als schönes Erbthum zurückgelassen, und ihr Geist waltete nun von oben her mit noch mächtigerer Kraft und reicherm Segen über den Freunden, als ehedem im Leben. Treu und innig blieben diese vereint, und Jeder von ihnen fuhr fort zu wirken in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise: Graf Stolberg († 1819) durch treffliche, überall hin verbreitete Schriften, Overberg († 1826) als Lehrer, Beichtvater und besonders als Regens des Priester-Seminars, Katerkamp, Kistemaker, Brockmann, der später mit dem Freundeskreise in Verbindung getretene Kellermann u. A. als Lehrer der Jugend und Pfleger echter Wissenschaft.

Die Verwaltung der kirchlichen Aemter, die Vertretung der katholischen Interessen vor der Außenwelt und die Führung in dem bald nachher entbrannten Kampfe mit den alten und mit den neuen Gegnern war vornehmlich den drei geistlichen Brüdern von Droste zu Vischering überkommen, welche, makellos im Glauben und an Sitten und vom redlichsten Willen erfüllt, treu und eifrig gearbeitet haben zum Heile der ihnen anvertrauten Seelen, zum Wohle der Kirche und zu Gottes Ehre. Der Protestant Friedrich Perthes, der durch Claudius mit den Brüdern bekannt und Freund geworden war, urtheilte nach einem Besuche, den er bei ihnen (1816) in Münster gemacht, also über sie: „Die mit diesen Männern verlebten Stunden werden mir immer im Gedächtniß bleiben; es war wahrhaft stärkend und wohlthuend, die drei Brüder zu betrachten. Der liebe Bischof ist überall ruhig, fest, bestimmt und liberal im besten Sinne; denn der Grund bei ihm ist Liebe. Clemens ist zur innern Würde herangereift, ist voll Kraft und Feuer, einfach und sicher. Franz ist geistreich, scharf und voll Leben. Bei allen Dreien tritt redliche Gesinnung und Reinheit des Herzens hervor, und das Innere prägt sich in den männlichen Gestalten aus" [263]).

---

[263]) Cl. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben II. 105.

Sie haben in der That als echte Söhne ihrer zweiten „Mutter", der Fürstin Gallitzin, sich erwiesen, in deren Umgang sie ihre geistige und religiöse Bildung gewonnen und zu wahren Charakteren sich herangebildet haben. Der älteste der Brüder, der Weihbischof Caspar Max, lieferte einen hervorragenden Beweis seiner kirchlichen Treue und Festigkeit auf dem National-Concil von Paris (1811), da er, obgleich der jüngste unter den versammelten Bischöfen, dennoch als der Erste von Allen gegen Napoleon seine Stimme erhob, um von ihm die Freilassung des Oberhauptes der Kirche zu fordern. Seinen Seeleneifer bekundete er dadurch, daß er in einer Zeit beispiellos trauriger Verwaisung der katholischen Kirche in Deutschland, wo es (1819) in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten dies- und jenseits des Rheines (Oesterreich ausgenommen) nur drei wirkliche Bischöfe gab, von denen der Fürstbischof von Eichstädt schon 70 Jahre, der Fürstbischof von Hildesheim gar 81 Jahre zählte, allenthalben neue Priester weihte und in Nord- und Westdeutschland, in Belgien und Holland, ja selbst in einem Theile Frankreichs, wie ein Apostel umherziehend, so Vielen das h. Sacrament der Firmung gespendet hat, wie kaum ein Bischof vor und nach ihm. Seit 1825 verwaltete er als Bischof von Münster seine heimathliche Diöcese und starb, reich an Jahren und an Verdiensten, am 3. August 1846, nachdem er im Jahre zuvor die seltene Feier des fünfzigjährigen Bischofs-Jubiläums hatte begehen können.

Der zweite Bruder, Domherr Franz von Droste, ein sehr begabter und kenntnißreicher und dabei musterhaft frommer Mann, war der treue Rathgeber und die Stütze seiner Brüder, sowie der eigentliche Führer der katholischen Partei in Münster gegenüber dem stark liberalisirenden Domdechanten von Spiegel und dessen Anhang. Zugleich suchte er zum Besten der allgemeinen Interessen mit den Vertretern der katholischen Angelegenheiten im übrigen Deutschland Fühlung zu behalten, unterhielt zu gleichem Zwecke einen ziemlich lebhaften Briefwechsel mit einflußreichen katholischen Männern, wie Friedrich von Schlegel, Adam Müller, Franz Bucholz, dem ältern Windischmann, Marx, Freudenfeld u. A., und vertheidigte in seiner Schrift „Ueber Kirche und Staat" (Münster 1817) mit wohlthuender Wärme, Geschick und großer Sachkenntniß die kirchlichen Rechte und Freiheiten gegenüber den Prätensionen und Eingriffen der Staatsgewalt. Sein Name war nicht nur in der Heimath, sondern weit und breit auch im übrigen Deutschland bekannt und hochgeachtet. Von hoher kirchlicher Seite ward er mehrmals mit den wichtigsten Geschäften betraut, und als in den zwanziger Jahren die Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen wieder geordnet wurden, stand auch der Name des Freiherrn Franz von Droste auf der

Liste der Candidaten für die erledigten Bischofssitze. Leider starb der treffliche Mann schon am 26. October 1826. Sein Tod war ein harter Verlust für die katholische Sache.

Das größte und schwierigste, aber auch ehrenvollste Amt war dem jüngsten der drei geistlichen Brüder, Clemens August, anvertraut. Im Jahre 1807 auf dringendste Empfehlung Fürstenberg's hin als dessen Nachfolger zum General- und Capitels-Vicar der Münster'schen Diöcese ernannt, verwaltete er dieselbe mit einiger Unterbrechung bis zum Jahre 1820. Während der ersten drei Jahre konnte er sich noch des Rathes und der thätigen Beihülfe seines väterlichen Freundes und Lehrers erfreuen. Aber auch noch am Sterbebette des Meisters gewann der dankbare Jünger weise Lehren und heilige Früchte. Mit verdoppeltem Eifer, mit einem ungewöhnlichen Maß von Furchtlosigkeit, Charakterstärke und persönlicher Hingebung hat er dann sowohl bei dem gewaltsam verschrobenen Zustande der Diöcese während der französischen Occupation, wie auch später nach erfolgter Wiederübernahme des Münsterlandes durch Preußen sein Amt pflichtgetreu verwaltet und stets und überall die Rechte der Kirche gegen staatliche Eingriffe vertheidigt, „damit — so lauten seine eigenen Worte — das Streben nach oben, das höhere geistige Leben und dessen freie Bewegung im Menschen nicht auch unter Aufsicht des Staates und unter Controle der Polizei komme". Es waren schwere „labyrinthische" Zeiten, wie er selber gesagt hat; denn außer der feindlichen Staatsgewalt hatte er auch noch andere, weit gefährlichere Gegner zu bekämpfen. Eben damals in den beiden ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts reifte jene böse Saat ihrer Ernte entgegen, zu welcher die nagative Philosophie, die rationalistische Theologie, der neuheidnische Klassicismus und auf katholischer Seite vornehmlich Febronius und die Emser Punktatoren den Samen ausgestreut. Auf allen Pfaden des öffentlichen Lebens und des geistigen Verkehrs der Nation drängten sich die Schnitter und Einsammler der Ernte mit breitestem Uebermuth, und der Weg zu gesunden, ungetrübten Grundsätzen über kirchliche Rechte und Interessen war so gründlich verfahren, daß selbst die besten Katholiken das eine oder andere Mal auf Irrpfade sich abdrängen ließen. Vornehmlich blühte die Sache der Nationalkirchler, und wohl nie mag das Bewußtsein von der Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an Rom im katholischen Deutschland so sehr geschwächt gewesen sein als in jenen traurigen Zeiten. Dem gegenüber erscheint um so erfreulicher und bedeutsamer die Klarheit und Correctheit der Grundsätze, welche der Münster'sche Capitelsvicar bezüglich der angegriffenen Punkte, insbesondere des richtigen Verhältnisses zum Papstthum, schriftlich wie mündlich aussprach und vertheidigte, dieselben in seiner Amtsthätigkeit genau

befolgte und auch im übrigen Deutschland wieder zur vollen Geltung zu bringen suchte. So haben die Gegner Recht, wenn sie ihn den entschiedensten und consequentesten Vorkämpfer der römischen Curie seiner Zeit nennen. Die Familia sacra aber hat den Ruhm, einen solchen Mann intellectuell und moralisch ausgebildet und mit begeisterter Liebe zur Kirche erfüllt zu haben. Er selbst bewahrte denn auch seiner „Mutter", der Fürstin, und den übrigen heimgegangenen Freunden zeitlebens die dankbarste Erinnerung, und schon der bloße Gedanke an sie war für ihn erhebend und wie eine Aufforderung, im Kampfe muthig Stand zu halten.

Dann folgte mit der Niederlegung des General-Vicariats (1820) für Clemens August eine Zeit stiller Zurückgezogenheit, welche er ganz der Kräftigung des innern Menschen nach der Weise derer widmete, die bis dahin in allem ihm Lehrer und Vorbild gewesen. So im heißen Kampfe wie in stiller Einsamkeit trefflichst vorgebildet und ausgerüstet, ward er dann durch wunderbare Fügung auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen, um hier an den Ufern des Rheines den großen Entscheidungskampf für die Freiheit der Kirche in den dreißiger Jahren auszukämpfen. Und was er damals als „ein anderer Athanasius" gethan und gelitten, aber auch erstritten hat, ist vom katholischen Deutschland noch nicht vergessen worden.

* * *

Das in diesen Blättern nach zuverlässigen, großentheils authentischen Quellen gezeichnete Lebensbild der Fürstin Amalie von Gallitzin möchte zugleich einen bescheidenen Beitrag zur Cultur- und Kirchengeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts liefern. Gewiß, eine Frau mit so reichen Gaben und von so außerordentlichem Charakter, welche die Repräsentanten der verschiedenen Geistesrichtungen jener Zeit, sowie die eigentlichen Schöpfer der modern-deutschen Bildung und Cultur in ihren Kreis zu ziehen und nicht selten maßgebenden Einfluß auf sie zu üben verstand, gehört schon dadurch der Geschichte an; mehr aber noch durch ihr großartiges Wirken und die religiös-sociale Stellung, welche sie und ihre gleichgesinnten Freunde namentlich im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts allen Angriffen gegenüber muthvoll behauptet haben. Sie erscheinen in jener wildbewegten, gottentfremdeten Zeit als die hervorragendsten und charakterfestesten Vorkämpfer der alten christlichen Weltanschauung, als das besonnene conservative Element, indem sie nicht selten den ikarischen Flug unbesonnener Genies gehemmt und dem wilden Andrängen der falschen Zeit-Ideen stets nachhaltigen Widerstand geleistet,

die ehrwürdigen Institutionen der Vergangenheit geschützt und den Zeitgenossen persönlich den Beweis geliefert haben, daß gar wohl das gute Alte mit dem guten Neuen und christliche Religion und Sitte mit Liebe und Eifer für wahre Bildung und Wissenschaft sich vereinen lassen. Sie waren in der That ein „Bund der Guten", eine Zierde ihres Jahrhunderts; und eine unparteiische Geschichtschreibung wird dereinst der Fürstin und ihren spätern Freunden auch den verdienten Platz nicht vorenthalten.

Vor allem freilich hat das Münsterland und das katholische Deutschland ihnen gegenüber die Pflicht. bleibender Anerkennung und Dankbarkeit. Durch ihre Bemühungen ist das Land vor den Ideen der religiös-kirchlichen und socialen Revolution geschützt, das höchste Kleinod, der katholische Glaube, ihm rein bewahrt, ein braver, pflichtgetreuer Klerus für Generationen herangebildet und überall Volksschulen eingerichtet worden, welche man mit Recht als die besten in Deutschland bezeichnet hat; endlich sind aus ihrem Kreise jene Männer hervorgegangen, welche, wie vorhin kurz angedeutet worden, die Rechte der katholischen Kirche in unsern Landen so muthvoll vertheidigt, sie aus den Fesseln der Staatsgewalt befreit und die folgende dreißigjährige Aera des Friedens vorbereitet haben, wo die Kirche sich frei entfalten und reichsten Segen verbreiten konnte über unser ganzes Vaterland.

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1880.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1881.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1880.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des §. 32 des Vereins-Statuts.

Der Verwaltungs-Ausschuß kann auch dieses Mal seinen Jahresbericht wieder mit dem Hinweis auf die erfreuliche Thatsache eröffnen, daß in dem abgelaufenen Jahre eine nicht unerhebliche Vermehrung des Mitglieder-Bestandes der Görres-Gesellschaft stattgefunden hat. Schon zur Zeit der diesjährigen General-Versammlung belief sich die Gesammtzahl der Mitglieder und Theilnehmer auf 2185 (gegen 2153 am 31. December 1879 und 2068 am 31. December 1878). Seitdem sind der Gesellschaft, zum großen Theil aus Anlaß der General-Versammlung, noch weitere 76 Mitglieder und 63 Theilnehmer beigetreten, so daß sich nach Abzug der durch Todesfälle oder sonstige Umstände veranlaßten Löschungen die Gesammtsumme am 31. December 1880 auf 2315 beläuft. Näheres findet sich in dem unten mitgetheilten, auf der General-Versammlung verlesenen Berichte des General-Secretairs der Gesellschaft. Der Verwaltungs-Ausschuß kann es sich nicht versagen, an dieser Stelle bereits zu erwähnen, daß Ihre Eminenzen, die Herren Cardinäle und Fürsterzbischöfe von Prag und von Wien geruht haben, Ihren Beitritt zur Görres-Gesellschaft pro 1881 zu erklären. Zweifelsohne wird dieses ehrende Vertrauen so hochgestellter und einflußreicher Kirchenfürsten der Gesellschaft wie zu wohlbegründeter Ermunterung, so zu reicher Förderung bei ihren Bestrebungen dienen.

Gemäß dem genannten Berichte begann die Gesellschaft das Vereinsjahr 1880 mit einem Vermögensbestande von M. 31002,61. Die Einnahmen d. J. bezifferten sich bis Ende December auf M. 27070,30;

die Ausgaben betrugen M. 25560,76. Es bleibt mithin ein Cassa-Bestand von M. 1509,54. Von der oben genannten Gesammtsumme der Ausgaben entfallen auf Stipendien und Schriftsteller-Honorare M. 10018,70, auf die Redaction des historischen Jahrbuches und des Staatslexicons M. 4450, auf Druck- und Versendungskosten für die Vereinsschriften, das historische Jahrbuch und sonstige Drucksachen M. 9105,43, auf Porto-Auslagen M. 432,13, auf Bureaukosten M. 1554,50.

Ueber die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft, insbesondere über die im abgelaufenen Jahre von ihr veranstalteten oder veranlaßten literarischen Publicationen hat der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses der General-Versammlung in eingehender Weise Bericht erstattet. Indem wir auf diesen unten (S. 7) folgenden Bericht verweisen, haben wir ergänzend zu bemerken, daß gegen Ende November als dritte populär-wissenschaftliche Vereinsschrift für das laufende Jahr an die Mitglieder versandt wurde: Joseph Galland, die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde (Zweiter Theil, 132 S.). Die in jenem Berichte erwähnte „Geschichte der Norddeutschen Franciscaner-Missionen der sächsischen Ordens-Provinz vom h. Kreuz" von Fr. Wilh. Woker, Pfarrer zu Halle a. d. S., ist ebenfalls vor Kurzem im Herder'schen Verlage erschienen (735 S. gr. 8).

Zum Orte der diesjährigen General-Versammlung wählte der Verwaltungs-Ausschuß, einer freundlichen, an ihn ergangenen Einladung folgend, die Stadt Fulda. Dieselbe wurde in den Tagen vom 16. bis 18. August abgehalten. Dank der sorgfältigen Vorbereitung von Seiten des Local-Comité's, der regen Theilnahme einer großen Zahl aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und Oesterreichs erschienener Mitglieder und Freunde der Gesellschaft, war der Verlauf der General-Versammlung ein höchst befriedigender. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß die gepflogenen Verhandlungen, sowie der persönliche Austausch der Mitglieder für das fernere Gedeihen der Gesellschaft von erheblicher Bedeutung gewesen sind; gewiß ist, daß das freundliche Entgegenkommen der Fuldaer Bürgerschaft, sowie die hingebende Thätigkeit des Local-Comité's den Aufenthalt in der schönen, an historischen Erinnerungen so reichen Bischofsstadt für alle aus der Ferne herbeigeeilten Vereinsmitglieder zu einem höchst angenehmen und anregenden werden ließ.

Am Abende des 16. August fand im „Ballhaus-Saale" eine gesellige Vorversammlung statt, in welcher die HH. Regens Dr. Komp und Rechtsanwalt Freyß in der herzlichsten Weise die Gäste begrüßten. Hr. Dr. Komp flocht in seinen Willkommengruß hochinteressante Erinnerungen aus der Geschichte Fulda's ein. Auf die Begrüßung antworteten dankend die HH. Rechtsanwalt Bachem und Domdekan Dr. Heinrich,

von denen der Erstere insbesondere betonte, wie Fulda die ihm aufgedrückte geschichtliche Physiognomie treu bewahrt habe, und der Freude der Mitglieder der Görres-Gesellschaft darüber Ausdruck gab, daß auch der Ober-Bürgermeister der Stadt und der Director des Gymnasiums dem vorbereitenden Comité angehörten. Die gesellige Vereinigung verlief in der schönsten und wohlthuendsten Weise.

Am 17. August wurde die General-Versammlung durch ein von dem Herrn Bisthumsverweser Hahne im Dome celebrirtes feierliches Hochamt eingeleitet. Nach demselben wurde im Locale des „Giesel'schen Felsenkellers" die statutenmäßige Sitzung des Gesammt-Vorstandes abgehalten. Es waren dazu erschienen die Herren: Dr. Frhr. von Hertling, Jul. Bachem, Dr. Franz, Dr. Gerlach, Dr. Haffner, Dr. Heinrich, Dr. Hüffer, Dr. Hülskamp, Kaufmann, Dr. Komp, Dr. Schneid, Dr. Schütz, Dr. Simar, Weisbrodt. Den Gegenstand der Berathung und Beschlußfassung bildeten das von dem Verwaltungs-Ausschusse entworfene Programm der General-Versammlung; die von demselben theils in Aussicht genommenen, theils schon in der Ausführung begriffenen wissenschaftlichen Unternehmungen; die definitive Verleihung beantragter Stipendien; die Prämiirung eingelaufener Preis-Aufgaben.

Um 11 Uhr wurde sodann in dem genannten Locale die erste allgemeine geschäftliche Sitzung eröffnet, welche von circa 200 Personen besucht war. Den Vorsitz in derselben führte das Mitglied des Ehren-Präsidiums, Herr Domdekan Dr. Heinrich. Der Cardinal-Protector Dr. Hergenröther sowie die Mitglieder des Ehren-Präsidiums Fürst zu Löwenstein und Weihbischof Dr. Baudri hatten ihr Nichterscheinen entschuldigt. Herr Dr. Heinrich warf in seiner Eröffnungs-Ansprache einen Rückblick auf die Thätigkeit der Görres-Gesellschaft seit ihrer Gründung, wobei er mit besonderer Befriedigung des historischen Jahrbuches gedachte. Redner wies dann in längerm, tief durchdachtem Vortrage auf das motu proprio Papst Leo's XIII. hin, durch welches derselbe den h. Thomas von Aquin als Patron aller katholischen höhern Lehranstalten proclamirt hat; dadurch sei der doctor angelicus gewissermaßen auch der Patron der Görres-Gesellschaft geworden. Die Mitglieder der Gesellschaft müßten diesem großen Vorbilde nacheifern in der (vom h. Vater betonten) ‚doctrina uberrima' (der Aneignung reichen Wissens). Wie Thomas die ganze Wissenschaft seines Jahrhunderts in sich aufgenommen und mit seinem gewaltigen Geiste verarbeitet habe, das Richtige sich zu eigen machend, das Falsche ausscheidend, so müßten die heutigen katholischen Gelehrten in seinem Geiste alles Wissen ihrer Zeit zu umfassen suchen, in rastlosem, ernstem Streben, immer feststehend auf dem Boden der göttlichen Offenbarung. Um das zu erreichen, hätten die Mitglieder der Görres-Gesellschaft aber auch ihrem

Vorbilde nachzueifern in der ‚integritas vitae cum splendore virtutum maximarum', in der Reinheit des Lebens mit dem Glanze der höchsten Tugenden. Und so möge denn der Geist des h. Thomas in den Berathungen der General-Versammlung segensreich walten.

Der General-Secretair, Herr Ober-Bürgermeister a. D. Kaufmann, erstattete alsdann über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage der Gesellschaft folgenden Bericht.

Am 31. December 1879 zählte die Görres-Gesellschaft: Ehren-Mitglieder 13, lebenslängliche 11, Mitglieder 1541 (darunter 2 mit einem Jahresbeitrage von je 100 Mark), Theilnehmer 588; Gesammtsumme 2153 Mitglieder und Theilnehmer.

Am 1. August d. J. zählte die Görres-Gesellschaft: Ehren-Mitglieder 14, lebenslängliche 12, Mitglieder 1583 (darunter 2 mit einem Jahresbeitrage von je 100 Mark), Theilnehmer 576; Gesammtsumme 2185 Mitglieder und Theilnehmer.

Von diesen 2185 Mitgliedern und Theilnehmern sind im laufenden Jahre beigetreten: 1 Ehren-Mitglied, 1 lebenslängliches Mitglied, 111 Mitglieder, 23 Theilnehmer; Summa 136.

Daß trotz dieser ansehnlichen Zahl neuer in dem laufenden Jahre beigetretener Mitglieder der Bestand gegen den am Ende des Jahres 1879 nur um 32 gewachsen ist, rührt von den vielen Löschungen her, die in dem Mitgliederbestande nachträglich vorgenommen werden mußten. In der Gesammtsumme von 2153 des Jahres 1879 war eine nicht unbeträchtliche Zahl von Restanten pro 1879 noch eingerechnet. Von diesen Restanten zahlte zwar ein Theil noch in diesem Jahre nach, ein anderer beträchtlicher Theil unterließ trotz wiederholter Erinnerung die Zahlung und mußte daher nach §. 6 des Statuts gelöscht werden. Dazu kam auch noch eine kleine Zahl von solchen Mitgliedern, welche ihren Rücktritt ausdrücklich erklärten, und wenigen, die der Gesellschaft durch den Tod entrissen wurden.

Erfreulich ist, daß unter den neu eingetretenen Mitgliedern zwei katholische Lese-Vereine, ein katholischer Studenten-Verein, eine katholische Studenten-Verbindung, ein katholisches Casino, das deutsche National-Hospiz St. Maria dell' Anima zu Rom, der Minoriten-Convent zu Würzburg und ein Bewohner der dänischen Insel Fünen sich befinden.

In Beziehung auf den Vermögensbestand bemerke ich, daß nach der von mir gelegten, von Ihren Commissaren revidirten Rechnung pro 1879 die Einnahmen des vergangenen Jahres sich belaufen auf die Summe von 21042 M. 75 Pfg., die Ausgaben auf die Summe von 17889 M. 14 Pfg., so daß ein Bestand von 31002 M. 61 Pfg. in das Rechnungsjahr übertragen werden konnte. In dieser Summe ist der Betrag der in Werthpapieren rentbar angelegten Gelder mit einbegriffen; derselbe belief sich am 31. December 1879 nach dem Tagescours auf 21184 M. 60 Pfg., die Depositen bei der Bonner Bank incl. Zinsen auf 6144 M. 95 Pfg., und der Kassenbestand auf 3673 M. 6 Pfg. Mithin beginnt die Gesellschaft das neue Vereinsjahr 1880 mit einem Vermögensbestande von 31002 M. 61 Pfg.

Auf die Mitglieder- und Theilnehmer-Beiträge des laufenden Jahres sind bis zum 1. August d. J. eingegangen 16994 M. 42 Pfg. Der Erlös aus im buchhändlerischen Vertriebe verkauften Vereinsschriften belief sich auf 821 M. 8 Pfg. Dazu kommen noch die bei der Kasse in Bonn gemachten Einzahlungen für das historische Jahrbuch mit 4265 M. 3 Pfg., so daß die Gesammtsumme beträgt 22599 M. 88 Pfg.

Diesen Einnahmen während des laufenden Jahres steht aber ein Gesammtbetrag der Ausgaben von 17369 M. 62 Pfg. entgegen, darunter Kosten des historischen Jahrbuches für das laufende Jahr mit 4947 M. 43 Pfg. Erscheint demnach auf den ersten Anblick die Vermögenslage nicht ungünstig, so ist dieselbe doch mit Rücksicht auf die in

Folge von Beschlüssen der General-Versammlungen bereits ausgeführten und noch in der Vorbereitung begriffenen Unternehmungen, der Herausgabe des historischen Jahrbuches und des Staats-Lexicons, als eine ungenügende zu bezeichnen. Abgesehen davon, daß auf verschiedene, an und für sich empfehlenswerthe Anträge, namentlich um Ertheilung von Stipendien für junge katholische Gelehrte zum großen Bedauern des geschäftsführenden Ausschusses nicht eingegangen werden konnte, werden auch die Kosten der genannten Unternehmungen voraussichtlich im nächsten Jahre die Mittel der Gesellschaft so in Anspruch nehmen, daß an eine Vermehrung des Vermögensbestandes kaum gedacht werden kann. Soll die Zukunft der Görres-Gesellschaft aber auch in Beziehung auf den finanziellen Theil sicher gestellt werden, so wird eine stete Vermehrung der Einnahmen ernstlich in's Auge gefaßt werden müssen, und erscheint es dringend wünschenswerth, daß unserer Gesellschaft künftighin mehrere und bedeutendere Zuwendungen Einzelner zu Theil werden, und daß die Zahl der Mitglieder noch stetig und im weitesten Umfange vermehrt werde, was ich zum Schlusse meines Berichtes mir gestatte, der geehrten General-Versammlung auf das wärmste zu empfehlen.

Der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses, Prof. Dr. v. Hertling, verlas den Revisionsbericht der Rechnung für das abgelaufene Geschäftsjahr. Die General-Versammlung ertheilte dem General-Secretair Decharge, sprach demselben für seine aufopfernde unentgeltliche Mühewaltung ihren Dank aus und wählte die bisherigen Revisoren für das nächste Jahr wieder.

Der Vorsitzende trug über die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten nachstehenden Bericht vor.

Seit der letzten General-Versammlung sind die laufenden Geschäfte in derselben Weise wie in dem Vorjahre durch den Verwaltungsausschuß besorgt worden. Der Jahresbericht, welcher die auf der General-Versammlung gehaltenen Vorträge theils wörtlich, theils im Auszuge enthält, wurde rechtzeitig fertig gestellt und zur Vertheilung gebracht (64 S.). An Vereinsschriften für das laufende Jahr sind versandt worden: im März die erste Abtheilung einer von Herrn Joseph Galland zu großem Theile aus bisher ungedruckten Materialien entnommenen Schilderung der Fürstin Amalie von Gallitzin und ihrer Freunde (112 S.); im Juni eine Abhandlung von Herrn Dr. P. Norrenberg über Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit (112 S.). Der Schluß der Galland'schen Arbeit wird als dritte Vereinsschrift vor Ende des Jahres zur Ausgabe gelangen. Für das nächste Jahr sind bereits Vorbereitungen getroffen, welche ein regelmäßiges Weitererscheinen der Vereinsschriften verbürgen. In der Vorbereitung der diesjährigen General-Versammlung ist der Verwaltungsausschuß in nachdrücklichster und erfolgreichster Weise durch das Local-Comité unterstützt worden, wofür ich nicht unterlassen will, auch an dieser Stelle den herzlichsten Dank auszusprechen.

Die bedeutsamste Erweiterung, über welche zu berichten dem Verwaltungsausschusse zu besonderer Freude gereicht, hat der Thätigkeitskreis unserer Gesellschaft durch das mit Anfang dieses Jahres in's Leben getretene historische Jahrbuch erfahren. Nachdem der dafür gewonnene Redacteur, Herr Dr. Georg Hüffer, in den Monaten August und September eine größere Reise nach Süddeutschland und Oesterreich unternommen hatte, um persönliche Beziehungen mit hervorragenden Fachmännern anzuknüpfen, wurde im October von demselben ein Circular behufs Feststellung einer Liste von Mitarbeitern und Theilnehmern und Sicherung des erforderlichen Materials an Beiträgen versandt, und ebenso im December ein solches von dem Verwaltungsausschusse an sämmtliche Mitglieder und

Theilnehmer der Görres-Gesellschaft, welches den Prospect enthielt und zum Abonnement aufforderte. Das erste Heft, in einer Stärke von 11½ Bogen, kam in den ersten Tagen des Januar zur Ausgabe. Die Auflage betrug 2000 Exemplare, von welchen eine große Anzahl als Probehefte versandt wurde. Das zweite Heft, 8½ Bogen stark, in einer Auflage von 1500 Exemplaren, erschien Anfang April, das dritte in derselben Auflage, 9½ Bogen stark, Mitte Juli. Die Abonnentenzahl belief sich bis Anfang Juli auf 957, worunter 761 aus der Gesellschaft. Dazu kommen noch 37 Frei- und Tausch-Exemplare. Mit der Anlage einer Redactions-Bibliothek ist begonnen. — Indem der Verwaltungsausschuß insbesondere den Mitgliedern der Gesellschaft, welche durch die erwähnte große Betheiligung das Gelingen des Werkes so wesentlich gefördert haben, den wärmsten Dank ausspricht, glaubt er sich zu gleicher Zeit der zuversichtlichen Hoffnung hingeben zu dürfen, daß durch einträchtiges Zusammenwirken aller berufenen Vertreter einer auf christlichem Boden sich bewegenden Geschichtswissenschaft das ‚historische Jahrbuch' mehr und mehr der vollen Verwirklichung seines Programms entgegengeführt werde.

Die Vorarbeiten zu dem andern von der Gesellschaft in Angriff genommenen größern wissenschaftlichen Unternehmen, der Herausgabe eines Staatslexicons, haben durch die Ausarbeitung eines systematischen, den manchfaltigen Stoff unter bestimmten einheitlichen Gesichtspunkten abgrenzenden Programms einen gewissen Abschluß gefunden. In der Sitzung der Section für Rechts- und Socialwissenschaft soll hierüber eingehender berichtet werden.

Herr Dr. O. Bardenhewer, dem von Seiten der Gesellschaft die Bearbeitung des Liber de causis übertragen worden war, hat dieselbe so weit gefördert, daß der Druck noch in diesem Jahr beginnen kann. Herr Dr. A. Führer hat das Manuscript seiner Arbeit über ‚die Ethik der alten Inder' eingesandt.

An Stelle der beiden Genannten in ihrer Beziehung zur Görres-Gesellschaft sind im Laufe dieses Jahres Herr Dr. Andreas Schill in Freiburg und Herr Jos. Galland z. Z. in Rom, getreten. Ersterer, der theologischen Welt bereits durch seine Schrift über die Constitution ‚Unigenitus' bekannt, wird im Auftrage der Gesellschaft eine ‚Geschichte des Jansenismus' bearbeiten. Für die Vollendung derselben sind vorläufig drei Jahre in Aussicht genommen. Der Zweite, welchem die Mitglieder das Lebensbild der Fürstin Gallitzin verdanken, hat es übernommen, auf Grund des reichen Materials, welches ihm die römischen Bibliotheken und besonders die durch die Munificenz des Herrn Cardinal Hergenröther ihm zugänglich gemachten Schätze des Vaticanischen Archivs bieten, eine Darlegung der Beziehungen zwischen dem h. Stuhl und Preußen in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts zu liefern, welche Mitte des Jahres 1883 druckfertig vorgelegt werden soll. Außerdem ist demselben zur Pflicht gemacht worden, größere oder kleinere auf archivalischen Forschungen beruhende Beiträge für das historische Jahrbuch zu liefern. Die gleiche Verpflichtung konnte noch einem zweiten jungen Historiker, Herrn Piper, auferlegt werden, welcher gleichfalls in Rom mit Studien über die Papstgeschichte des 17. Jahrhunderts beschäftigt ist.

Herr Dr. Alexander Kaufmann berichtet über die von ihm im Auftrage der Gesellschaft unternommene Bearbeitung des Thomas v. Cantimpré:

„Thomas Cantipratanus hat eine vierfache Bedeutung für Geschichte und Literatur des Mittelalters überhaupt und des 13. Jahrhunderts insbesondere. Als Erzähler reiht er sich in seinem zur Zeit berühmtesten Werk, dem Bonum universale de apibus, einer Darstellung des Bienenstaates verglichen mit dem Regiment in der Kirche, den bekannten Beispiel-Sammlungen der ältern Zeit und des Mittelalters, von Gregor d. Gr. bis auf Cäsarius von Heisterbach an. Durch die zahlreichen, oft äußerst sinnigen Erläuterungen aus Geschichte und Sage wird das Buch zu einer höchst schätzenswerthen, im Ganzen und

Großen noch wenig benutzten Fundgrube für die Culturgeschichte seiner Zeit. Hervorzuheben sind noch die vielen Mittheilungen aus dem Leben und Wirken der großen Gelehrten des Jahrhunderts, wie Albertus Magnus, dessen Schüler Thomas gewesen, u. A. Als Naturkundiger sodann ist Thomas bis jetzt noch wenig erkannt und erforscht worden. Sein Liber de natura oder de naturis rerum, veranlaßt durch eine Stelle bei Augustinus, ist die erste zusammenhängende Darstellung der drei Naturreiche im Mittelalter und bleibt bis zu Ende desselben die Hauptgrundlage für spätere Darsteller der Natur. Er ist ferner Hagiograph durch die von ihm verfaßten Lebensbeschreibungen der hervorragendsten begnadigten Frauen jener Zeit: Christina Mirabilis, Maria v. Oignies ꝛc. ꝛc. Endlich ist er wichtig als Schilderer der interessanten Zustände an der damaligen Universität Paris im Liber de disciplina scholarium. — Gedruckt sind das Bienenbuch und die hagiographischen Schriften, dagegen ist das wichtige Buch de natura rerum nur handschriftlich vorhanden, was dem raschen Fortschreiten der Arbeit hindernd im Wege steht.

„Als Ziel hat der Bearbeiter sich vorgesteckt, ein Mal eine eingehende Schilderung der Culturzustände des 13. Jahrhunderts auf Grund der zuvor angeführten Werke, wobei Frankreich und Belgien in den Vordergrund treten, nach Art, doch ausführlicher, als derselbe dies früher mit Cäsarius von Heisterbach versucht hat; sodann eine Darstellung der Entwickelung der Naturkunde im Mittelalter auf Grund des mehrgenannten Werkes de natura rerum. Bisher ist derselbe vorzugsweise mit dem Sammeln und Durcharbeiten namentlich des naturwissenschaftlichen Materials, mit Eruirung der Quellen, aus denen Thomas schöpfte, u. s. w. beschäftigt gewesen. Die manchfache Bedeutung des Mannes macht Vorstudien nach verschiedenen Seiten hin nöthig, und läßt sich daher noch nicht mit Bestimmtheit sagen, wann das Werk druckreif sein wird."

Die herannahende Vollendung des Kölner Domes mußte den Wunsch nahe legen, den denkwürdigen Moment durch eine Festschrift zu feiern. Im Auftrage des Verwaltungsausschusses hat Herr Dr. Cardauns eine Monographie über Erzbischof Conrad von Hostaden, welcher am 15. August 1248 den Grundstein des Domes gelegt, verfaßt. Dieselbe ist im Druck vollendet und vor wenigen Tagen zur Ausgabe gelangt.

Mit Unterstützung der Gesellschaft ist erschienen eine Monographie über Johannes Murmellius von Herrn Dr. Reichling. Demnächst wird erscheinen die schon im vorigjährigen Berichte erwähnte Geschichte der norddeutschen Franciscaner-Missionen der sächsischen Ordensprovinz vom h. Kreuz von Herrn Woker. Der Druck des starken, die ursprünglich beabsichtigten zwei Bände umfassenden Bandes ist nahezu vollendet.

Eine wissenschaftliche Reise ist mit Unterstützung der Gesellschaft unternommen worden von Herrn. Dr. Diekamp, welcher im Interesse seiner Arbeiten über Ortwin Gratius sowie behufs seiner kritischen Ausgabe der Vita S. Godefridi Cappenbergensis die Archive von Düsseldorf, Köln und Brüssel durchforscht hat.

Ueber Weiteres sind Verhandlungen im Gange. Inzwischen hat es der Verwaltungsausschuß bereits schmerzlich empfinden müssen, daß die der Gesellschaft zu Gebote stehenden Mittel noch immer der ihr gestellten Aufgabe zu wenig entsprachen. Wie früher schließt daher auch diesmal der Bericht mit einem lauten Appell an Alle, denen die Sache katholischer Wissenschaft am Herzen liegt, damit sie unserer Gesellschaft beitreten und dieselbe durch ihre Beiträge in den Stand setzen möchten, dem vorgezeichneten Ziele allseitiger und nachhaltiger nachzustreben, als dies bis jetzt möglich gewesen ist.

Im zuversichtlichen Vertrauen aber, daß diese Mittel mit der Zeit nicht ausbleiben werden, richte ich ebenso wieder die Aufforderung an diejenigen unserer katholischen Landsleute, welche Beruf und Neigung zu wissenschaftlicher Thätigkeit haben, die ihnen von der

Görres-Gesellschaft gebotene Gelegenheit, sich längere oder kürzere Zeit diesem Berufe widmen zu können, zu benutzen. Etwaige Vorschläge zu wissenschaftlichen Unternehmungen sind unter gleichzeitiger Einreichung eines detaillirten Planes an den Verwaltungsausschuß in Bonn zu richten.

Hr. Domcapitular Dr. Moufang dankte dem Verwaltungs-Ausschusse für seine erfolgreiche Thätigkeit, und die Mitglieder der General-Versammlung schlossen sich dieser Kundgebung durch Erheben von ihren Sitzen an. Hr. Dr. Franz äußerte den Wunsch, daß vermögende Katholiken, namentlich der katholische Adel, die Gesellschaft in noch ausgedehnterm Maße wie bisher durch materielle Mittel unterstützen möchten; auch müßte ein Mehreres geschehen, um die Presse für die Publicationen der Görres-Gesellschaft zu interessiren. Der Verwaltungs-Ausschuß wird den letztern Punkt in Erwägung ziehen.

Die Görres-Gesellschaft hat im verflossenen Geschäftsjahre zwei Mitglieder ihres Ehren-Präsidiums: die Herren Professoren Ferdinand Walter in Bonn und Johannes Nepomuk v. Ringseis in München, durch den Tod verloren. Ein Schüler Walter's, Domcapitular Dr. Gerlach aus Limburg (der auch die letzte Ausgabe des berühmten Lehrbuches des Kirchenrechtes in des Verstorbenen Auftrag herausgegeben hat), entwarf in dem nachstehend mitgetheilten Nekrologe in gedrängten Zügen ein Bild von dem Leben und der wissenschaftlichen Thätigkeit des hochgefeierten Rechtslehrers.

Ferdinand Walter wurde am 30. November 1794 zu Wetzlar geboren. 1805—1809 besuchte er eine Art von Progymnasium zu Mülheim am Rhein, 1809—1812 eine nach französischer Weise eingerichtete höhere Lehranstalt in Köln. 1813 trat er, von patriotischer Begeisterung ergriffen, in ein freiwilliges Jäger-Corps ein und begleitete 1814 den Commandeur eines russischen Regimentes, Oberst Gustav v. Barkenow, als Volontair in dem Feldzuge nach Frankreich. So war er bei der ersten Einnahme von Soissons im Februar 1814, in den Schlachten von Craonne und Laon im März 1814 und bei den verschiedenen Kreuz- und Querzügen bis zu dem Zuge nach Paris. Bei dem Abschiede erhielt er von dem genannten Oberst unter dem 2. Juli 1814 das Zeugniß, daß er sich bei allen Vorfällen dieses Krieges, welchen er beigewohnt, mit vorzüglicher Tapferkeit betragen habe; insonderheit sei er bei Soissons einer der ersten in einem feindlichen Quarré gewesen und habe durch dieses schöne Beispiel viel zu dem guten Erfolge beigetragen. Im Herbste des nämlichen Jahres bezog er die Universität Heidelberg, wo er 1814—1817 seine juristische Ausbildung erhielt. Die glückliche Lösung einer Preisfrage brachte ihn zu dem Entschlusse, sich der wissenschaftlichen Laufbahn zu bestimmen. Im August 1818 zum Doctor der Rechte promovirt, trat er in Heidelberg als Privat-Docent auf und wurde 1819 als Professor an die Universität Bonn berufen. Seine Lehrthätigkeit in Heidelberg begann er mit den Institutionen, in Bonn mit den Pandekten und hielt später regelmäßige Vorlesungen über Kirchenrecht und römische Rechtsgeschichte; von 1819—1836 über französisches Recht, mehrmals über französische Rechtsgeschichte; über deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte; seit 1836 über die juristische Encyklopädie, seit 1837 über die Rechts-Philosophie. Durch die Vorlesungen wurde er zu seinen meisten schriftstellerischen Arbeiten veranlaßt: was er für die Vorlesungen wiederholt durchdacht und durchgearbeitet hatte, das erscheint in seinen Werken

als reifgewordene Frucht; auch sollten diese Werke wieder als Leitfaden, Lehrbücher, Quellensammlungen den Zuhörern für die Vorlesungen dienen. Das erste berühmt gewordene Hauptwerk, das im Jahre 1822 herausgegebene Lehrbuch des Kirchenrechtes, hat einen so glänzenden literarischen Erfolg gehabt, wie er sonst kaum einem gelehrten Werke zu Theil wird; es hat vierzehn verschiedene Auflagen erlebt. Jede der spätern Ausgaben erschien mit vielen Verbesserungen; die vierte und siebente ist ganz, die neunte und elfte theilweise umgearbeitet. Nach der achten Ausgabe kam eine französische und spanische Uebersetzung, nach der neunten Ausgabe eine italienische heraus. Als die dreizehnte Auflage vergriffen war, sah Walter sich durch ein Augenleiden, welches später volle Erblindung herbeiführte, verhindert, eine neue Ausgabe vorzubereiten, und ersuchte mich im April 1870, diese zu besorgen; ich entsprach seinem Wunsche, und erschien die vierzehnte verbesserte Auflage im August 1871. Den seinem Kirchenrechts-Lehrbuche von der sechsten Auflage an beigefügten Anhang von Quellen hat er 1862 wesentlich erweitert und unter dem Titel: »Fontes juris ecclesiastici antiqui et hodierni« herausgegeben. Fast vier Decennien früher (1824) hatte er eine für die deutsche Rechtsgeschichte dienliche Sammlung der alten Volksrechte, Capitularien der fränkischen Könige und Formelbücher als »Corpus juris Germanici antiqui« in drei Bänden veröffentlicht. Von Jugend auf liebte er die Geschichte, und führte ihn schon in Heidelberg das Studium von Niebuhr's römischer Geschichte, wie er selbst sagt, „zu den Werkstätten und Hammerschlägen des das großartige Staats- und Rechtsgebäude schaffenden römischen Geistes"; dieses Interesse wurde im persönlichen Umgange mit Niebuhr seit dessen Niederlassung in Bonn 1823 noch gesteigert, hinderte aber nicht, daß er dem Ergebnisse seiner selbständigen Forschungen entsprechend seine „eigenen Wege" ging. Seine vortreffliche römische Rechtsgeschichte kam in erster Ausgabe in den Jahren 1834—1840, in zweiter 1845—1846, in dritter 1860—1861 heraus. Von dem über den Proceß handelnden Theile der ersten Ausgabe und dem das Criminalrecht und den Criminalproceß darstellenden Theile der 3. Ausgabe erschien eine französische, von der ganzen 2. Ausgabe eine italienische Uebersetzung. Die deutsche Rechtsgeschichte ist mit gleicher Meisterschaft ausgearbeitet; sie erschien in erster Auflage 1852—1853, in zweiter 1857, und macht mit seinem 1855 veröffentlichen System des deutschen Privatrechtes einen Cursus zur Darstellung des frühern und spätern deutschen Rechtes aus. Die 1859 herausgegebene Schrift „Das alte Wales" ist ein werthvoller Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchen-Geschichte. Eine andere schätzenswerthe Arbeit ist das 1866 erschienene erste Buch über „Das alte Erzstift und die Reichsstadt Köln", ein Werk, welches der Verfasser seines Augenleidens wegen nicht mehr vollenden konnte. Neben solchen eingehenden Specialstudien, für welche hier noch manche kleinere literarische Producte erwähnt werden könnten, „erhielt" er sich „den Blick auf das Allgemeine gerichtet", wie die 1856 herausgekommene Juristische Encyklopädie zeigt, und verlegte sich mit Erfolg auf die Rechtsphilosophie, wofür sein 1863 in 1., 1871 in 2. Auflage erschienenes ausgezeichnetes Werk „Naturrecht und Politik" den besten Beweis liefert. In seiner eigenen, für Verwandte und Freunde 1865 herausgegebenen und hier benutzten Biographie „Aus meinem Leben" hat er in acht Abschnitten über seine Kindheit und Jugend, über Militairisches, seine Ausbildung, sein wissenschaftliches Leben, über Kirchliches, Bürgerliches, Politisches und Persönliches viel Interessantes und Instructives mitgetheilt.

Unter den neuern Rechtslehrern gibt es keinen, welcher gleich ihm die verschiedenen Gebiete des römischen, canonischen, deutschen Rechtes, des Naturrechtes und der Geschichte bearbeitet und in allen diesen Disciplinen literarische Lorbeeren sich errungen hat. Bei seinen verschiedenen Werken macht sich die Liebe und Wärme, womit sie gearbeitet sind, eben so bemerklich, wie die Klassicität der Darstellung. Ein Mann von Geist, umfassendem Wissen nd ang enehmem Vortrage, wußte er selbst trockene Materieen für seine Zuhörer anziehend

zu machen. Für seine volle Hingebung an die höchsten Zwecke des Staates gibt sowohl sein Eintritt in das freiwillige Jägercorps und seine Theilnahme an dem Feldzuge von 1814, als sein gesammtes späteres Wirken Zeugniß, insbesondere im Jahre 1848, wo er revolutionairen Bestrebungen energisch entgegenwirkte. Für seine treue Hingebung an die Kirche zeugt sein kirchliches Leben und die Thätigkeit, die er als Schriftsteller und Professor, als Mitglied der preußischen National-Versammlung 1848 und als Mitglied der Ersten Kammer 1849 geübt hat. Als in den Entwurf eines preußischen Strafgesetzbuches ein Titel „Verbrechen der Geistlichen" aufgenommen war, wonach weltliche Richter Geistliche der Kirchen-Aemter sollten entsetzen können, zeigte er in einer hiernach betitelten Schrift 1848 und in einem „Nachtrage" zu dieser Kritik die Verkehrtheit dieser Anschauung, welche dem Staate eine Macht beilegen will, kirchliche, geistliche Rechte zu nehmen, die zu geben er keine Macht hat. Eine vortreffliche Rede für die Selbständigkeit der Kirche bei Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten hat er am 4. October 1849 in der Ersten Kammer gehalten und darin den diese Selbständigkeit garantirenden damaligen Verfassungs-Artikel als „den besten Artikel der ganzen Verfassung", als „die Perle derselben" bezeichnet. Mit Recht konnte er in seiner Selbstbiographie S. 128 von sich schreiben: „Wenn ich meinem Leben irgend einen Werth für das Oeffentliche beilegen darf, so besteht dieser darin, daß ich den großen Gedanken der kirchlichen Freiheit, zur Zeit, wo es darauf ankam, in mündlicher Lehre und Schrift, mit unumwundener Offenheit und Begeisterung vertreten und vertheidigt habe." Von der auf Glauben, Wissenschaft und Erfahrung gegründeten Ueberzeugung durchdrungen, daß die volle Freiheit der Kirche auf ihrem Gebiete ein unschätzbarer Gewinn „im Interesse der Religion, im Interesse des Staates und im Interesse des geistigen Lebens" sei, hatte er schon 1832 geschrieben: „Wird die Kirche in freier, ungehemmter Thätigkeit ihre verjüngende Kraft noch ein Mal an dem alternden Europa ausüben, oder soll das Christenthum in dem Mechanismus der modernen Staatsformen erstarren? Dieses sind die großen Fragen der Zeit, wobei der um das Wohl der kommenden Geschlechter besorgte Staatsmann über die Formeln schmiegsamer Schulsysteme und über die frostigen Eingebungen einer irreligösen Staatskunst hinaus zu den großen Lehren und Warnungen der Geschichte sich erheben muß. In der Kirche nach so vielen Stürmen das Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit herzustellen, durch offene Anerkennung ihrer Rechte und Freiheiten ihr Ansehen zu befestigen, mit diesem das überall wankende Princip der Autorität zu unterstützen, die bürgerlichen Tugenden, Sitte, Humanität, die Schönheit und Freudigkeit des Lebens durch die unversiechbaren Kräfte des Christenthums emporzuhalten: dieses bezeichnen bedeutende Stimmen als die einzigen Rettungsmittel vor der allgemein drohenden Erschlaffung und vor einer in der Kälte des Unglaubens und des Egoismus erstarrenden Zukunft."

Walter starb als hochbetagter Greis im 86. Lebensjahre, am 13. December 1879. Möge sein Andenken wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten und wegen seiner segensreichen Wirksamkeit für die Grundlagen der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung stets in Ehren gehalten werden!

Dem Nestor der deutschen Gelehrten, dem geistvollen und hochverdienten Geh. Rath v. Ringseis, hatte Herr Dr. med. Karl Hopmann aus Köln nachfolgenden Nekrolog gewidmet, den an Stelle des verhinderten Verfassers Herr Prof. Dr. Simar verlas.

Am 22. Mai dieses Jahres starb zu München das Mitglied des Ehrenpräsidiums der Görres-Gesellschaft, der königliche Geheimrath Professor Dr. Joh. Nep. v. Ringseis im Alter von 95 Jahren. Geboren am 16. Mai 1785 zu Schwarzhofen in der baierischen Oberpfalz, empfing er den ersten und mittlern Unterricht in den Klosterschulen seiner

Heimath und bezog 1805 die Universität Landshut, wo er sieben Jahre dem medicinischen Studium, besonders unter Röschlaub, oblag. Nach der Promotion trat er eine mehrjährige Studienreise nach Wien, Berlin, Halle, Dessau und andern Stätten der Gelehrsamkeit an, die hauptsächlich dem Besuche der großen Spitäler galt; doch knüpfte er überall die Fäden freundschaftlicher Beziehungen auch zu hervorragenden Künstlern und Gelehrten, mit denen er zum Theil in andauerndem Verkehr blieb. Zurückgekehrt, nahm er von München aus als Feldspital-Medicus an dem Zuge der Verbündeten nach Frankreich und an ihrem Einzuge in Paris Theil. Bald nachdem er die Staatsprüfung nachgeholt und Anstellung im Krankenhause gefunden hatte, berief ihn Kronprinz Ludwig zum Leibarzt für seine erste italienische Reise (1817 bis 1818). Auf dieser und den beiden folgenden (1820 und 1823—1824) erwarb er sich in hohem Maße das Vertrauen und die Zuneigung des Fürsten. Beweis dafür ist die günstige Aufnahme, die Ringseis mit seinem Vorschlage fand, durch Verlegung der Universität Landshut nach München einen Aufschwung jener Anstalt herbeizuführen. Vor der zweiten Romreise wurde Ringseis als Spitalarzt und Kreismedicinalrath in der Landeshauptstadt angestellt, 1824 wurde er Mitglied der Akademie und zwei Jahre später Ober-Medicinalrath. Als Ludwig 1827 den Thron bestieg, führte er alsbald jenen Plan von Ringseis bezüglich der Universität aus, unter der thätigen Mitwirkung desselben bei den Berufungen und Beförderungen. Ringseis selbst erhielt die Professur der Pathologie und Therapie an der medicinischen Klinik nebst der Direction des allgemeinen Krankenhauses, und wurde außerdem zum Vorsitzenden des Ober-Medicinal-Ausschusses für das Königreich ernannt. Während der Stände-Versammlung 1836 war Ringseis Deputirter der Universität, 1841 wurde ihm der Geheimrathstitel verliehen, in demselben Jahre, in dem sein Hauptwerk: „System der Medicin. Ein Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie; zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration der medicinischen Theorie und Praxis" erschien. Früher hatte er außer seiner Dissertation „de doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente et mutuo se explente. Norimb. 1813 und 1820" und Gelegenheitsschriften (Rectoratsreden ꝛc.) eine Arbeit „über die wissenschaftliche Seite der ärztlichen Kunst" herausgegeben. Durch die persönliche Gunst des Königs wurde Ringseis zwar in den Wirren der achtundvierziger Jahre in seiner Stellung beschützt, doch konnte er bei der von da ab immer mächtiger werdenden liberalen Strömung in der Regierung seinen Einfluß nicht mehr lange behaupten und mußte 1856 gegen seinen Wunsch die Directorstelle am Krankenhause niederlegen. 1870 trat er ganz in den Ruhestand und erlebte noch zwei Jahre später das unter allgemeiner Theilnahme gefeierte 60jährige Doctor-Jubiläum, gleichzeitig mit seiner goldenen Hochzeit. Seine Gattin Friderike, geb. v. Hartmann, ging ihm zwei Jahre im Tode voran. Die Geisteskräfte dieses Nestors der baierischen Aerzte blieben trotz der Erblindung, mit der die letzten Jahre ihn heimgesucht hatten, noch so frisch, daß er als Neunziger seine „Jugend-Erinnerungen" den Töchtern in die Feder dictiren konnte. Aus denselben (vgl. ‚Historisch-politische Blätter' 1875 bis 1880) und aus dem „System der Medicin" ergeben sich werthvolle Anhaltspunkte zur Beurtheilung der eigenartigen Entwickelung und Bedeutung des Mannes, der viele Jahre berufen war, auf die Erziehung der Aerzte seines Vaterlandes einen bedeutsamen Einfluß zu üben.

Mit reichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet und von einer so ausgeprägten Individualität,[1]) daß ihn schon Kronprinz Ludwig als Original willkommen hieß, ent-

[1]) Gewisse Züge derselben, wie Spazierengehen stets mit entblößtem Haupte und Lesen während des Gehens selbst in den Straßen der Stadt, hat er sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Unter dem Eindrucke des Ungewöhnlichen, den er machte, nannten ihn die Italiener: „il Mago del Rè di Baviera". Er hatte eine große Vorliebe für Geister-

wickelte sich Ringseis in einer Zeit, welche in Kunst und Wissenschaft die romantische Richtung zur Blüthe brachte. Einer phantasievollen Wissenschaft, wie der Schelling'schen Naturphilosophie, zugeneigt [2]) und der schönen Künste Freund, war ihm, dem Schüler und Verehrer jenes Philosophen, dessen Vorlesungen er eifrig zu besuchen pflegte, dem Freunde von Görres, Brentano und Cornelius, auch das ärztliche Wirken künstlerisches Thun. So schrieb er: „Die Medicin ist ihrer höchsten Aufgabe nach Kunst, und die Wissenschaft dazu nur das Mittel. Nicht bloß der Poet, jeder Künstler als solcher, auch der Arzt wird geboren" Von diesem Geiste beseelt, fühlte R. bei den sich widerstrebenden Doctrinen seiner Zeit, deren Schwächen er mit kritischem Sinne schonungslos aufdeckte, das Bedürfniß, etwas Neues herauszuarbeiten, das als Versuch einer Neugestaltung der Grundlagen der Medicin gelten sollte. Er ging bei diesem Versuche von der festen Basis seiner religiösen Ueberzeugung aus und brachte eine Theorie zu Stande, welche er als „ein in Philosophie, Psychologie, Physiologie, Pathologie und Therapie sehr vielgliederiges System" bezeichnete, durch welches „alle medicinischen Doctrinen eine neue Physiognomie gewännen." Diese Theorie, „deren Keim schon die im zehnten Jahre des akademischen Studiums vertheidigte »Centurio positionum« und die Inaugural-Dissertation enthielten", und welche er später, „stets das Handeln der großen Praktiker und den sie dabei leitenden Takt und geistigen Blick als Hauptquelle der medicinischen Theorie betrachtend, an und in den Schriften dieser Praktiker und durch eigene Beobachtungen entwickelte und prüfte", besteht der Hauptsache nach in einem Zurückführen und Erklären der Krankheiten auf und durch ein Dreifaches:

1. Die dynamische oder materielle Krankheitsursache (das „Pseudo-Organische", der „Parasit"), welche im Organismus ein selbstthätiges Dasein beginnt und mit den Organen, in denen sie sich entwickelt, Verbindungen eingeht; hierdurch entstehen

2. die Passionen, d. h. die Functionsstörungen, abhängig von dem gerade ergriffenen Theil. Der ganze Vorgang ist in seiner Intensität und in seinem Verlauf abhängig von

3. dem Krankheits-Charakter, d. h. der in Constitution und Temperament begründeten Verschiedenartigkeit der Erscheinungen.

Diese drei Momente müßten bei jeder Erkrankung auseinandergehalten und besonders berücksichtigt werden, um zu einer richtigen Diagnose, Prognose und Therapie zu gelangen. Die Beweisführung ist fast lediglich deductiv-theoretisch von philosophisch-theologischen Prämissen ausgehend, ohne Berücksichtigung der physiologischen Vorgänge und anatomischen

---

und Spukgeschichten und nahm einen planetaren Einfluß auf den Menschen an: „Der Planet, der den Menschen miterzeugt und miterhält, wirkt beständig auf den relativen Gesundheitsbreitegrad." System, S. 200.

[2]) Vgl. ‚Histor.-pol. Bl.' 85. Bd., 7. Heft, S. 542:

„Es gab immerhin eine erkleckliche Anzahl Solcher, die sich um das Verständniß Schelling's wirklich bemühten, und unter diesen wieder eine anständige Zahl, die sich schmeicheln durfte, es mehr oder weniger erreicht zu haben. Auch ich habe mit seiner Philosophie mich ernsthaft beschäftigt, ohne zu seinen Anhängern im strengen Sinne zu gehören, und habe noch als Professor seine Vorlesungen besucht." . . . . „Ich glaube, daß mit dem nöthigen Vorbehalt eine christliche Philosophie bei Schelling anknüpfen könnte." . . . . „Nach alledem wird man begreifen, daß es mir leid that, als Schelling 1841 München verließ, leid für die Hochschule und persönlich leid um uns. Er behielt mir ein freundliches Andenken." Schelling's Einfluß auf R. tritt im „System d. M." an vielen Stellen, auch in der Einleitung, vgl. §. 13, zu Tage.

Entwickelungen in den Geweben, den daraus bestehenden Organen und dem ganzen Organismus in Gesundheit und Krankheit.

Die bei diesen theoretischen Entwickelungen befolgte, für die Förderung naturwissenschaftlicher und medicinischer Erkenntnisse unfruchtbare Methode war es aber nicht eigentlich und konnte es nicht sein, welche seine Gegner als schwere Anklage gegen ihn erhoben, sondern das offene Bekenntniß seines Glaubens[3]) und die innigen Beziehungen, welche er zwischen Sündenfall und Erlösung einerseits und den Krankheiten und ihrer Heilung anderseits festzustellen sich erlaubt hatte. Das war Grund genug, ihn entweder nicht mehr mitzuzählen, wie dieses Haeser fertig brachte, der in seiner Geschichte der Medicin nicht ein Mal den Namen Ringseis erwähnt, oder ihn zum „bigotten Mystiker" zu stempeln, als welchen ihn Petersen, der ihm übrigens „eminente Begabung" und einflußreiche Wirksamkeit zugesteht, in seiner sonst so vortrefflichen Geschichte der Therapie[4]) zum warnenden Exempel aufgestellt hat.

Es würde Unrecht sein, Ringseis deswegen nach anderm Maßstabe beurtheilen zu wollen, als die andern Kliniker einer vergangenen Zeit, die Röschlaub, v. Walther, Heinroth, Windischmann, Stoll u. A., weil er durch ungewöhnlich lange Lebensdauer in unsere Zeit hinein ragte. Das „System der Medicin" erschien 1841, als Ringseis bereits 55 Jahre zählte und auf eine mehr als 20jährige Lehrthätigkeit zurückblicken konnte. Er hatte also mit seinen Anschauungen längst abgeschlossen, deren Wurzeln bis zum Anfange des Jahrhunderts hinabreichten, wo Physiologie und pathologische Anatomie erst in den Anfängen ihrer Entwickelung standen und, so sehr ihre dürftigen Ergebnisse schon damals die speculativen Theorien der Kliniker beeinflußten, doch noch nicht eigentlich reformirend auf Pathologie und Therapie einzuwirken im Stande waren. Wenn man die medicinischen Theorien der ersten vier Decennien des Jahrhunderts betrachtet, so kann man sogar vergleichsweise der Ringseis'schen den Preis zuerkennen, da sie in sich abgeschlossen und logisch durchgeführt war. So schrieb auch Görres, der im achten Bande der ‚Historisch-politischen Blätter' „das medicinische System von Ringseis" einer 36 Seiten langen, höchst anerkennenden Analyse unterzog, an seinen Sohn Guido: „Das Buch erregt viel böses Blut," und sie machen sich von allen Seiten dagegen auf, müssen aber doch gestehen, daß es sehr logisch geschrieben sei, und daß man sich sehr zusammennehmen müsse, um nicht davon hingerissen zu werden." Auch Petersen erkennt die „echt katholische, überlegene und rücksichtslose Dialektik" an, mit welcher er „das Unhaltbare in allen übrigen medicinischen Systemen aufdeckt und sie dann zertrümmert". Abgesehen davon aber muß man auch heutzutage noch einzelnen Deductionen des Verfassers als treffend beipflichten. Auch hat die Auffassung des Krankheits-Processes und seines Entstehens als eines parasitären Vorganges, die Ringseis vertrat, für eine Reihe von Krankheiten gerade noch in der letzten Zeit überraschende und beweiskräftige Stützen erhalten. Und wenn Ringseis „die Aufgaben der Medicin als Kunst und Wissenschaft" dahin definirt, daß sie nicht nur mögliche Krankheiten verhüten und wirkliche heilen soll, sondern auch „mitwirken zur Veredelung des ganzen Menschengeschlechtes", so will er damit nichts anderes, als was Petersen mit den schönen Worten sagt: „Die praktische Medicin darf sich (in ihrer zukünftigen Entwickelung) nicht damit begnügen, den Leidenden Linderung zu

---

[3]) Man findet wohl angegeben, Ringseis habe dem „System der Medicin" das apostolische Glaubensbekenntniß statt der Vorrede vordrucken lassen. Das ist ein Irrthum. Doch spricht er am Schlusse der Vorrede seine Ueberzeugung dahin aus, „daß die Medicin, wie alle Wissenschaften, ihre Principien in der traditionellen Offenbarungslehre habe".

[4]) Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medicinischen Therapie. Kopenhagen 1877.

bringen, . . . einen einzelnen Typhuskranken oder ein scrophulöses Kind zu heilen . . ., sondern sie wird es sich nun zu allererst angelegen sein lassen, alle die socialen Calamitäten, alle jene Ursachen zahlloser Krankheiten und Kränklichkeiten, nebst all' dem Elend, was diese für den Einzelnen, sowie für die menschliche Gesellschaft im Ganzen im Gefolge haben, zu beseitigen. Und nach und nach, mit der wachsenden Festigkeit und Stärke dieser physiologischen Praxis, wird sie sich nicht mit dem Vorbauen genügen lassen, sondern wird zugleich aufbauen; sie wird im eigentlichsten Sinne des Wortes »die Gesundheit pflegen« und darüber wachen, daß die äußern und innern Bedingungen für die ganze Entwickelung des Menschen auf die richtige Weise geregelt werden. Damit wird die Medicin eine sociale Wissenschaft und Kunst, die für die Regelung aller Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft ihre gewichtigen Anweisungen gibt."

Ringseis muß übrigens später wohl gefühlt haben, daß sein „System" nicht die richtigen Wege anzeige, auf denen man dem Ziele der Erkenntniß der Krankheitsvorgänge näher komme. Nach der Vorrede war es seine Absicht, „einzelne der berührten Gegenstände in besondern Abhandlungen und dann in einer herauszugebenden Zeitschrift weiter zu entwickeln." Dieses ist nicht geschehen, und eben so wenig ist der zweite Band des Systems, welcher die Vorträge über specielle Pathologie und Therapie enthalten sollte, erschienen.

Wenn Ringseis demnach seiner Zeit die Bedeutung der in langsamem Fortschreiten begriffenen inductiven Forschungsmethode für die Zukunft der Natur-Erkenntniß im Allgemeinen und der Medicin im Besondern nicht gewürdigt und eine irrige Meinung von ihrer principiellen Unverträglichkeit mit dem Offenbarungsglauben gehabt zu haben scheint[5]), wenn er auch, befangen in dem mystischen Doctrinarismus[6]) der überwiegenden Mehrzahl seiner Zeit- und Fach-Genossen bahnbrechende Arbeiten nicht geliefert, noch zu solchen den Anstoß gegeben hat, so kann man ihm doch eine bedeutende und segensreiche Wirksamkeit nicht absprechen. Denn man mag seine Methode tadeln wie man will, so viel ist sicher, daß sie dem angehenden Mediciner einen hohen Begriff von dem sittlichen Ernste der ärztlichen Berufsaufgaben mit in's Leben hinausgab; daß sie charakterfeste Männer zu bilden im Stande war, die ihre Pflicht kannten und unentwegt am Krankenbette übten; daß sie in ihrer dogmatischen Bestimmtheit dem ärztlichen Handeln eine große Sicherheit verlieh und demgemäß dem Kranken ein den Erfolg sicherndes, zuversichtliches Vertrauen zur Heilkraft der eingeschlagenen Therapie gab. So war denn auch R. selbst seiner Zeit ein hochangesehener, mit dem glücklichsten Erfolg praktizirender, bei Hoch und Nieder beliebter Arzt, und in dieser Hinsicht hat ihn der Glaube seiner Väter, der tief ihm eingewurzelt war in Herz und Gemüth, ohne Zweifel wesentlich unterstützt. Ueber seine Persönlichkeit, seine allseitige Bildung, sein reiches Wissen und Gemüth sind seine Zeitgenossen einstimmig im Lobe. Selbst Niebuhr, dem gewiß der phantasiereiche, warm katholische Ringseis in keinem ganz vorurtheilslosen Lichte erschien, kann sich nicht enthalten, seinen Tadel mit einem größern Lobe zu verbinden, als er von Rom aus über ihn meldete: „Mit einem so herzvollen Phantasten, wie R. es doch ist, kann man sich verständigen; zwischen solcher Phantasterei und freier Vernunft ist eine Analogie wie zwischen Wissenschaft und Kunst." Und der gelehrte Naturforscher J. H. Schubert, der, obschon Protestant, Ringseis nahe befreundet war, konnte aus der in langjährigem Umgange geschöpften Ueberzeugung von ihm rühmen: „Er ist, so wie ich ihn kenne, nicht nur weitaus der gründlich gelehrteste, belesenste, vielseitig unterrichtete Arzt, dessen forschender Geist durch alle Schulen seiner Kunst von Hippokrates' Zeit bis zur Gegenwart gegangen ist, sondern er hat mit demselben Eifer und eindringendem Verständniß auch die ältesten und neuesten Schulen der

---

[5]) Vgl. u. A. §. 4, 7, 9, 19 des „Syst. d. Med.".

[6]) Als Beispiel hierfür diene §. 48 ff.

Weisheit besucht, darin ein Same der Wahrheit ist." Diesem sei dann noch zur Ergänzung der Charakteristik das Urtheil von Görres hinzugefügt, der Ringseis' inneres Wesen und Sein mit den schönen Worten zeichnete: „Schlicht und recht, wie Gott ihn geschaffen, hat er sich zu conserviren gewußt und, nachdem er zum Manne gereift, die Jugend in ihrer Frische und Schuldlosigkeit, wie Alle wissen, die ihn kennen, sich bewahrt." (‚Hist.-pol. Blätter', Bd. 8, S. 98.)

Die General-Versammlung wählte alsdann, auf den Vorschlag des Vorstandes, zum Mitgliede des Ehren-Präsidiums den hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. von Hefele in Rottenburg; ferner zu Mitgliedern des Vorstandes die Herren Prof. Dr. Gutberlet in Würzburg (philos. Section), Regens Dr. Komp in Fulda (histor. Section), Ober-Bürgermeister Rang in Fulda (Section für Rechts- und Social-Wissenschaft).

Nach einigen weiteren geschäftlichen Mittheilungen wurde die Sitzung gegen ein Uhr von dem Vorsitzenden geschlossen.

Die Nachmittagsstunden von 2 bis 4 Uhr wurden der Besichtigung der Merkwürdigkeiten Fulda's (Dom, St. Michaelskirche, Landesbibliothek u. s. w.) gewidmet, wobei die Herren Landtags-Abgeordneter Dr. Koch und Rechtsanwalt Freys die Führung der fremden Gäste freundlichst übernommen hatten. Um $4^1/_4$ Uhr wurden die Verhandlungen der Section für Philosophie von dem Vorsitzenden derselben, Herrn Domcapitular Dr. Haffner, eröffnet. Den ersten Gegenstand der Tages-Ordnung bildete ein Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gutberlet über die aprioristischen Momente in dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft. Da der Redner beabsichtigt, in der nächsten Zeit in Verbindung mit andern naturphilosophischen Untersuchungen eine umfassende Abhandlung über das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu veröffentlichen, so möge es hier genügen, eine Skizze der in jenem Vortrage weiter entwickelten Gedanken mitzutheilen.

„Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist insofern aprioristisch, als es mit dem Causalitätsgesetz und den wesentlichen Eigenschaften der Körper auf's engste zusammenhängt. Unter der Voraussetzung, die jede gesunde Natur- und Weltbetrachtung immer gemacht hat, daß der Schöpfer nicht fortwährend in den Weltlauf eingreift, sondern alle Wirkungen der Natur durch natürliche Kräfte hervorbringen läßt, sind alle drei Theile des fraglichen Gesetzes von selbst gegeben. Erstens kann keine neue Kraft in der Welt auftreten, weil, wenn sie nicht wenigstens virtuell in einer frühern Naturkraft enthalten war, sie ohne alle Ursache wäre. Zweitens kann keine vorhandene Kraft aus der Welt verschwinden, weil sonst, da keine neue entsteht, die Natur alle ihre Kräfte selbst vernichten könnte. Drittens muß bei jedem scheinbaren Verschwinden von Kraft diese nur in eine andere äquivalente umgesetzt werden. Denn wenn wirklich reale Veränderungen in der Welt stattfinden und z. B. ein elektrischer Strom von neuem entsteht, ein chemischer Proceß aufhört u. s. w. und dennoch Kraft weder entstehen noch vergehen kann, so muß eine Verwandlung der einen in die andere stattfinden.

Der zweite Theil (und folglich auch der dritte) ist, wie man sieht, nicht ganz aprioristisch begründet und kann darum Ausnahmen zulassen, die sogleich aufgezeichnet

werden; jedenfalls liegt das große Verdienst der neuern Naturwissenschaft gerade darin, experimentell den Nachweis geliefert zu haben, daß immer nur durch Erzeugung einer äquivalenten neuen Kraft eine vorhandene verschwindet.

Um der weitern speciellern Begründung ihre Allgemeingültigkeit zu sichern, wird sie für die verschiedenen Theorien über das Wesen der Körper und körperlichen Kräfte ausgeführt, insbesondere aber sodann von der mechanischen Naturerklärung aus, in welcher das Gesetz seinen anschaulichsten und exactesten Ausdruck findet, wie Begründung und Erklärung, so auch die nothwendige Einschränkung gefunden.

Nach dieser Naturauffassung ist alle körperliche Kraft das Resultat von Masse und Bewegung, die also nur dadurch wirken kann, daß sie auf einen Körper stößt und selbst nur durch den Stoß erzeugt sein kann. Es ist also zuzusehen, was geschieht, wenn ein Körper auf einen andern stößt und so seine Kraft an ihm ausübt. Ist die Kraft des anstoßenden, d. h. das Product aus seiner Masse und Geschwindigkeit größer als die Kraft des angestoßenen, so muß sie diese überwinden, die materiellen Kräfte müssen bewirken, was sie können. Dieses Ueberwinden kann aber nur darin bestehen, daß der angestoßene Körper die Richtung und Geschwindigkeit des anstoßenden annehmen muß. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß letzterer von der seinigen so viel abgibt, als er dem erstern mittheilt. Denn könnte ein Körper Bewegung erzeugen, ohne die seinige zu verbrauchen, so könnte mit jeder endlichen Bewegung eine unendliche Bewegung erzeugt werden, was offenbar dem Causalitätsgesetz zuwider ist. Auch die Richtung des erstern muß dadurch, daß er die des zweiten verändert, selbst verändert werden. Denn wenn ersterer unter den Bedingungen sich befindet, daß er auf den zweiten wirken kann, so ist auch dieser in der Lage, auf jenen nach Maßgabe seiner Kraft zu wirken. Es muß sich also aus der Bewegung beider eine mittlere Richtung bilden, welche das Parallelogramm der Kräfte bestimmt. Es ist also für diesen Fall keine Kraft neu entstanden, keine verloren gegangen.

Wenn der anstoßende Körper den hindernden nicht forttreibt, so kann er denselben, wenn er nicht Cohäsion genug hat, zerschmettern, und die Kraft des Stoßes ist nicht verloren gegangen, sondern in potenzielle Energie der Lage (Dissociation) verwandelt. Kann er ihn auch nicht zertrümmern, so ist einer derselben entweder elastisch, und dann springt er mit gleicher Kraft zurück, wie er aufgetroffen, sind beide unelastisch und kann die ganze Masse nicht bewegt werden, so geht die Kraft des Stoßes auf die kleinsten Theilchen über und erzeugt Wärme und Elektricität oder chemischen Proceß. Wäre der Körper nicht aus kleinsten Theilchen zusammengesetzt, so müßte allerdings die Kraft des Anstoßes einfach vernichtet werden. Und so zeigt sich, daß die Nothwendigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft allerdings eine Schranke hat; es würde seine Geltung verlieren in einem Systeme von materiellen Kräften, die in entgegengesetzter Richtung auf einander wirken und deren Vernichtung nicht durch elastische Spannung vorgebeugt wäre.

Desgleichen findet der erste Theil des Gesetzes seine Schranken an der Causalität der immateriellen Wesen, die doch auch zum Naturganzen gehören. Körper können allerdings keine neue Kraft erzeugen; sie können weder neue Masse hervorbringen, noch auch Bewegung, wenn sie nicht selbst zuerst von einem Andern bewegt worden sind. Geister können zwar auch keine Masse hervorbringen, wohl aber können sie, da sie dem Gesetze der Trägheit nicht unterliegen, bewegen, ohne von einer Naturkraft in Bewegung gesetzt zu sein. Doch ist dieser Punkt einer besondern Behandlung zu unterziehen.

An zweiter Stelle hielt Herr Dr. Edm. Hardy aus Heppenheim nachstehenden Vortrag über den heutigen Stand der Platonischen Frage, insbesondere die Lehren des VI. und VII. Buches der Politeia von dem Guten als Weltprincip.

Das nunmehr abgelaufene Jahrzehnt hat eine neue Bewegung in die freilich zu keiner Zeit völlig ruhende Platonische Forschung gebracht; ein Beweis, daß „die magische Gewalt" des göttlichen Platon, die einst der bedeutende Kenner Platonischer Denkungsart, K. Fr. Hermann, in begeisterten Worten gefeiert [7]), auch heute nichts eingebüßt hat, vielmehr noch immer ihren Einfluß auf die Geschlechter der Denkenden ausübt. Den Anstoß zu dieser Bewegung gab ein Versuch, dem es, was nicht häufig der Fall ist, nachgerühmt werden kann, daß ihm die nöthigen Beweisgründe keineswegs fehlen, und dessen Absicht es war, die ganze seitherige Auffassung des Platonismus als ungenügend und theilweise als falsch zu verwerfen, dagegen der Beurtheilung einen andern Maßstab zu empfehlen, den man bisher zum Nachtheil für das richtige Verständniß fast übersehen hatte, somit die Platonische Forschung in eine neue Bahn zu weisen. Wenn mithin in einer Sache, zu deren Aufklärung doch schon eine höchst ansehnliche Schaar von Philosophen wie Philologen beigetragen haben, noch immer nicht das letzte Wort gesprochen sein kann, so wird, angesichts dieser Thatsache, das erneute Inangriffnehmen der diesbezüglichen Verhandlungen einer besondern Rechtfertigung nicht bedürfen. Ich beschränke mich, den Verhältnissen entsprechend, auf einen kurzen Rückblick *über den heutigen Stand der Platonischen Frage*, um daran, im Anschluß an Platon's Politeia, die Darlegung einer speciellen Frage zu knüpfen, derjenigen, welche allzeit den Menschengeist, und Platon in vorzüglicher Weise, zum Nachdenken angeregt hat, und dies ist die Frage nach *dem Princip der Weltordnung*, dem Universalgrunde alles Seienden.

Das Hauptmoment der sogen. Platonischen Frage ist und bleibt immer ein philosophisches, das heißt mit andern Worten, wir sind hauptsächlich interessirt, zu wissen, welche Wahrheiten Platon erkannte, und auf welchem Wege er in ihren Besitz gelangte, also den Forschungsbau Platon's nachzuconstruiren, so wie er in seinem Geiste entstand, emporwuchs und sich mehr und mehr vollendete. Die Mehrzahl der Monographieen über größere oder kleinere Theile der Philosophie Platon's — ein eigenes, weit ausgedehntes Literaturgebiet — ging dabei stillschweigend von einer Voraussetzung aus, deren Vertheidigung indeß noch keinem Einzigen gelungen sein dürfte: daß nämlich Platon bei Abfassung der ihm mit mehr oder weniger Sicherheit zugeschriebenen Dialoge nach einem einheitlichen Plane verfahren habe, indem er darin ein in sich abgerundetes System, jedes Mal von einem verschiedenen Gesichtspunkte aus, beleuchtete. Dieses Vorurtheil, ein ästhetisches, wenn man so will, demzufolge jene „echt hellenische Harmonie", von der in Platon's Werken, beispielsweise im Laches, die Rede ist [8]), nothwendig auch sein Philosophiren, und demgemäß auch alle einzelnen Theile des Platonischen Schriftkörpers beherrsche, — dieses Vorurtheil gab Anlaß zu einer mitunter ziemlich geschraubten, gekünstelten synoptischen Darstellungsweise der Platonischen Philosophie, beziehungsweise ihrer verschiedenen Lehren und Anschauungen. Man richtete sein Augenmerk zu ausschließlich darauf, die über ein Dutzend und mehr Dialoge zerstreuten Gedanken zusammen zu lesen, zu vergleichen, die fehlenden Glieder hypothetisch zu ersetzen, das Widersprechende, demnach alles, was nichtsdestoweniger jenen künstlichen Unionsbestrebungen standhaft trotzte, entweder, und dies in der Regel mit mehr Muth als Geschick, umzudeuten, oder mit Hülfe eines genial klingenden Stichwortes rundweg zu verabschieden. So kam der Gebrauch auf, als „mythisch" alles dasjenige zu bezeichnen, was dieser Art von Forschung einige Verlegenheit bereitete. Andere (es ist das übrigens, so viel mir bekannt, doch nur die Privatmeinung eines einzigen modernen Platon-Forschers, Prof. Teichmüller in Dorpat, geblieben) nannten es „arianische Auffassung", wenn man die Lehre einer Transscendenz der Ideen, nannten es „Atomismus", wenn man neben dem

[7]) Gesch. und System der Platon. Philos. S. 6 ff.

[8]) Laches 188 D.

Platonischen Intelligiblen, den Ideen, auch noch das Individuelle, die Vielheit als Platonisch gelten lasse u. s. w.

Ohne nun diesen manchfachen Versuchen, von der Platonischen Psychologie, Unsterblichkeitslehre, Theologie, Dialektik, Kosmologie eine einheitliche Darstellung zu liefern, jedes Verdienst abzusprechen, ohne behaupten zu wollen, daß sie nicht doch zum Theil die Kenntniß des Platonismus sogar gefördert haben, wird es gleichwohl wahr bleiben, daß sie die Gefahr, mehr zu beweisen, als sie beweisen konnten, nicht vermieden, ja nicht ein Mal durchgängig zu vermeiden getrachtet haben. Konnte daher die wissenschaftliche Ueberzeugung, die man aus diesen Combinationsversuchen gewann, im Ganzen nur eine geringe sein, so war an eine Verständigung unter den Sachkundigen erst recht nicht zu denken. Die eine Auffassung stand der andern gegenüber, zum Hohne auf die so oft angepriesene Einheitlichkeit der Platonischen Philosophie, die doch, wenn sie wirklich vorhanden wäre, nicht die Geister nach geradezu diametral entgegengesetzten Richtungen auseinander führen dürfte.

Ich möchte jedoch die Schuld daran noch einem weitern Umstande beimessen. Man scheint immer noch viel zu wenig den Nutzen zu würdigen, der aus einer genauen und umsichtigen Musterung, Absonderung und Fixirung der Begriffe, zumal bei einem Philosophen des Alterthums, entspringt, bei welchem wir doch nicht a priori voraussetzen dürfen, daß er seine Gedanken in einer, auch der oberflächlichen Betrachtung einleuchtenden Sprache formulirt habe. Wäre dieses auch nur einigermaßen in der Weise geschehen, wie es gegenwärtig von verschiedenen Seiten, auch von Eucken in seiner vielbesprochenen Philosophischen Terminologie verlangt wird, so würde, anstatt daß hierdurch der Glaube an die Widerspruchlosigkeit der Platonischen Lehre eine Bestätigung gefunden hätte, derselbe nur erschüttert worden sein. Man würde sich alsdann auch wohl veranlaßt gesehen haben, seine Ansicht über Einheit und Zusammenhang in Platon's Werken dem entsprechend zu berichtigen. Vielleicht würde dieses Verfahren sogar dahin geführt haben, gewisse seit dem Alterthum nun ein Mal mit einer eigenthümlichen Weihe umgebene Begriffe dieses ihres Nimbus zu entkleiden. Die ἰδέα oder das εἶδος, woran sich für den Platoniker noch mehr als für Platon selbst so theuere Erinnerungen knüpfen, hätte, wenigstens für eine nicht gar so kleine Epoche in Platon's Forschen, dem Naturbegriff, der φύσις, diese als physische Naturbeschaffenheit gefaßt, Platz machen müssen. Nicht minder würde es sich klar gezeigt haben, daß der Gebrauch der Begriffe, das εἶδος nicht ausgenommen, durchaus kein so fester, unveränderter gewesen ist, als man bisher annahm und annehmen mußte, um ein einheitliches Gesammtergebniß zu gewinnen. Es scheint, daß man all' diesen Enttäuschungen lieber absichtlich aus dem Wege ging; und so schritt man denn ruhig in einem Walde fort, den noch nicht die strenge Analyse der Begriffe gelichtet hatte.

Ich muß hier nochmals den bereits genannten Prof. Teichmüller erwähnen. Seine verschiedenartigen Arbeiten auf dem Gebiete der Platonischen Literatur, worunter namentlich seine „Geschichte der Begriffe" zu nennen ist, gesellen ihn, so sehr er dies auch verneint, den Vertretern der seitherigen Anschauung zu. Er selbst glaubt zwar einen wesentlich verschiedenen Standpunkt einzunehmen und den Anfang zu einer „exacten Begriffsbestimmung" bei Platon gemacht zu haben, doch nur mit Scheingründen. Denn es ist dies noch keine Begriffsbestimmung, geschweige denn eine „exacte" zu nennen, wenn das zufällige Vorkommen eines Wortes Zeugniß ablegen soll für eine philosophische Anschauung, die man zudem erst noch höchst willkürlich dem Worte angedeutet hat, wie solches Teichmüller in ergiebigster Weise z. B. mit dem Ausdruck παρουσία gethan hat, hinter welchem er überall, wo er vorkommt, etwas Tiefphilosophisches vermuthet. Allein abgesehen davon, daß doch noch viel daran fehlt, um die παρουσία — das Anwesendsein — zu einem technischen Ausdruck für die Immanenz der Idee umzustempeln, so läßt Teichmüller auch zu sehr die Absicht merken, weshalb er mit aller Gewalt dem Begriffe der παρουσία Anerkennung zu ver-

schaffen suchte. Es bot ihm eben dieses Wort einen willkommenen Anlaß dar, in Platon den modernen Hegel von A bis Z hineinzutragen, um dann nachträglich zu seinem eigenen nicht geringen Erstaunen zu entdecken, daß ja Platon genau so dachte wie der große Hegel. Dagegen läßt er es Platon übel ergehen, wenn dieser mitunter so verwegen ist, von seinem angeblichen Geistesverwandten etwas zu differiren. Teichmüller meint, es sei dann einfach das von Platon in seiner Unbefangenheit Gesagte nicht so beim Worte zu nehmen, sondern als Philosoph könne derselbe wohl beanspruchen, auch philosophisch betrachtet zu werden, und mit einer in ihrer Art staunenswerthen Nonchalance wird nun alles, was nicht den hegelianischen Normen entspricht, als Mythos abgefertigt.

Im Namen der Wahrheit, die uns Platon selbst mehr als den Mann zu lieben gebietet, muß man gegen Teichmüller's Verfahren entschieden protestiren. Er hat auch schon um deswillen kein Recht, sich als Reigenführer einer neuen Erklärung Platonischer Gedanken aufzuspielen, da er sich mit Schleiermacher zur Theorie des „philosophischen Künstlers" bekennt, und dies ist eigentlich schon genügend, um ihm das oben gedachte Vorurtheil zu imputiren. Wenn er hingegen vorgibt, das philosophische Renommée Platon's vor dem Dogmatismus seiner modernen Ausleger zu retten, so weiß ich nicht, ob Platon mit der ihm von dieser Seite geleisteten Hülfe zufrieden gewesen wäre. Nein, Platon will aus sich selbst ausgelegt sein, ohne ihm zuvor etwas Modernes zu unterlegen. Nur vergleichen läßt er sich mit den Modernen, nicht unter sie einreihen; dafür ist er eben der längjährige Schüler des Sokrates gewesen mit so ausgeprägt hellenischer Physiognomie wie kein Zweiter. — Was daher Teichmüller für die speculative Seite der Platonischen Frage geleistet hat, ist zwar stofflich viel, doch gehaltlich wenig. Er hätte übrigens niemals solches Aufsehen erregt, würde nicht gerade einer seiner Beweisversuche, wobei jedoch, wie ich glaube, seine persönliche Ueberzeugung stärker betheiligt ist, als die objective Wahrheit, nämlich daß Platon von einer individuellen Unsterblichkeit nichts wisse, das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegeben haben.

Wie nun aber, wenn der zuvor als synoptisch bezeichnete Standpunkt für die wahrheitsgetreue Erforschung und Darstellung der Platonischen Philosophie unhaltbar sein sollte? — Wäre es möglich, bei Platon eine förmliche Umwandlung seiner Anschauungen zu constatiren, und welche Anhaltspunkte haben wir, um richtig abzumessen, welchem Stadium seines philosophischen Forschens diese oder jene Anschauung angehöre, und in welcher Ordnung das eine Stadium auf das andere folge? Da wir zur Beantwortung dieser Fragen fast einzig auf innere Gründe angewiesen sind, so wird es darauf ankommen, eine Schrift zu wählen, in der sich die innere Geistesarbeit Platon's noch deutlich wahrnehmen läßt, in der man beobachten kann, wie sich Platon successive umsetzte. Wir besitzen nun in der That eine solche Schrift, die Politeia, von jeher bewundert als Platon's bedeutsamste Leistung, gewissermaßen als die Summe seiner Philosopheme, — weswegen man sie auch ziemlich allgemein seinen spätesten Werken zutheilte — doch niemals recht gewürdigt und ausgenutzt für das Verständniß Platon's selbst, bis vor wenigen Jahren ein deutscher Forscher auf dem Gebiete der Platonischen Literatur, Krohn in Halle, in dieser Beziehung einen kühnen aber sichern Griff that. Er ließ die kleinern Dialoge zunächst ganz bei Seite und beschränkte seine Untersuchungen vorläufig nur auf Platon's Staat[9]). Daß sein Vorgehen sich von Seiten der Kritik den Tadel der Neuheit, des Umsturzes zuzog, war zu erwarten, denn es hätte dasselbe, ein Mal als berechtigt anerkannt, dazu genöthigt, mit mancher liebgewonnenen Idee zu brechen.

---

[9]) Vgl. A. Krohn, Studien zur Sokratisch-Platonischen Literatur, I. Bd. Der Platonische Staat. Halle 1876.

Zum Theil hat freilich auch Krohn den anfänglichen Widerstand gegen seine Theorie selbst verursacht, indem er dieselbe leider mit einer unbewiesenen und wohl auch überhaupt unbeweisbaren Hypothese vermengt hat, die er jedoch zum Glück in einer vor zwei Jahren erschienenen Schrift, „die Platonische Frage" betitelt, retractirte.

Krohn hat an der Hand einer sorgfältigen Analyse der Politeia den Nachweis geliefert, daß hier zwei Hauptphasen der Platonischen Philosophie vorliegen, die wiederum viele Abstufungen zeigen, daß von einem einheitlichen Plane, die Sache genau betrachtet, mithin nicht mehr die Rede sein könne, daß vielmehr für das ganze bedeutende Werk gelte, was Sokrates anläßlich der Erörterung über Tragödie und Komödie im III. Buche ausgesprochen: ὅπῃ ἂν ὁ λόγος ὥσπερ πνεῦμα φέρῃ, ταύτῃ ἰτέον — wohin die Rede wie der Wind uns trägt, dahin ist zu gehen —, daß in diesem nach Krohn grundlegenden Werke Platon's, worin wir demnach weit eher als im Phaidros sein großartiges Lebens- und Lehrprogramm vor uns haben, die Normen der Sokratik vorwiegen, wie wir sie in sieben, bisher zu wenig beachteten Capiteln der Memorabilien fast mit den nämlichen Worten wie in der Politeia wiederfinden. Mit diesen Beweisen hat Krohn, wie gesagt, die Hypothese verflochten, daß der Inhalt der kleineren Dialoge nichts weiter sei, als der in der Akademie im engsten Anschluß an die Politeia sich bildende λόγος Σωκρατικός. Er leugnete also, die Autorschaft Platon's für diese ganze Schriftgruppe, und sich wohl erinnernd an Schiller's Wort: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun", verglich er den Verfasser des Staates mit einem König, der den Kärrnern zu thun gab, und behauptete, daß diese, die wohl Platon's Worte, nicht aber seinen Geist hatten, die Politeia in ihrer Weise excerpirten. Dies war sicher zu weit gegangen, wenn auch aus den Citaten bei Aristoteles sich bei weitem nicht so sichere Schlüsse für die Echtheit jener Schriften, d. h. für ihre Abfassung durch Platon ziehen lassen, als es in den meisten Werken über griechische Philosophie geschieht. Es sind nur wenige, von denen Aristoteles sagt, sie seien Werke Platon's. Neuerdings spricht Krohn seine Meinung dahin aus, daß alle „Dialoge, welche man sich nach dem Staate verfaßt denken kann oder muß, auch Platon verbleiben können" [10]). Dagegen glaubt er den Beweis führen zu können, und will ihn auch noch führen, daß die gesammten Dialoge spätern Ursprungs sind als der Staat [11]).

Man mag im Einzelnen nicht alles billigen, was Krohn zu Gunsten seiner Theorie geltend macht, jedenfalls sind wir ihm dafür zum Danke verpflichtet, daß er die Politeia endlich zum Kernpunkte der Platonischen Frage gemacht hat, von dem aus sich Licht verbreitet auch über andere, seither viel zu viel in den Vordergrund gedrängte Fragen. Es kann hier nicht der Ort sein, Punkt für Punkt Stellung zu nehmen, so viel aber dürfte schon aus dem Angeführten erhellen, daß die Schrift über Platon's Staat eine Wendung zum Bessern bedeutet, zu einer exacten Prüfung des Gegebenen und damit auch zu einer Neubegründung der Platonischen Forschung.

Da somit gerade die Politeia wieder zu Ehren gekommen, scheint es sich zu verlohnen, aus ihr, speciell aus dem VI. und VII. Buche derselben, gleichsam als Probe von Platon's eigenartigem Denken, einen Ueberblick über das metaphysisch wichtigste Problem zu liefern, welchem Platon als treuer Sokratiker eine teleologische Formulirung gegeben hat, indem er frug: Was ist das letzte Ziel von Allem, von Denken und Sein, von Vergänglichem und Unvergänglichem, Sinnlichem und Uebersinnlichem, von Geisterwelt u. Körperwelt? — Er antwortet auf diese Frage mit einer den ganzen Schwung seines Geistes am klarsten documentirenden Weltansicht, deren Schwerpunkt die ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ bildet.

---

[10]) Die Platonische Frage. Halle 1878. S. 165.
[11]) A. a. O. S. 165.

Ich lasse den Ausdruck absichtlich unübersetzt, weil derselbe, mit Idee des Guten wiedergegeben, den Sinn verdirbt. Was Platon damit bezeichnen wollte, ist klar, nämlich das wesenhaft Gute, das durch seine Wesenheit Gute. Nur fünf Mal gebraucht er in der ganzen Verhandlung den Ausdruck *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* sonst nur *τἀγαθόν*, das Gute. Dieses fünfmalige Vorkommen berechtigt darum gewiß nicht dazu, daraus einen terminus technicus zu machen.

Plato stellt die *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* oder das durch seine Wesenheit Gute an die Spitze, worin seine zwei von einander geschiedenen Welten, das Sinnliche und Uebersinnliche, das *ὁρατόν* und *νοητόν* zusammenlaufen, und läßt die Sinnenwelt durch das dem Guten verwandte Lichtelement, welches seinen Ursprung in der Sonne, dem „Sprößling der *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ*" hat, entstehen, der Geister- und Gedankenwelt hingegen Sein und Erkennbarkeit, beziehungsweise Erkenntniß unmittelbar durch das absolute Gute zu Theil werden. Dies nun etwas mehr im Einzelnen.

Platon knüpfte an Anschauungen an, welche der sokratischen Schule von ihrem Lehrer her ganz geläufig waren, die eigentlich Jeder schon in seinem Bewußtsein trägt, an etwas ganz Triviales. — „Du hast es schon oft gehört," sagte er. Denn besteht nicht nach der gemeinmenschlichen, wie nach der überlieferten sokratischen Auffassung das Ziel des sittlichen Strebens darin, gut zu werden? Eben dieses Ziel des Strebens setzt Platon als wesenhaftes Sein, als ein Wesenhaftes, als *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ*, die gleichsam wie eine geistige Sonne dem, dessen Streben auf sittliche Vollkommenheit gerichtet ist, aus dem Jenseits entgegenstrahlt. Durch diese Objectivirung, durch dieses Versetzen des Guten aus dem begrifflichen Denken in's reale Sein bildet er das Gute zum transscendenten Guten um, so daß es fürder für ihn aufhört, ein schlichter ethischer Begriff zu sein. Ohne dieses wesenhaft Gute dünkt ihm Alles werthlos, sowohl das, was der Mensch in ethischer Hinsicht leistet, als was er geistig erkennt. Die Beziehung auf den letzten Zweck erst, das Gute, verleiht Allem Bedeutung. Platon führt daher Klage darüber, daß man sich zu wenig um dasselbe bekümmere, daß man die Sache viel zu leicht nehme, zu sehr an der Oberfläche des Gegenstandes einherschweife. Und doch, was ist alles Erkennen, wenn es nicht dieses zur Voraussetzung hat. Wer den höchsten Zweck von Allem nicht kennt, weiß nichts.

So macht sich Platon, weil er den Beruf dazu in sich fühlt, zum Sprecher der Menschheit, indem er verkündet, was jede Menschenbrust am tiefsten bewegt — „was jede Seele erstrebt, und weshalb sie alles thut, in dunkeler Ahnung, daß dies etwas sei, dem sie indeß in ihrer Ungewißheit, und weil sie nicht hinreichend erfassen kann, was es sei, nicht den festen Glauben wie Anderm zuwenden kann, und weshalb sie auch das Andere, wenn etwas davon von Werth ist, verfehlt" (Resp. 505 E) — darüber, sagt er, dürfen wenigstens nicht die Besten, die Philosophen, in deren Händen Platon Alles legen will, im Dunkeln schweben. Auch seiner eigenen Forschung darf dieser krönende Schlußstein des Ganzen nicht fehlen. Sonst würde selbst das Praktische — und praktisch will Platon in seiner Politeia sein — nothleiden, und sein Plan, mit Hülfe der Philosophen dem gesunkenen Staatswesen wieder auf die Beine zu helfen, mißlingen. Denn es darf nicht übersehen werden, was ja der Hauptzweck jenes Platonischen Excurses über die *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* gewesen, daß Platon den Staat nur Solchen anvertrauen wollte, welche der sittlichen Weltauffassung huldigen. Dann ist, wie er sich ausgedrückt, der Staat vollendet *(τελέως)* eingerichtet.

Soweit glaubt Platon noch nichts wesentlich Neues vorgebracht zu haben. Sollte er nun, wie bisher, den Lehrmeinungen Anderer, — *τὰ τῶν ἄλλων δόγματα* — oder die Schranken der Schule durchbrechend seinem eigenen Genius folgen! Er hat sich für das Letztere entschieden, und wir verdanken diesem Entschlusse eine der genialsten Schöpfungen,

die vor andern seinen Ruhm begründen, ewig ein Prärogativ seines Denkens bilden wird. — Folgen wir ihm!

Die Erkenntniß der *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ*, ist Platon's Meinung auf dem Standpunkte des VI. Buches, soll nur durch einen Analogieschluß zu gewinnen sein, also durch eine Gleichheit von Verhältnissen. Platon gibt die entsprechenden Glieder und setzt sie in Proportion zu einander. Es sind im Bereiche des Sensiblen Sonne, Sehkraft in den Augen, Farbe an den Dingen und das Licht, im Bereiche des Intelligiblen *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ*, Vernunft, Ideen als Erkenntnißobjecte und die Wahrheit. Es ergibt sich durch eine genaue Prüfung der betreffenden Stellen, daß die *ἀλήθεια* im Sinne dieser Erörterungen der Politeia die Bedeutung eines von der *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* ausgehenden, von ihr producirten geistigen Lichtes hat, welches das wahrhaft Seiende, die Ideen durchdringt und sie dadurch erst für den Geist erkennbar macht. Platon's Gedanke ist: der Geist ist erst dann im Stande, das *αὐτό τι ἕκαστον* der Dinge, d. i. die übersinnliche Wesenheit, die hinter der sinnlichen Erscheinung liegt, zu erfassen, sie mithin erst dann in die Form des Gedankens aufzunehmen, mit andern Worten begrifflich zu denken, wenn diese übersinnliche Wesenheit zuvor von der *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* begrifflich gemacht worden ist. „Wenn die Seele," so lauten seine Worte (Resp. 508 D), „sich angestrengt auf das richtet, was die Wahrheit und das Seiende beleuchtet, dann denkt sie und erkennt sie und zeigt, daß sie *νοῦς* hat." „Nimm also an," fährt er fort, „die *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* sei es, die dem Erkannten Wahrheit und dem Erkennenden dieses Vermögen (zu erkennen) verleiht; denke sie dir als die Ursache des Wissens und der Wahrheit, und wenn du sie, während schon die beiden, Erkenntniß und Wahrheit, so schön sind, für etwas noch Schöneres ansiehst, so wird diese Ansicht die richtige sein" (508 E). Was die Sonne mithin im Bereiche des Sinnlichen, ist die *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* im Bereiche des Geistigen. Ihr Verhältniß zum erkennenden Geiste, wie zum erkannten Objecte ist das gleiche, wie das der Sonne zur Sehkraft des Auges und den sichtbaren Dingen, genau gesprochen den Farben an den Dingen. Das Medium, wodurch die Farben sichtbar werden, ist das Licht, das Medium, wodurch die Erkenntnißobjecte erkennbar werden, ist die Wahrheit. Für die *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* ergeben sich daraus zwei Folgerungen:

1. sie ist Ursache der Erkenntnißkraft und des Erkennens;

2. sie ist höher als beides. Bei jedem einzelnen Erkenntnißacte unseres Geistes ist sie betheiligt.

Eine zweite Analogie führt schon tiefer in das Verständniß derselben ein. Platon statuirt diese Analogie mit Rücksicht auf das Sein. Es stehen wieder auf der einen Seite die Sonne, das Werden, die *γένεσις* und ihre Entfaltungen in *αὐξή* und *τροφή*, Wachsthum und Ernährung; auf der andern Seite steht das Gute und das Seiende, die Ideen im Platonischen Sinne. Wie die Sonne dem Sichtbaren Werden und Wachsthum verleiht, so ist das absolute Gute der Grund, daß es geistig Erkennbares, übersinnliche Wesenheiten gibt; es verursacht das Sein, die *οὐσία*, ohne selbst *οὐσία* zu sein, vielmehr ist sie *ἐπέκεινα τῆς οὐσίας πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει*, erhaben über das Sein an Priorität und Macht. Sonne und wesenhaft Gutes führen beide in beiderseitigem Gebiete die Herrschaft (Resp. 509 C, D).

Gegen Ende des VI. Buches deutet Platon an, daß wir uns noch von einer andern Seite her der *ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ* nähern können. Die Analogie gewährt nur Mittel zum Schlußverfahren. Dies genügt nicht. In seinem Geiste geht eine total neue Wissenschaft auf, die Platonische Dialektik (deren weitere Ausführung im VII. Buche folgt), welche den Weg zeigen soll, um zum „unbedingten, voraussetzungslosen Princip" — *ἐπ' ἀρχὴν ἀνυπόθετον* — zu gelangen. Diesem Erkennen dienen die Ideen, die reinen Wesenheiten

nur als „Mittel und Durchgangspunkte“ — αὐτοῖς εἴδεσι δι' αὐτῶν —. Hier ist die „reine Vernunft“ — αὐτὸς ὁ λόγος — thätig vermittels ihres dialektischen Vermögens, indem sie auf Ideen als „wahren Bedingungen und Unterlagen“, „wie auf Stufen und Anläufen“, bemerkt Platon recht drastisch, bis zum Unbedingten, „zum Princip von Allem“ — ἐπὶ τὴν τοῦ παντὸς ἀρχήν — aufsteigt, dasselbe geistig erfaßt, um dann wieder den umgekehrten Weg zu machen, absteigend von Ideen durch Ideen zu Ideen, also durch und innerhalb des Intelligiblen, mittels eines rein geistigen Processes, ohne Zuhülfenahme von irgend etwas Sensiblem. (Resp. 511.)

Die Aufgabe ist schwierig und umfassend, dies verkennt Platon nicht, aber die Energie seines Geistes konnte ihn deswegen doch nicht abhalten, mit allem Nachdruck darauf zu dringen, daß seine Philosophen wenigstens sich an derselben versuchen sollten. Denn unerschütterlich stand es bei ihm fest, daß nur nach dem Antheil am Wahren, d. i. am rein Geistigen, sich der Grad der Klarheit bestimme (511 E), und dem Höchsten, dem Guten, dem μέγιστον μάθημα gebühre darum die höchste Akribie (504 E).

Als Illustration zu diesem Verfahren hat Platon ein vielbewundertes Gleichniß ersonnen, um die allmälige Erlösung der Seele von dem Sinnenschein und ihren Aufstieg zum Geistigen (εἰς τὸν νοητὸν τόπον 517 B) zu symbolisiren. Wir sind wie Menschen, die, an Hals und Füßen gefesselt, von Jugend auf in einer finstern Höhle weilen und nichts als die Schatten von Dingen sehen, während die Dinge selbst ihren Blicken unerreichbar sind. Wir halten die Schatten für Realitäten, und wenn wir, der Fesseln plötzlich entledigt, das Licht und die wirkliche Welt schauten, würden wir gar jene Schatten für wahrer als die Wirklichkeit halten. Zeit und Uebung wären nöthig, um die Dinge, so wie sie wirklich sind, klar zu sehen. Aehnlich entwinden wir uns auch erst allmälig dem Sinnenschein und gewöhnen uns mit der Zeit daran, das rein Geistige zu schauen; und das Letzte, was die Seele nur mit knapper Noth schauen kann, ist die ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ; doch schon ein Blick auf sie genügt, um zu schließen, „sie sei Ursache alles Rechten und Schönen, die im Reiche des Sichtbaren das Licht und dessen Quelle erzeuge und im Reiche des Gedachten walte, indem sie Wahrheit und Geist gewährt“ (517 C).

Mit Einführung dieser überschwänglichen Erkenntnißweise hat Platon das Zeichen zur Mystik gegeben. Hinter ihr bleibt alles Andere weit zurück. Die ursprünglichen Analogieen reichen nicht mehr hin. Nur das Schauen befriedigt. Nur in der geistigen Betrachtung der ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ findet die Seele Ruhe. Den Ausgang zu dieser Platonischen Contemplation bildet die Wegkehr der ganzen Seele vom Vergänglichen, vom Werdenden, indem sich, weiterschreitend zum Geistigen, ihr Auge mehr und mehr stählt, „bis daß sie fähig wird, den Hinblick auf das Seiende und den glänzendsten Punkt des Seienden — τοῦ ὄντος τὸ φανότατον — zu ertragen; das ist aber das Gute.“ Nicht etwas Fremdes wird dabei in die Seele hineingetragen, „wie wenn in blinde Augen die Sehkraft gelegt würde,“ sondern die in ihr ruhende Kraft, die sich in der Seele eines Jeden befindet, erhält nur die rechte Richtung (Resp. 518 C, D), und eine entsprechende Pädagogik wird etablirt, eine radicale geistige Cur, die wie mit einer Scheere alles abschneidet, was an unserer Natur dem Werden verwandt ist — τὰ τῆς γενέσεως ξυγγενῆ —, die „sogleich mit der Geburt“ ihren Anfang nehmen soll, um den contemplativen Sinn im Menschen zu wecken und zu stählen. Consequenterweise würde eigentlich Jeder ein Mystiker werden, und die Praxis würde untergehen. Dies fühlte Platon, und deshalb beschränkte er die Erlaubniß zur mystischen Ekstase nur auf „die beste Natur“, und auch auf diese nur für gewisse Zeit. Das Staatsinteresse gebietet dies, und wenn diesem entsprochen wird, dann hat auch der Einzelne nach Platon's Dafürhalten, dem das Staatswohl, das Gemeinsame, τὸ κοινόν, über Alles geht (519 E), davon Nutzen (520 C). Alternirend sollen daher

seine Philosophen sich um Staatsgeschäfte bekümmern, um sich alsdann wieder zur mystischen Contemplation des höchsten Gutes zurückzuziehen, um gemeinschaftlich, wie er sich ausdrückt, im rein Geistigen — ἐν τῷ καθαρῷ — zu wohnen. Sie sind also nach seinem Sinne Theologen, die zeitweilig Politik treiben, aber erst mit dem fünfzigsten Lebensjahre fällt ihnen dieses glückliche Loos zu. Das eigentliche Lebenselement dieser zur höchsten geistigen Reife gediehenen Naturen (der männlichen wie der weiblichen) ist demnach die Beschäftigung mit dem absoluten Urgrund alles Wissens und aller Wahrheit, mit dem Guten.

Halten wir hier inne, um das Gewonnene nochmals zu resumiren. In der ἰδέα του ἀγαθοῦ hat Platon mit besonderm Nachdruck außer der Einheit und Transscendenz einerseits den absoluten Grund, anderseits den absoluten Zweck betont. Das Summum Bonum ist Princip von Allem, von Erkennen und Sein, vom Erkennen, indem es alles, was unser Geist erkennt, zuerst erkannt hat, vom Sein im vollen Umfang des Wortes, wonach es nicht bloß das ideelle, sondern auch das in die sinnliche Erscheinungswelt getretene Sein in sich begreift. Da aber nur für das Gute — „für das Schöne und Rechte," sagt Platon — die ἰδέα του ἀγαθοῦ Ursache ist, so suchen wir vergebens nach einer Ableitung des Uebels und des Bösen. Es bleibt unerklärt. Schon im II. Buche der Politeia, wo Platon nur an den vorhandenen religiösen Vorstellungen bessert und noch nichts Neues mittheilt, hatte er sich dahin ausgesprochen, daß Gott nur des Guten Ursache ist; an dem Bösen sei Vieles schuld, nur nicht Gott. Ich hebe dies als einen Mangel hervor und erinnere daran, daß in der Schrift über die Gesetze das Böse auf ein böses Princip, die böse Weltseele, zurückgeführt wird, woraus ersichtlich, daß Platon selbst (falls er der Verfasser der Gesetze in allen Theilen ist) später das Bedürfniß nach einer gewissen Ergänzung, die freilich keine wahre Abhülfe leistete, empfunden hat.

Klar und deutlich vindicirt Platon seinem Weltprincip die absolute Zweckursächlichkeit. Das Gute ist sich selbst Zweck, sich selbst genügend, in sich selbst die höchste Seligkeit, „das seligste Sein" — τὸ εὐδαιμονέστατον τοῦ ὄντος — „das die Seele um jeden Preis schauen muß" (526 E). Als absoluter Zweck ist es „das Ziel", und zwar das Eine — σκοπὸς εἷς (519 C) — und „Musterbild" für alles relative Sein, für den relativen Geist zunächst, „der das Gute als παράδειγμα gebraucht, um demselben den Staat als Ganzes wie in seinen Gliedern und sich selbst zu verähnlichen." So ist das Gute das Maß für Alles, weil es die absolute Vollkommenheit ist: ἀτελὲς γὰρ οὐδὲν οὐδενὸς μετρόν, nichts Unvollendetes gilt als Maß.

Das sind hohe Gedanken, sie haben eine zündende Gewalt, Aristoteles hat dies bereits empfunden, der zwanzig Jahre zu Füßen Platon's gesessen. Ich finde in der genialsten Lehre des Stagiriten, in der von dem νοῦς ποιητικός, Anklänge an das VI. Buch der Politeia. Auch er frug: Welches ist das wirkende Princip unserer Gedanken? Die Schärfe seines Geistes führte ihn ungleich tiefer ein in das uns am nächsten Liegende, in den physischen Vorgang, als Platon, den es sofort zum Fernsten, zum Absoluten hinzog, in dessen Erkennen er den Grund unseres Erkennens wiederfand. Aber wie Platon, so hat auch Aristoteles hingewiesen auf jenes Princip, das, wie er sagt, das Denken des Denkens ist, νόησις νοήσεως. Später, zu einer Zeit, als wiederum Platon es war, der dem Geiste die Fackel vorhielt, um ihm hinüberzuleuchten in die jenseitige Welt der Ideale, war es ein h. Augustinus, der, Platon's Gedankenflug folgend, es aussprach: Bonum hoc et bonum illud: tolle hoc et illud, et vide ipsum bonum, si potes; ita Deum videbis, non alio bono bonum, sed bonum omnis boni (de Trinit. VIII, 4).

Wir sind berechtigt, in Platon den Herold der Idee der moralischen Weltordnung zu verehren, die er in großen Zügen nachgewiesen. Es genügte ihm, wie überall, die Fingerzeige gegeben zu haben, indem er verkündete: Alles Seiende ist um des Guten willen,

Alles hat einen sittlichen Werth, das Wissen, insofern es den sittlichen Werth bestimmt, die Dinge, insofern sie nach ihrem sittlichen Werth bestimmt werden. Erst das Christenthum aber hat diese Gedanken zum Gemeingut Aller gemacht, mit denen Platon doch nur einzelnen Auserlesenen den Weg zum wahren irdischen und ewigen Glück zeigen wollte. Ueber eine solche Beschränkung konnte sich selbst ein Geist wie Platon nicht erheben. Dazu bedurfte es noch etwas mehr als der Philosophie. Da konnte nur der göttliche Logos helfen und den Menschengeist zu jener Einsicht erheben, der wir in den Worten des Apostels begegnen: *πάντες . . ὑμεῖς εἷς ἐστὲ ἐν Χριστ Ἰησοῦ* (Gal. 3, 28).

Alles in Allem genommen hat Platon in der Theologie des VI. und VII. Buches der Politeia einen Schatz herrlicher Gedanken zum ersten Male unter den Griechen und mit einer auch später, selbst von Aristoteles nicht übertroffenen Ueberzeugungskraft, Wärme und Tiefe dem Bewußtsein der Menschheit erschlossen. Indessen würden wir uns enttäuscht sehen, wenn wir von ihm stringente Beweise erwarten wollten. Es sind sozusagen nur Postulate, die er an die wahre Theologie auf Grund seiner erkenntnißtheoretischen und methaphysischen Principien zu stellen wagte. Er verlangt von ihr die Annahme eines einzigen, absoluten, in und durch sich vollkommenen, geistig erkennenden, schöpferisch thätigen Wesens, das als Urquelle alles Seins und alles Erkennens, als Urgrund aller Wahrheit nachgewiesen werden müsse. Daß in Platon's theologischem Systeme aber die Gottheit, das höchste Gut in unmittelbaren schöpferischen Contact nur mit der intellectuellen Welt tritt, indeß die körperlich-sinnliche Welt in ihrer Entstehung und Gestaltung auf den Helios, den Quell des Lichtes und alles dem sinnlichen Lichte verwandten Lebens, zurückgeführt wird, dafür scheint mir allein in Platon's eigenem hochstrebendem Sinn die Erklärung zu liegen. Wie für diesen die Lieblingsstätte nur das Reich des Gedankens war, so sollte auch sein Weltprincip keine andere Heimath haben. So viel aber ist gewiß, Platon's Theologie ist gegründet auf einen lautern Monotheismus; dies hat er mit Sokrates, mit Aristoteles, mit allen wahrhaft großen Denkern gemein. Was wir aber vielleicht nur selten in der Geschichte der Geisteswissenschaft der Philosophie antreffen, ist eine Lehre, die so sehr wie die von Platon der getreue Abdruck des innern Geisteslebens, des selbsteigenen Ringens und Strebens zum wahren übernatürlichen Lichte gewesen. Dieses Schauspiel einer zu Gott hinstrebenden Seele, die unermüdlich zum Jenseits vorwärts dringt und im Vorwärtsbringen sich selbst die Brücken abbricht, welche sie in's Diesseits wieder hätten zurückführen können, einer Seele, die sogar das jenseitige Schauen vorausnehmen will, weil ihr alles diesseitige Erkennen zu sehr wie ein „Blinzeln" bedünken will — das ist der geistige Genuß, den das Studium dieser Theile der Politeia gewährt, auf welche ich Sie hinzuweisen die Ehre gehabt habe. Ich denke mir eine derartige Betrachtungsweise Platonischer Gedanken in der That lehrreicher, als da und dort im weitausgedehnten Garten der sogenannten Platonischen Literatur Blumen zu sammeln und sie zu einem künstlichen Strauße geschickt zusammenzuwinden. Es bleibe jegliches an seiner Stelle und erfreue unser geistiges Auge durch den urwüchsigen Reichthum seiner Farbenpracht und Wohlgerüche. Daß uns dieser Genuß nicht verloren gehe, und nicht verkürzt werde, dafür aber hat die Platonische Forschung der Zukunft zu sorgen.

Hieran schloß sich ein längeres Referat des Herrn Prof. Dr. Schütz aus Trier über einen von ihm gestellten Antrag betreffend die Herausgabe der beiden Summen des h. Thomas von Aquin. Wiewohl die Section der wohldurchdachten Motivirung dieses Antrages von Seiten des Referenten vollste Anerkennung entgegenbrachte, so glaubte sie doch vorerst, und namentlich mit Rücksicht auf die in Rom bereits in Angriff genommene Veranstaltung einer Gesammt-Ausgabe

der Werke des h. Thomas, von der Ausführung des beantragten Unternehmens absehen zu müssen. Der Vorsitzende referirte sodann über einen von Herrn Prof. Dr. Al. Schmid in München gestellten Antrag, die Lehren des h. Thomas von Aquin in einer ähnlichen Weise zusammenzustellen und zu erklären, wie Trendelenburg in den Elementa Logices die logischen Lehren des Aristoteles behandelt hat. Seinerseits beantragte der Vorsitzende, die Görres-Gesellschaft möge durch Ausschreibung einer Preis-Aufgabe zunächst die Bearbeitung einer einzelnen Lehre des h. Thomas veranlassen. Nach längerer Discussion beschloß die Section im Sinne dieses Antrages. Als Thema für dieses Preisausschreiben wurde in einer am folgenden Tage abgehaltenen Sitzung des Sections-Vorstandes eine bündige Bearbeitung der Lehre des h. Thomas von Aquin von der Erkennbarkeit Gottes erwählt. Nach mehr als vierstündiger Verhandlung wurde die Sitzung der philosophischen Section geschlossen.

Zum Theil gleichzeitig mit der philosophischen tagte die historische Section. Der zahlreich besuchten Sitzung präsidirte das Mitglied des Sections-Vorstandes, Herr Präses Dr. Hülskamp aus Münster i. W., welcher die Versammlung mit einem kurzen Hinweis auf den hervorragenden Antheil der historischen Section an den allgemeinen Arbeiten der G.-G. eröffnete, die Gründung des historischen Jahrbuches als erstes und bedeutendes Unternehmen der jungen Section betonte und sodann dem Redacteur des Jahrbuches, Herrn Dr. G. Hüffer, das Wort gab, damit dieser über Gründung, Fortgang und Stand der neuen Zeitschrift eingehenden Bericht erstatte. Derselbe besagte im Wesentlichen, wie folgt:

Zur Zeit der Münchener General-Versammlung, von welcher dieser Bericht auszugehen hat, war eine Reise des Redacteurs durch Süddeutschland und Oesterreich in der Ausführung begriffen, welche den Zweck hatte, im Interesse des Jahrbuches mit einer Reihe von Fachmännern nähere persönliche Fühlung zu gewinnen. Die fünfwöchentliche Reise, deren Kosten von der Gesellschafts-Kasse getragen wurden, ist denn auch durchaus von erfreulicher und fruchtreicher Wirkung gewesen. Zu Anfang October ersuchte ein Circular an die in Aussicht genommenen Theilnehmer und Mitarbeiter um Einsendung oder feste Zusicherung von Beiträgen, damit so über den muthmaßlichen Erfolg des Unternehmens größere Sicherheit gewonnen werde. Der reiche Erfolg, dessen sich dieses Circular zu erfreuen hatte, konnte in dem am 1. December seitens des Verwaltungs-Ausschusses ausgegebenen Prospecte bereits näher verzeichnet werden. Die Aufforderung zum Abonnement, die sich mit dem Prospect verband, begegnete von vorn herein der wärmsten Theilnahme und Opferfreudigkeit von Seiten der Vereinsgenossen, so zwar, daß mit über 700 vorher eingezeichneten Abonnenten aus der Gesellschaft der materielle Erfolg der jungen Schöpfung außer Frage gestellt war.

Heft I, dessen Druck Anfang November begonnen hatte, erschien in der ersten Hälfte des Monat Januar 1880, 11½ Bogen stark, in der Höhe von 2000 Exemplaren gedruckt. Nachdem durch zahlreiche Probesendungen, Annoncen und was sonst zum buchhändlerischen Vertrieb gehört, die Aufmerksamkeit bei Freund und Gegner geweckt war, galt es, durch

einen (am 25. Januar) von der Redaction ausgehenden Antrag auf Austausch der gegenseitigen Publicationen mit den verschiedensten historischen Zeitschriften des In- und Auslandes in dauernde Beziehung zu treten. Die Aufnahme, welche das unter Anlage von Heft I erfolgende Schreiben des Redacteurs fand, war eine sehr günstige. Von circa 40 angegangenen Zeitschriften antworteten 31 über kurz oder lang in bejahendem Sinne, 3 lehnten ab, die übrigen antworteten nicht; es verdient dabei wohl der Hervorhebung, daß gerade die gegnerischen Organe mit großer Courtoisie durchgängig sich zum Tausch-Cartell bereit erklärten, was von den principiell befreundeten Zeitschriften nicht in gleichem Maße gesagt werden kann [12]). Nach der Nationalität vertheilen sich die Zeitschriften, mit denen das Jahrbuch dieserart in Verbindung trat, folgendermaßen: Auf die Länder deutscher Zunge entfallen 20, auf Italien 4, Frankreich 3, Belgien 2, Spanien 1 und America 1. Seitens der Redaction wurden außerdem 6 weitere Zeitschriften angeschafft, mehrere englische Organe für die weitere Anschaffung vorgesehen. Die Anlage einer Redactions-Bibliothek ist damit bereits vollzogen und werthvolle, sonstige Acquisitionen zu gleichem Zweck sind dem gefolgt.

Anfang April konnte Heft II in einer Stärke von 8½ Bogen und einer Auflage von 1500 Exemplaren ausgegeben werden; Heft III erschien Mitte Juli, 9½ Bogen stark, gleichfalls in der Höhe von 1500 Exemplaren gedruckt.

Die Zahl der wirklich abgesetzten Exemplare, inclusive der Frei- und Tausch-Exemplare, beträgt nach Aufstellung vom 13. August: 1013, von denen auf Mitglieder resp. Theilnehmer der G.-G. 765 entfallen, auf außenstehende Abonnenten, Bibliotheken Lesecirkel ꝛc. 208, auf Tausch- und Frei-Exemplare 31, beziehungsweise 9.

Was nun die Aufnahme betrifft, welche Idee und Erscheinungsform des Jahrbuches hüben wie drüben gefunden haben, so darf man im Allgemeinen sagen: dieselbe war über Erwarten gut. Es sei dabei nur im Vorübergehen mit herzlichem Danke der liebenswürdigen Besprechungen gedacht, welche von befreundeten Organen und Zeitungen, dem Handweiser, der Rundschau, der neuen Benedictiner-Zeitschrift, dem Katholik, den Laacher Stimmen, der Germania, Kölnischen Volkszeitung ꝛc. erfolgt sind; auch die theilnehmende Haltung des Polybiblion, der Studi e documenti, sowie der Çiençia cristiana hat um deswillen vielleicht weniger Gewicht, da es sich eben um Bundesgenossen handelt. Aber auch von Seiten der neutralen oder gegnerisch gesinnten Zeitschriften ist eine abfällige Kritik, so weit ich sehe, nicht verlautbart. Freilich ist es in der Regel nicht Sitte, den Inhalt anderer Zeitschriften zu kritisiren, und so hat sich denn die Mehrzahl dieser Organe auf eine kürzere oder längere objective Notiz über Zweck, Eintheilung und Inhalt des neuen Unternehmens beschränkt. Indeß schon dieses unbeanstandete Registriren unter den übrigen wissenschaftlichen Novitäten scheint mir ein sehr beachtenswerther Erfolg, ein stillschweigendes Anerkenntniß der Wissenschaftlichkeit, zugleich aber auch das überaus werthvolle Zugeständniß einer objectiven Haltung zu sein, welche dem gewiß äußerst regen Verdachte der principiellen Gegner keine Handhabe zu abfälliger Beurtheilung geboten hat. In dieser Beziehung äußerst bezeichnend ist ein im jüngsten 3. Hefte der Berliner Mittheilungen aus der historischen Literatur enthaltenes, ausführliches Referat über Heft I des Jahrbuches, worin dieses zwischen zwei andern neuen Unternehmungen von größter wissenschaftlicher Tragweite besprochen wird: „Das Vorwort des Redacteurs hat dem Referenten zwar den

---

[12]) Da bei dieser Gelegenheit auch die ‚Laacher Stimmen' mit unter den Organen aufgeführt wurden, welche das Gesuch um Austausch nicht erwidert hätten, so gereicht es uns zu aufrichtiger Freude, nachträglich constatiren zu können, daß dieser Thatsache nur ein Versehen zu Grunde lag, und zwischen den beiderseitigen Redactionen das herzlichste freundschaftliche Einvernehmen besteht.

Verdacht tendentiös-ultramontaner Gründung zu andern als wissenschaftlichen Zwecken nahe gelegt, doch beruhigen ihn die Aufsätze von Heft I ebenso wie die Recensionen; mit Ausnahme einer einzigen Arbeit hätten sämmtliche größere Aufsätze in jeder andern wissenschaftlichen Zeitschrift stehen können." Was den jetzigen Stand der Arbeiten anlangt, welche für das Jahrbuch in Aussicht stehen, so ist der Stoff für Heft IV zum großen Theile in meinen Händen, zu einem andern Theile bestimmt zugesagt. Dem pünktlichen Erscheinen des Heftes steht also bisher ein Hinderniß nicht entgegen. Weiterhin sind meist mit Terminbestimmung fest zugesagt: Aufsätze etwa 15, und Recensionen hervorragender Neuerscheinungen in derselben Höhe.

Nach alledem darf man wohl der frohen Ueberzeugung leben, daß der dauernde Fortbestand unseres jungen Unternehmens, daß vor allem die wissenschaftliche Reputation desselben so gut begründet und gefestigt erscheint, wie man es nur immer erhoffen durfte.

Der Redner geht nun im weitern Verlaufe dazu über, verschiedene schwache Punkte, die einer Aenderung bedürftig seien, zu berühren und mehrfachen Wünschen Ausdruck zu geben, welche sich im Wesentlichen auf strenge Einhaltung der vornehmsten Punkte des Programms: Katholicität, Vermeidung aller nicht durch die Sache gebotenen Polemik, milde Form der principiellen Discussion, unbedingte Wissenschaftlichkeit der eingehenden Beiträge, zurückführen lassen. Der letzte Punkt gibt dem Vortragenden Veranlassung, sich in weiterer Ausführung über den ganz hervorragenden Antheil der gläubigen Geschichtsforschung und namentlich der Orden an der Entwicklung der kritischen Geschichtswissenschaft zu verbreiten und auf die besondere Ehrenpflicht der jetzigen Generation hinzuweisen, die leider so vielfach aufgegebene Stellung zurückzuerobern. Schließlich spricht Redner dem zeitigen Vorsitzenden Herrn Dr. Hülskamp seinen herzlichen Dank aus für die den Interessen des Jahrbuches zugewandte, stets zu Rath und That bereite Hülfe, und bittet die Mitarbeiter um fortgesetzte gemeinsame Arbeit im Dienste der guten Sache, die zu verfechten das junge historische Jahrbuch begründet sei.

In der an diesen Bericht anknüpfenden Discussion betonte Herr Dr. Franz (Berlin) die Rathsamkeit einer Beschränkung des archivalischen Materials in der Zeitschrift, und wies auf die Nothwendigkeit hin, durch Einsendung von Recensions-Exemplaren an die großen Tagesblätter mehr für die Verbreitung des Jahrbuches zu wirken; Herr Dr. Grube theilte günstige Urtheile aus Münchener akademischen Kreisen über das Jahrbuch mit, woran sich dann eine Reihe von Fragen und kleineren Bemerkungen knüpfte.

Die zwanglose Discussion ging darauf zu andern historischen Thematen über und verweilte namentlich längere Zeit bei zweien von Herrn Stadtpfarrer Münzenberger in Anregung gebrachten Desiderien, deren eines, im Namen von Prälat Janssen in Frankfurt vorgetragen, eifrige Beschäftigung mit der Reformationsgeschichte anempfahl, während das andere die Widerlegung der geläufigsten Geschichtslügen in einem compendiösen Werkchen zum Gegenstand hatte. Nach lebhafter Debatte, an welcher die Herren Dr. Franz, Inspector Dieffenbach, Pfarrer Weißbrodt, P. Braunmüller und Andere Theil nahmen, wurde dieselbe, da eine bestimmte Beschlußfassung auch vom Antragsteller selbst nicht vorgesehen

war, mit einigen Dankesworten des Vorsitzenden an den Redacteur des Jahrbuches, geschlossen, und erreichte damit die Sections-Sitzung gegen 8 Uhr Abends ihr Ende.

Auch die Verhandlungen des zweiten Tages (18. August) wurden durch eine in der Bonifatiusgruft des Domes für die Theilnehmer an der General-Versammlung celebrirte h. Messe eingeleitet.

Um 9 Uhr wurde die Sitzung der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft eröffnet. In Vertretung des verhinderten Präsidenten Frhrn. von Heereman übernahm Herr Domcapitular Dr. Gerlach den Vorsitz. Einziger Berathungs-Gegenstand bildete das Unternehmen eines Staats-Lexicons, zu welchem Herr Professor Dr. v. Hertling ein 24 Druckseiten umfassendes systematisches Programm vorgelegt hatte. Wir beschränken uns hier auf die Wiedergabe der nachstehenden einleitenden Bemerkungen.

Das Programm soll, indem es von bestimmten, durch die vorgezeichnete Aufgabe selbst gegebenen Gesichtspunkten ausgeht, die Norm für die Abgrenzung des Stoffes, die Motivirung für die Auswahl der einzelnen Artikel und endlich für die Ausarbeitung dieser letztern die erforderlichen Fingerzeige bieten. Die Aufstellung eines derartigen bestimmten und detaillirten Grundplanes schien nothwendig, um dem beabsichtigten Werke die innere Einheit und Folgerichtigkeit so weit als möglich zu sichern und störende Ungleichheiten oder Lücken thunlichst zu vermeiden.

Die frühern, mehr in allgemeinen Zügen entworfenen Programme wie die gepflogenen Discussionen lassen als leitenden Gedanken die Absicht erkennen, den weiten Umkreis des öffentlichen Lebens, so weit dasselbe einer wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, einer Betrachtung im Lichte der katholischen Principien zu unterziehen, oder auch die katholische Anschauung in folgerechter Entwickelung in die verschiedenen Disciplinen hineinzutragen, welche sich mit den Verhältnissen des öffentlichen Lebens befassen. Konnte aber — schon aus rein praktischen Gründen — eine Verwirklichung dieser Absicht nicht in der Form einer erschöpfenden systematischen Darlegung dieser sämmtlichen Disciplinen angestrebt werden, empfahl sich vielmehr der Weg einer Auswahl und encyklopädischen Zusammenstellung derjenigen Fragen und Gegenstände, auf deren Behandlung in der bezeichneten Richtung es vorzüglich ankommen mußte, so galt es zuvörderst, den einheitlichen Gesichtspunkt zu finden, von welchem aus in eben so zweckentsprechender als innerlich consequenter Weise diese Auswahl getroffen werden konnte.

Das Programm vom Jahre 1878 (Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für das Jahr 1878, S. 17 ff.) bezeichnet mit besonderm Nachdrucke als Aufgabe die Bearbeitung eines Staats-Lexicons. In der That wird bei der Gestaltung, welche das öffentliche Leben in der Gegenwart gewonnen hat, wie bei der fast durchgehenden Beschaffenheit der dieser Gestaltung folgenden wissenschaftlichen Theorie nur der Staat geeigneter Weise in dem angegebenen Sinne Mittelpunkt und Ausgangspunkt der Betrachtung darbieten können. Nicht freilich darum, weil in Wahrheit dem Staate eine die sämmtlichen übrigen Kreise des öffentlichen oder überhaupt des menschheitlichen Lebens überragende Bedeutung zukäme, die er als einseitige und in ihrem Werthe beschränkte Gestaltungen erst in die Einheit eines höhern Ganzen zu erheben hätte. Und auch nicht bloß darum, weil formell in solcher Weise am ehesten eine einheitliche Behandlung des manchfach auseinander liegenden Stoffes sich ermöglicht. Vielmehr ist eine solche Anordnung durch die besondere Richtung

der vorgezeichneten Aufgabe von selbst gegeben. Irrige Doctrinen über das Wesen des Staates haben nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in den Einrichtungen des öffentlichen Lebens zu den verderblichsten Consequenzen geführt. Die feindselige Stellung, welche Staatsgewalten und politische Parteien der Kirche gegenüber einnehmen, ist bald durch jene Doctrinen unmittelbar beeinflußt worden, bald soll sie in denselben die nachträgliche Rechtfertigung finden, und die gleiche Ueberschätzung der staatlichen Befugnisse, welche den Conflict mit der Kirche unvermeidlich macht, führt nach einer andern Seite in consequenter Ausgestaltung zu den verderblichen Theorieen der modernen Socialisten und Communisten, welche, aus der Noth und der Gier der besitzlosen Klassen ihre furchtbare Kraft schöpfend, Gesellschaft und Cultur mit dem Untergange bedrohen. Wenn also das erwähnte Programm (a. a. O. S. 20) dem Staats-Lexicon der Görres-Gesellschaft „vorwiegend einen corrigirenden und rectificirenden Charakter" zuweist, so ergibt sich die Richtigstellung des Staatsbegriffes nach all' den Beziehungen, die er einschließt, als erstes und wichtigstes Ziel.

Um dieselbe in zureichender Weise zu unternehmen, ist es aber unerläßlich, auch die theoretischen Voraussetzungen des Staatsbegriffes und die thatsächlichen Grundlagen des staatlichen Lebens mit in Betracht zu ziehen. Insbesondere läßt sich von hier ermessen, in welchem Umfange das weite und wichtige Gebiet des Naturrechtes sammt den von dem letztern vorausgesetzten ethischen Grundanschauungen innerhalb des Staats-Lexicons Aufnahme zu finden hat.

Sodann aber ergibt der solchergestalt ausdrücklich in den Vordergrund geschobene Staatsbegriff die Möglichkeit, eine sachgemäße Auswahl der zu behandelnden Fragen des positiven Rechtes, sowie der in's Gebiet der socialen und kirchlichen Wissenschaft einschlagenden zu treffen. Die Verwaltung der Rechtspflege ist eine der vornehmsten Functionen des staatlichen Lebens. Wenn daher auch begründetermaßen „das Detail des Privat- und Handels-Rechtes, der Proceßlehre, des Strafrechtes und des Kirchenrechtes" auszuschließen ist, so wird doch eine Erörterung der hier einschlagenden allgemeinen Principien, sowie auch aller derjenigen Einzelfragen nicht umgangen werden dürfen, bei welchen in irgend einer Weise das Interesse der staatlichen Gemeinschaft zur Geltung kommt. Wenn ferner Staatsleben und menschheitliches Leben einander nicht decken, wenn vielmehr innerhalb der Staatseinheit zahlreiche und verschiedenartige gesellschaftliche Bildungen zur Erreichung menschheitlicher Zwecke bestehen, so haben doch diese sämmtlich nach irgend einer Seite hin, direct oder indirect, eine Beziehung zum Staate. Nicht nur nämlich, daß dem letztern die Aufgabe zufällt, den manchfachen und wechselnden Verhältnissen und Bedürfnissen gegenüber, welche die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens erzeugt, die allgemeinen Rechtsgrundsätze festzuhalten und durchzuführen, auch die Weiterbildung des Rechtes, welche mit Bezug auf jene gesellschaftlichen Bildungen geschieht und deren inneres Leben sichert, vollzieht sich zum großen Theil unter dem wirksamen Einflusse der staatlichen Autorität und der staatlichen Gesetzgebung. Endlich aber hat der Staat auch die Aufgabe, nach Maßgabe des allgemeinen Interesses jene gesellschaftlichen Bildungen zu fördern, zu leiten und gegen einander auszugleichen. Mit Rücksicht also auf diese ihre Beziehungen zum Staate fallen sie in den Bereich des Staats-Lexicons, und in die Erörterung ihres eigenthümlichen Wesens ist nur in so weit einzutreten, als davon Maß und Richtung der staatlichen Einflußnahme abhängig ist.

Auf die weitere Durchführung dieser Grundsätze aber, auf welche der an die Spitze gestellte oberste Gesichtspunkt hinweist, werden zugleich die äußern Ziele mitbestimmend, denen das beabsichtigte Werk dienen soll. Einerseits hat es dem praktischen Staatsmanne wie dem Publicisten eine möglichst allseitige, umsichtige, auf die Principien zurückgehende Orientirung über die mancherlei Fragen zu bieten, welche von dem öffentlichen Leben auf-

geworfen werden. Anderseits soll es sich als eine Zusammenfassung der auf das öffentliche Leben bezüglichen wissenschaftlichen Lehren und selbst als ein staats- und social-wissenschaftliches Werk darstellen. Jener erste Zweck bedingt eine Ergänzung der allgemeinen Staatslehre, wie sie im Vorstehenden allein in's Auge gefaßt war, durch die positive Staatenkunde, dieser eine Erörterung der systematischen Begriffe der Wissenschaft sowie der hervorragenden wissenschaftlichen Theorieen. Der gewählte Standpunkt gibt aber auch hier die Möglichkeit einer sachgemäßen Auswahl. Nicht schon die sämmtlichen Disciplinen, welche durch den vom Staats-Lexicon beschriebenen Umkreis berührt oder geschnitten werden, sondern nur diejenigen, die ihrem ganzen Umfange nach in denselben hineinfallen, sind, wie nach ihrem materiellen Inhalte, so auch nach den Mitteln ihrer systematischen Ausgestaltung vollständig zu berücksichtigen.

Die als wünschenswerth bezeichnete Bevorzugung des Systematischen vor dem Historischen hat dazu geführt, Thatsachen der politischen Geschichte nur dann heranzuziehen, wenn sie zum Verständniß heute bestehender politischer Zustände und Institutionen oder zur Illustration staatswissenschaftlicher Theorieen unentbehrlich sind. Biographische Aufsätze über einzelne Persönlichkeiten der politischen Geschichte, bei deren Auswahl ohnehin eine sichere Grenze schwer zu finden ist, wurden gänzlich ausgeschlossen, und nur solche in Aufnahme gebracht, welche der Geschichte der staatswissenschaftlichen Theorie angehören.

Daß in der Anwendung dieser Grundsätze im Einzelnen der apologetische Charakter des beabsichtigten Werkes modificirend einwirken mußte, ist eben so selbstverständlich, wie daß bei der Scheidung des Wichtigen von dem minder Wichtigen den öffentlichen Verhältnissen der Gegenwart und den Strömungen der Zeit der Einfluß nicht verwehrt werden konnte.

Der gesammte zur Behandlung bestimmte Stoff läßt acht Abschnitte unterscheiden: 1. Der Staat im Allgemeinen, 2. Die Grundlagen des Staatslebens, 3. Das specifisch staatliche Leben, 4. Die verschiedenen Lebenskreise im Staate, 5. Staat und Kirche, 6. Die Beziehungen der Staaten unter einander, 7. Positive Staatenkunde, 8. Zur Geschichte der Staatswissenschaften.

Die Berathungen wurden eingeleitet durch einen Bericht des Verfassers des systematischen Programms über die bisherigen Vorarbeiten zur Herausgabe des Staats-Lexicons, sowie eine eingehende Darlegung der bei Aufstellung des vorliegenden Programmes maßgebenden Erwägungen. Bezüglich der weitern Ausführung pflichtete die Section der insbesondere von Rechtsanwalt Bachem vertretenen Auffassung bei, wonach der jetzt zu erwählende definitive Redacteur zunächst die Mitglieder des Vorstandes der Section zur schriftlichen Aeußerung über das systematische Programm, sowie über die in Aussicht zu nehmenden Mitarbeiter einzuladen habe. Sache des Redacteurs würde es dann sein, das so gewonnene Material in ihm geeignet erscheinender Weise zu berücksichtigen. Von der Einsetzung einer Redactions-Commission oder einer Redactions-Ueberwachungs-Comission sei Abstand zu nehmen; selbstverständlich werde sich der Redacteur mit dem Verwaltungs-Ausschuß und dem Sections-Vorstande in der naturgemäßen Verbindung erhalten. Die Section nahm schließlich einstimmig nachstehenden von Herrn Ober-Bürgermeister a. D. Kaufmann formulirten Antrag an: „Die Section beschließt, daß der geschäftsführende Ausschuß

autorisirt werde, unter Zuziehung des Sections-Vorstandes die ihm geeignet scheinenden Schritte zu thun, um die Herausgabe des neuen Staats-Lexicons auf Grundlage des mitgetheilten systematischen Programms baldmöglichst herbeizuführen."

Um 11 Uhr trat der Gesammt-Vorstand nochmals zusammen, um über die in den Verhandlungen hervorgetretenen Anträge zu beschließen. Es wohnten dieser Sitzung die oben (S. 5) bereits genannten Vorstands-Mitglieder (mit Ausnahme des Herrn Dr. Schütz und des Herrn Dr. Komp), und überdies die Herren Regens Dr. Hipler und Geistl. Rath Münzenberger an. Der Antrag der philosophischen Section bezüglich des von ihr gewünschten Preis-Ausschreibens wurde gutgeheißen. Ebenso der oben bereits genannte, von der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft gefaßte Beschluß bezüglich der Herausgabe des projectirten Staats-Lexicons.

Um halb 12 Uhr fand die sehr zahlreich besuchte allgemeine wissenschaftliche Sitzung statt. Nachdem Herr Dr. Hülskamp über die Verhandlungen der historischen Section, und Herr Prof. Frhr. von Hertling über die Verhandlungen der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft referirt hatten, nahm Herr Regens Dr. Komp das Wort zu einem Vortrage über das Zacharias-Diplom vom 11. November 751, oder Fulda's Unmittelbarkeit unter dem römischen Stuhl und seine quasiepiskopale Jurisdiction. Wir theilen diesen Vortrag unten im Anhange vollständig mit.

In einem zweiten Vortrage beleuchtete Herr Subregens Dr. Engelb. Lor. Fischer aus Würzburg die negative Bedeutung des modernen Pessimismus. Der Redner entwickelte des Nähern folgende Gedanken.

Der Pessimismus stellt die neueste Entwickelungsphase der modernen Philosophie dar. Ist derselbe auch ein natürlicher Sohn unserer Zeit, so hat sie ihn doch schon lange in ihrem Schooße getragen. Die zart besaiteten Dichter haben zuerst den krankhaften Pulsschlag unserer Aera trotz ihres blühenden Aeußern herausgefühlt. Was Viele mehr oder minder bewußt empfanden: jene tiefe Melancholie, jene düstere Unzufriedenheit mit dem Dasein, jenes innere Zerrissensein, — haben Shelley, Byron, Heine, Lenau, Leopardi in ergreifenden poetischen Ergüssen zum Ausdruck gebracht; selbst der vom Glücke, wie selten Einer, auf den Händen getragene Musensohn Goethe verräth inmitten seiner übersprudelnden Heiterkeit unverkennbar den hippokratischen Zug.

Als dann zu dieser innern Haltlosigkeit und Oede, welche offenbar eine Folge der wachsenden Gottentfremdung und Entchristlichung ist, in unsern Tagen noch die äußere Misère auf socialem und politischem Gebiete hinzukam, konnte es nicht ausbleiben, daß der Pessimismus immer weitere Kreise zog und mehr und mehr populär wurde. Was so die Massen als Stimmung durchdrang und vielfach noch durchdringt, faßte jetzt die Philoso-

phie in die Form des Gedankens, und suchte ihm eine metaphysische Grundlage und ein systematisches Gewand zu geben. Und so ist aus dem Gemüths-Pessimismus der wissenschaftliche Pessimismus herausgewachsen.

Schopenhauer und Hartmann wurden nun die Löwen des Tages. Zwar erblickte des Erstern Hauptwerk, „die Welt als Wille und Vorstellung", schon 1819 das Licht der Welt; aber damals war es eine Frühgeburt. Zum großen Verdruß seines Vaters blieb es Jahrzehnte lang unbeachtet — die Zeit war eben nicht darnach angethan —, bis es im Jahre 1844 unter einem glücklichern Sterne wiedergeboren ward. Seitdem steht Schopenhauer auf der Tagesordnung. Hat er auch keine eigentliche Schule gegründet, so zählt er doch einen Kreis von Jüngern. Sein größter und geistreichster Apostel aber ist unstreitig Ed. v. Hartmann, ja, er überragt sogar den Meister noch, indem er die ziemlich losen Apperçus desselben in ein System gebracht und es mit einer neuen Zinne gekrönt hat. Und welch' gewaltigen Anklang der „Philosoph des Unbewußten" im großen Publicum gefunden, beweist der für philosophische Erzeugnisse zumal in unserer Zeit beispiellose Absatz seiner Schriften, besonders seines Hauptwerkes, das in zehn Jahren neun Auflagen erlebte. Seitdem ist die Literatur über den Pessimismus pro und contra massenhaft angeschwollen und ist derselbe neben dem Darwinismus zum stehenden Thema geworden.

Es mag deshalb angemessen erscheinen, daß auch im Schooße der Görres-Gesellschaft diesem heutzutage viel umstrittenen Gegenstand ein Wort gewidmet werde, und deshalb wollen Sie, m. HH., mir gestatten, soweit die Spanne Zeit eines Vortrages es erlaubt, mich etwas über die Bedeutung des modernen Pessimismus zu verbreiten.

Eine positive wissenschaftliche Bedeutung hat meines Erachtens der Pessimismus nicht, denn er ist sowohl haltlos in seinem Princip, als unbegründet in seinem Aufbau.

Was zunächst das metaphysische Princip betrifft, so bildet nach Schopenhauer und Hartmann den Urgrund der Welt der blinde Wille oder der vernunftlose Drang zum Leben. Doch hier schon scheiden sich beide: Hartmann nämlich genügt der bloße Wille nicht, um daraus die Welt abzuleiten, und deshalb vindicirt er dem Absoluten oder dem „Alleinigen Unbewußten", wie er es nennt, zwei Vermögen, indem er den blinden Willen noch durch die unbewußte Vorstellung ergänzt. Letztere ist das Vernünftige oder das Logische im Absoluten, der Wille dagegen das Unvernünftige, das Alogische. Ursprünglich befanden sich beide Vermögen des Absoluten in der Potenz. Aber plötzlich erwachte der bisher latente Wille zum wirklichen Wollen und weckte zu seiner Realisirung auch die bisher gleichsam somnambule unbewußte Vernunft zur wirklichen Vorstellung auf. Dieser nun actuellen, wenn auch immer noch unbewußten Vorstellung, welche die Ideen der zukünftigen Dinge in sich enthielt, bemächtigte sich der Wille und schuf daraus, um seinen Drang zum Leben zu befriedigen, in aufsteigender Stufenfolge die Welt. Aber gerade dadurch, daß der Wille in zahllosen Individuen sich objectivirt, erreicht er das Gegentheil von dem, was er erstrebt. Er ringt nämlich durch die Schöpfung nach Selbstbefriedigung und Seligkeit, erlangt jedoch in Wirklichkeit nur fortgesetzte Pein. Denn die Welt enthält, so zweckmäßig sie auch, wie Hartmann zugibt, eingerichtet ist, so viel Jammer und Elend, daß das Nichtsein dem Dasein vorzuziehen ist.

Das ist in nuce die metaphysische Basis des gegenwärtigen Pessimismus. Prüfen wir sie auf ihren Wahrheitsgehalt, so liegt die Ungereimtheit dieses Princips auf der Hand. Denn erstens enthält hiernach das Absolute von vornherein einen unversöhnlichen Gegensatz in sich: ein alogisches Element, das dominirt, und ein logisches, das nur eine passive Rolle spielt — ein schroffer Dualismus, und mit dem von Hartmann so gepriesenen Monismus seines Systems ist es in Wahrheit nichts. Zweitens wird hier die Welt vom

reinsten Zufall abgeleitet; denn es ist durchaus kein Grund vorhanden, warum der ursprünglich potenzielle Wille sich auf einmal zum actuellen erhebt. Drittens ist es ein Widersinn, wenn zwar nach Hartmann der absolute Wille ganz der Vernunft gemäß und deshalb durchaus zweckmäßig schafft, aber dennoch nichts als eine Welt des Jammers producirt, die in Grund und Boden nichts taugt.

Doch gehen wir über diese Widersprüche im Princip hinweg und prüfen wir nun den Aufbau. Derselbe ruht auf dem Satz, daß die Summe der Unlust in der Welt die Summe der Lust weit überwiege, daß deshalb die Welt nach Schopenhauer „an allen Ecken und Enden bankerott und das Leben ein Geschäft sei, das die Kosten nicht decke". Den Beweis hierfür sucht er zunächst deductiv zu führen und zwar aus dem Begriff der Lust und Unlust, indem er behauptet, die Lust sei überhaupt nichts Reales, nichts Positives, sondern nur eine Aufhebung oder Minderung des Schmerzes, während dagegen die Unlust positiv sei. Deshalb habe Petrarca Recht, wenn er einmal sagt: „mille piacer' non vagliono un tormento"; ein Schmerz könne nie und durch keinen Grad von Lust aufgewogen werden. Deshalb sei eine Welt, in der überhaupt der Schmerz vorkommt, unter allen Umständen, selbst bei noch so vielem Glück, schlechter als das Nichts.

Doch diese Ansicht findet selbst Hartmann excentrisch, und er gibt zu, daß gewisse Genüsse, wie die des Wohlgeschmackes, der Kunst und Wissenschaft ohne vorherigen Schmerz entstehen und positive Lust gewähren. Er sucht deshalb den mißglückten deductiven Beweis Schopenhauer's inductiv zu liefern. Aber damit hat er das Unmögliche gewagt. Denn Lust und Unlust sind rein subjective Empfindungen. Die Empfindung aber ist das Innerste und Wandelbarste, was es gibt. Ist sie ja nicht bloß von den äußern Reizen, sondern auch von der jedesmaligen Stimmung des Empfindenden abhängig. Derselbe Gegenstand, der mir heute Genuß bereitet, kann mich morgen gleichgültig lassen. Es ist deshalb ganz unmöglich, daß man das Quantum der Lust in der Welt gegen das Quantum der Unlust abwägen könne; nicht einmal kann man es in exacter Weise hinsichtlich seines eigenen Lebens, um so weniger für alle Menschen oder gar für alle Lebewesen bestimmen. Der Centralsatz des Pessimismus ist also wissenschaftlich nicht zu beweisen.

Dazu kommt ein Weiteres. Selbst angenommen, es wäre ausgemacht, daß es weit mehr Schmerz als Lust in der Welt gäbe, so wäre damit immerhin der Pessimismus mit seinen metaphysischen Folgerungen noch nicht gerechtfertigt. Denn es wäre noch zu fragen, ob denn überhaupt die Lust der alleinige und höchste Maßstab für die Beurtheilung des Werthes oder Unwerthes des Lebens und der Welt sei. Das ist eben zu negiren. Die Lust kann gar nicht der höchste Zweck der Welt sein, schon einfach deshalb, weil Milliarden von Wesen von Natur aus durchaus nicht fähig sind, Lust oder Unlust zu empfinden. Man kann daher sogar, wenn man will, den Hauptsatz des Pessimismus zugeben, ohne deshalb Pessimist sein zu müssen.

Aus diesen wenigen Bemerkungen schon, auf die ich mich hier beschränken muß, geht hervor, daß der Pessimismus eine positive wissenschaftliche Bedeutung nicht hat.

Doch einen negativen Werth glaube ich ihm zuschreiben zu dürfen. Einen solchen erblicke ich erstens darin, daß er den Pantheismus ad absurdum geführt hat. Wie bekannt, identificirt nämlich der Pantheismus Gott mit dem Wesen der Welt, indem er das Universum als die Evolution oder die Selbstgebärung des Absoluten betrachtet. Ist nun die Welt nach dem Pessimismus eine Stätte namenlosen Elends, dann ist es der innerweltliche pantheistische Gott selbst, der in jeder Secunde durch fortgesetzte Hervorbringung von Millionen unglückseliger Wesen sich quält und foltert, indem er bei jedem Geschöpfe mit dem Buddhisten sprechen kann: „tat twam asi", „dies Lebende bist du". — Aber, fragt mit Recht der Pessimismus: wie läßt sich ein Gott annehmen, der sich keinen bessern

Spaß zu machen verstände, als sich in eine Welt des Jammers zu verwandeln und sich selbst für immer in die Hölle zu stürzen? Das ist die vollendete Unvernunft. Folglich bleibt keine andere Wahl, als entweder Gott fallen zu lassen — der Atheismus, oder einen außerweltlichen Gott anzunehmen — der Theismus.

Das hat selbst Schopenhauer zugestanden, indem er im II. Bande seiner Parerga S. 105 sagt: „Zwei Prädicate sind vom Begriffe Gott unzertrennlich: die höchste Macht und die höchste Weisheit. Daß nun ein mit diesen ausgerüstetes Wesen sich selbst in die oben beschriebene Lage versetzt haben sollte, ist geradezu ein absurder Gedanke .... Der Theismus hingegen ist bloß unerwiesen, aber nicht absurd; denn daß ein allmächtiges und dabei allweises Wesen eine gequälte Welt schaffe, läßt sich immer noch denken, wenngleich wir das Warum dazu nicht kennen .... Aber bei der Annahme des Pantheismus ist der schaffende Gott selbst der endlos Gequälte — das ist absurd." So ist also durch den Pessimismus der Pantheismus gerichtet.

Ferner hat der Pessimismus noch einen zweiten Grundirrthum unserer Zeit kritisch zersetzt: den Materialismus, und zwar zunächst den praktischen.

Der Materialismus, diese fast Alles mit sich fortreißende Strömung der Gegenwart, macht sich wie in der Wissenschaft so in der Kunst, im socialen Leben, in der Politik, kurz, auf allen Gebieten in bedenklicher Weise geltend. Ist seinem theoretischen Princip gemäß nur die Materie real, die sinnenfällige Welt also die allein wirkliche, und alles sogenannte Transscendente nur Phantasiegebilde, so ergibt sich daraus einfach als praktische Maxime: genieße deshalb die sinnlichen Güter als die allein wahren, so viel du kannst und zimmere dir ein Eldorado auf Erden, denn das Jenseits ist ein fingirter Wechsel, und mit dem Tode ist die Farce zu Ende.

Dieses zeitgenössische Evangelium fand natürlich allerorts ungeheuern Anklang: Presse und Literatur, Theater und Weltausstellungen variirten in bunter Weise das Thema: „die Welt ist so schön" und „wie wir's herrlich weit gebracht"; Millionen Hände rührten sich zum glänzenden Aufbau des erträumten Glückstempels und mit bacchantischer Lust tanzten die modernen Baalspriester um das goldene Kalb; denn „die Götterdämmerung" verkündete im Gluthschein den Fall der jenseitigen Walhalla und den Anbruch einer neuen rosigen Zeit unter dem Monde.

Aber da kommt der böse Pessimismus und zerreißt mit mephistophelischem Hohne eine goldene Draperie nach der andern, macht aus deren Fetzen eine Harlekinsjacke für die tolle Welt und zerschlägt mit dem Schwerte der Kritik auch noch das so gepriesene Erdenparadies. „All' euere Götzen — ruft er mit schrillem Tone in die von ihren Errungenschaften trunkene Jetztzeit hinein — sind eitel Dunst und Illusion! Ich habe den Schleier von ihnen hinweggezogen und — es steckt nichts dahinter; ist der Himmel oben ein Wahn, so ist es nicht minder der Himmel da unten."

Und indem so der Pessimismus alle vergötterten Erdengüter einer mörderischen Kritik unterzieht, die zwar nicht selten übertrieben, aber doch auch oft das Schwarze trifft, kommt er zu dem Schluß, daß die sinnlichen Genüsse schal und nichtig seien und dem Menschen kein positives Glück gewähren. Eine einzige Ausnahme bildeten Kunst und Wissenschaft. Ja, der wissenschaftliche und der Kunstgenuß seien „die einzigen Oasen in der Wüste des Daseins, der einzige freundliche Sonnenblick in der Nacht des Ringens und Leidens." Und damit weist der Pessimismus über den gemeinplätzigen Materialismus unserer Zeit hinaus auf die idealen Güter, die allein den Menschen befriedigen könnten und erkennt dadurch direct oder indirect die übersinnliche Naturanlage desselben an.

Aber leider verwelken und verdorren dem Pessimismus alsbald unter der Hand auch diese letzten Rosen des Glückes; denn in seiner Rundschau in der Welt findet er, daß auch

die Kunst mehr und mehr abwärts gehe; nur wenigen genial angelegten Naturen sei sie eine hehre Göttin, die einen reinen, vollen Genuß gewähre. — Und die Wissenschaft? Indem sie eine Illusion des Lebens nach der andern zerstöre, mehre sie das Elend und mache in ihrem weitern Fortschritte die Menschen immer unzufriedener mit dem Dasein, bis sie ganz lebensmüde jede Hoffnung aufgeben und sich sehnen nach dem — Nirwana. Also sei es auch mit diesem letzten Rettungsanker nichts.

So barock nun auch diese Anschauung von der Wissenschaft klingt, so enthält sie dennoch eine tiefernste Wahrheit. Ja, die Wissenschaft, die der Pessimismus im Auge hat, untergräbt mit den idealen Gütern immer mehr auch das Glück der Menschheit. Und in der That, wenn diese Wissenschaft alleinherrschend und Massenüberzeugung würde, dann würde der Pessimismus zur factischen Wahrheit.

Dem Gesagten zu Folge hat also der Pessimismus eine nicht zu unterschätzende negative Bedeutung; denn er ist einerseits der Todtengräber der antichristlichen modernen Philosophie in ihren Hauptformen, und weist über sich selbst hinaus; anderseits hält er dem vulgären Treiben unserer Zeit einen scharfgeschliffenen Spiegel vor. Recht verstanden, ist er ein Prediger für die Gegenwart — ein Prediger eigener Façon, indem er durch seine düstere Genremalerei der heutigen kranken Zustände zur Selbstbesinnung und Umkehr mahnt. — Endlich stellt er, als die letzte Entwickelungsphase der neuern unchristlichen Speculation, die denkende Menschheit vor die große Alternative: entweder hinab in den Inferno der Verzweiflung an allem Glück mit der Aufschrift: lasciate ogni speranza, voi che entrate — oder zurück zur christlichen Weltauffassung und Lebensgestaltung. Das ist die providentielle Stellung des Pessimismus in der Weltgeschichte.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen wurde die General-Versammlung von dem Vorsitzenden geschlossen. Der folgende Tag wurde von einem Theile der Vereins-Mitglieder zu einem gemeinsamen Ausfluge in das Rhöngebirge benutzt. Auch hier hatten die fremden Gäste wiederum der unübertrefflichen Zuvorkommenheit der Fuldaer Freunde einen höchst genußreichen Tag zu verdanken.

Da in der Mitgliedschaft des Gesammt-Vorstandes seit der Gründung der Görres-Gesellschaft ein mehrfacher, durch Todesfälle veranlaßter Wechsel stattgefunden hat, so erlauben wir uns zum Schlusse unseres diesjährigen Berichtes die Namen derjenigen Herren mitzutheilen, welche Ende 1880 den Gesammt-Vorstand bilden. Es sind folgende:

A. Der Cardinal-Protector der Görres-Gesellschaft Se. Eminenz Joseph Cardinal Hergenröther in Rom.

B. Ehren-Präsidium.

1. Fürst Carl zu Löwenstein-Wertheim auf Kleinheubach bei Miltenberg a. Main.
2. Weihbischof Dr. Baudri in Köln.
3. Dom-Dekan Dr. Heinrich in Mainz.

4. Prälat Professor Dr. Hettinger in Würzburg.
5. Prälat Professor Dr. Janssen in Frankfurt a. Main.
6. Obertribunalsrath a. D. Dr. Peter Reichensperger in Berlin.
7. Bischof Dr. Carl Joseph von Hefele in Rottenburg.

C. Sections-Vorstände.

a. Mitglieder des Vorstandes der philosophischen Section.

1. Professor und Domcapitular Dr. Haffner in Mainz als Vorsitzender.
2. Professor Dr. Joseph Bach in München.
3. Professor Dr. Gutberlet in Würzburg.
4. Präses Dr. Georg Hagemann in Münster i. W.
5. Stadtpfarrer Dr. Mattes in Weingarten (Würtemberg).
6. Professor Dr. Aloys Schmid in München.
7. Professor Dr. Schneid in Eichstädt.
8. Professor Dr. Schütz in Trier.

b. Mitglieder des Vorstandes der Section für Naturwissenschaft (die Section hat sich bis dahin noch nicht constituirt).

1. Dr. med. Capellmann in Aachen.
2. Dr. med. Carl Hopmann in Köln.
3. Dr. med. Stöhr, Privatdocent in Würzburg.

c. Mitglieder des Vorstandes der historischen Section.

1. Dr. Franz Binder, Redacteur der ‚Historisch-politischen Blätter' in München.
2. Dr. Herm. Cardauns in Köln.
3. Seminar-Regens Professor Dr. Hipler in Braunsberg O.-Pr.
4. Dr. Franz Hülskamp, Redacteur des ‚Literarischen Handweisers' in Münster i. W.
5. Dr. Georg Hüffer, Privatdocent, Redacteur des ‚Historischen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft' in Münster i. W.
6. Regens Dr. Komp in Fulda.
7. Geistl. Rath und Stadtpfarrer Dr. Ernst Münzenberger in Frankfurt a. Main.
8. Pfarrer Weißbrodt in Coblenz.

d. Mitglieder des Vorstandes der Section für Rechts- und Social-Wissenschaft.

1. Clemens Freiherr von Heereman, Regierungsrath a. D. in Münster i. W., als Vorsitzender.
2. Julius Bachem, Rechts-Anwalt in Köln.
3. Dr. Adolph Franz, Geistl. Rath in Berlin.
4. Dr. Gerlach, Domcapitular in Limburg a. d. Lahn.
5. Dr. Ernst Lieber in Camberg.

6. Ed. Müller, Rechts-Anwalt in Coblenz.
7. Dr. Joh. Pruner, Domcapitular und Regens in Eichstädt.
8. Rang, Ober-Bürgermeister in Fulda.

D. Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses.

1. Professor Dr. Freiherr von Hertling in Bonn, als Vorsitzender.
2. Ober-Bürgermeister a. D. Kaufmann in Bonn, als General-Secretair.
3. Professor Dr. Simar in Bonn, als stellvertretender General-Secretair.
4. Julius Bachem, Rechts-Anwalt in Köln.
5. Dr. C. Hopmann, praktischer Arzt in Köln.

Preis-Ausschreiben

der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Gemäß Beschluß des Vorstandes bei Gelegenheit der V. General-Versammlung.

Die Gesellschaft wünscht:

Eine bündige Bearbeitung der Lehre des h. Thomas von Aquin von der Erkennbarkeit Gottes.

Die Lehre von der Erkennbarkeit Gottes soll aus den betr. Abschnitten der philosophischen und theologischen Summen, sowie aus andern einschlägigen Schriften des h. Thomas von Aquin sorgfältig zusammengestellt, erklärt und begründet werden. Hierbei ist insbesondere zu handeln von dem Ursprung und der formellen Beschaffenheit der natürlichen Gotteserkenntniß, von den Beweisen für das Dasein Gottes und von dem aus diesen sich ergebenden metaphysischen Grundbegriff Gottes. Eine Entwickelung der Eigenschaften Gottes wird nicht gefordert. Der Umfang der Bearbeitung soll die Grenze von zehn Druckbogen nicht überschreiten.

Der erste Preis beträgt 500 Mark, der zweite 200 Mark. Bewerber wollen ihr Manuscript vollständig und in druckfertigem Zustande bis zum 31. März 1882 bei dem General-Secretair der Görres-Gesellschaft, Herrn Ober-Bürgermeister a. D. Kaufmann in Bonn, einsenden. Unvollständige und zu spät eingelaufene Arbeiten haben keinen Anspruch auf Berücksichtigung.

Das Manuscript ist mit einem Motto zu bezeichnen und ein versiegeltes Couvert beizufügen, welches auf der Außenseite das gleiche Motto trägt, innen den Namen des Verfassers enthält.

Die Verkündigung des Urtheils erfolgt bei Gelegenheit der General-Versammlung des Jahres 1882.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Görres-Gesellschaft.

Das Zacharias-Diplom vom 4. November 751

oder

Fulda's Unmittelbarkeit unter dem römischen Stuhl und seine quasiepiskopale Jurisdiction.

Vortrag des Herrn Regens Dr. Komp,
gehalten bei Gelegenheit der V. General-Versammlung der Görres-Gesellschaft,
am 18. August 1880.

Die Gegend, die Sie, hochgeehrte Herren Mitglieder und Theilnehmer der GG., durch die Wahl zur diesjährigen General-Versammlung ausgezeichnet haben, zog ehedem auch die Blicke des hl. Bonifatius auf sich. Von den Thälern der Saale und des Mains, von den Ebenen der Wetterau, des Eichsfeldes und Thüringens aus gewahrte Bonifatius ein weites, waldiges, ihm nicht näher bekanntes Bergland. Von der Salzburg und Amöneburg schaute er die höchsten Kuppen der Rhön, offenbar die Wasserscheide, von der die Flüsse dem Main und der Weser zuströmen. Bei seinen Wanderungen von Selheim und Fritzlar nach Erfurt und Ohrdruf hatte er wiederholt einen der bedeutendsten, die Fuldaha, das volle Wasser, überschritten.

Weiter hinauf breitete sich an beiden Ufern derselben ein großer Wald aus, von den vorherrschenden Buchen Buchonien genannt. Es ist dies, wie Landau, „Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und Entwickelung. Gotha. Perthes 1854", nachweist, ein Waldname und nicht die Bezeichnung eines Gaues. Der Gau, dem Buchonien nicht ausschließlich, aber doch größtentheils angehörte, war das Grabfeld, das, wie Landau gegenüber Gegenbaur, „Kloster Fulda" ausführt, von dem Gau der Wettereiba nicht durch die Fulda, sondern durch die Höhen des Vogelsgebirges abgegrenzt wurde.

Während manche Thäler des Buchenwaldes, besonders in seinen Ausgängen, spärlich bevölkert waren, zeigte der obere Theil keine Spur von Cultur und festen Wohnsitzen. Die historischen Zeugnisse bekunden dies zu evident; die Hünengräber, die noch nicht einmal in dem in Betracht kommenden Bezirke gefunden wurden, zeugen nicht für die Zeit des 8. Jahrhunderts, und unsere Behauptung schließt nicht aus, daß die Forsten, Weiden, Wildfänge ihre Herren und die Berge und Thäler ihre Namen hatten. Ist es denn so auffallend, daß damals ein Waldtheil von vier Stunden im Durchmesser unbewohnt gewesen? An der nordwestlichen Grenze dieses Gebietes vorüber führte die Handelsstraße von Thüringen an den Rhein, von der sich am Himmelsberg eine kleinere Straße — der Ortsweg — ostwärts abzweigte.

Die Wichtigkeit der Lage dieser Gegend, die im amtlichen Verkehre mit Rom und von den damaligen Schriftstellern stets als vastissima solitudo iuxta ripam Fuldae bezeichnet wird, entging dem Auge des Mannes Gottes keineswegs. Sie befand sich ja mitten unter den vier Völkern, denen er das Evangelium verkündet hatte: den Franken, Thüringern, Hessen und den Bewohnern der Wetterau; nicht zu nahe dem Lande der Sachsen, daß diese hätten gefährlich, und nicht zu weit, daß sie von da aus zum Christenthum nicht hätten bekehrt werden können. Die Gründung eines großartigen Klosters an dieser Stelle konnte für Mitteldeutschland ein Stützpunkt, für die Missionen des Nordens ein Ausgangspunkt, für ihn selbst ein Ruheplatz am Abende seines Lebens und im Tode werden.

Während der organisatorische Geist des Heiligen sich mit diesem Gedanken beschäftigte, trat sein Lieblingsjünger Sturmi, bereits drei Jahre Priester, zu ihm und eröffnete ihm seinen Herzenswunsch, in der Einsamkeit dem Herrn vollkommener zu dienen. Der Bischof erkannte die Echtheit des Berufs und zugleich die Fügung Gottes. Er weihte seinen Jünger in seinen Plan ein und sandte ihn mit zwei Gefährten aus, in der geschilderten Gegend den geeigneten Ort zu suchen. Im Hochsommer 743 ging Sturmi zu letzten Male allein an's Suchen und er fand hier in dem Thale die Stelle Eiloha. Dies war der Ort, den der Herr seinen Dienern in der Wildniß bereitet hatte. In unübertrefflicher Weise erzählt es uns der h. Abt Eigil, der Schüler und Vetter Sturmi's, in seiner Vita Sturmii.

Bonifatius eilte an den Hof Karlmann's, erbat sich und erhielt urkundlich die Gegend, 4000 Schritte in der Runde, zum Eigenthum, Sturmi nahm sie durch Errichtung des Kreuzes am 12. März 744 feierlich in Besitz, die Kirche ertheilte ihr durch die Consecration des Altars zu Ehren des Erlösers ihre Weihe, der römische Stuhl, der h. Papst

Zacharias, gewährte dem neuen Kloster am 4. Nov. 751 große Rechte, das Privileg der Immedietät.

Glauben Sie nicht, hochverehrte Herren, daß dieser längere Excurs nur dazu dienen solle, Sie heute, am Festtag des königl. Stifters, an den ehrwürdigen Ursprung Fulda's zu erinnern; nein, er soll, wie es die Zwecke unserer Vereinigung fordern, die Unterlage für einen eminent wissenschaftlichen Gegenstand bilden.

Wohl wenige Documente sind so oft und lange von den verschiedensten Seiten wissenschaftlich erörtert worden, wie das Zacharias-Diplom. Zunächst boten Jahrhunderte hindurch die Jurisdictionsstreitigkeiten der Aebte mit den benachbarten Bischöfen Veranlassung, auf dasselbe zurückzukommen; wir nennen als die letzten und bedeutendsten beiderseitigen Vertreter nur den Historiker Schannat und den Würzburg'schen Geheimen Rath Eckhart. Im 17. Jahrhundert waren es besonders die Vorkämpfer des Gallicanismus, an ihrer Spitze Launay, die, um ihre Ansicht von der Papal- und Episkopalgewalt aufrecht zu erhalten die Echtheit dieses Decrets anfochten. Allein auch jetzt, nachdem meist keine andern Rücksichten obwalten, als die der Geschichte und Diplomatik, haben sich die namhaftesten Gelehrten, wie Wenck, Rettberg, Jaffé, Pertz, Dümmler, Oelsner, Sickel, Will, mit unserm Documente beschäftigt. Selbst das verflossene Jahr hat noch zwei größere Werke, die es behandeln, auf den Büchermarkt gebracht. Das eine, dem hl. Vater Leo dedicirte, hat Seine Eminenz den Cardinal Domenico Bartolini zum Verfasser und führt den Titel: Di S. Zaccaria Papa e degli anni del suo Pontificato. Commentarii storico-critici. Ratisbona. Pustet. 1879. Das andere „Diplomatisch-historische Forschungen. Gotha. Perthes. 1879" ist von dem Tübinger Privat-Docenten Julius von Pflugk-Harttung geschrieben.

Alle Anerkennung verdient an dieser letzten Schrift der wahrhaft deutsche Fleiß in der Erforschung des Materials und der Prüfung der Urkunden, wie die reiche Erudition in der einschlägigen Literatur; aber es stößt ab die Hyperkritik, die grundlos in Zweifel zieht und doch nur Probabilitäten, oft recht schwache, an die Stelle setzt; es fällt auf der Mangel an Verständniß und Objectivität in der Beurtheilung kirchlicher Verhältnisse, und, fast möchte man sagen, eine gewisse Sucht in der Beschuldigung der Fälschungen, der Fuldaer Fälschungen.

Deshalb dürfte es hinlänglich motivirt erscheinen, in dieser Fuldaer Versammlung der GG. zur Pflege der kathol. Wissenschaft etwas zu erwidern. Wir wollen nicht, wie der Autor von der Oeffentlichkeit fürchtet, die Blätter seines umfangreichen Buches „zerzausen und zerstreuen", sondern wir beabsichtigen nur, das Wichtigste zu streifen, und den

positiven Beweis für die Existenz und den Inhalt des Zacharias-Diploms oder die Exemtion, Immunität und quasiepiskopale Jurisdiction des Klosters Fulda zu versuchen.

I.

Keinem der alten Schriftsteller Fulda's räumt Harttung eine größere Bedeutung ein, als Rudolfus Fuldensis, dem gelehrten Schüler Hraban's und Prediger Ludwig's des Frommen. Dieser gebe bezüglich des Verhältnisses Fulda's zum h. Stuhl den wahren Sachverhalt, der den Kern des Ganzen bilde. Rudolf sagt in dem Buche de reliquiis bei Brower S. 225: „St. Bonifatius der Märtyrer, der apostolische Legat und Bischof von Mainz, erbat sich jenen Ort vom Frankenkönige Karlmann, weil er heimlich lag, weit entfernt vom Getriebe der Menschen, und errichtete dort cum auctoritate des Papstes Zacharias ein Mönchskloster. Es geschah im Jahre 744." Auch im Leben der h. Lioba wiederholt derselbe Schriftsteller denselben Ausdruck, das Kloster Fulda sei cum auctoritate des Papstes Zacharias und durch die Huld (favore) des Königs Karlmann in der sehr ausgedehnten Einsamkeit gegründet worden. Das wiederholte Wort auctoritas, offenbar eine Anspielung auf den Ausdruck des Diploms dicio et auctoritas, die nur dem römischen Stuhle zukommen solle, bezeichnet mehr als bloße Genehmigung, wie Harttung will. Wie der favor des Königs sich in der Gabe des Landes bethätigte, so die auctoritas des Papstes in der Verleihung gewisser Rechte. Was den Papst zum Auctor hat, ist ohnehin den Unterstehenden selbstverständlich entzogen. Es deutet mithin die Ausdrucksweise Rudolf's auf das päpstliche Privileg des Papstes Zacharias hin, von dem der h. Eigil in seiner Vita Sturmii spricht.

In dieser Schrift — nach Pertz eine Quelle ersten Ranges — berichtet uns Eigil, König Pippin habe den am Hofe des Entscheides harrenden Sturmi zu sich beschieden, und fährt dann fort: „Pippin übertrug ihm die Leitung des Klosters Fulda, dem er schon früher vorgestanden, schloß jede Oberherrlichkeit (dominium) des Bischofs Lullus über das Kloster aus und entließ ihn in allen Ehren mit dem Befehle, er solle in Gemäßheit des Privilegs, das der h. Papst Zacharias als oberster Bischof des apostolischen Stuhles schon lange dem h. Bonifatius verliehen habe, die Abtei regieren — bis auf den heutigen Tag besitzen die Brüder dieses Privileg in sicherem Verwahr —, und mit der Weisung, er solle die Entscheidung seiner persönlichen Rechtsfälle, sowie den Schutz des Klosters bei keinem Andern suchen, als beim Könige. Sturmi verabschiedete sich vom Könige, seinem Herrn, und eilte mit dem erwähnten Privileg, das er aus des Königs Hand empfangen hatte, seinem Kloster zu."

Ausdrücklich ist hier die Rede von einem Privileg, das Papst Zacharias kraft apostolischer Vollmacht dem Kloster verliehen hatte. Sturm empfing es aus der Hand des Königs, die Brüder bewahrten es sorgfältig; Eigil hatte es gesehen, sein Inhalt betraf die vom Bischof unabhängige Regierung des Klosters. Ein königliches Präcept — nicht jenes, durch das Pippin schon 753 das Zacharias-Privileg bestätigt hatte, sondern ein zweites — sicherte dem Abte den unmittelbaren Recurs an den König.

Um die Kraft dieses Zeugnisses zu brechen, behaupten Eckhart und Vanhecke, die Stelle sei interpolirt. Allein die beiden einzigen Codices, der Heilbronner, jetzt zu Erlangen befindliche aus dem 13. Jahrhundert, und der Bamberger vom Jahre 1417, lassen keine Interpolation zu. Dann erhob man innere Widersprüche: Sturm habe das Privileg aus der Hand Pippin's empfangen, nicht zurück empfangen, es habe sich also vorher nicht in Fulda befunden. Es konnte vorher eben so gut in Mainz, wo Bonifatius und Lullus ihren Sitz hatten, aufbewahrt und zur Lösung der Controverse über die Jurisdiction, das Kloster zu regieren, an den Hof gebracht worden sein. Die verleumderische Klage der drei falschen Brüder, die Sturm das zweijährige Exil zu Jumièges eintrug, war erledigt. Eine zweite Controverse mit Lullus war dem Urtheilsspruche des Königs unterbreitet, sie betraf die Exemtion. Gewiß kannte Lullus das Privileg, das er selbst in Rom empfangen hatte; allein bei der Neuheit des Rechtsverhältnisses, bei der Kürze der Fassung des Diploms konnten und mußten allerlei Zweifel über den Sinn, den Umfang, die Anwendung auftauchen, die Lullus nach dem allgemeinen, bisher geltenden Rechte entschieden wissen wollte. Der Auftrag des scheidenden Bonifatius an Lullus, für das im Beginn befindliche Kloster zu sorgen, konnte weitere Mißverständnisse hervorrufen.

Auch Harttung gesteht den Beweis der Existenz eines Exemtions-Privilegs aus dieser Stelle zu. Der Geschichtsbaumeister will nur hier (das Brecheisen) einsetzen, um den Inhalt desselben zu schwächen.

Daß das Privileg wirklich nachgesucht und bewilligt worden sei, geht klar aus der erhaltenen Correspondenz der beiden Heiligen hervor. Jener Brief des h. Bonifatius an den Papst, welcher sich bei Brower, Schannat, Dronke abgedruckt findet, ist zwar zweifellos unterschoben, aber es ist der verlängerte echte, den Othlo und Würdtwein bringen. Dieser bricht nach dem Berichte der Gründung des Klosters zum Schlusse ab; er wurde jedoch von einer Gesandtschaft, Lullus an der Spitze, übergeben, der den Auftrag hatte, zugleich eine Reihe von Wünschen und Fragen mündlich zu unterbreiten. In seiner unanfechtbaren Antwort knüpfte der h. Zacharias an die Schilderung

des Klosters an und schreibt: „Sodann hast du begehrt, daß wir dieses ehrwürdige Kloster um deines Namens willen durch ein Privileg des römischen Stuhles festigen sollen. Wir haben dies, um deinen Wünschen zu entsprechen, nach deinem Verlangen und Begehren angeordnet. Denn es geziemt sich, daß der Prediger im göttlichen Dienste und der beste Diener zur Erfüllung seines Begehrens gelange und das gut begonnene Werk zu Ende bringe.“ Wer könnte da noch an der Existenz eines Privilegs, das durch Verleihung gewisser Rechte Festigung gewährte, zweifeln?

Doch auch der Wortlaut des Decrets ist uns erhalten und zwar in vier Formen mit geringen Varianten. Die eine Form kommt mit der Formel des Liber diurnus (bei Rozière Nr. 32) genau überein, der aus dem Ende des 7. oder dem Anfang des 8. Jahrhunderts stammt. Zwei andere, in der Schlußformel etwas abweichend, finden sich in zwei Codices des 10. Jahrhunderts, und die vierte hat uns Othlo, der um die Mitte des 11. Jahrhunderts schrieb, in der Biographie des h. Bonifatius überliefert. In der Uebersetzung lautet die letztere wie folgt[1]).

„Der Papst Zacharias an den Bischof Bonifatius und durch ihn an die Brüder in dem von ihm erbauten Kloster, sowie an die für alle Zeiten nachfolgenden Aebte.

„Da stets zu gewähren ist, was vernünftigen Wünschen entspricht, so darf der Aufopferung des Gründers eines frommen Baues der Machtspruch zur Feststellung von Vorrechten nicht versagt werden. Da du also von uns verlangt hast, das von dir erbaute, nächst dem Ufer des Fuldaflusses an einem Orte, der Bothonia heißt, gelegene Kloster zum Erlöser möge mit den Zierden des Vorrechtes des apostolischen Stuhles geschmückt werden, so daß es unter der Gerichtsbarkeit unserer h. Kirche, welcher wir durch Gottes Fügung dienen, stehe und der Gewalt keiner andern Kirche unterworfen sei, so bringen wir, deinen frommen Wünschen in dieser Sache willfahrend, hiermit, was verlangt wird, zur Ausführung.

„Deshalb untersagen wir, daß außer dem apostolischen Stuhle je ein Priester, welcher Kirche er auch angehöre, in dem oben genannten Kloster irgendwie Gewalt und Ansehen habe, so daß Keiner, wenn er nicht vom Abte des Klosters eingeladen worden ist, sich in irgend einer Weise unterfangen soll, darin die Feier der Messe zu begehen, damit es eben deshalb, weil es dem apostolischen Stuhle unterworfen ist, in der That unerschütterlich bevorzugt bleibe. Auch soll es sich für immer des festen Eigenthums der Orte und Gegenstände, sowohl derjenigen, welche es in

---

[1]) Küll, Sämmtliche Schriften des h. Bonifatius. I. B. Regensburg 1839, bei Manz, p. 259.

der jetzigen Zeit hat und besitzt, als auch derjenigen, welche in künftigen Zeiten die göttliche Güte als Zuwachs aus den Geschenken und Opfern, sowie auch aus den Zehnten der Gläubigen in seine Gewalt bringen wird, ohne Widerspruch irgend einer Person erfreuen. Wir bestimmen ferner durch die Ausfertigung dieser unserer Verfügung, daß Jeder, mag er Vorsteher irgend einer Kirche oder sonst durch irgend eine Würde ausgezeichnete Person sein, wenn er diese Urkunde unseres Vorrechtes, welche wir durch die Machtvollkommenheit des Apostelfürsten bekräftigen, zu fälschen versuchen sollte, in den Bann verfallen und, mit dem Zorne Gottes belastet, aus der Versammlung aller Heiligen ausgeschlossen sei, nichts destoweniger aber das von uns gewährte Ansehen des oben erwähnten Klosters, von der apostolischen Machtvollkommenheit unterstützt, für immer ungeschmälert bleiben soll. Gegeben am Tage vor den Nonen des Novembers, unter der Regierung unseres Herrn, des Augustus Constantinus, im 32. Jahre seines Reichs, in der fünften Indiction."

Das Original ist freilich nicht mehr vorhanden. Zwar hatten die Diplomatiker und selbst Professor Sickel (Acta Karolingorum) lange die von hier nach Marburg in's Archiv transferirte Pergament-Urkunde des königlichen Präcepts Pippin's, welches das päpstliche Privileg enthält, für Original gehalten. Die Sprache, die Arenga, das Chrismon, der Vollziehungsstrich Pippin's, das Recognitionszeichen Baddilo's ist täuschend ähnlich; die innern Schwierigkeiten erscheinen von keinem Belang. Allein bei einer zweiten Untersuchung erklärte Sickel das Document für eine Copie aus dem Ende des 8. Jahrhunderts. Herquet's Versuch, mit Beihilfe photographischer Abbildungen der früher hier bewahrten Karolinger-Urkunden die Originalität zu behaupten, scheiterte am allgemeinen Widerspruch. Ist dadurch der diplomatische Werth bedeutend gemindert, so hat die Copie doch immer noch als Schriftstück aus demselben Jahrhundert nicht zu unterschätzende Beweiskraft für die Existenz des Zacharias-Diploms.

Dieser Beweis wird durch die Reihe der späteren päpstlichen Bestätigungen vollendet. Wir unterscheiden drei Klassen. Die erste reicht bis zu Papst Sylvester II. (999—1003) und gibt keine Angabe über den Sprengelbischof mit Ausnahme der Bestätigungen Gregor's IV. im Jahre 828, Benedict's III. im Jahre 857 und Nicolaus' I. im Jahre 859, welche dem Sprengel-Bischof die Consecration der Altäre zuweisen. Die zweite von Sylvester II. bis Leo IX. (1048—1054) führt noch einige Special-Vorrechte, wie die Weihe durch den Papst, den Vorsitz des Abtes oder die Ueberweisung des Andreasklosters zu Rom an. Die dritte von Leo IX. bis Eugen III. (1145—1153) schließt den Sprengelbischof ausdrücklich aus. Nach Eugen pausiren die Bestätigungen bis zum 14. Jahrhundert.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß von allen diesen Bestätigungen keine einzige mehr im Originale vorhanden ist; es läßt sich aber auch erklären. In dem 8. und 9. Jahrhundert bedienten sich die Päpste zu ihren Urkunden noch des vergänglichern Papyrus, während die Könige bereits Pergament verwandten. Der analoge Fall von Monte Cassino, auf den wir bald zurückkommen, wird es erläutern. Und ist nicht die ganze hochberühmte Fuldaer Bibliothek, in runder Zahl 1000 Codices manuscripti, — höchst wahrscheinlich im Jahre 1631 — verloren gegangen, ohne daß man bisher mit Bestimmtheit behaupten könnte, wie und wohin sie abhanden gekommen?[1]) Es muß auch ferner als wahr angenommen werden, daß gegen die Echtheit einzelner Urkunden der ersten Reihe von Jaffé und Andern nicht ungegründete Bedenken erhoben werden. Allein die meisten und vor allen die von Marinus II. dem Abte Cardinal Hadamar im Jahre 943 verliehenen Erneuerungen sind nicht anzuzweifeln. Jetzt ist das Privileg des Zacharias von den Meisten, wie Jaffé, Oelsner, Sickel, Will, anerkannt. Wozu auch eine Zurückdatirung des Privilegs auf Zacharias und Bonifatius, angeblich aus Verehrung gegen den Letztern? Keine Zeit, keine Persönlichkeit, auch nicht die des Abtes und Cardinals Hadamar, motivirt die erste Entstehung in dem Grade, wie die Zeit und Person des apostolischen Legaten Bonifatius. Das Diplom des Papstes Zacharias ist die Vorlage aller folgenden.

Harttung selbst nimmt die Erneuerung durch Papst Marinus II. als unumstößlich sicher an, obschon sie von dem Sprengelbischof schweigt; ja er setzt die Initiale mit den Bildern des Papstes und Abtes aus dem Codex Eberhard's dem Titel seines Werkes vor. Die drei Bestätigungen aus dem 9. Jahrhundert mit Bezugnahme auf den Sprengelbischof gelten ihm vor allen als echt. Auch die Existenz des Zacharias-Diploms mag er nicht leugnen.

„Daß es," sagt er S. 218, „eine echte Urkunde des Papstes Zacharias gegeben, steht uns fest, und ebenso, daß sie im Wesentlichen mit dem uns vorliegenden Privilegium und dessen spätern Erneuerungen gleichgelautet hat. Nur schließen wir aus letztern (d. h. den eben citirten drei Erneuerungen des 9. Jahrhunderts) und historisch nachweisbaren Zuständen (vgl. II. Nr. 5. — sowohl der Nachweis als der Schluß läßt sich bemängeln) zurück und kommen dann zum Ergebnisse, daß die Auctorität des Sprengelbischofs zu Anfang nicht aufgehoben sein kann, daß sie neben der des Papstes bestanden haben muß, kurz daß der erste Erlaß für Fulda in dieser Hinsicht lautete, wie alle echten Bullen vor Marin II."

---

[1]) Komp, Fürstabt Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg ꝛc. Fulda. 1878. Maier, p. 111 ff.

S. 227 erkennt er dieser Conjectur das bescheidenere Prädicat der Wahrscheinlichkeit zu und macht uns mit der Tendenz seiner Bemühungen bekannt: „Wir dürfen ein Jahrhundert vor Pseudo-Isidor nicht den ungeheuern Schritt von einer umgrenzten Hoheit des Sprengelbischofs bis zur völligen Aufhebung derselben zu Gunsten des fernen Papstes sehen. Dies blieb einer weit spätern Zeit vorbehalten, wo man in Rom nicht nur mit andern Ansprüchen auftrat, sondern auch andere staatliche und kirchliche Verhältnisse und andere Mittel der Macht zur Verfügung wußte."

S. 231 faßt H. zum Schlusse das gewonnene Resultat noch ein Mal kurz zusammen: „Bonifatius wandte allerdings seinem Kloster eine Ausnehmestellung zu. . . . Nicht, wie sonst üblich, sind dem Sprengelbischof allein die geistlichen Hoheitsrechte über Fulda gegeben, der Papst steht nicht, wie bei andern Klöstern, in fernem Hintergrunde als eine Auctorität von überlegenem moralischen Ansehen, sondern Papst und Sprengelbischof sind sich dies Mal coordinirt, Fulda ist dadurch zu ersterm in ein ungewöhnlich nahes Verhältniß gerückt und zugleich vor den landläufigen Uebergriffen des Letztern geschützt. Auf daß nun aber aus jener Gleichstellung keine verderbliche Concurrenz erwachse, wird ausdrücklich das Weiherecht dem Bischof vorbehalten."

Gewiß eine nette Darlegung der kirchlichen Verfassung!

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Harttung's Zweifel nicht die Existenz, sondern den Inhalt des Zacharias-Diploms betreffen. Dieser Anschauung gegenüber ist es unsere Aufgabe, die völlige Exemtion des Klosters F. von der Jurisdiction des Sprengelbischofs, von dem ohnehin nur räumlich die Rede sein kann, d. h. die ausschließliche Immedietas sub sede romana und die quasiepiskopale Jurisdiction zu erweisen, so daß der Abt dem Bischofe nicht nur nicht subordinirt, sondern — von der Weihegewalt abgesehen — ihm coordinirt war.

II.

Zum Beweise dieser These brauchen wir nur den Beweisen Harttung's für seine Behauptung etwas näher zu treten.

H. geht natürlich ganz wissenschaftlich zu Werke. Zuerst verdünnt er den Begriff der Worte privilegium, immunitas, libertas, so daß er nicht nothwendig eine außergewöhnliche Ausnahmestellung bedingt. Sodann entwickelt er historisch den Inhalt der Kloster-Exemtionen vom allgemeinen Concil zu Chalcedon an bis auf die Zeit des h. Bonifatius für das Frankenreich und stellt als höchstes Maß hin, daß der Convent den Abt zu wählen, der Sprengelbischof ihn zu bestätigen habe, daß der Bischof den Klosterbezirk nur auf Einladung des Abtes betreten und

heilige Handlungen in demſelben oder an ſeine Inſaſſen ſpenden, Niemand ſich im Kloſter und ſeinem Gebiete unbefugte Gewalt anmaßen, Geld oder Geſchenke erpreſſen dürfe, daß dem Abte und nur ſupplementär dem Biſchof die Strafgewalt über die Mönche zukomme. Mehr zu fordern, konnte dem h. Bonifatius nicht in den Sinn kommen. Denn wenn auch die Abtei Bobbio in der Lombardei von Honorius I. im Jahre 628 ein Privileg größerer Ausdehnung, d. h. völlige Exemtion erhielt, ſo lagen die Umſtände dort ganz anders als im katholiſchen Frankenreiche.

Das Hauptargument bilden dann die Fuldaer Fälſchungen. Ueberall wurde nach H. gefälſcht, am meiſten in Rom, am Kaiſerhofe und in Fulda. In Fulda gab es überaus gelehrte Männer, feine angelſächſiſche Schreiber. F. hatte die engſten Beziehungen zu Rom und wahrſcheinlich in ſeiner berühmten Bibliothek den Liber diurnus. Dieſer letzten Vermuthung Harttung's wollen wir eine feſte Unterlage geben. Nach dem Cataloge des im Jahre 1505 verſtorbenen Benedictiners P. Knöttel befand ſich im Repoſitorium X., ordo IV. als Nr. 3 der Codex: Formulae literarum curiae romanae. Dies iſt die ſachliche Benennung für den Liber diurnus. Der Formel Nr. 32 bei Rozière — meint H. — genau entſprechend ſchrieb man das Privilegium Zacharias' für Fulda und ließ im Einklang mit der Formel die im urſprünglichen Diplom befindlichen, den Sprengelbiſchof betreffenden Worte, die ſich ja auch in drei Erneuerungen des 9. Jahrhunderts finden, hinweg. Setzt man dieſe Worte wieder ein, ſo hat man nach H. das echte Zacharias-Diplom, das in keinem Gegenſatz zu ſeiner Theorie von Pſeudo-Iſidor ſteht.

Dies iſt der Hauptinhalt des Buches des Tübinger Docenten, alles Andere iſt nur Beiwerk.

Dem erſten Argumente gegenüber behaupten wir: Wenn je ein Grund für das ungewöhnliche Privileg der unmittelbaren Unterordnung unter den römiſchen Stuhl mit Beſeitigung des Diöceſanbiſchofs vorhanden war, ſo iſt es bei Bonifatius der Fall geweſen. Es forderten dies ſeine perſönliche Stellung und die Ziele, die er bei ſeiner Wirkſamkeit im Allgemeinen und bei der Gründung des Kloſters Fulda im Beſondern verfolgte.

Die kirchliche Stellung des Heiligen war eine ganz ungewöhnliche. Wir dürfen ihn als die ausgezeichnetſte Perſönlichkeit der damaligen Zeit bezeichnen. Durch die Wiederherſtellung der Hierarchie in Baiern, die Errichtung neuer Bisthümer in Mitteldeutſchland, durch die Bekehrung vieler Volksſtämme, die Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe im ganzen Frankenreiche und den innigſten Anſchluß deſſelben an Rom erwarb er ſich die größten Verdienſte um die Kirche und machte ſich zum ultramon-

tanſten Apoſtel. Bittet nun eine ſolche Perſönlichkeit in zarteſten Worten den Papſt, derſelbe möge ſeinem Lieblingskloſter (in dem er als hochbetagter Greis zuweilen von der Arbeit zu ruhen und im Tode beſtattet zu werden wünſche) eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung verleihen, ſo ſcheint es uns ſehr natürlich, daß der Papſt antwortet, um ſeines Namens willen, nomine tuo, habe er ſeiner Bitte entſprochen, da es ſich gezieme, daß der beſte Diener zur Erfüllung ſeines Wunſches gelange.

Gerade eine völlige Exemtion von der biſchöflichen Jurisdiction diente den Zielen des Apoſtels, Deutſchland auf's engſte mit dem römiſchen Stuhle zu verknüpfen. Deshalb ließ er das Bisthum Utrecht ganz, die Diöceſen Eichſtätt, Würzburg, Buraburg, Erfurt wenigſtens für den Anfang dem h. Stuhle unmittelbar unterſtellt. Warum nicht auch das Kloſter Fulda? Wie Bonifatius dem Könige Karlmann ſchon vor der Gründung des Kloſters eröffnete, ſollte daſſelbe ja ein ſolches werden, wie in frühern Zeiten keines dageweſen ſei. Es ſollte eine Stütze ſeines Miſſionswerkes werden, es ſollte, wie Rudolfus Fuld. im Leben der h. Lioba bemerkt, an die Spitze des geſammten Ordensweſens treten und ſo das ſpätere Verhältniß des Regularklerus zum römiſchen Stuhle anbahnen, das der Einheit der Kirche ſo erſprießlich iſt. Sind das nicht ganz außerordentliche Ziele? Daß es tiefgreifende, weitzielende Pläne geweſen ſein mußten, welche den Einen zur Bitte, den Andern zur Gewährung eines ungewöhnlichen Privilegs veranlaßten, bezeugen die Eingangsworte: „Da ſtets zu gewähren iſt, was vernünftigen Wünſchen entſpricht.“

Und dieſe Lage der Dinge ſollte bezüglich Fulda's nicht eine ſolche Ausnahmeſtellung rechtfertigen, die nach H. mehr als ein Jahrhundert früher in der Lage Bobbio's wegen der Möglichkeit der Wahl eines monophyſitiſchen Biſchofs gegründet ſein ſoll!

Dem Leſer der „Diplomatiſch-hiſtoriſchen Forſchungen“ muß Eines auffallen. Bei einer Erudition, die alles nur irgendwie zur Sache Bezügliche heranzieht, vermißt man auch nur die leiſeſte Erwähnung Monte Caſſino's, das doch von Jaffé, Pertz und Andern bei Gelegenheit dieſer Frage behandelt, wenngleich nicht wie Fulda als privilegirt anerkannt wurde. Bartolini erweist jedoch, daß vor Fulda dieſes wichtigſte, unter dem h. Abte Petronax neu aufblühende Kloſter des Benedictinerordens vom Papſte Zacharias die Immedietät erhalten habe, und ſchließt unter Anderem auch aus der Gewißheit dieſes Privilegs für Fulda noch auf das für Monte Caſſino, das die Veranlaſſung zu jenem war.

Im Jahre 748 begab ſich Zacharias mit dem großen Gefolge von 13 Erzbiſchöfen, 68 Biſchöfen und vielen andern Angeſehenen nach Monte

Cassino, die dortige Kirche zu weihen. Er brachte kostbare Geschenke mit: eine schöne h. Schrift, das Manuscript der Regel Benedict's, das Maß und Gewicht für Wein und Brod. Als er den Berg verlassen hatte und in Aquino angekommen war, ließ er am 18. Februar durch den Bibliothekar des römischen Stuhles, den Bischof Benedict von Silva Candida, das Datum setzen unter das Diplom Omnipotenti Deo, welches der hochehrwürdigen Abtei die volle Exemtion von bischöflicher Gewalt verleiht.

Auch dieses Actenstück hat viele Anfechtungen erfahren: von Baronius und Gallonio, Launay und Natalis Alexander, von Boschio, Muratori, P. Alessandro di Meo, von Jaffé und Pertz. Alle von diesen Autoren vorgebrachten Schwierigkeiten widerlegt der Cardinal S. 264—271 im Einzelnen, vorzüglich auf Grund der weitern Ausführungen des großen Diplomatikers Carlo Troya in seinem Codice diplomatico Longobardico, Tom. IV. pp. 269—288, 302—321, und beweist seine These durch die summarische Aufnahme des Privilegs in das Präcept Karl's des Großen, durch das er die Schenkung Pippin's der römischen Kirche bestätigt, durch die von Wort zu Wort genommene Abschrift in den Registern des Cencio Camerino (des nachmaligen Honorius III.) und durch die Bestätigung der Richtigkeit der Abschrift vom schadhaften Originale, die auf Bitten der Mönche Monte Cassino's von Seiten des Papstes Gregor IX. in der Bulle Cum multa precum am 10. April 1231 erfolgte — nach genauer Durchsicht des Privilegs, privilegio diligenter inspecto, und nach sorgsamer Vergleichung mit dem im römischen Archiv befindlichen Exemplar.

Das Privileg der Immedietät für Monte Cassino vom 18. Febr. 748 ist also nicht mehr anzufechten. Dasselbe Jahr brachte Sturmi bekanntlich auch auf Monte Cassino zu, und dies war wohl die nächste Veranlassung zur Bitte des h. Bonifatius und zur Gewährung derselben durch Papst Zacharias, bei dem möglicher Weise Bruder Karlmann, der Stifter, Fürsprache leistete.

Aber die Fuldaer Fälschungen!

Gewiß ist nicht zu leugnen, daß im M. A. vielfach Abschriften gefertigt, und bei der Fertigung statt amtlicher Fidemirung die äußern Formen bis in's Kleinste mit einer gewissen Naivetät und nicht aus böser Absicht nachgeahmt wurden. Wir gestehen ferner zu, daß nicht selten, sei es aus Unkenntniß oder Nachlässigkeit der Schreiber, Fehler und Rasuren vorkommen, und wir leugnen nicht, daß auch in jener Zeit von einzelnen Betrügern gefälscht wurde. Aber wir weisen mit Entrüstung die unerwiesene Anklage zurück, daß man dies allgemein oder gar systematisch gethan habe.

Tief ruhen in der Seele die sittlichen Gesetze der Wahrheit, Gerechtigkeit und Religion. Niemand wird sie leichtfertig verletzen. Nun sollen die frommen Religiosen der Einöde an der Fulda, auf deren gottseliges Leben im 8. und 9. Jahrhundert ganz Deutschland voll Bewunderung und Verehrung schaute, sich auf's Fälschen verlegt und Heilige wie Sturmi, Eigil, Hraban dies geduldet haben! Dabei würden die Hierarchen so gutmüthig vorausgesetzt, daß sie sofort auf die Vorlage einer gefälschten Urkunde ohne alle Prüfung von ihrem alten, heiligen, öffentlichen Rechte abstehen; die schlauen Fälscher wieder so thöricht und inconsequent, daß sie aus einigen Urkunden des 9. Jahrhunderts den Passus des Sprengelbischofs nicht gestrichen haben. Dies läßt sich nicht annehmen.

Uebrigens findet sich an der betreffenden Stelle des Diploms keine Spur, die auf Fälschung schließen läßt. Wohl wird über die Adresse discutirt, ob sie in der zweiten oder in der dritten Person gegeben, d. h. ob Sto. Bonifatio et per te nach dem Curialstil oder per eum nach der Formel des Liber diurnus geschrieben sei. Der Hauptzusatz der erweiterten Form locis et rebus etc. d. h. Eigenthum, welches das Kloster besitzt oder besitzen wird, ist nach der Ansicht Sickel's und Oelsner's erst von Späteren aus Pippin's Bestätigungs-Urkunde in das päpstliche Document herübergenommen worden. Auch andere irrelevante Varianten werden erörtert. Aber in der fraglichen Stelle ist nichts, was auf eine Interpolation hinweist. Im Gegentheil wird durch die Aufnahme der gewünschten Worte, von denen H. ganz unbefangen sagt, sie fänden sich zwar nicht in den vier vorhandenen Exemplaren, könnten sich aber in einem zu entdeckenden fünften vielleicht noch finden, die Ineinander-Schachtelung der Sätze auf's Aeußerste gebracht.

Betrachten wir indessen den neuen Text, wie ihn H. mit Heranziehung des Zusatzes aus Urkunden des 9. Jahrhunderts sich bildet. Im Zacharias-Diplom heißt es: et ideo omnem cuiuslibet ecclesiae sacerdotem in praefato monasterio dicionem quamlibet habere et auctoritatem praeter sedem apostolicam prohibemus, ita, ut etc. Die erwähnten Erneuerungen des 9. Jahrhunderts schieben nach den Worten praeter sedem apostolicam diese weitern ein: et episcopum, in cuius dioecesi idem venerabile monasterium constructum videtur, cui licentiam dedimus tantum, cum opportunitas consecrandi altaris fuerit, prohibemus, ita ut etc.

Dieser Zusatz bringt gar keine merkliche Aenderung; es gehört das voreingenommene Auge H.'s dazu, um etwas zu entdecken. Er erklärt so: Wer hat nach diesen Erneuerungen im Kloster Jurisdiction? Der Papst und der Bischof des Ortes. Beiden wird sie in gleicher Weise

zuerkannt, den Uebrigen versagt. Der Papst steht also neben dem Sprengelbischof und nur an diesen ressortirt die Altarweihe.

Demnach soll die auch von H. nicht bestrittene Ausnahmestellung Fulda's darin bestehen, daß kein Bischof in demselben etwas zu thun habe, der ohnehin keine Jurisdiction besitzt oder besitzen kann. Wer kann denn außer dem Sprengelbischof und dem Papste in Frage kommen? Wie paßt diese Erklärung zum vorhergehenden Contexte? Weil du verlangt hast, daß dein Kloster der Jurisdiction unserer und keiner andern Kirche unterstellt werde, so erfüllen wir deine Bitte und bestimmen, daß es der römischen und doch noch einer andern Kirche unterworfen sei? Welche Anschauung vom Primat? Als ob nicht überall der Papst vermöge seiner mittelbaren und unmittelbaren Jurisdiction über alle Gläubigen nicht nur über, sondern auch neben den Bischöfen stände! Der fingirte Vorzug des Sprengelbischofs vor dem Papste wird durch eine kühne Vorsetzung des beschränkenden Tantum vom Acte auf den Träger der Jurisdiction gewonnen. Es heißt aber nicht: nur der Sprengelbischof soll Altäre weihen, sondern der Sprengelbischof soll nur Altäre weihen. Es ist also der Sinn: Ueber die Abtei Fulda hat einzig der Papst Jurisdiction, der Sprengelbischof nur so viel, als die Vornahme der Altarconsecration erfordert. Wird dem Sprengelbischof das Recht auf einen Act eingeräumt, so wird er im Uebrigen eo ipso ausdrücklich ausgeschlossen.

Setzen wir indessen die behandelte Stelle auch im Sinne H.'s in das Zacharias-Privileg, was wäre die Folge? Es wäre von einem Sprengelbischof zu einer Zeit die Rede, in welcher Fulda noch nicht einmal als Enclave in einer Diöcese gedacht werden kann.

Schon nach dem Oratorianer Thomassin (vetus et nova ecclesiae discipl. circa beneficia part. I.) war zur Zeit der Gründung des Klosters in dieser Gegend noch keine Spur von einer Diöcesenabgrenzung. Im Jahre 742 hatte Bonifatius auf der Salzburg die Bisthümer Eichstädt, Würzburg, Buraburg, Erfurt errichtet. Die Circumscription stand aber, wenigstens nach Norden hin, noch nicht fest. Die beiden letzten befanden sich im Missionszustande und machten unter Karl dem Großen den nordischen Diöcesen Platz. Bonifatius handelte als apostolischer Legat. „Das Kloster gehörte als Missionsanstalt — sagt Oelsner (Jahrb. des fränk. Reichs. Pippin. S. 61.) — keinem fränkischen Bisthume an, es stand allein unter dem Papste, dem Oberhaupte der Mission und seines deutschen Glaubensboten." „Von einem Eintritt (ebendaselbst) in ein bischöfliches Amtsgebiet verlautet nichts." Erst in der nicht zur Ausführung gelangten Bulle für Mainz vom 4. Nov. 751 (Jaffé III. n. 81. p. 226) werden unter Anderm alle von Bonifatius für das Christenthum

gewonnenen Gebiete dem neuen Erzbisthum untergeordnet. Der Apostel suchte nun das thatsächliche Verhältniß Fulda's zu einem dauernden zu gestalten und verlangte deshalb das Privilegium, das ja dasselbe Datum des 4. Nov. 751 trägt. Es kann also im Diplom kein Sprengelbischof erwähnt sein.

Um die völlige Exemtion durch die Praxis zu erweisen, führen wir nur einen Fall aus dem Ende des 8. Jahrhunderts an, von dem uns nach Dümmler „Ueber eine verschollene Fuldische Briefsammlung aus dem 9. Jahrhundert" ein Brief Hraban's an seinen Nachfolger Abt Hatto berichtet. Bischof Bernwolff von Würzburg hatte sich eine Ordination im Kloster Fulda erlaubt. Zwischen ihm und Abt Baugolf, auf dessen Seite Erzbischof Ricolf von Mainz stand, kam es vor Kaiser Karl und 50 Bischöfen zum rechtlichen Austrag. Es wurde Berufung auf das Decret des h. Zacharias eingelegt und der Würzburger wegen widerrechtlicher Ordination verurtheilt. Nach Oelsner ist dieser Beweis für die Echtheit des Privilegs, weil die Betheiligten gegen alles bischöfliche Interesse stimmten, höher anzuschlagen, als die Bestätigungs-Urkunden der nachfolgenden Päpste und selbst die Mittheilung Eigil's im Leben Sturmi's.

So dürfte denn die Unmittelbarkeit Fulda's unter dem apostolischen Stuhle feststehen. Der Abt besaß jedoch auch die quasiepiskopale Jurisdiction, vermöge deren er als Ordinarius die ihm erwachsenden Gemeinden pastorirte und die bischöflichen Weiheacte durch einen Bischof vollziehen ließ und dieses Verhältniß, das ihn den Bischöfen coordinirte, werden wir in kürzester Uebersicht darstellen.

Mit dem Ausschluß jedes andern Bischofs war die quasiepiskopale Jurisdiction eigentlich schon gegeben oder angebahnt. Sie erwuchs überdies aus der monachalen Verfassung des Stifts von selbst. Kaum hatte Sturmi das Kloster nothdürftig vollendet, als sich über die Umgegend 400 Mönche verbreiteten und sie mit Beihilfe herangezogener Arbeiter bebauten. Es entstanden die Cellen, die Vorrathskammern des Klosters, mit Kapellen und Wohnungen, unter der Aufsicht eines Benedictiners, von dem sie gewöhnlich den Namen erhielten. Daher noch heute wohl mit einziger Ausnahme von Brunnzell (urkundlich Primidescella, bei Eigil prima cella genannt) Eichenzell (Haichoniscella), Maberzell (Mauricella), Gläserzell (Nicolaicella) 2c. Es waren diese Bewohner in gewissem Sinne die domestici des Klosters, Glieder einer Communität. Durch die Glocken der Kirche wurden sie ja nach Eigil zur Sterbestunde Sturmi's in's Kloster gerufen. Sie unterstanden alle der Cura des Abtes und seiner Priester.

Auf diese erste Periode der Cellen folgte die der Conventus montium, welche Böhmer Glaubensburgen nennt. Am Petersberg,

Johannisberg, Frauenberg entstanden schon im Anfang des 9. Jahrhunderts rings um das Mutterkloster Filialklöster, in denen sich die Brüder sammelten, und damit, wie es nach Will's Regesten in Bardo's Biographie Vuldensis monachi vita prolixior c. 6. heißt, der geometrischen Harmonie und dem göttlichen Segen nichts fehle, erbaute Abt Richard im Jahre 1024 das vierte Filialkloster nach der vierten Himmelsgegend, nach Westen zu, und weihte es dem h. Andreas. Es war dies der Andreasberg, oder, weil er neuer als die übrigen war, der Neueberg und der erste Praepositus der h. Bardo, nachmalige Erzbischof von Mainz. Nun schaute der Bruder auf den Bruder, die Jungfrau auf die Jungfrau, Petrus auf Andreas, Maria auf Johannes, wie es ebendaselbst heißt, oder wie der Begleiter des Nuntius P. A. Carafa im Jahre 1626 in seiner Predigt an die Pröpste sagte: nun fand sich die Mutter von den Kindern umgeben, mater in circuitu filiorum suorum. Mit dieser Ausscheidung der Brüder aus den Gemeinden in die Klöster beginnt die Controverse über die bischöfliche Jurisdiction, ob die rechts der Fulda gelegenen Pfarreien dem Abte oder dem Bischof von Würzburg unterständen.

Das Concil zu Mainz im Jahre 1049, unter dem Vorsitze des Papstes Leo IX., wahrte die exemte Stellung des Abtes und aller seiner Klöster, beschränkte aber auf Drängen des Bischofs Adalbero die quasibischöfliche Jurisdiction des Abtes durch die Bestimmung, daß ein vom Abt präsentirter, aber vom Bischof gesendeter Kleriker als Archidiakonus in der Stadt Fulda residiren und die geistliche Jurisdiction über die Pfarreien zwischen der Fulda und Haun, Hünfeld und Rasdorf miteinbegriffen, ausüben sollte.

Nach Gegenbaur in der citirten Schrift war nicht das ganze Gebiet, nämlich nicht das linksfuldische, und nach dem Ex-Benedictiner Dompfarrer Isidor Schleichert in seiner Descriptio antiquissimae et primariae parochiae auch nicht die heutige Dompfarrei der Jurisdiction des Abtes entzogen.

Durch Vertrag mit dem Bischof Hermann von Würzburg erhielt der Abt Conrad von Malkos (1222—47) im Jahre 1243 die Jurisdiction über die genannten Theile wieder zurück.

Schwankungen war nur die Ausdehnung des Gebietes unterworfen, je nachdem Theile durch Schenkungen hinzutraten oder durch Verpfändungen und Veräußerungen hinwegkamen. Um den Umfang genau festzustellen, müßte eine Beschreibung der einzelnen Pfarreien geliefert werden. Nach verschiedenen Vergewaltigungen und Transactionen zwischen Würzburg und Fulda erhob Benedict XIV. die Abtei motu proprio unbeschadet ihrer Monachalverfassung zum Bisthum und Abt Amand von

Buseck, bereits Bischof von Themiscyra i. p., zum Bischof von Fulda im Jahre 1752, gerade ein volles Jahrtausend nach Emanation des Zacharias-Diploms.

Als die Säcularisation die Abtei vernichtet und die Restauration Fulda in die Reihe der neucircumscribirten Bisthümer eingefügt hatte, da war dasselbe nicht mehr — um mit dem verstorbenen Marburger Professor Heppe in seiner Kirchengeschichte Hessens zu reden — ein Pfahl im Fleische der Hierarchie. Es hatte sich assimilirt. Nach elf Jahrhunderten, die Fürstenthümer und Königreiche, ja selbst das heilige römische Reich deutscher Nation entstehen und untergehen sahen, steht noch die Diöcese Fulda, durch ihre ununterbrochene Existenz der kräftigste Beweis, daß das Zacharias-Diplom keine Fälschung war. Wahrheit und Recht haben Dauer, der Irrthum ist vielseitig und vergänglich.

Sehr geehrte Herren! Ihr Wohlwollen wird mich entschuldigen, wenn ich vor dieser hochansehnlichen Versammlung gegen H.'s Beschuldigung Protest erhoben habe. Bot derselbe ja doch Gelegenheit, Ihnen die ganze Vergangenheit des Ortes Ihrer diesjährigen General-Versammlung unter einem Gesichtspunkte zu entrollen.

Sie sehen Fulda als eine ganz ultramontane Schöpfung, nicht nur weil es der ultramontanste Apostel gegründet, sondern auch weil es Papst Zacharias dem römischen Stuhle — nullo medio interiecto — verbunden hatte. Der Name Fulda ist ein glänzender Beweis des Primats mehr als ein Jahrhundert vor Pseudo-Isidor, mit ihm und Monte Cassino beginnt nach Bartolini die unmittelbare Unterstellung des Regular-Klerus unter den römischen Stuhl.

Inhalt.

Jahresbericht für 1880. Bericht über die Verhandlungen der General-Versammlung in Fulda am 17. und 18. August 1880 3

Bericht des General-Secretairs Oberbürgermeister a. D. Kaufmann über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage der Gesellschaft 6

Bericht des Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses Prof. Dr. v. Hertling über die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten 7

Nekrolog auf das verstorbene Mitglied des Ehrenpräsidiums der Gesellschaft Professor Ferdinand Walter, verfaßt und vorgetragen von Herrn Domcapitular Dr. Gerlach aus Limburg 10

Nekrolog auf das verstorbene Mitglied des Ehrenpräsidiums der Gesellschaft Geh. Rath von Ringseis, verfaßt von Dr. med. Karl Hopmann, vorgetragen von Herrn Prof. Dr. Simar 12

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gutberlet über die aprioristischen Momente in dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft (Auszug) 17

Vortrag des Herrn Dr. Edm. Hardy aus Heppenheim über den heutigen Stand der Platonischen Frage 18

Vortrag der Herrn Dr. Hüffer aus Münster über die Gründung und den Stand des Historischen Jahrbuches 28

Einleitende Bemerkungen aus dem systematischen Programm für die Herausgabe eines Staats-Lexicons 31

Vortrag des Herrn Subregens Dr. Engelb. Lor. Fischer aus Würzburg über die negative Bedeutung des modernen Pessimismus 34

Verzeichniß der Mitglieder des Gesammt-Vorstandes 38

Preis-Ausschreiben 40

Vortrag des Herrn Regens Dr. Komp aus Fulda über das Zacharias-Diplom vom 11. Nov. 751 oder Fulda's Unmittelbarkeit unter dem römischen Stuhl und seine quasiepiskopale Jurisdiction 41

3 2044 011 201 761

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is in by retaining it beyond the sp time.

Please return promptly.